

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEBER HEINRICH ZILLICH

ZWÖLFTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1935

*

KRONSTADT

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Seite

Aichelburg Wolf von, Gedichte 397
Barth Peter, Gedichte 81
Blaga Lucian, Gedichte 430
Crainic Nichifor, Gedichte 377
Hajek Egon, Klare Quelle 52
Gedichte 262
Maniu Adrian, Gedichte 495
Maurer Georg, Odin 421
Mieß Gerda, Um den Retter 217
Ewigkeit 402
Mühlberger Josef, Reiter im Dom zu Bamberg 187
Neustädter Erwin, Gedichte 173
Sommernacht 257
Pillat Ion, Gedichte 297
Pflüger Elfriede, Heltau 204
Roth Otto, Aphrodisia 289
Sân-Giorgiu Ion, Der Leierkasten 225
Schewtschukewitsch Opanas, Schneeflöckchen in der Stadt 72
Schulert Karl Heinz, Verlorenes Land 30
Siebenbürgische Aquarelle 88
Stimme im Herbst 367
Voiculescu Vasile, Gedichte 337
Weinheber Josef, Kalendarium 1
Wolf-Windau Michael, Der Bauernpoet 238
Zillich Heinrich, Nebelfrieden 129
Krank in der Fremde 146

Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen

Agârbiceanu Ion, Fefeleaga 5
Alscher Otto, Die Spuren 417
Cattz Oinz, Der Hund 89
Kleine Welt 379
Folberth Otto, 1 Geschütz, 16 Pferde, 20 Mann 257
Die siebenbürg.-sächsische Jugend in den Sturmjahren 1948/49 496
Hajek Egon, Galeerensklaven 174
Klöß Hermann, Haus Hundsrücken 4 225

Seite
Lienert Hans, Die weiße Taube 339
Maurer Georg, Zwei Szenen aus einem Christusdrama . . . 83
Roth Arnold, Die Glocke 130
Stephan Ludwig Roth, Ein chorisches Festspiel 299
Voigt-Diederichs Helene, Ein Strauß wird gemalt 350
Witting Emil, Im Zigeunerlager 218
Zillich Heinrich, Die Schlucht 41
Advent vor Buchläden 465

Aufsätze und Sonstiges

Bickerich Victor, Freilichtoper in Siebenbürgen 362
Bödewaldt Jacob, Helene Voigt-Diederichs 345
Capesius Bernhard, Mundart, Hochsprache und Fremdsprache im siebenbürgisch-deutschen Schrifttum 443, 485
Ernst Paul, Kultur 199
Fittbogen Gottfried, Ein sieb.-sächs. Roman unter falscher Flagge . 23
Folberth Otto, Briefe um Stephan Ludwig Roth 136
Härlen Hasso, Vom Werden des alten Reiches 63
Heltmann Adolf, Bauerntum im Werke Wilhelm Raabes und Gottfried Kellers 155
Jekelius Ernst, Schillers Ehe 107
Die Welt des Johann Sebastian Bach 263
Die Lebenshaltung unserer Jugend 302
Klaiber Hans, Ernst Gräser 13
Klein Karl Kurt, Vierte Jahresgabe der Buchgilde 93
Krasser Harald, Die deutsche Kunst in Siebenbürgen 191
Die deutsche Dichtung Siebenbürgens in unserer Zeit 280, 314, 354
Die Jahresernte. Zu den heimischen Neuerscheinungen des Jahres 1935 475
Lienert Hans, Sozial und national 146
Der ewige Heiland 183
Maurer Georg, Das Schöpferische 28
Humor und Ironie 52
Dichterische und Alltagssprache 113
Der Sinn des Zitates 158
Sittlichkeit und Moral 197
Der Stil unserer Zeit 287
Das Erlösende in der Kunst 325
Charakter und Geist 395
Der Geist der Edda 427
Müller Dr. Erich H., Paul Richter 384
Mühlberger Josef, Geist und Wesen der sudetendeutschen Dichtung 238
Netoliczka Luise, Sächsische und rumänische Volkskunst 432
Neustädter Erwin, Zu Cornel Abel's Karst 235

Seite

Roth Viktor, Abschied von der Kunstgeschichte 322
Sân-Giorgiu Jon, Die rumänische Literatur in Deutschland . . . 390
Sindel Ewald, Ausblick in ein neues Wirtschaftsjahr 54
Suhrkamp Peter, Wirklichkeit 397
Scheiner A., Das Neueste über Johannes Honterus 273
Schnell Fritz, Das Recht auf unsere Muttersprache 188
Über die Kunst des Lesens 403
Watzinger Carl, Der Wiener Dichter Ernst Scheibelreiter . . . 69
Witting Emil, Über unsere Zigeuner 98
Wittstock Erwin, Volksdeutsche Botschaft 468
Wittstock Oskar, Die überstaatliche Volksgemeinschaft 435
Zillich Heinrich, Ein Roman aus dem serbischen Volksleben . . . 18
Der auslanddeutsche Dichter 230

Rundschau

Albert Richard, Einer der auch dabei war 407
Arz Albert von, Warum Régeny? 409
Csallner Carl H., Sprachbesinnung 34, 372
Gräser Ernst, Gruß an die Heimat 33
Jekelius Ernst, Zum 150. Geburtstag Jakob Grimms 76
Das 2. geistliche Arbeitslager in Freck 117
Bach und Händel 166
Zur 4. Jahresgabe der Deutschen Buchgilde in Rumänien . 166
Eine heimatliche Grammophonplatte 251
Ungarisch-sächsische Literaturbeziehungen in Siebenbürgen . 330
Einer der auch dabei war 371
Lagerleben und Literatur 409
Heinrich Schütz 453
Antwort an die ungarischen Schriftsteller 453
Rumänische Zeitschriften zum sächsischen Schrifttum . . . 454
Krasser Harald, Professor Sân-Giorgiu und die sächsische Dichtung . 209
Deutsche Verlagsarbeit auf der Bukarester Buchausstellung . 251
Walther Linden über die siebenbürgisch-sächsische Dichtung . 404
Eine Erwiderung und einige Worte zur schwäbisch-sächsischen Zusammenarbeit 504
Lienert Hans, Die Matthäuspassion in Bukarest 208
Das dreitägige Bachfest in Kronstadt 249
Möckel Konrad, Ein Briefwechsel über Christentum und Volksdasein 119
Petri Hans, Die rumänische Literatur in Deutschland 506
Pomarius Alfred, Die große Frage 31
Chronik 73, 115, 160
Alfred Pomarius an Konrad Möckel 122
Für unsere Honterusschule 161
Reich Otto, Die Laienspielwoche in Kelling 369
Die Singwoche in Michelsberg 370

Seite
Schnell Fritz, Revision der Gewissen 74
Uraufführung einer Oper Rudolf Wagner-Régenys in Dresden . 124
Zillich Heinrich, Wer schreibt ein Buch über den Einfluß der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen? . . . 77
Schaffung eines volksdeutschen Schrifttumspreises . . . 118
Chronik 205, 248, 289, 327, 368, 449, 501
Zwanzig Jahre Päßtortüz 210
Volksdeutscher Schrifttumspreis 1935 252
Friedrich Mieß 290
Vom Deutschen Landestheater 291
Der neue Spielplan des Landestheaters 404
Eberhard Wolfgang Möller in Siebenbürgen 452
D. Dr. Oskar Netoliczka 454
100 Jahre Kronstädter Allgemeine Sparkasse 503

Buchbesprechungen

beginnen auf den Seiten: 35, 78, 125, 168, 213, 253, 292, 331, 373, 410, 455, 508

Mitteilungen der Schriftleitung

336, 376, 416, 437, 516

Bildbeilagen

Eder Hans, Selbstbildnis 172
Porträt Paul Richter 376
Gräser Ernst, Die Flucht nach Ägypten 1
Der verlorene Sohn 16
Honigberger Ernst, Gemälde 40
Kimm Fritz, Pflügender Bauer 128
Mieß Friedrich, Bildnis eines Rumänen 256
Morres Eduard, Winterlandschaft 80
Nagy Imre, Landschaft 216
Netoliczka-Hiemesch Margarete, Mädchenbildnis 465
Strobach Josef, Bildnis D. H. 416
Schmidt Marianne, Rattenfänger, Keramik 296
Wagner-Régeny Rudolf, Lichtbild 336



Ernst Gräser, Die Flucht nach Aegypten

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR JANUAR 1935 HEFT 1

Kalendarium

Von Josef Weinheber

Januar

Das Jahr geht an mit weißer Pracht,
Drei König stapfen durch die Nacht.
Das Rehlein scharrt den harten Grund,
klar ziehn die Stern in ernster Rund.
Der Weg verweht, das Haus so still,
der Bauer liest in der Postill,
der Ofen singt, die Stund vergeht,
nur sacht, wir kommen nie zu spät.
Um Fabian, Sebastian
hebt neu der Baum zu saften an,
und an dem Tag von Pauls Bekehr
ist halb der Winter, hin und her.

Februar

Die Dohlen überm Baumschlag schrein
es fegt der Wind den Himmel rein.
Der Schlitten schellt, das Tannicht rauscht,
die Magd aus stiller Kammer lauscht.
Der Knecht fährt mit dem Holz zu Tal,
viel Narren hat der Karneval.
Schon färbt sich rost der Haselstrauch,
am Fenster friert der Atemhauch.
Was Matheis und Sankt Peter macht,
das bleibt noch so durch vierzig Nacht.
Der Riegel knirscht, o Heimlichkeit:
Jetzt ist der Frühling nimmer weit.

März

Die Wälder brausen nah und fern.
Die Erde riecht, es regnet gern.
Windröschen stehn im apern Grund,
an Kunigund wirds warm von unt.
Die Kranich ziehn, bald blüht der Schleh,
zu Benedikt den Hafer säe!
Den Häring iß zu Oculi,
das Licht zur Gleiche löscht Marie,
Maria richt' die Reben auf,
nimmt auch den leichten Frost in Kauf;
und ist getan, was nötig war,
so gebe Gott ein gutes Jahr!

April

Der Regen sprüht, die Sonne scheint,
der Knecht, er lacht, die Magd, sie weint.
Vom Kirschbaum flockts, der Kuckuck schreit,
der Rebentrieb hat all noch Zeit.
Ein Farbenbogen steht gespannt,
und nimmer ruhn Gerät und Hand.
Noch drohn Sankt Georg und Sankt Marx
— die sind schon so — der Blüh viel Args,
wenn aber nur die Frösch nicht schrein,
dann kanns um Peregrin auch schnein.
Was wär denn das für ein April,
der nicht tun dürfte, was er will?

Mai

Die Schwalbe flitzt im Sonnenglast,
der Brunnen rauscht dem jungen Gast,
der Zeiger an der Sonnenuhr
malt an die Kirchturmwand die Spur.
So wächst das Jahr mit Lust und Mühn.
Sankt Urban, laß die Reben blühn!
Da rührt sich neu der Wein im Faß,
die Quetsche tönt zum Kirmesbaß.

Sind erst vorbei die strengen Herrn
Pankratz, Servaz, dann tanzt man gern,
wo auf dem Platz der Maibaum steht,
dem süßer Wind die Bänder dreht.

Juni

Im heißen Hauch, mondsilbergrün
die Wiese wehet her und hin.
Goldamselruf, Hornissenton,
den Wald bekrönt die Sommerkron.
Mit seiner Sens Sankt Barnabas
rückt an und schneidet ab das Gras
im Dengeltakt und Mäherschritt;
und alls, was Hände hat, tut mit.
Jetzt regne nur nicht, heiliger Veit,
bis uns das Heu im Stadel leit
und Peter-Paul, gestellt ans End,
die Deichsel gegen Juli wendt.

Juli

Kornblume blau, Mohn flammig rot,
im Mittag rauscht das heilige Brot.
Die Linde schneit, die Wachtel schlägt,
der Bauer bang das Wetter wägt.
Die erste Birn bringt Margaret,
drauf überall die Ernt angeht.
Im Schatten steht der Schnitterkrug,
die Magd geht mit dem Ochsenzug.
Der starke Leib, die schwere Fracht,
im fernen Land ein Donner kracht.
Mög uns der Himmel gnädig sein —
Sankt Jakob, Dank! Das Korn fährt ein.

August

Im Garten vor dem Pfarrhaus blühn
Gilg, Sonnenblum und Rosmarin.
Vincula Petri geht alsdann
den Weizen mit der Sense an.

Die Traube kocht, es gilbt der Mais,
die Störche sammeln sich zur Reis',
und bleibn sie noch nach Barthelmä,
ein Winter kommt, der tut nicht weh.
Brachüber grast das Weidevieh,
und auf den Tennen schlagen sie
den Flegeltakt durchs ganze Land.
So geht das Ackerjahr zu Rand.

September

Ägyd bläst in des Herbstes Horn.
Die Beere schwankt am Brombeerdorn.
Der Apfel fällt mit leisem Laut,
großauf am Bach die Distel blaut.
Gevögel streicht — Der Wanderschuh
treibt dunkel einer Heimat zu.
Gekühlte Tage, klar und schön,
mit braunem Laub und weißen Höhn:
Wie lange noch? Der Abend fällt,
Flurfeuer glimmt, Rauchnebel schwellt.
Nach Haus zu gehn, ist wohlgetan.
Sankt Michael, zünd die Lampe an!

Oktober

Falb tanzt das Laub am dürren Schaft.
Die Kelter preßt den holden Saft.
Sankt Gall heimst, was er nicht gebaut,
Simon und Juda schneidt das Kraut.
Die Krähen hocken schwarz und dicht,
der Knecht das Holz zum Herd hinschlicht'.
Der Brunfthirsch röhrt im Graben inn,
und Regen regnet grau dahin.
Jäh heult der Hund. Im Stubeneck
die Kinder sitzen stumm vor Schreck.
Jetzt bläst der Wind im Sterbehaus
dem Ahn die Totenkerze aus.

November

Am Kirchhof brennt das stille Licht.
Die Toten ruhen, weine nicht!
Geborgen in der Erd, vergeht
der Keim, umdaß er aufersteht.
Martini Reif, Andreä Schnee,
die Magd trägt aus ihr süßes Weh.
Im Hochwald dröhnt der Büchsenhall,
es stampft das Vieh im warmen Stall,
der Nebel hüllt das stumme Land,
die Kerze ist herabgebrannt.
Laß frosten, laß vergehn, laß schnein!
Der Mensch muß wach und einsam sein.

Dezember

Im Stall, bei Esel, Ochs und Rind
zur Nacht geboren ward das Kind.
Und wieder still wie ehedem
der Stern leucht' über Bethlehem.
Gott in der Höh sei Preis und Ehr
und Fried den Menschen weit umher.
Gevatter, schlachte du ein Schwein!
back Honigbrot, fahr auf den Wein,
und heiz die Stuben nach Gebühr,
daß uns das Kindlein ja nicht frier!
Wir feierns mit bei Trunk und Schmaus,
die Glock schlägt zwölf, das Jahr ist aus.

Fefeleaga

Von Ion Agârbiceanu

In aller Frühe siehst du sie auf dem Weg, das Pferd am Zaum hinter sich herziehend. Hochgewachsen ist das Weib, schlank, ihre Wangen von Röte zerfurcht, verbrannt von Sonne und Wind. Sie macht lange Schritte und trabt in ihren klobigen, trockenen Stiefeln daher. Mit vorgestrecktem Hals folgt ihr auf abgemagerten Beinen schlaffen Trittes das Pferd. Zwei Körbe belasten zwerchsackartig seinen

kreuzlahmen Rücken. Wenn die Körbe sich etwas heben, sieht man darunter zwei große, erdige Flecken. Das Tier hat weiße Haare, die von der Last ganz abgerieben sind. Die verwundete Haut ist hart geworden wie eine Riemenscheibe. Es schreitet dem Weibe nach, scheinbar eingeschläfert von dem bekannten Stampfen ihrer Stiefel. Den Schädel, der groß wie eine Salzbüchse ist, bewegt es weder nach rechts noch nach links. Die Frau kümmert sich auch nicht um es, sondern schreitet gemütlich ihres Weges und stößt zwischendurch mehr für sich die Worte aus: „Hü, mein Bator". So durchstreifen sie zusammen die Dorfstraßen, halten dann auf den Erzberg zu und verschwinden hastig talabwärts hinter der Kuppe. Hier auf der steinigen Halde ist der Fußpfad eng und das Weib besänftigt das Pferd: „Nun Bator, nun! Nur langsam du, es brechen ja nicht die Tartaren ein". Der Abhang ermüdet Bator sehr, alle Glieder scheinen von ihrer Stelle zu rücken, so schmerzlich stechen sie durch die Haut hervor. Nach allen Richtungen klappern die Körbe am Rücken, als wollten sie sich von dem kleinen Holzsattel absondern. Bators Vorderbeine stützen sich fest in den Boden und seine Augenlider sinken oft über die zwei weiße Wunden der Augenhöhlen, wie um die längst erloschenen Lichter wieder aufflackern zu lassen.

Unten im Tale machen sie vor einem zerbröckelten Steinhaufen Halt. Das Weib nimmt das Holztrögchen aus einem Korb hervor, füllt es mit Steinen und die Körbe werden immer schwerer. Das Pferd schwankt bald nach links, bald nach rechts, je nachdem das Weib die Steine auflädet. Mit vollen Körben wird dann aufgebrochen; und nun heißt es bergan steigen. Kinder treffen sie bei der Heimkehr, die auf kleinen Pferden, frohen Mutes in den Körben zusammengerollt, vorübereilen. Auch sie waren auf der Steinzufuhr, boten der Frau Guten Tag und zogen weiter. „Ihr sollt groß wachsen!" grüßte das Weib zurück und spannte den Zaum straff. Jüngere Pferde wiehern, doch Bator, der sich schwer, mit gesenktem Haupte zum Aufstieg zwingt, überhört alles. Sogar das bekannte Stiefelgerampel seiner Herrin dringt nicht mehr an seine Ohren. Er tastet mit den Füßen und weiß wohl, wo eine abschüssige Stelle für ihn unerklimmbar ist. Dort sammelt er sich und atmet schwer durch seine greisen, weiten Nüstern.

„Halt an, Bator, ärmster, halt an; wir wollen verschnaufen; es brechen ja nicht die Tartaren ein." Nur zu gern hält das Pferd an und atmet wie ein Blasebalg. Das Weib stößt die Körbe zurecht,

ordnet irgend einen Steinklotz, der herabfallen wollte, und späht nach vorne, wie weit es noch zum Berggipfel sei.

Und so nach oftmaliger Rast, nach manchem Ansporn erreichen sie den Grat. Von da an geht's nun leichter. Im Dorf wird dann der Schotter abgeladen, heute bei diesem Wirt, morgen bei einem andern. Einigen bringt sie ihn wochenlang.

Die Frau heißt Maria, doch die Leute, spöttisch wie sie ja sind, heißen sie Fefeleaga.*) Die Jüngsten des Dorfes kennen sie nur so: den Bator am Zaum ziehend, während sie dem einen und dem anderen Schotter zuführt. Wie viel Gold hat wohl Bator dem und jenem auf dem Rücken durch den Schotter eingebracht? Niemals zerbrach sich Maria den Kopf, um dies auszurechnen. Oft aber, wenn Bator den Bergkamm kaum bezwang, sagte sie für sich: „Mit dem Schotter, den der Arme zugeführt, könnte man fast einen Berg aufschütten". Man zahlte ihr zehn Kreuzer für eine Traglast. War der Weg gut, so konnte sie ihn fünf- bis sechsmal täglich machen. So verdiente sie wöchentlich ungefähr drei Gulden. Dann sprach sie zu sich: „Noch können wir leben!"

Einst war es ihr besser gegangen. Zur Zeit, da ihr Mann Dinu noch lebte, hieß sie bei den Leuten Maria Dinului, doch arbeitete sie auch damals mit Bator zusammen, während Dinu im Bergwerk wie alle übrigen Bergleute die Felsen anbohrte und sie dann mit Schießpulver oder Dynamit sprengte. So verdiente auch er drei bis vier Gulden wöchentlich.

Fünf Kinder hatten sie noch damals. Schwächliche Kinder. Sie hatten stets zu essen, und doch waren sie so schwach. Dinu hustete viel. Sooft er aus dem Bergwerk naß und morastig heimkam, hustete er und schalt die Kinder, die ihm zuwider waren, so verhutzelt sie nun einmal aussahen. Das Weib stand immer auf der Seite der Kinder, liebkoste sie, küßte sie auf ihre schorfbedeckten Wangen, von denen stets etwas wie Mehl abfiel.

„Laß' sie doch, Mann! Was erwartest du jetzt schon von ihnen? Wenn sie zu arbeiten anfangen, werden sie schon stärker werden," sagte das Weib.

„Niemals! Aus ihnen werden nie im Leben Menschen." Und doch starb Dinu früher als alle. Das Weib beweinte ihn, solange sie ihn

*) Fefeleaga bedeutet die Worttüchtige, die ihre Rechte zu wahren weiß durch einen gewandten Mund, hier offensichtlich höhnisch gebraucht.

beweinte; sie hatte keine Zeit zum Jammern, denn zugleich mit dem Begräbnis ging auch der letzte Pfennig aus dem Hause. In den drei Tagen bis zum Begräbnis erstarrten dem Bator vor lauter Ruhe fast die Beine. Das Weib begriff, daß ihre einzige Stütze dieses knochige Pferd sei, dies weiße und abgemagerte, dem man die Rippen zählen konnte. Das Leben im Dorf blieb so, wie es zu Dinus Lebzeiten gewesen. Jeder ging seiner Arbeit nach, als ob sich nichts begeben hätte. Und als Maria gleich am Begräbnistage ihres Gatten mit dem Bator am Zaum gesehen wurde, sprach ein Spottvogel zum erstenmal die Worte: „Seht nur — die Fefeleaga". Seither war ihr der Name Fefeleaga geblieben.

Zu den Menschen hatte sie nie Vertrauen gehabt, sie nie um Hilfe gebeten. Dem Willen des Allmächtigen hatte sie sich ergeben, und jetzt nach dem Tode Dinus war es Bator, dem sie sich anvertraute. Seitdem der Verstorbene die Augen geschlossen, wurde ihr klar, daß nicht jene, die gekommen waren, um den Toten zu sehen, ihr fortan zur Seite stehen würden, sondern der große Schimmel, der an einen Pfahl gebunden ruhig seine Spreu kaute. Während die Leiche noch im Hause lag, ging Fefeleaga oft hinaus, und immer schien es ihr, als ob Bator, an seinem Stroh kauend, mit dem Kopfe winkte, als sagte er: „Ja, ja! Wir werden tun, was wir können".

Und so vergaß sie mit der Zeit, da sie täglich in ihren großen Stiefeln, den Bator hinter sich am Zaum, die Dorfstraßen durchstreifte, Dinu allmählich. Nicht etwa, daß sie an einen andern Mann gedacht hätte, sie hatte längst nur eine Lebensauffassung: sich an den Wochentagen abzuplagen, um am Sonntag für die eingeholten Kreuzer Getreide und Gemüse fürs Haus einzukaufen. Für dies Werk glaubte sie genügend Kraft zu besitzen, wenn ihr Bator zur Seite stand. Möglich, daß hellere Gedanken auch sie — einmal vor langen Zeiten — bewegten und sich in Jugendjahren ihr Herz heimlich erwärmt hatte. Doch sobald sie an die Arbeit ging, der sie sich für ewig ergeben, begriff sie, daß für ein gequältes Weib, wie sie es war, hoffnungsvolle Einbildungen nur Albernheiten waren, die das Leben erschwerten.

Zwei-drei Menschen hatten sich gefunden, die ihr rieten, wieder zu heiraten.

„Wozu so bleiben? Du wirst alt, und niemand wird dich mehr ansehen."

„Hol' sie der Teufel!" erwiderte darauf Fefeleaga und sah die Menschen feindselig an, die ihr den Rat doch wohlgesinnt gaben.

Dann senkte sie ihr Haupt auf die Brust, zog am Zaum: „Hü, Bator, hü, du Armer!“ und ging in Gedanken versunken ihres Weges. Sie wußte nicht, was ihr fehlte, fühlte nur, daß es bitter sei, und konnte sich's nicht erklären, warum sie mit dem Gedanken umging: wozu lebt eigentlich der Mensch in dieser Welt? Sie hatte die Frage nie anders beantwortet, als mit einem Achselzucken, und doch war es ihr zuwider, so oft sie der Gedanke überfiel. Zuweilen, wenn sie am Morgen die Körbe auf's Pferd setzte, schien es ihr, als überlegte auch Bator dieselbe Sache und als blickte er sie fragend an, wie wenn er nicht blind wäre.

Nach fünf Witwenjahren hatte sie nur noch zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen. Drei waren gestorben; alle starben, als sie in das fünfzehnte Lebensjahr traten, als wäre dieses eine hohe Schwelle, darüber die Kinder Fefeleagas fallen und sich den Hals brechen müßten. Die Dorfleute freuten sich, weil der liebe Herrgott ihr Los damit erleichtere, Fefeleaga selbst aber war nicht im geringsten erfreut. Wenn die Kinder auch aufwuchsen, arbeiten konnten sie doch nicht, denn sie waren stets kränklich. Einer versuchte zu dienen; sein Herr behielt ihn nicht, denn er war gar zu einfällig. Und doch betrübte sein Tod Fefeleaga tief. Zu niemand sprach sie darüber. Man konnte es an nichts merken, wenn jemand im Hause starb, als an zwei Dingen: erstens stand Bator vor dem Tode eines Kindes zwei-drei Tage angebunden am Pfahl und kaute Heu, zweitens brach Fefeleaga nach dem Begräbnis am frühen Morgen auf und führte ihr Pferd am Zügel durchs Dorf.

Während die Leiche noch im Hause lag, ging sie oft hinaus und sprach zum Pferd: „Was machst du noch, Bator, du Armer?“ Und das knochige Tier nickte mit dem Kopf, der groß wie eine Salzbüchse war, als sagte es: „Was können wir dagegen? So ist das Leben!“

Und das Pferd hatte recht! So ist die Welt, Fefeleaga sah das auch richtig ein, so oft ihr ein Kind starb und das Haus immer leerer wurde.

Besonders am Sonntag wurde es ihr bitter ums Herz. Da sollte ihr und Bators Lohn für die geleistete wöchentliche Arbeit eingehoben werden. Aber die Reichen, die sie hilflos wußten, zahlten ihr weder zur rechten Zeit, noch zahlen sie ihr alles, so daß Fefeleaga bei jedem einen Rest zu fordern hatte. Die Leute wußten, in der folgenden Woche mußte sie doch wieder zu ihnen arbeiten kommen, da sie ja mit Bator nichts anders tun konnte. Auch hofften sie, daß Fefeleaga in ihrem

Frauenhirn von einer Woche zur andern den Rest vergessen werde. Sie vergaß nicht; wenn sie aber gewahrte, daß jemand nach ihren Kreuzerchen habgierig war, sagte sie nichts, verlangte sie nichts mehr, nur ein höhnisches Lächeln überflog ihr ganzes Gesicht. Merkwürdig war das Lächeln auf diesen erdfahlen pockennarbigen Wangen, die zwei grauen Steinblöcken glichen, auf die unzählige, schwere Regentropfen gefallen waren und sie durchlöchert hatten.

Da sie auf diese Weise ihren Lohn einziehen mußte, konnte sie nur selten zur Kirche gehen. Aber auch die Reichen des Dorfes besuchten die Kirche nicht; sie saßen im Wirtshaus und tranken Bier. Fefeleaga ging nicht zur Messe, und doch, als sie diese Menschen hier sah, die vielleicht gerade die Kreuzerchen verpraßten, die ihr gehörten, verachtete sie sie und fühlte sich in ihrer Bitternis als bessere Christin. Und selten, sehr selten, wenn irgend einer sie monatelang vertröstete, ohne zu zahlen, geriet sie außer sich und sagte: „Was bin ich eigentlich? Ein Niemand? Kein Mensch verflucht mich, keiner wünscht mir Gottes Strafe, während Euch das ganze Dorf verwünscht.“ Und hätte ihr jetzt der Reiche die Bezahlung verdreifacht, sie hätte ihn doch abgewiesen. Sie ging nach Hause, legte noch eine Hand voll Heu unter das Maul des Gaules und sagte: „Und du, was sagst du noch, armer Bator?“ Das Pferd betastete mit den großen, dicken Nüstern das Heu, nickte mit dem Kopf, gleich als antwortete es: „Ja, ja! so sind die Menschen.“ Während sie sich die ganze Woche hindurch bei der Arbeit mit Bator beriet, als läge der Geist ihres Gatten Dinu in ihm, verging Fefeleaga die Zeit, ohne daß sie es wußte wie. Ein einziges Maß hatte bei ihr die Zeit: vom Tode eines Kindes, bis das nächste die Augen schloß. So zählte sie, bis ihr nur noch ein Kind übrig blieb, ein Mädchen, und es vergingen drei Jahre, seitdem die letzte Leiche im Hause gelegen. Vergreist waren Weib und Pferd. Die Frau halb ergraut, ihr Haar wie weiße Schafswolle. In die von den Pocken zerwühlten Wangen hatten sich tiefe Furchen eingeschnitten, die das Gesicht runzelig machten. Das Kinn spitzte sich und hob sich dem eingefallenen Munde zu. Das Pferd wurde zum Skelett. Die zwei erdigen Flecken unter den Körben hatten sich vergrößert, die Haare auf Flanken und Rücken waren immer spärlicher geworden. Die Unterlippe hing herunter, wie von einer unsichtbaren Last zu Boden gezogen.

Die ältesten Weiber des Dorfes, die Mütterchen drängten sie: Es

wäre wohl richtig, Zaubermittel zu legen, denn es gehe nicht mit rechten Dingen zu, daß ihr die Kinder stets im gleichen Lebensalter stürben.

Fefeleaga glaubte aber nicht an den Teufel und seine Kräfte. Die Frauen bekreuzigten sich vor solcher Glaubenslosigkeit, Fefeleaga blieb kalt: „Nein Schwesterchen, es gibt keinen Teufel, ein Teufel ist nur der gemeine und ungerechte Mensch. Ja, das ist der Teufel." Sie sah sich nicht nach Zaubermitteln und Sprüchen um. Tat es nicht, und nach vier Jahren, zwei Monaten und dreizehn Tagen, nachdem das Letzte beerdigt worden war, starb ihr auch das einzige am Leben gebliebene Mädchen weg. Ihr letztes Kind. Gerade als es das fünfzehnte Lebensjahr überschreiten sollte. Und dieses Kind war nicht krank gewesen. Nur ungefähr zwei Wochen lang lag es im Bett.

Als ihr das letzte Kind verschieden war, sprach Fefeleaga einen ganzen Tag zu niemand. Sobald es die Augen geschlossen, hatte sie die Kerze zum Brennen auf den Leuchter gestellt, war in den Hof hinausgegangen, hatte den Bator vom Pfahl losgebunden, ihn fest am Zaum in den Heuschopfen geführt und dort erst freigelassen. Kein Wort kam ihr über die Lippen, nur ihre Augen hob sie unwillkürlich zum Kopf des Schimmels. Geöffnet standen die Lider über den leeren Augenhöhlen, ohne sich zu bewegen, und niemals waren ihr diese zwei Wunden so schauerlich, so tief wie jetzt erschienen. Fefeleaga schritt dann ins Zimmer, setzte sich auf die Tannentruhe und blieb den ganzen Tag über wie gelähmt da. Sie beweinte das Kind nicht, sie jammerte nicht, sie küßte es nicht, sie blieb so, das Haupt in die rauhen Handflächen gestützt. Immer aufs neue stieg in ihrer Kehle dieses Bittere auf: wozu eigentlich der Mensch in der Welt sei? Sie zuckte jetzt nicht die Achseln, aber in ihren Gedanken konnte sie sich keine Antwort geben. Was ihr nur klar wurde, war, daß sie ein Leben hindurch an einem Zaum zuerst einen Rappen, dann Bator dahingeführt hatte. Den Minenberg starrte sie an, hoch und gespitzt, mit seinen Felsenzacken, die wie Riesenzähne emporstiegen; sie sah den Pfad, den sie so oft erklommen und auf dem Pfad Fefeleaga mit Bator am Zaum. Sie zählte wie im Traume, wie oft sie den Berg überschritten, rechnete nach, wieviele Steinlasten sie in ungefähr fünfundvierzig Jahren geliefert. Hierauf erinnerte sie sich an die Sonntage des Jahres, an welchen sie die Kirche betreten und an welchen nicht. Und wenn sie die Kirche versäumt, von wem und wieviel Geld

sie eingenommen. Mit wem sie wegen des Lohnes gezankt? Dann erschien ihr wieder Bator in seinem Trott, der aus allen Knochen krachend ihr nachfolgte, während ihm irgend ein Hufeisen lose klang, das abfallen wollte. Sie sieht ihn, wie er mit der Last auf dem Rücken den Minenberg emporkeucht, sich auf die Vorderbeine stützend den Minenberg hinuntersteigt. Sie sieht ihn und hört aus der Ferne wie ihn Fefeleaga ermuntert: „Halt an, armer Bator. Laß' uns ruhen, es brechen ja nicht die Tartaren ein."

Und dann, langsam, langsam bemühte sie sich die Jahre zwischen dem Tode ihres Gatten und dem des letzten Mädchens zu zählen. Eine lange Reihe von Jahren war es. Und wie lang waren die zurückgelegten Wege! du lieber Herrgott, wenn man sie aneinanderreihte, könnte man bis ans Ende der Welt gelangen.

Das Herumwandern ist nun zu Ende. Zum ersten Male begreift sie, daß sie sich für niemand mehr abzurackern habe. Solange ihr die Kinder nacheinander starben, wußte sie nicht, wozu sie sich so viel abmühte, jetzt, da Păuniţa mit der Wachskerze zu Häupten dalag, wußte sie mit einmal, daß sie sich das ganze Leben hindurch nur für die Kinder gequält hatte. Wie sie gelebt, das wußte nur sie! Mit Lust war sie an die Arbeit gegangen! Für sie! Für fünfe, für viere, für drei und dann für zwei, zuletzt für das Eine. Die Leere in ihrem Herzen wurde immer größer, so oft ihr eines verschieden; dafür wuchs der Arbeitsdrang. Und zwei Tränentröpfchen, klein wie Stecknadelköpfe, näßten ihre trockenen Augen.

Abends ging sie zum Glöckner, dann zum Pfarrer, um sich „noch einmal, diesmal für die letzte Seele ihres Hauses zu bemühen." Am Morgen darauf trat sie in den Schopfen ein, nahm Bator am Zaum und brach auf. Das Pferd wollte unwillkürlich dorthin, wo zwerchsackartig die zwei Körbe lagen. Fefeleaga hielt es an: „Bleib', Bator bleib' hier, du armes Tier, denn du wirst nunmehr keine Steine auf deinem Rücken schleppen." Und sie zog ihn am Zaum dem Gassenpförtchen zu. „Hü Bator! Hü mein Lieber! Wir gehen jetzt nicht an die Arbeit. Nein! Jetzt führt Fefeleaga dich auf den Markt, um dich zu verhandeln, um der Păuniţa einen schöngefärbten Sarg, einen Kranz zu kaufen; einen weißen, milchweißen Schleier soll ihr die Mutter kaufen! Denn jetzt ist auch Păuniţa gestorben, Bator." Und ihre trockenen Augen wurden zum zweiten Male naß.

Und am Zaume zog sie ihn, indem sie auf ihn einsprach, führte

ihn in die Stadt und verkaufte ihn zu einem billigen Preis. Das Pferd fühlte die fremde Hand, die den Zaum gefaßt, beschnupperte den neuen Herrn, den Kopf zu Fefeleaga hingewendet, und wieherte zum ersten Male, nach langem Schweigen. Zum dritten Male sah man Tränen in den Augen der Witwe, und blitzschnell begriff sie, daß es Sünde sei, von dem Pferde zu scheiden, das ihr ein ganzes Leben gedient hatte. Vergebens. Sie konnte es nicht mehr brauchen; so oft sie es gesehen hätte, wären ihr alle ihre Toten in den Sinn gekommen — Ja, die Toten — sie begriff nun, daß sie nur für sie gearbeitet — nein, sie hätte es nicht ertragen können. Sie fühlte, daß die fast menschliche Freundschaft, die sie mit dem Pferde verbunden, nur eine Folge der Liebe zu ihren Kindern gewesen, daß sie in diesem großen, knochigen Schimmel ihre Kinder geliebt hatte. Und auch jetzt war die letzte Hilfe wieder von Bator gekommen. Wäre er nicht gewesen, hätte ihre Păunița keinen gefärbten Sarg gehabt, noch den bräutlichen Kranz, noch den milchweißen Schleier. Als Fefeleaga alles eingekauft hatte, sah sie Bator in einer engen Nebengasse an einen Pflock gebunden stehen. Sie ging hin und liebkoste zum letzten Male seinen Hals. Das Tier wieherte abermals... „Bator, sei mir nicht böse. Es wird dir sicher besser gehen. Aber schau, ich gehe nun, ich eile Păunița zu schmücken."

So schritt sie schweren Schrittes in ihren Stiefeln über das Pflaster dahin, den Rücken vornüber gebeugt, und suchte einen heimatlichen Wagen, der sie nach Hause fahre mit dem Schmucke, den sie um den Preis Bators gekauft.

Aus dem Rumänischen von George Vulcu

Ernst Gräser

Ein siebenbürgisch-sächsischer Maler

Von Hans Klaiber, Stuttgart

Als ich im September 1934 in Stuttgart weilte, lernte ich einen mir bis dahin völlig unbekannten Maler in den besten Mannesjahren, Ernst Gräser — wie sich nachher herausstellte, ein Bruder des bekannten Naturapostels Gusto Gräser — kennen, einen siebenbürger Sachsen. Ich besuchte ihn, sah seine Bilder und entschloß mich sofort, unsere Leser und unser Volk auf diesen Künstler unseres Blutes aufmerksam zu machen, der in seiner Wahlheimat hoch geachtet lebt und von dessen Werk nicht bloß Wort und Ruf kündet, sondern manches Bild in staatlichem Besitz und

vornehmlich die etwa zwanzig Kirchen in Schwaben, deren wesentlicher Schmuck die Glasmalereien Ernst Gräsers sind.

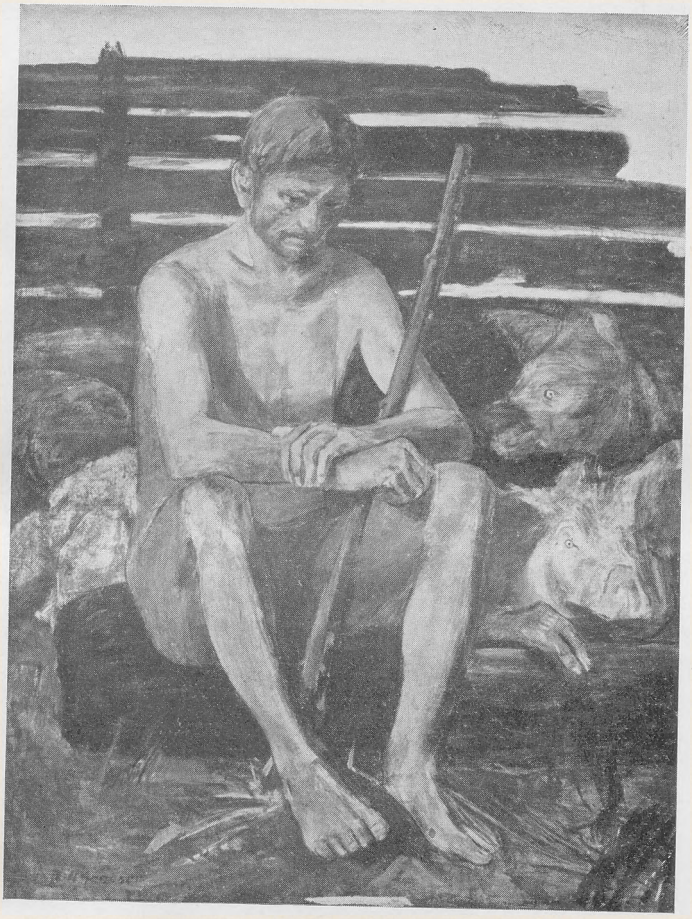
Nun möge der folgende Aufsatz eines Stuttgarter Kunstkritikers Wesen und Leistung unseres Landsmannes umreißen. Leider ist es uns unmöglich, die Wiedergaben aller Bilder zu veröffentlichen, die in dem Aufsatz betrachtet werden. Auf die persönliche Vorstellung Ernst Gräsers in der Rundschau sei noch verwiesen. Heinrich Zillich

Ernst Gräser ist kein geborener Schwabe. Er ist Auslandsdeutscher und stammt aus dem Land der Kirchenburgen, aus Siebenbürgen, wo sich unsere deutschen Brüder durch die Jahrhunderte um ihr Volkstum so tapfer gewehrt haben, daß sie heute unserem neuerstarkten nationalen Empfinden besonders nahe stehen. Im dritten Jahrzehnt weilt der Künstler schon in unserem Land und hat wie Hollenberg oder Nicolaus als feinsinniger Deuter unserer schwäbischen Landschaft längst Heimatrecht unter uns erworben. Über München und Zürich kam er einst nach Stuttgart, wo Landenberger und Hölzel als weithin anerkannte Meister an der Akademie wirkten. Was ein Sprichwort vom Dichter sagt, das gilt auch vom bildenden Künstler: Man wird zum Maler geboren, sonst kann man keiner werden, auch nicht beim besten Lehrer. Doch kann ein guter Lehrer die angeborene Anlage entwickeln. So wird auch Landenbergers tausendfältiger, in den zitternden Reflexen des Freilichts schimmernder Farbenzauber auf Gräsers koloristische Begabung anregend gewirkt haben. Und Hölzels tiefgründige Komponierschule verleugnet sich in dem soliden Bau seiner Figurenstücke, zumal seiner kirchlichen Wand- und Glasgemälde nicht. Freilich ein Hölzelschüler im strengen Sinn des Wortes ist er nicht geworden, konnte er nicht werden. Das sein Künstlerwesen beherrschende Gefühl wehrte sich gegen die mehr intellektualistische Art, mit der man sich hier in die Kunstprobleme einbohrte, und in der heiklen Frage, wie sich Verstand und Gefühl bei der Entstehung des Kunstwerks zueinander verhalten, schließt er sich noch heute der trefflichen Forderung von Hans Thoma an, man solle auf der Akademie den Verstand so bilden, daß er dem Gefühl kein Hindernis sei. Auch Hölzels letzte Konsequenz, daß im Kunstwerk das Ich und die Mittel d. h. Linie und Farbe genügen, der Gegenstand unwesentlich, ja entbehrlich sei, war für ihn nicht vollziehbar. Und wenn sein Lehrer aus einem rein linear oder farbig entstandenen Gebilde durch einige geistreich andeutende Züge etwa das Thema einer Anbetung der hl. drei Könige entstehen ließ, so fehlt ihm dabei ein Wesentliches, zumal für ein reli-

giöses Bild, die innere gefühlsmäßige Einstellung zum Gegenstand. Für ihn ist gerade das endliche, charakteristische Gegenständliche der Reiz und Widerstand, der den Willen zum Gestalten wachruft. Stoff und Form gehören ihm zusammen und als schaffender Künstler fühlt er sich nach seinen eigenen Worten berufen: „das Gegenständliche, Subjektive so zu erlösen, daß es als objektive Schönheit wirkt, in der der Pulsschlag der Ewigkeit fühlbar wird."

Gräser ist den meisten wohl in erster Linie als Landschafter bekannt. Zart und fein läßt er bisweilen nur wie einen leichten Hauch eine Frühlingslandschaft vor unserem Auge auftauchen, aus der eine köstliche Morgenfrische in unsere Seele strömt. Leicht und scheinbar mühelos, anmutig beschwingt wie ein Lied von Mörike, läßt sie einen Nachhall glücklichen, seligen Erlebens in uns zurück. Ein paar schlanke Bäumchen im ersten Grün, nach oben wie ein Fächer sich über die Bildfläche dehnend, ein Apfelbaum, der seine Äste und Zweige in wohligen Schwingungen über die Stütze herabgleiten läßt, ein blütenspendender Kirschbaum, in der Führung der Äste liebevoll gezeichnet, indessen in die Tiefe des Bildes hinein sich die weiße Blütenpracht in rhythmischer Verteilung ausbreitet. Was an Licht und Farben darüber ausgegossen ist, davon mag die auf hell und dunkel gestellte Abbildung nur eine schwache Vorstellung zu vermitteln. Der richtige Maler, meint Gräser, muß schon beim Studium zu jeder einzelnen Farbe in eine intime Beziehung kommen, muß ihr mit andächtiger Ehrfurcht gegenübertreten. Wer die Proben seiner Kunst in unserer Staatsgalerie gesehen hat, behält einen starken Eindruck von dem duftigen Schleier seines Rauhreifs, von dem wunderbaren Leuchten, das seinen verschneiten Hügel mit Tannen umfängt. Was ihn am Hochgebirge reizt, ist vor allem die Reinheit und Intensität der in allen Farben leuchtenden Strahlung. Doch weiß er auch in kräftigem Schwung gekrümmter Schneeflächen der Größe des winterlichen Gebirges gerecht zu werden. Der Künstler hat einige Zeit auf dem Land draußen gelebt. Sein Dorfwinkel im Sonnenschein eines klaren, wolkenlosen Tages — das Motiv stammt aus Unterböbingen bei Gmünd — atmet den Erdgeruch dörflichen Wesens und Lebens, erfreut durch die flotte, impressionistische Strichführung in dem besonnten Leiterwagen des Vordergrunds und zeigt die gerade Art seiner figürlichen Staffage, die auch in der Stimmung seiner Landschaften so stark mitspricht. Wer in ihnen Substanz vermißt, der bildet sich davon

eine allzu materielle Vorstellung. An geistiger Substanz fehlt es ihnen nicht und wir rühmen an ihnen gerade die seelische Intensität, mit der er die zartesten, feinen und unberührten Naturstimmungen zum Ausdruck bringt. Merkwürdig, daß sich dieser Lyriker des Naturgefühls in seinen religiösen Figurenstücken besonders von pathetischen, dramatischen Szenen angezogen fühlt. Bald ist es die ernst und sieghaft über dem Toben der Elemente oder menschlichen Leidenschaften aufsteigende Christusfigur, bald die großgesehene Gestalt eines asketischen Propheten, die sich in strengen Linienzügen in die öde Felsenwüste des Gebirges einfügt, was seinen kompositionellen Sinn reizt und sein Gefühl beschäftigt. So ernst er diese Probleme anfaßt, bringt er doch die seinem tiefsten Wesenszug näher liegenden Stoffe ruhigeren, intimeren Charakters restloser in künstlerische Form. Ist es nicht ein echt deutsch empfundenes Idyll, wie er das hl. Paar mit dem Eselein still und behutsam auf der Flucht nach Ägypten durch den Wald ziehen läßt, ohne uns dabei durch bewußte Nachahmung und Deutschtümelei zu verstimmen? Geht nicht die Gestalt des Verlorenen Sohnes dem Auge ebenso ein durch ihren geschlossenen Aufbau wie dem Herzen durch den konzentrierten Ausdruck der Verzweiflung eines der Not, der Vereinsamung, der quälenden Reue um ein verlorenes Glück Preisgegebenen! Inniges Gefühl verbunden mit unmittelbar einleuchtendem Bildbau lebt in der Krankenheilung, der die Stadt Stuttgart in einem ihrer Krankenhäuser die rechte Stätte bereitet hat. Die gläubige, bedingungslose Hingabe des Kranken an seinen Retter kommt in der Komposition, die beide Figuren in Linie und Farbe zu einer Einheit verschmilzt, so zum Ausdruck, daß die seelischen Voraussetzungen des Heilungswunders künstlerische Gestalt angenommen haben. Bei der umfassenden Ausstellung, die der Kunstverein zu Ehren von Ernst Gräfers fünfzigstem Geburtstag in diesem Frühjahr veranstaltet hat, sah man, wie manche Kirchen von seiner Hand in Wandgemälden und gemalten Kirchenfenstern einen edeln Schmuck erhalten haben. Auch lernte ihn damals mancher wohl erst recht als Graphiker kennen. Ernsten Problemen geht er in seinen kurz vor dem Krieg entstandenen Radierungen nach. Wenn er sich aus dem geräuschvollen materialistischen Treiben, dem wilden Tanz ums goldene Kalb, herausehnt nach einer geistigen Erneuerung, wenn ihm der Krieg, der uns im August 1914 in einem höheren Gedanken einigte und emporhob, als der große Reiniger mit eisernem Besen



Ernst Gräser, Der verlorene Sohn

erscheint, so berührt er sich mit den Strömungen unserer Zeit so nahe, daß man glauben möchte, die Blätter seien unter ihrem Eindruck jüngst entstanden. In der Tat dünkt auch unserem Künstler jenes Gleichnis aus dem Evangelium, das er so schön dargestellt hat, als ein Sinnbild unserer eigenen geistigen Lage. Aus einer glaubensschwachen vernünftelnden Zeit, in der wir geistig verarmten, müssen wir unter Schmerzen uns selbst wiederfinden, wie der Verlorene Sohn den Weg zum Vaterhaus, zur Allverbundenheit wieder suchen und damit auch in der Kunst zu jener Harmonie zurückgelangen, bei der hinter der äußerlichen Welt der körperlichen Dinge hintergründige Wirklichkeiten vorleuchten.

Welcher Richtung sollen wir nun Gräser als Maler zuzählen? Er selbst wünscht nicht, unter die Rubrik irgend eines „Ismus" gebracht zu werden. Mit einer bei Schaffenden von starker Eigenart sonst seltenen Duldsamkeit erkennt er das Wertvolle der verschiedenen Richtungen an, die nur den Fehler begehen, den Teil für das Ganze zu halten und sich dadurch harmonischer Wirkung selbst begeben. Der Naturalist kann uns zur Natur als großem Gegenstand des Gestaltungstriebs hinführen, wofern wir nur seinen Irrtum vermeiden, als wäre der Künstler ein mechanisches Objektiv, ein seelenloses Medium. Am Impressionisten lieben wir seine sensible Eindrucksfähigkeit, nur darf er über dem Haschen nach dem optischen Schein des Augenblicks das Heranreifen des Kunstwerks in den träumerischen Tiefen der Seele nicht verachten. Expressionismus und Kubismus ringen um geistigen Gehalt und Struktur, stehen aber in Gefahr, sich in blutlosen Spekulationen zu verlieren. Erst aus dem Zusammenwirken dieser Faktoren, deren Bedeutung man dem studierenden Kunstjünger klarmachen sollte, entspringt ein harmonisches Kunstwerk, das der temperamentvolle Ausdruck des zum Charakter gewordenen Gefühls sein soll. Bei solchen Anschauungen verstehen wir es, wenn sich Ernst Gräser bei seinem eindringenden Sinnieren über das künstlerische Schaffen als Motto das Goethewort wählt: „Wem die Natur ihr Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst."

Ein Roman aus dem serbischen Volksleben

Von Heinrich Zillich

Der erste Band einer vom Albert Langen-Georg Müller-Verlag in München einvernehmlich mit der Deutschen Akademie begründeten „Bücherei Südosteuropa" erschien vor kurzem. Der Verfasser ist einer der bedeutendsten Dichter Serbiens Borisav Stankovič, sein Werk „Hadschi Gajka verheiratet ihr Mädchen" wird von seinen Landsleuten als ihr bester moderner Roman bezeichnet. Die Bücherei als Ganzes verfolgt den Zweck, nicht bloß die Literatur des Südostens durch die deutsche Weltsprache zu erschließen — wobei man auf schon von Herder und Goethe betretenen Pfaden wandelt — sondern Kenntnis vom Menschentum dieses Raumes zu vermitteln. Man verspricht sich, wie der Generalsekretär der Deutschen Akademie Dr. Thierfelder im Vorwort äußert, davon eine Förderung des Wissens von einander, das notwendig sei, da die Völker des Südostens durch „die Vorsehung nun einmal auf Gedeih und Verderb mit dem deutschen Volke in Mitteleuropa zu einer Schicksalsgemeinschaft verbunden" seien.

Diese Schicksalsgemeinschaft kann niemand leugnen, der die bleibenden Tatsachen erkennt. Es wird darum der neuen Buchreihe auch aus unserem Blickfeld größte Aufmerksamkeit entgegengebracht werden müssen. Keine bloß literarische, keine bloß volkskundlich bedingte! Der Einfluß, den die deutsche Kultur, die in entscheidendem Ausmaße europäische Kultur ist, auf den Südosten ausübt, gehört mit zu unserem siebenbürgischen Los. Wir wissen, daß in diesen großen Gebieten, deren Antlitz sich von Meile zu Meile verändert, noch eine ungeheure Kulturaufgabe zu erfüllen bleibt, die natürlich in erster Linie den dort ansässigen Völkern überantwortet ist, aber auch dem deutschen Volke, weil es höchsten schöpferischen Rang trägt und ihn für Europa seit einem Jahrtausend verantwortlich verwaltet; es ist die Aufgabe, diese Gebiete nicht bloß in Äußerlichkeiten, sondern in ihrer inneren Haltung und bei Achtung des volkhaften wirklich wertvollen Sondergutes einzuschließen in den europäischen Kulturrahmen, der durch ihre Schöpferkräfte reicher werden soll.

Hier erhebt sich natürlich die Frage, ob solche Kräfte vorhanden sind. Eine Voraussetzung kultureller Aufgeschlossenheit ist das Bedürfnis nach höheren, besonders auch sittlichen Werten. Wie steht es im Südosten damit? Wie in einzelnen seiner Teile? Das etwaige

Fehlen solcher Bedürfnisse in bestimmten Gebieten weckt die Frage, ob von ihnen nicht alles, was sie als Gabe europäischer Gesittung, Kenntnis und Lebensform aufnehmen, in einer Weise umgewandelt und abgewertet wird, die Europa kulturell bedroht, ohne ihm neue überräumlich gültige Werte zu vermitteln. Mit der Feststellung, der Südosten sei national erwacht, was ihm niemand verwehrt, und er habe ein Recht auf eigenwüchsige Entwicklung, die niemand bestreitet, sind nur naturhafte Tatsachen, aber keine Fragen nach Werten geklärt. Den großen europäischen Kulturvölkern, vor allem dem deutschen, das fremdes Volkswesen von jeher zu begreifen und zu fördern verstand, sind hiebei besondere Erwägungen gestellt, weil Grundsätze, die sich aus gelebter und geschaffener Kultur ergeben, auch bei den dem Kulturkreis sich neu anschmiegenden Völkern innerlich zur Geltung kommen müssen. Über Wert und Bestehen von Völkern entscheidet ja ebenso wie darüber, ob sie zu Mitschöpfern oder bloß zu aufnehmenden Trägern einer Gesamtkultur bestimmt sind, ihre Veranlagung, ihre geistigen Bedürfnisse, ihre sittliche Haltung, ihre Gesinnung. Die neue Buchreihe erfüllt ihren Zweck, wenn sie solche Fragen mittelbar beantwortet; aber es ist schon jetzt klar, daß das Erscheinen vieler Bücher abgewartet werden muß, ehe man zögernd Antwort finden wird und auch dann kann sich nur das Bild einer in sich gegensätzlichen Landschaft ergeben. Ihre dichterische Enthüllung wird uns reizen und hoffentlich ästhetisch immer so voll befriedigen wie das Buch von Stanković; die Wesensseiten und das Volkstümliche dieser Landschaften aber können wir, solange wir eine kulturelle Haltung einnehmen, nicht bloß nach ästhetischen Gesichtspunkten beurteilen.

Der Roman von Stanković ist wichtig, weil er über seine nicht geringen literarischen Qualitäten hinaus ein ungeschminktes Bild einer bestimmten südöstlichen Landschaft gibt, die uns innerlich fremd, dem Westen geradezu unheimlich sein muß. Stanković sieht scharf und rücksichtslos, er ist leidenschaftlich und farbig, voll Freude an seinen Gestalten, aber im Gegensatz zu den Russen, die manche Züge der von ihm dargestellten Südslaven auch zeigen, ohne Bedürfnis, das Hintergründige, das Religiöse, das Geistige des Daseins anzuklingen. Bei seinen Figuren fände er dazu auch keine Möglichkeit. Durch die von ihm geschilderten, wohl heute noch nachwirkenden Sitten im altserbisch-türkischen Grenzlande vor etwa fünzig bis sechzig Jahren schimmert kaum etwas von einer religiösen Grundhaltung.

Die Handlung ist folgende: Der Nachkomme einer städtischen Herrenfamilie orientalischen Gepräges verarmt durch Faulheit, Dünkel, Wohlleben. Seine Liebe zu Frau und Tochter ist innerlich träge; sie erschüttert ihn mitunter und kostet ihn freiwilliges Fernsein von der Heimat, um seine Armut nicht zu verraten; die Eigensucht einer solchen Haltung versteht er aber nicht; er begreift nicht, daß er die Familie selbst verrät, als er schließlich die Tochter, um sich zu sanieren, für Geld verheiratet und sie dann bald vergißt. Feiger noch vor einer wirklichen Entscheidung benimmt sich seine Frau, die die Tochter im Unglück nicht einmal durch Zuspruch tröstet. Die Sitte erlaubt den Verkauf der Tochter und setzt damit der Liebe eine Grenze, die allgemein ertragen wird. Die Tochter, als strahlende Jungfrau der Stadt aufgewachsen, wußte von je, daß sie nur unter ihrem Stand verheiratet werden kann. Sie träumt zwar von dem Einen, Herrlichen, der nie kommen wird, doch diese Träume, Mädchenträume aller Zonen, sind nur sinnlich. Das beinahe dreißigjährige Mädchen träumt nie vom Kinde. Sie wird mit dem zwölfjährigen Sohn eines reichen Bauern verheiratet. Der Spruch der Väter ist bei Bauern und Städtern Gesetz. Der Tochter Widerstand bricht, als der Vater ihr enthüllt, daß er unter der Oberkleidung Lumpen trug, um der Familie den Schein des Reichtums zu ermöglichen. Vor diesem Heroismus einer arbeitsscheuen, innerlich verfaulten Vornehmheit erlahmt die Tochter nicht eigentlich aus Kinderliebe, nicht aus vielleicht verzweifeltem Gehorsam wie andere Mädchen, nein aus einem von Hochmut nicht freien Bewußtsein, daß eben *sie* sich, die den anderen Überlegene, für die Eltern opfert. Hier wird die Sitte schon brüchig, wennauch nicht unwirksam, denn der Gedanke, den Vater zur Verantwortung zu ziehen, kommt ihr gar nicht. Niemand kommt er.

Der reiche Bauer kaufte die Schwiegertochter, weil sie ihm selbst gefällt. Die Bauern verheiraten ihre Söhne im Kindesalter mit einem reifen Mädchen, gewinnen damit eine neue Arbeitskraft und für sich eine Bettfreude, bis der Sohn den Vater abzulösen vermag. Diese Zustände sind nicht offene Sitte. Die Heirat wird für das junge Paar gefeiert in einem wilden — von Stanković ausgezeichnet geschilderten — Fest, wo die Bauern mein und dein bei den Frauen verwechseln, aber das Recht des Schwiegervaters ist geheim in allgemeiner Geltung. Der prächtige, lebenssaftige, gebefreudige, slawisch überschwängliche Bauer des Romans macht keine Ausnahme. Die Städterin Sofka

merkt mit Entsetzen, was ihr bevorsteht. Sie flieht nicht. Was würden sonst die Leute sagen! Aber das Opfer bleibt ihr erspart. Der Bauer wagt es infolge einer Verkettung äußerer Umstände, aus Scheu vor der Städterin, aus Liebe, nicht, ihre Schwelle zu überschreiten. Er geht nach Albanien, wo er den Tod der Blutrache sucht. Sein Sohn beginnt Sofka zu lieben. Die sinnlichen Mädchenträume erfüllen sich. Als aber ihr Vater von dem ahnungslosen jungen Bauer den Kaufpreis für die Tochter mit der Erklärung fordert, er hätte sie dem schmutzigen Bauern anders nie gegeben, wird Sofka dem Burschen zu Ware, er selbst zum Wüstling, der sie sadistisch quält. Sie aber sinkt in ein dumpfes Dulden und verkommt innerlich. Das reiche Bauerngeschlecht verfällt wie das städtische.

Dieser dichterisch bemerkenswerte Roman zeigt eine seelische Landschaft, die sich in ihrer Einzigartigkeit besonders klar abhebt, wenn man sich an nordische und deutsche Bauernromane erinnert, ja an die altgermanischen Zeugnisse des Volkslebens aus einer Zeit, deren äußerer Lebenszuschnitt ganz primitiv war. Auch da mitunter Härte, Brutalität, Habgier, Allmacht der Sitte, niedere Instinkte, doch schon vor Jahrtausenden eine von allen Menschen empfundene alle verpflichtende sittliche Freiheit. Sie entscheidet, auch wo sie übertreten wird, über das Denken und Werten des Volkes. Es wirken und entfalten sich religiöse Bedürfnisse, ein ungeheuerer Bau von Gedanken über die Welthintergründe, Weisheit, Zucht für alle. Der Knecht hat ein Recht, sich gegen Ungerechtigkeit zu empören. Der Held überwindet sich. Der Herr ist Herr, weil er edel ist und sich überwinden kann. Der Mensch fühlt seinen Gott, gibt ihm Antwort und damit sind die Fundamente der Kultur gelegt. Schöpfertum regt sich.

Dort an der altserbischen Grenze umgreift in Stadt und Land eine gnadenlose Sippenordnung, wo der Vater unbeschränkt Herr ist, einen sehr äußerlichen Lebensinhalt. Höhere Bedürfnisse fehlen vollkommen. Kein Versuch, über das Alltägliche hinauszudenken. Keine Religiosität, nur der Glaube an die innerlich verlogene Konvention. Die Frauen entwickeln die Tugenden von Sklaven, sie weinen und gehorchen, sie lachen, wenn es ihnen gut geht. Sie gleichen darin den Knechten, und die Sippenväter, so tapfer sie im Kampfe und unter dem Gesetz der Blutrache sein mögen, sind ungezügelt, maßlos, wenn man sie beleidigt, wenn man ihnen nicht gehorcht. Selbst Sofka ist keine eigentlich ethische Figur. Bewußt, selbstbeobachtend, eitel, voll

äußerlicher Haltung, dennoch sklavisch und primitiv. Wirklich imponierend ist der alte Bauer, der zwar auch nicht aus ethischen Gründen, so doch aus der Scham eines Menschen, der sich in seiner Liebe erniedrigt hat, zu dem wilden und männlichen Entschluß findet, sich der Kugel seiner Feinde zu stellen.

Fehlen dem Bild, das Stankovič zeichnet, notwendige Ergänzungen? Ist dieses Menschentum räumlich groß oder klein, umgreift es alle Serben? Ist es Ergebnis der türkisch-slawischen Grenzlandschaft? Folge geschichtlicher Einflüsse oder Urwesen der Südslawen, das unmöglich nur so eng sein kann, wenn auch Urslawisches in vielen Einzelheiten des Buches hervortreten mag? Wie benehmen sich diese Menschen, wenn sie in moderne Verhältnisse treten? Ist der Mazedonier, wie man ihn in Europa kennt, dieser Typ? Wir kennen aus der jüngsten Geschichte die leidenschaftliche Energie des serbischen Staatsaufbaus, die berühmte Tapferkeit serbischer Soldaten. Und damit beginnt unsere Ratlosigkeit, aber das Bedürfnis wächst, dies Menschentum ganz zu ergründen, vor allem seine kulturellen Kräfte, die wir in der Dichtung schon früher am Werke sahen, in ihrem Verhältnis zur europäischen Kultur zu erkennen.

Ein Roman ist Dichtung und unter das Temperament seines Verfassers gestellt. Nach dieser Lektüre erwarten wir ungeduldig weitere Veröffentlichungen, die so wie Stankovič bluthaft das Menschentum eines Raumes zeigen. Wir sind überzeugt, daß das hier für ein begrenztes Gebiet gegebene, schon Geschichte gewordene Bild auf andere Landstriche nicht zutrifft, nur ein Einzelbild ist aus dem, in sich selbst verschiedenartigen völkergemischten Südosten, von dem uns ganz andere, wesensungleiche Gebiete ja selbst bekannt sind. Wir möchten nicht bloß serbische, sondern auch kroatische, bulgarische, rumänische, ungarische, griechische, albanische Romane bald in der „Bücherei des Südostens" sehen. Dann erst wird sich das in jedem Einzelfall abgewandelte, wohl auch widerspruchsvolle Bild eines erwachenden wichtigen Raumes Europas langsam mit einer Deutlichkeit und Anschaulichkeit enthüllen, die Untersuchungen niemals so lebendig bieten können wie die Dichtung.

Ein siebenbürgisch-sächsischer Roman unter falscher Flagge

Von Gottfried Fittbogen

I.

Ungewöhnlich stark ist der Schriftsteller Karl Bleibtreu von seinem Vater, dem Schlachtenmaler Georg Bleibtreu, beeinflußt, im Ganzen wie im Einzelnen. Malte der Vater Schlachten mit dem Pinsel, so malte der Sohn sie mit der Feder, und die Werke dieser Art bilden einen großen Teil seiner umfangreichen schriftstellerischen Leistung. Die Freude am Heroischen war etwas, das er als selbstverständlichen Besitz aus dem Vaterhause übernahm und das er bis zuletzt unverändert festhielt.

Aber auch in einem weniger augenfälligen Punkt folgt er dem Vater. Der Vater malte ausnahmsweise einmal ein Bild, das keine Schlacht darstellte: die Einwanderung der Sachsen in Siebenbürgen, und auch der Sohn stellte seine Feder in den Dienst der Siebenbürger Sachsen.

Das ging so zu: Es war die Zeit, als unter dem Druck der deutschfeindlichen Kräfte die Deutschen Österreichs zum Bewußtsein ihrer veränderten Lage erwachten und nun eine deutsche Bewegung entstand, die als Sammelpunkt den Deutschen Schulverein mit seinem Sitz in Wien ins Leben rief, auch nach Deutschland hinübergriff und hier zur Gründung des Allgemeinen Deutschen Schulvereins für die Erhaltung des Deutschtums im Ausland führte (1881), des heutigen Volksbundes für das Deutschtum im Ausland. Die erste große Aufgabe, die ihm außerhalb Österreichs zufiel, war die kulturelle Unterstützung der ungarländischen Deutschen im Kampf um ihr Volkstum, insbesondere der Siebenbürger Sachsen.

Es war nur natürlich, daß Georg Bleibtreu sich dieser Bewegung anschloß, in den Verein eintrat und zum Mitglied des Vorstandes gewählt wurde. Es war weiter nur natürlich, daß er, während andere Vorstandsmitglieder mit dem Wort und mit der Feder für die Sache des Vereines warben, auch die besondere Sprache, die ihm verliehen war, in den Dienst der Sache stellte. So entstand sein Bild: Die Einwanderung der Sachsen in Siebenbürgen. „Es stellt", wie der Vorsitzende des Vereins, Dr. Falkenstein, das Gemälde den Delegierten auf der Generalversammlung des Jahres 1883 vorführte, „den bedeutungsvollen Moment dar, in welchem die von Geisa II. gegen

Ende des 12. Jahrhunderts nach Ungarn berufenen deutschen Ansiedler durch kreuzweises Einstoßen der Schwerter, bei wehendem Banner, nach damaliger Sitte Besitz von dem ihnen überwiesenen gänzlich wüsten Boden Siebenbürgens ergreifen. — Aus jeder Figur dieses lebensvollen Bildes leuchtet uns echte deutsche Art und Empfindung entgegen. Von dem kühnen Führer Hermann, welcher der zukünftigen Stadt seinen Namen lieh, und seinem Begleiter, welcher, auf die Wahrhaftigkeit und Unvergänglichkeit des königlichen Vertragsbriefes bauend, diesen vom Priester segnen ließ, bis zu den Kriegern, welche zugleich die Abzeichen ihres Berufes als Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute an sich tragen, und zu den deutschen Frauen, Jungfrauen und Kindern, welche mit tiefer Innigkeit gemalt, besonders gelungen erscheinen, atmet alles begeistertes Leben. Wir fühlen aus dem Bilde heraus die Gewißheit auf uns überströmen, daß die Nachkommen solcher Vorfahren nimmermehr den ihnen gehörigen Boden sich werden entfremden lassen. Das fühlen die rechts von ihnen stehenden ingrimmig dreinschauenden räuberischen Gesellen auch, welche Ungarn bis dahin mit Überfall, Mord und Brand andauernd bedrohten. Ihr Reich ist aus, die deutschen Ansiedler wissen ihr Eigentum zu wahren und hartnäckig im Kampfe um das Recht, diesem Geltung zu verschaffen."

Eine Reproduktion des Gemäldes [1] fand damals in Siebenbürgen weite Verbreitung, auch heute noch befindet sie sich in vielen sächsischen Schulen und Privathäusern. Das Gemälde selbst aber kam nach Bleibtreus Tode als eine Schenkung reichsdeutscher Freunde im Jahre 1902 in den Besitz des Brukenthalischen Museums in Hermannstadt. Es hat also den Platz gefunden, auf den es gehört, und erhält dort auch die Erinnerung an den Mann lebendig, der es geschaffen hat.

Die Teilnahme für die Siebenbürger Sachsen ergriff auch den Sohn. Im Sommer 1883 fuhr er im jungen Ruhme seines Sedan-Buches, Dies irae, das er aus der Seele eines französischen Offiziers geschrieben hatte, nach Siebenbürgen und veröffentlichte von da aus im Berliner Tageblatt eine Reihe von „Bildern aus Ungarn und Sieben-

[1] Der Lichtbilddruck erschein 1884 im Verlage der Kunst- und Buchhandlung Paul Scheller, Berlin. Für Siebenbürgen übernahm der Verlag Fr. Michaels, Hermannstadt, den Vertrieb; Friedrich Teutsch, der spätere Bischof, schrieb ein Begleitwort dazu. Dies letztere und anderes nach gütiger Mitteilung von Herrn Pfarrer i. R. Dr. G. A. Schuller, Hermannstadt.

bürgen" (elf Briefe, 2. Juli bis 23. August). Temperamentvoll geschrieben, waren diese Briefe wohl geeignet, ihren Zweck zu erreichen, nähmlich die Leser tiefer in das Verständnis der Lage der Siebenbürger Sachsen einzuführen und Teilnahme für sie zu erwecken. 1884 finden wir Bleibtreu wieder in Siebenbürgen als Teilnehmer an dem großen Einwanderungsfest. Zahlreiche Beziehungen knüpften sich. Und mehrfach noch ist er für die Siebenbürger Sachsen eingetreten[1]. Es lag in der Natur der Sache, daß in jenen Tagen fast nur die guten Seiten der Siebenbürger Sachsen hervorgehoben wurden. Bleibtreu fand aber auch den Ton der Kritik, als es galt, „statt der fanatischen Lobhudelei der Abwechslung halber einmal die Schattenseiten der Sachsen hervorzuheben". Er ging auch hier in einem Aufsatz über die deutschen Fehler der Siebenbürger Sachsen, den er in seiner Zeitschrift Die Gesellschaft veröffentlichte (1887, Bd. I, S. 215—226), vom gesamtdeutschen Standpunkt aus und suchte zu zeigen, wie allgemeindeutsche Fehler in der besonderen Lage der Sachsen nur besondere Formen angenommen hätten — ohne aber damit aufzuhören, deutsche Fehler zu sein. Schließlich hat er sogar einmal den Sachsen als Dichter mit einem fliegenden Blatte gehuldigt und ein poetisches Gegenstück zu dem Einwanderungsgemälde seines Vaters geschaffen[2].

Karl Bleibtreu hat also, wie der Vater, manches Verdienst um die Siebenbürger Sachsen.

II.

Den Dichter Bleibtreu interessierte natürlich auch die Dichtung der Sachsen. Schon seine Briefe im Berliner Tageblatt aus dem Jahre 1883 zeugen davon. Er stieß dabei auch auf den früh verstorbenen Joseph Marlin (1824—1849).[3]

1895 erschien eine Biographie Marlins von Oskar Wittstock. Nun nahm sich Bleibtreu des Nachlasses an, ihn fesselte darin der fast vollendete Roman, der den Aufstand der siebenbürgischen Rumänen

[1] Die Deutschen in Siebenbürgen. Scherers Familienblatt 1884, Nr. 4. 5.

[2] Die Gründung des Deutschtums in Siebenbürgen (zur Zeit Barbarossas. Ein Weckruf. 8 Seiten, ohne Ort, Jahr und Verleger. Druck von Hugo Pinkhus, Charlottenburg). — Nach Angabe des Exemplars der Preußischen Staatsbibliothek „um 1900" erschienen; doch könnte es auch schon früher, zur selben Zeit wie das Gemälde des Vaters, zur Zeit seiner Siebenbürgen-Fahrten (1883. 1884), entstanden sein.

[3] Vgl. meinen Aufsatz: Josef Marlins Romane und Erzählungen. Klingsor, Juli 1933.

gegen die magyarischen Gutsbesitzer zur Zeit Josephs II. unter ihrem Führer Horra darstellt, und der den Titel trug: Horra, Kriegs- und Friedensbilder der Rumänen oder Walachen in Siebenbürgen; er zog ihn ans Tageslicht und ließ ihn unter dem Titel: Ein Freiheitskampf in Siebenbürgen. Kulturhistorischer Roman, erscheinen (1896 im Verlag Costenoble, Jena), und zwar unter seinem eigenen Namen.

Wie verhält sich nun der Bleibtreusche Roman zu dem Marlinschen Original? Wie weit ist Bleibtreu dem Original gefolgt? Wie weit hat er den alten Text überarbeitet und Eigenes hinzugetan? Bleibtreu gibt auf diese Fragen keine Antwort; er nennt den Namen Marlins nicht einmal. Wer also den Zusammenhang nicht kennt, muß zunächst eine Originalarbeit Bleibtreus annehmen.

Kennt man aber den Zusammenhang, hat man vorher die Romane und Erzählungen Marlins, die bei seinen Lebzeiten oder kurz nach seinem Tode veröffentlicht sind, gelesen und dadurch einen Eindruck von der schriftstellerischen Eigenart dieses jugendlichen Schriftstellers gewonnen, so fühlt man sich von der ersten Seite an von Marlinschem Geiste berührt, und dieser Eindruck hält durch das ganze Buch an. Gleich die Eingangsszene, die Rumänin Igenia von dem ungarischen Freiherrn verfolgt, trägt unverkennbar Marlinsches Gepräge. Ein Bild steht an der Spitze. Die Erklärung folgt. Marlin liebt derartige plastische Einzelbilder.

Der Roman war fast fertig, als Marlin starb; aber es fehlte noch die letzte Feile. Hier muß sich also, sollten wir meinen, irgendwie die redaktionelle Hand des Herausgebers zeigen. Aber wir suchen vergebens danach. Wir stoßen vielmehr auf einige Unstimmigkeiten im Text. Der Priester Klotschka, Horras engster Mitarbeiter, spricht in einer Szene, zu Beginn des Aufstandes, im Freien zu der Volksmenge, vom Wagen aus; unmittelbar danach befinden wir uns aber in der Kirche (Seite 164), wie denn früher Horra das Volk tatsächlich in die Kirche bestellt hatte. Das 18. Kapitel ist ganz kurz; was es hätte erzählen sollen, wird später, im 19. Kapitel, als bekannt vorausgesetzt, daß nämlich der alte Ratsherr Auner, der Vater des in den Aufstand der Rumänen verwickelten Sachsen Johannes Auner, und sein Schwiegersohn, der K. K. Leutnant Sebastian Frank, aus dem Lager der Rebellen in die Berge von Zarand gebracht sind, wo sie nicht stören können. Bleibtreu hat es nicht für nötig gehalten, diese Lücke zu ergänzen. Der Bericht über die Gefangennahme Horras, den wir vor

Gericht hören, stimmt in einigen Zügen nicht ganz mit dem Hergang überein, den wir bei der Verhaftung selbst erlebt haben (Seite 262 und 253 f.). Bleibtreu hat es nicht für nötig gehalten, diese Unebenheit auszugleichen.

Wenn wir uns also fragen: was hat Bleibtreu an dem Roman getan? was hat er hinzugefügt? was gestrichen? so wird es uns schwer, eine Antwort darauf zu geben. Er hat, scheint es, nichts an dem Roman getan, und damit den Grundsatz befolgt, der bei der Herausgabe der Werke Anderer der beste ist: das Werk möglichst unverändert zu lassen. (Dabei sind ihm einige falsche Ortsnamen und einige sonstige Falschlesungen untergelaufen, die für den Zusammenhang ohne Bedeutung sind.)

Das Ungewöhnliche ist aber, daß er das fremde Werk unter seiner eigenen Flagge segeln ließ, ohne die wirkliche Herkunft auch nur anzudeuten. Einen, der Zutritt zum Nachlaß Marlins hat und das Manuskript seines Romans gelesen hat, der siebenbürgisch-sächsische Literarhistoriker Karl Kurt Klein, dem wir bereits manche wertvolle Mitteilung aus Marlins Nachlaß verdanken, sagt mit dürren Worten, daß Bleibtreu keinen Anstoß genommen habe, „einen Roman Marlins unter seinem Namen auf den Büchermarkt zu bringen" (Klingsor 1926, S. 64 ff.). Ja, so ist es. Und der äußere Befund, den Klein hier auf Grund des Augenscheins bezeugt, wird durch den inneren Befund bestätigt: der Roman, der unter dem Namen Bleibtreus erschien, ist in Wirklichkeit ein Werk Marlins. Es wird Zeit, daß er seinem Verfasser wiedergegeben wird.

Bleibtreus Reichtum bleibt ungemindert, wenn er von seinen 120 Schriften eine an einen andern abtritt. Für Marlins Geltung aber ist gerade dies eine Werk entscheidend: die früheren tragen die Kennzeichen der Jugendlichkeit und Unreife an sich, mit diesem Roman erst betritt Marlin den Weg, der ihn zur Vollendung hätte führen können. Er ist der einzige seiner Romane, dem Lebenskraft innewohnt. Auf ihm beruht der Nachruhm des Erzählers Marlin.

Die persönliche Seite der Sache hat kein tieferes Interesse für uns. Welche Gründe Bleibtreu veranlaßten, so zu verfahren, lassen wir auf sich beruhen; auch sonst hat er, heißt es, die Grenzen für die Aneignung fremden Gutes gelegentlich weiter gezogen, als das sonst üblich ist. Juristisch aber, müssen wir annehmen war er gedeckt: denn er konnte kaum so über das Werk des Toten verfügen, wie er ver-

fügt hat, wenn nicht die Besitzer des Manuskripts, die Rechtsnachfolger und Erben Marlins, ihm ihre Zustimmung erteilt hätten.

Es mag das immerhin eine merkwürdige Art sein, das Andenken eines heimischen Schriftstellers zu pflegen. Aber lassen wir alles Persönliche beiseite, so kann doch kaum ein Zweifel sein: Marlins Zeit war noch nicht gekommen. Wäre dieser Roman, der der Idee der Freiheit dient und vom Standpunkt des Menschen, nicht des Sachsen geschrieben ist, der den rumänischen Aufstand von 1784 zwar nicht verherrlicht, aber mit Teilnahme begleitet und der dem geknechteten Volk eine freie Zukunft weissagt — wäre dieser Roman zu Lebzeiten Marlins erschienen, sein Volk, das um seine Sachsenrechte, nicht um allgemeine Menschenrechte rang, hätte ihm fremd gegenübergestanden. Auch 1896 waren die Voraussetzungen für eine günstigere Aufnahme noch nicht vorhanden; es hätte sich in Siebenbürgen und wohl auch im Reiche kaum ein Verleger gefunden, der den Roman als ein Werk Marlins veröffentlicht hätte. Erst jetzt, nachdem die Rumänen die Freiheit, die ihnen der Roman weissagt, wirklich errungen haben, errungen nicht ohne schwere Einbuße für die Sachsen, erst jetzt ist die Zeit für diesen Roman gekommen.

Mit anderen Worten: ein Neudruck des Romans ist wünschenswert.

Das Schöpferische

Von Georg Maurer

Die wenigsten Menschen gelangen bis in den Bereich des Schöpferischen. Der weitaus größte Teil handelt unbewußt aus seinem Erbgut, seinen Anlagen und dem Gelernten, die ihm Waffen genug sind, mehr oder minder gut den Aufgaben seiner Zeit — jeder in seiner Art — zu genügen. Nicht daß der schöpferische Mensch des Erbguts, der Anlagen und des Schatzes des Gelernten ermangelte oder sie entbehren könnte, ganz im Gegenteil, nur daß er sich dieser Güter ganz anders bewußt ist als die Menschen im allgemeinen und sie in ihm unvergleichlich wirksamer werden. Der durchschnittliche zeitgebundene Mensch verwirklicht in sich die Probleme des geschichtlichen Augenblicks, in den er hineingeboren ist, die Kräfte wirken in ihm, ohne daß er sich dessen im Tiefen bewußt wird und zu werden braucht.

Sie vollziehen sich an ihm und in ihm und er vergeht schließlich als ein Mensch seiner Zeit. Aber diese lebendige Schicht der wirkenden Zeitkräfte muß der schöpferische Mensch durchstoßen, das, was alle trägt, muß er wagen zu durchbrechen — um in den unnennbaren Gründen erst wieder Fuß zu fassen. Von hier aus aber ist es ihm erst möglich, wirklich schöpferisch, d. h. bewegend in die Zeit einzugreifen, dadurch eben, daß er über der Zeit steht — und so einen Standpunkt hat, sie von außen zu fassen und zu gestalten, so wie der Bildhauer die vor ihm liegende Masse formt. Aber wie kein Schöpfer ohne Material seine Gedanken verwirklichen kann, so ist es auch nötig, daß ein großer Teil der Menschen Material sein muß. Und je wertvoller das Material ist, um so besser ist es für beide Teile! Denn es kommt bei der Verwirklichung großer Taten und Kunstschöpfungen sehr darauf an, wie das Verhältnis der wenigen schöpferischen Menschen zu der Masse des Volkes sich gestaltet. Die herrlichsten Gedanken und der glühendste persönliche Mut müssen erlöschen, wenn sie nicht auf empfängliche Herzen treffen. Die Tragik solchen Verderbens bester Kräfte und Ansätze bildet einen guten Teil der Geistesgeschichte jeden Volkes. Und so ist es ein fruchtbares und gutes Zeichen, wenn heute auf das Gemeinsame zwischen schöpferischen Einzelnen und der Masse des Volkes immer hingewiesen wird — nämlich auf ihr gemeinsames Erbe, damit dieses als Richtungs- und Wertmesser für die schöpferischen Taten gelte — und das Volk, in seinem Instinkt geweckt, besser empfinde und richte — und Verirrungen und Ungerechtigkeiten möglichst eingeschränkt werden. Aber diesem Deuten auf das Gemeinsame zwischen Führenden und Gefolgschaft, auf ihre gleiche Wurzel, liegt auch ein ethischer Wert zugrunde, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Denn der begabte Einzelne kann sich nur zu leicht in Hochmut vom nährenden Grund ablösen — und noch Nietzsche sagte, ein Volk sei eben da, um sechs, sieben große Männer hervorzubringen — was immerhin eine Verirrung in einen unstatthaften und im Tiefen unwahren Persönlichkeitskult bedeutet, denn ebenso könnte man sagen, dieser herrliche Baum sei nur da, um diese Blüten hervorzubringen, was bei tieferer Besinnung sich doch als kurzsichtig herausstellt. Zum andern aber wird den erniedrigenden Gefühlen gewehrt, daß etwa der größte Teil der Menschen Sklaven, lediglich Geführte seien, wo doch wieder in Wahrheit ohne sie auch keine einzige schöpferische Tat möglich ist — ja, kein einziger

schöpferischer Mensch geboren würde. Auf dieses Zusammenspiel, das unbedingte notwendig Aufeinander-angewiesen-Sein von den herrlichen und den unbekannten Söhnen eines Volkes, ist größtmöglichster Wert zu legen — und es ist dies eine ungeheure moralische Errungenschaft unserer Zeit. Es kann nicht jeder schöpferisch sein — und es ist weise und gut von der Natur eingerichtet, daß es wenige sind. Denn Schöpferisch-sein kann mit solchen Katastrophen und Zusammenbrüchen im persönlichen Leben des einzelnen Hochbegabten verbunden sein, daß, wenn in einem Volk ein großer Teil seiner Glieder solchen inneren Angriffen ausgesetzt wäre, wie wir sie von großen Künstlern her kennen, — dies den Ruin eines Volkes bedeuten würde. Das Volk hat vielmehr der zuverlässige Bewahrer des wertvollen Erbes zu sein, das aus nichts anderem als aus den Taten des Geistes, der Seele und der Kraft seiner besten Söhne innerhalb der Jahrtausende besteht. Das Volk hat dieses Erbe als sein teuerstes Gut zu empfinden — und darum wird es sich auch dafür einsetzen. So aber erst ist wieder Raum und Möglichkeit für einzelne Schöpferische geschaffen, die wahrlich dies feste äußere Haus des Volkes verlassen können, um in Abgründe zu steigen, wohin ihnen das Volk nie und nimmer folgen kann. Dort aber schöpfen sie das Neue aus einem Born, der über allem Volk steht, um es wieder dem Volk zu bringen. Und wer erst dort schöpft, ist wahrhaft schöpferisch zu nennen.

Verlorenes Land

Von Karl-Heinz Schuleri

Ich kniee am Saum von Feldern,
die Heimat gewesen sind.
Tief in Karpathenwäldern
Vesperbluten verrinnt.

Alles wie einst, — nur ragen
höher im Abend die Tannen:
wo wir nach glühenden Tagen
in sinkende Sonnen sannen.

Wo wir gesungen haben,
liegend im weichen Klee,

als sonnenverbrannte Knaben,
winkend zum Himmelssee.

Als Fremder am Ackerrand
beug ich mich tiefer zum Grunde,
berührend das heilige Land,
stumm mit bebenden Munde.

Rundschau

Die große Frage. Auch uns beschäftigt in zunehmendem Maße die große geistige Streitfrage, die gewittergleich die deutsche Erneuerungsbewegung umbrandet, geweckt teils durch die Äußerungen der Bewegung selbst, teils von außen an sie herangetragen, die Frage ob sich Christentum und Nationalsozialismus vereinigen lasse. Man findet sie bei uns in mancherlei Abwandlungen als Gegenstand von Gesprächen, der Rede, der Predigt, des Zeitung- und Zeitschriftenaufsatzes und sie beginnt im Zusammenhang mit der uns mancherlei Sorgen bereitenden Problematik „Kirche und Volk" immer größere Dringlichkeit anzunehmen. Wie sonstwo, ist es auch bei uns nur teilweise ehrliche christliche Besorgnis, die hinter der Behandlung dieser Frage steht, zum größeren Teil wohl der mehr oder weniger bewußte Versuch Abneigungsgefühle gegen die deutsche Umwälzung von scheinbar höchster Warte aus zu rechtfertigen.

Von außenstehender Seite wird diese Frage meistens nur gestellt, um sie zu verneinen und damit die schärfste Brandmarkung auszusprechen, die das christliche Abendland zu vergeben hat, die Brandmarkung als Antichrist.

Es sind zwei Wege eingeschlagen worden, um dies Ziel zu erreichen, der Beweis aus der Erfahrung, also a posteriori, und der logische Beweis aus dem Begriffe oder a priori.

Der erstere stützt sich auf die Äußerungen aus Führerkreisen selbst und sucht von hier aus den dokumentarischen Nachweis der Antichristlichkeit zu erbringen. Ganz besonders dient hier als Beweisstück Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts" mit seinen vielfach schärfste Kritik und Ablehnung enthaltenden Äußerungen über christliche Glaubenssätze und Lebensforderungen. Dieser Weg hat sich in einer, gemessen an seiner Bedeutung für das Problem, verhältnismäßig kurzen Zeit verbraucht. Einmal deshalb, weil den Rosenbergschen Stellungnahmen ebenso maßgebende entgegenstehen, die den Vorwurf des Antichristlichen ausschließen, so daß vom Dokumentarischen her der Nachweis der Christlichkeit ebenso leicht zu führen ist, als man glaubte den der Antichristlichkeit führen zu können. (Man vergleiche etwa hiezu den bisherigen Entwicklungsweg der „Deutschen Christen" innerhalb des deutschen Protestantismus). Dann aber, weil Rosenberg selbst im Laufe der Auseinandersetzungen seinen Kritikern als Kronzeuge der Antichristlichkeit des Nationalsozialismus zu entgleiten begann. Nicht nur, daß er sich letzten Endes gar nicht gegen Christus, sondern gegen bestimmte historische Formen des Christentums wandte, denen gegenüber er aus der Schau eines heldischen Christus

heraus ein germanisches Christentum fordert. Sondern man wurde gerade in dem Versuch hiegegen Stellung zu nehmen, über die Weltweite des Christusevangeliums von neuem belehrt, das gerade aus seiner menschlichen Allgültigkeit heraus ein solches Unterfangen grundsätzlich zuläßt; das in seiner Verzeitlichung und Verlebendigung nicht nur seit 2000 Jahren seine Form vielfach gewandelt hat, sondern sie auch in Zukunft noch manchesmal wandeln wird. Trotzdem wird zugegeben werden müssen, daß die Akten über Rosenbergs Einstellung noch lange nicht geschlossen sind. Ebenso ist es Tatsache, daß in der Bewegung zahlreiche ausgesprochen heidnische Strömungen mitgehen.

Diese offensichtliche Vieldeutigkeit und Vielgesichtigkeit der Bewegung in der Frage Christus-Christentum hat es mit sich gebracht, daß das Beweisverfahren a posteriori für ihren antichristlichen Charakter unfruchtbar bleiben mußten. Aber die Erfolglosigkeit dieses Weges hat den Vorwurf durchaus nicht zum Schweigen gebracht. Im Gegenteil, gerade diese Erfolglosigkeit und der im Wesen der nationalsozialistischen Idee ruhende Grund für sie, haben zu einer verstärkten und vertieften Neuaufnahme des Verfahrens gegen die Bewegung geführt, indem aus dem Zusammenbruch des Beweises a posteriori gegen die Christlichkeit des Nationalsozialismus gewissermaßen selbsttätig der viel wuchtigere und tiefer an die Wurzel faßende Beweis a priori erwuchs. Beweis a priori, oder Beweis aus dem Begriff, will hier heißen, daß der Begriff selbst des Nationalsozialismus, sein eigenstes Wesen die Christlichkeit ausschließt.

Etwa folgender Gedankengang bildet die Kette dieses Beweises: Gerade die Tatsache, daß in der geistigen Bewegung des Nationalsozialismus Christen und Heiden, Evangelische und Katholische Platz haben, beweist, daß das Ideengut der Bewegung außerhalb des Bezirkes christlicher Glaubenswahrheiten seinen Platz hat. Das wäre nun an sich noch kein Mangel, wenn dies Ideengut vom Range etwa der Lehren einer Kunst- oder Rechtshochschule wäre, wo vielleicht jahrelang gelehrt wird, ohne das der Name Christi fiele und wo trotzdem nicht ohne weiteres auf Unchristlichkeit geschlossen wird. Aber das ist es ja: Der Nationalsozialismus verlangt den ganzen Menschen und glaubt an eine sittliche Erneuerung des ganzen Volkes aus den in ihm wirkenden Kräften. Damit stellt er sich auf eine Wirkensebene, wo für den Cristen nur ein Standort, ein Ausgangspunkt möglich ist, das Evangelium, will er anders nicht in Unchristlichkeit verfallen. Was man aber von der deutschen Erneuerungsbewegung als Quellen neuer Sittlichkeit verkünden hört wie Volkstum, Rasse und ähnliches, ist eine Entthronung des christlichen Gottes und seiner Offenbarung zu Gunsten als heidnisch anzusprechender Götzenwerte.

Gerade auch in unserer Öffentlichkeit tauchen die Stücke des hier angedeuteten Beweises a priori gegen die Christlichkeit der deutschen Umwälzung immer wieder als Beantwortung der Frage auf, ob eine innere Erneuerung des Einzelmenschen oder auch des Volksganzen anders als unter ausdrücklichem Fußen auf dem Evangelium als christlich anerkannt werden könne, ja ob sie überhaupt eine Erneuerung heißen könne.

Ich glaube auf diese Frage mit einem deutlichen „Ja" antworten zu sollen. Und dies aus folgender Erwägung heraus. Der Gedankenkette des oben umrissenen Beweises liegt die metaphisische Annahme zu Grunde, daß die Werte, denen der Mensch in seinem irdischen Leben zu dienen sich entscheidet, eine Rangordnung bilden,

deren obersten Punkt der religiöse Wert, in diesem Falle die Werte der christlichen Offenbarung bilden. Alle anderen Werte sind diesem untergeordnet. Und wenn nun einer von den anderen Werten den ganzen Menschen für sich beansprucht hat er den obersten Wert entwertet und verleugnet. Diese Anschauung von der Rangordnung der Werte besteht zweifellos zu Recht und auch die obige Folgerung daraus ist rein logisch und wertphilosophisch richtig. Trotzdem aber kann sie historisch falsch oder zum mindesten schief sein. Denn wenn den Menschen ein niederer Wert erfüllte und nun durch eine entwickelungsgeschichtliche Wandlung zwar nicht der höchste aber ein höherer Wert an Stelle des alten tritt, dann kann noch nicht von einer Verleugnung des höchsten Wertes gesprochen werden, außer diese werde ausdrücklich bekannt. Dann liegt vielmehr eine Entwickelung in der Richtung auf den höchsten Wert hin vor.

Und dies ist, glaube ich die Lage der deutschen Erneuerungsbewegung. Was sie an Werten in der großen Masse der deutschen Menschen entthront, ist ja gar nicht ein wirkliches Erfülltsein mit den christlichen Werten, sondern das Hängen am Geist der Vorkriegszeit, am Geist eines verstandeshörigen stoffdienstbaren Zivilisationszeitalters. Wenn an deren Stelle im deutschen Volk eine Wendung zu den seelischen, gemeinschaftsbildenden, opferheischenden Werten von Volksgemeinschaft, Volkstum und Rasse tritt, so liegt hierin die Wendung zu einem neuen Kulturzeitalter und damit ein Steigen auf der Stufenleiter der Werte vor. Jede Wendung vom Verstand zur Seele ist eine solche in einen Stand größerer Unschuld und bedeutet für ein Volksganzes eine Steigerung der Empfänglichkeit und Bereitschaft für sittliche Werte. Derart begründet sich von einer Philosophie der menschlichen Natur aus gesehen, der Anspruch der großen deutschen Bewegung auf eine innere Erneuerung des deutschen Menschen. Er wäre nur dann eine Täuschung, wenn die Vorkriegszeit und ihr Geist das christliche Zeitalter gewesen wären. Daß dies nicht der Fall gewesen ist, bricht auch dem Beweis a priori für die Antichristlichkeit der deutschen Revolution das Rückgrat. Denn es fällt damit eine logische Grundvoraussetzung seiner Folgerungen. Unter dem Gesichtswinkel obiger Erwägungen wird es auch klar, daß die Bewegung sehr wohl den Einsatz des ganzen Menschen fordern kann. Denn dies muß auch der „christlichste" Standpunkt für jeden Fall der Aufwärtsbewegung auf der Stufenleiter der allgemeinen und der sittlichen Werte zulassen. Bei der Beschränktheit der menschlichen Natur kann überhaupt der Mensch niemals allen Werten gleichzeitig in gleichem sichtbaren Ausmaß dienen. Er wird am sichtbarsten dort dienen und dienen sollen, wo ihm das Leben eine Aufgabe setzt. Und daß dem deutschen Volk, nicht von gestern an, sondern zurückgehend auf eine halbhundertjährige Entwickelung, heute nur offenbar werdend, eine völkische und Gemeinschaftsaufgabe geschichtlicher Größe gestellt ist, kann niemand verkennen, zu dem die Geschichte überhaupt spricht. Man wird der deutschen Bewegung noch manchen jugendlichen Überschwang zu gute halten müssen. Heute dient dies Volk dieser Aufgabe! Wenn man aber auf den Kern des Geschehens sich besinnt, wird man spüren, daß sie näher an das Christsein heranführt, als jenes ihr vorangegangene Zeitalter, in dessen geistigem Namen auch heute die meisten Beweise gegen ihren sittlichen und christlichen Wertgehalt geführt werden. Alfred Pomarius

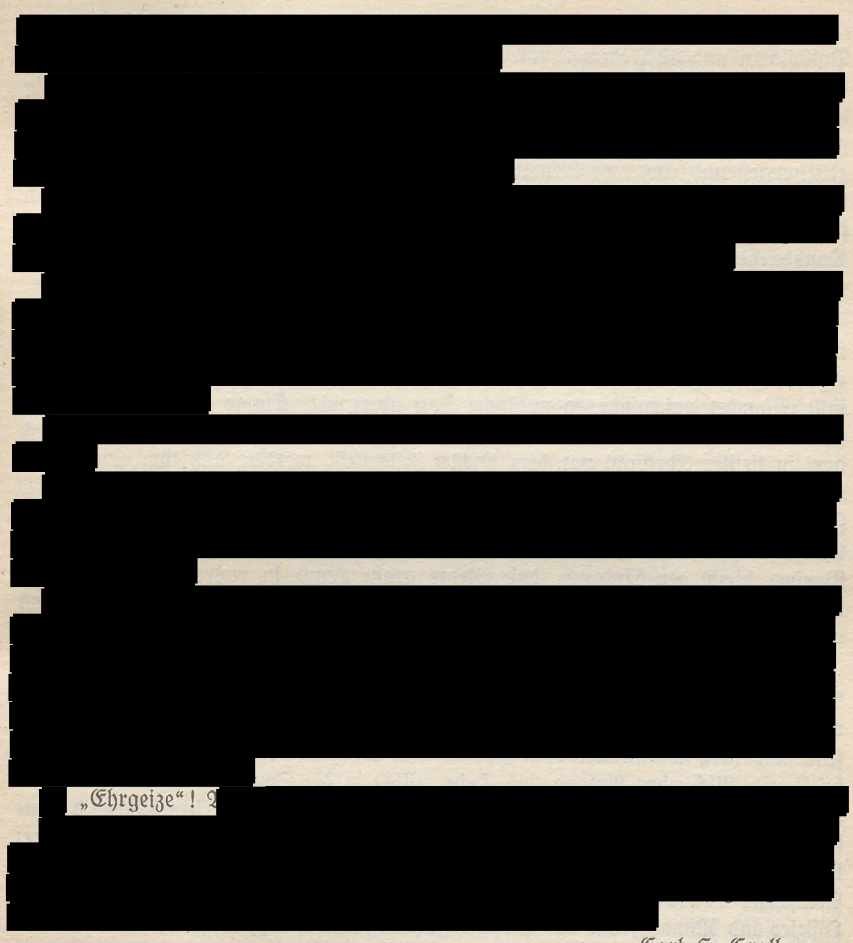
Gruß an die Heimat. Im Zusammenhang mit der Veröffentlichung des Aufsatzes von Klaiber über Ernst Gräser in diesem Heft, sendet uns der Künstler folgende Zeilen: Wenn ich nach jahrzehntelanger Abwesenheit von Siebenbürgen die

Möglichkeit wahrnehme, aus dem Bereich meines Schaffens der Heimat einen Gruß zu senden, so empfinde ich dieses Tun, als eine gewisse Heimkehr in das Land meines Ursprungs. Ein Kreislauf, der sich in irgendwelcher und mannigfachster Art und Form bei uns allen wohl vollzieht — der Zug aus der Fremde nach den Ausgangspunkten unseres Lebens. Wir werden wohl alle, wie der verlorene Sohn — irgendwie einmal in die Weiten und Engen der Fremde geschickt — sie muß nicht immer ferne liegen — damit erprobt werde, was, der Heimat wert, lebensfähigen Bestand habe. Und in tieferem Sinn müssen wir wohl deshalb in diese Fremde, um unser Selbst, unsere größere Heimat zu suchen und zu entdecken. Wie weit dies beim Maler, durch die überreichen Gelegenheiten zur Entwicklung, die mir gnadenhaft zu teil wurden, geschehen ist, sollen ein Aufsatz und Bilder in Hell und Dunkel künden. Lieber würde ich meine Heimat farbig grüßen — noch lieber mit der Farbe und dem Licht, das sich im Glase durch Fenster vieler Kirchenräume bricht, die im Bereiche Württembergs stehen. Am allerliebsten aber wollte ich nun Siebenbürgen Aug in Auge grüßen, um die Pfade meiner Jugend in Tekendorf, Mediasch und Kronstadt wieder zu begehen. Es würde ein reiches Wandern und Begegnen sein. Ich hoffe auf das Wiedersehen.

Ernst Gräser

Sprachbesinnung.

[redacted]



„Ehrgeize"! ?

Carl H. Csallner

Neue Bücher und Schriften

Band 19 (Ton—Vam) des Großen Brockhaus, Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig, ist vor kurzem erschienen. Wenn man ihn in die Reihe seiner Vorgänger stellt, so gehen damit die Fälle, in denen man den Brockhaus vergebens befragt, weil er „noch nicht so weit" ist. auf ein Minimum zurück. Auch dieser vorletzte Band zeigt wieder, welchen unmittelbaren Anschluß der Brockhaus an alle Tagesfragen hat und welch sachgemäßer und zuverlässiger Berater er auf jedem Gebiete ist. Aus der Fülle seines Inhalts können wir nichts hervorheben oder aber müßten wir alles benennen, so gut und treffend ist die Darstellung, das Bildmaterial und die bis in die jüngste Gegenwart erstreckte Aufklärungsfähigkeit auch dieses Bandes.

Marie Hamsun. Die Langerudkinder. Erzählung. Neue Ausgabe mit 4 farbigen Vollbildern und 42 Federzeichnungen von Hermann Pezold. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München, 1934. — Die Langerudbücher der Frau des großen Dichters sind in den letzten Jahren in immer weiteren Kreisen mit vollem Recht bekannt geworden. Nun legt der Verlag den ersten Band in einer neuen, um hübsche Federzeichnungen und etwas problematische farbige Abbildungen bereicherten Ausgabe vor und wird damit bei allen, die Marie Hamsun wundervollen, klaren, weiblichen Blick für die Seele des Kindes verehren, ihre schlichte, und treffende Schilderung lieben, Dankbarkeit wecken. Der Band ist billig und möge besonders eindringlich zu den Müttern sprechen. Heinrich Zillich

Hermann Stehr. Lebensbuch. Gedichte aus zwei Jahrzehnten. Paul List Verlag, Leipzig, 1934. — Der große Hermann Stehr legt nun seine Gedichte vor. Es ist eigenartig, sie zu lesen. Die Stehrsche Welt atmet darin, wohlbekannt und gotterfüllt. Mancher polemische, ja politische Ton überrascht. Einige Gedichte sind ganz schwer und erfüllt wie die wundervollen, edlen zum Heldentod des Sohnes, und doch darf in tiefster Ehrfurcht vor dem Dichter festgestellt werden, daß ihm eine eigene lyrische Sprache fehlt. Die Gedichte sind wie Tagebuchblätter seiner Jahre, reife Früchte, an denen niemand vorübergehen sollte — wer könnte auch an Stehr vorübergehen! — aber, ganz abgesehen von unwichtigeren, fast privaten Gedichten des Bandes, bleibt der Eindruck, daß Stehrs große Kunst in seiner Epik liegt; dort hat er in unvergleichlicher Eigenart Sprache, Sinn und Darstellung zur Einheit verschmolzen. Heinrich Zillich

Joachim von der Goltz. Der Baum von Cléry. Roman. Albert Langen Georg Müller Verlag. München, 1934. — Wenn heute noch ein Kriegsroman gedruckt wird, nachdem so viele starke und bleibende Werke erschienen sind, muß er sehr gut sein. Und dies können wir vom „Baum von Cléry" ruhig behaupten. Der Roman spielt, eigentlich ohne Anfang und Ende mitten in der Sommeschlacht, in Artilleriestellungen, Beobachtungsständen, in der Infanterielinie, und ein sehr schönes Einzelstück schildert eine gewaltige Kampfszene an der Loretohöhe. Bis ins letzte Wort ist hier alles wahr, echt und zugleich bedeutsam. Die Menschen — und was für Menschen! — die Landschaft, das Verhältnis zwischen den Waffengattungen, zwischen Offizier und Mann, Front und Etappe, Führung und Kampftruppe sind ebenso überzeugend gestaltet wie das Stimmungshafte, die schon graugewordene Westfront, wo das Material in seiner Übermacht den Menschenwillen zu vernichten droht und doch dazu nicht stark genug ist. Der Verfasser sagt nur das Notwendige, er stellt nur das Erlebnis und Geschehen selbst heraus, aber gerade deswegen ist jede Zeile getränkt voll vom Unsäglichen und Unvergänglichen des Krieges, der hier in einem Augenblick beschworen wird, wo sich der seelische Umbruch der Zeit vollzog, von der begeisterten Volkserhebung des Kriegsbeginnes zu dem schweigenden, in furchtbarsten Erlebnissen erfolgenden Bildung einer ehernen Volksgemeinschaft des Kampfes, der Kameradschaft des Todes und der Zukunft. Heinrich Zillich

Elsbeth Eberlin: Der Heimgang eines Himmelsforschers. Erzählung. Verlag: Werner Böhm, Chemnitz. 66 Seiten. Das schmale Büchlein erzählt von den letzten Lebenswochen und vom Sterben des großen deutschen Astronomen Karl Ludwig Harding. Hardings Name ist der Gelehrtenwelt nicht fremd: er ist der Entdecker

des kleinen Planeten Juno und der Herausgeber des ersten großen deutschen Himmelsatlas, der über 120.000 Sterne enthält. Aber der großen Masse des Volkes ist Harding unbekannt: er starb 1834 in Göttingen. Zur Hundertjahrwende seines Heimgangs hat die bekannte Schriftstellerin in dieser im besten Sinn ergreifenden kleinen Geschichte wieder an ihn erinnert und uns in ihm nicht nur den großen Gelehrten, der seiner Wissenschaft lebt und stirbt, sondern auch die reiche, feine, liebedurchglühte Persönlichkeit gezeigt. Die Geschichte wird vielen Lesern eine köstliche Stunde bereiten und erinnert auch an die Tatsache aufs neue, — da K. L. Harding der Sohn eines evang. Pfarrhauses ist, — was Deutschland seinen protestantischen Pfarrhäusern zu verdanken hat. Hans Lienert

Ernest Claes. Black. Die Geschichte eines Hundes. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Inselverlag, Leipzig, 1934. Nett und anschaulich wird die Erziehung eines hochwertigen Rassehundes geschildert, sein Innenleben nachgefühlt, seine äußeren Erlebnisse aufgezeichnet. Die Geschichte könnte dort, wo sie im dritten Lebensjahr des Hundes endet, ebenso gut weitergehen, etwa sein Altern erzählen oder seine Liebschaften, auf die in diesem tugendsamen Buch nicht einmal ein Seitenblick fällt, aber das Buch gewönne nicht viel dabei. Es bliebe harmlos, allen hundeliebenden Backfischen sicherlich ein unvergleichliches Werk, weil es fast ganz ohne Blick für die düsteren und naturgewaltigen Hintergründe ist, die in dem Stoffe — der natürlich immer nur aus der Vorstellungswelt des Menschen gestaltet werden kann — stecken. Warum dies im Einzelnen manchmal reizvolle, aber im Ganzen doch belanglose Buch auch noch ins Deutsche übersetzt werden mußte, bleibt unvorstellbar. Heinrich Zillich

Karl Hans Strobl: Prozeß Borowska. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Es ist ein Tatsachenroman aus der Zeit kurz vor dem Krieg. Geschildert wird der Prozeß einer Frau im österreichischen Galizien. In den Verlauf des Prozeßberichtes ist mit Meisterschaft hineingewoben das vorangehende Geschehen und die Geschichte der schönen Frau Janina. Durch die Darstellung ist zweierlei erreicht: daß man ein eigentümlich beklommenes Gefühl bekommt über den merkwürdigen, unheildrohenden Schwebezustand der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des vorauguste-ischen Österreich, auf das die Schatten des großen tönernen Riesen, des sozialistisch und terroristisch unterwühlten Rußland herüberfallen, — und dann die Schilderung einer Frau, deren zum Teil verbrecherisches Handeln aus unergründlichem Wesen fließt und die dem begreifenden Denken unzugänglich bleibt. Der Roman, den ein Kenner der einstigen galizischen Zustände geschrieben hat, wirkt mittelbar klärend für das Geschehen seit 1914, und die kernig-liebenswürdige Art des Dichters fesselt so, daß man das Buch in einem Zuge zu lesen genötigt wird. Hans Lienert

Guido Zernatto. Sinnlose Stadt. Roman eines einfachen Menschen. Verlag L. Staackmann, Leipzig. — Der Verfasser erzählt einfach und klar, aber echt und in jeder Zeile fesselnd, wie ein junger Bauer, klug, schlau und dennoch naiv und gänzlich erdgebunden, von der heimatlichen Scholle verdrängt und zugleich freiwillig flüchtend, in die Stadt geht, um als Trambahnschaffner bürgerlich zu werden. Der Eindruck, den die Stadt auf ihn macht, ist mehr verwirrend als sonstwie erregend; sie bleibt ihm in ihrem ganzen Wesen fremd, so daß bald neben seinem wie träumend verlebten bürgerlichen Dasein das Ursprüngliche in ihm durchbricht. Er wird

Wilderer, erschießt einen Gendarmen, wird wider sein Erwarten freigesprochen, bald darauf aber wegen einer „Kleinigkeit", wie er meint: sinnlos und unschuldig, eingesperrt — mit einem Wort, er versteht diese Stadtwelt und ihre Menschen nicht und kehrt, geläutert und innerlich frei, zur bäuerlichen Heimat zurück. Diese einfache Handlung ist eingebettet in eine köstliche Fülle von Einzelereignissen, die getragen werden von ergötzlich gezeichneten Gestalten des Dorfs und der Stadt. Es ist auffallend, wie auch das oft bedrückende Geschehen mit überlegen-freier Kunst vorgetragen wird und wie das Gefühl des Lesers dadurch selber in einer gewissen freien Heiterkeit bis zum Ende mitschwingen muß. Hans Lienert

Wolfgang Weyrauch: Der Main, eine Legende. Mit 27 Zeichnungen von Alfred Kubin. Ernst Rowohlt Verlag: Berlin. Kart. Mk. 4·—, in Leinen Mk. 4·80. Ein junger Dichter — man wird annehmen dürfen, daß er sich diesen Namen bald durch weitere Beweise seines Dichtertums zweifelsfrei verdient, — schreibt ein Buch, das durch seine Art ebenso wie durch den Inhalt fesselt. Von einer Wanderung handelt es, die ein Jüngling tut, der das Leben der Großstadt nicht mehr erträgt. Er kehrt in seine Heimat zurück und wandert den Main entlang von den Quellen bis zur Mündung. Dabei erlebt er den Fluß, der selber zu unheimlichem Leben erweckt wird, als Segenspender und Bringer des Verderbens; bildhaft aufgezeigt an den Bewohnern einer Hütte, in der menschliches Werden und Vergehn unaufhaltsam fließen, wie der dahinbrausende oder gleitende Strom. Jede Zeile des Buches atmet Poesie; alle erzählten Begebenheiten sind an sich sehr einfach, anscheinend aus großer Nähe gesehn und deutlich beschrieben. Und doch wirken sie alle wie die Flußlandschaft und ihre Menschen aus einem feinen Nebel heraus, werden Symbole und wachsen ins Übersinnliche. Alfred Kubin ist der rechte Meister, mit seinen Federzeichnungen grade dies Legendenhafte, Hintergründige des Buches hervorzuheben und zu steigern. Hans Lienert

Friedrich Schnack. Der erfrorene Engel. Roman eines Mädchens. Im Insel-Verlag, Leipzig, 1934. — Bewundernswert, wie Schnack den geheimsten zartesten Regungen eines Mädchenherzens nachzuspüren weiß, erschütternd der Schluß der einfachen Liebesgeschichte; und doch bleibt neben dem Gefühl des Dankes an den Dichter ein Empfinden der Unbefriedigung zurück. Die hier gestaltete Liebesgeschichte könnten unzählige Mädchen erleben und erleben sie auch täglich; das von Schnack geschilderte Mädchen aber ist eine Künstlerin, eine Sängerin und, was noch mehr ist, eine Bildnerin. Es formt in Wachs bedeutsame Werke, es sieht, durch die Juwelierwerkstätte ihres Elternhauses bestimmt, mitunter die Welt kristallen, edelsteinhaft, gläsern. Ihre Träume sind Edelsteine, Juwelen, Blumen. Ein ganz seltsames Innenleben erfüllt das reine Geschöpf. — All dies ist schön und reizvoll gestaltet mit der Liebe Schnacks für den Schnörkel des Gefühls und des Bildes. Aber welche Bedeutung hat das eigenartige Menschsein des Mädchens für ihre Liebe, für deren Geschichte? Ihr Wesen muß sich doch nicht bloß darin ausprägen, wie sie über die Liebe manchmal träumt oder nachdenkt, sondern darin, wie sie erlebt, wie sie sich selbst zum Liebeserlebnis handelnd stellt. Aber dies Mädchen liebt und es stirbt an dem Tode ihres Geliebten genau so, wie ein anderes tiefveranlagtes Mädchen daran sterben könnte. Die Naht zwischen dem Innenleben des Mädchens und ihrem Schicksal ist offen. Ihr Schicksal hätte auch ein anderes Mädchen so er-

leben können, und diese Petra hätte ebenso gut aus ihrer überzarten, versponnenen Innenwelt keinen Weg zur Liebe oder zu einem so naturhaften Burschen wie Severin finden können — es wäre nicht unglaubhaft gewesen. Glaubhaft auch wenn sich die beiden Liebenden nur schwer oder nicht verstanden hätten, wie es auch fast unglaubhaft ist, daß sie sich nicht eine Sekunde lang streiten. Das Abseitige, das Rankenwerk des Romans wuchert; die Handlung geht dahin, oft beinahe unbeachtet, immer etwas knapp entwickelt angesichts der Fülle, mit der Einzelheiten und selbst Nebensächliches geschildert sind.

Heinrich Zillich

Kurt Hildebrandt: Platon. Der Kampf des Geistes um die Macht. Verlag Georg Bondi, Berlin, 1933. Brosch. M. 11.50, Lwd. M. 14.

Hildebrands Buch ist bereits das zweite große Platon-Werk aus dem „Kreis um Stephan George". Während jedoch das seinerzeit von mir angezeigte Buch von Kurt Singer „Platon der Gründer" vor allem seiner äußeren Form nach, in der Gepflegtheit der Sprache wie in der bewußten Gestaltetheit den Willen zum Mythos verrät, sucht Hildebrandt mehr unmittelbar aus dem platonischen Geist selbst sein Werk zu bauen. Hildebrandt ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten lebenden Platonkenner, hat er sich doch schon vor mehr als zwanzig Jahren in der wundervollen Übersetzung und Kommentierung des „Gastmahls" als berufener Interpret des größten aller griechischen Denker bewährt. Jene Übersetzung war Friedrich Gundolf in Freundschaft zugeeignet, und ebenso wie Gundolf Goethe, sucht Hildebrandt Platon aus dem Zentrum der schöpferischen Persönlichkeit zu verstehen und sein Lebenswerk zu einer geschlossenen organischen Ganzheit zusammenzuschauen. Dieses Zentrum ist für den Verfasser der „Kampf des Geistes um die Macht", nämlich um die Macht im Staate. Das Buch gliedert sich in drei große Hauptteile. Der erste behandelt den jungen Platon, dessen Ziel die Herrschaft über seine Vaterstadt im Geist des Sokrates ist. Im zweiten Teil erscheint Platon als philosophischer Begründer des neu zu schaffenden hellenischen Staates, im dritten endlich als Haupt der Akademie, als der, der zwar auf persönliches Herrschertum verzichtet hat, aber sich nun eine geistige Jüngerschaft heranzuziehen sucht, die in seinem Sinn das Griechenland der Zukunft regieren soll. Platon erstrebt die Verwirklichung der philosophischen Erkenntnis in der Gestaltung des politischen Lebens. Freilich ist die Tendenz auf den Staat nichts spezifisch platonisches, sondern etwas allgemein griechisches. „Der Grieche verbindet sich nicht individuell dem Gott und der Welt; er ist Mensch nur durch seine und in seiner Zugehörigkeit zum Staate". (218) Der Grieche denkt also ursprünglich politisch, so wie wir ursprünglich individualistisch denken. Das im besonderen Sinn Platonische jedoch ist der Versuch, den Staat von der Idee her wiederherzustellen, nachdem seine objektiven Grundlagen, vor allem die religiösen, erschüttert sind. Der Staatsgründer muß gleichzeitig Religionsgründer sein. Im neuen Staat findet die neue Religion ihre Gestalt, ihren Körper. Platon strebt demnach vom Menschlichen hinauf zum Göttlichen und vom Göttlichen wieder zum Menschlichen zurück. Von der Kraft des Eros getrieben, soll sich der Leib emporläutern und durchseelen, die Seele aber soll umgekehrt im Leib konkret werden. „Ob Platon dies Menschliche oder dies Göttliche stärker in sich gefühlt hat, bleibt sein Geheimnis. Aber wenn er den Geist höher stellt als die Lust, so ist sein letztes und höchstes Wort, daß zum Wesen des höchsten Gottes Schöpferwille und Freude an der Leib-

lichkeit gehört." (390) So entgeht Platon beiden Gefahren, der idealistischen und der materialistischen.

Hildebrandt ist sehr darauf bedacht, den so oft gegen Platon erhobenen Vorwurf zu entkräften, er habe aus einer weltfremden Immanenzphilosophie heraus, also als bloßer Doktrinär, in das politische Leben einzugreifen versucht. „Die Verwurzelung der schöpferischen Gotteskraft im eigenen Willen bedeutet im Platonismus keine Wendung zum Subjektivismus." (252) Vielmehr habe Platon gerade die vollkommene Synthese von subjektivem Erkennen und objektivem Handeln im Auge. Hier wäre aber doch zu fragen, ob denn nicht auch alle synthetische Philosophie zuletzt bloße Immanenzphilosophie bleiben muß. Keine wie immer geartete Philosophie kommt jemals aus der Immanenz heraus, und es ist ganz zweifellos die Tragik Platons, daß er bereits vom Standpunkt des isolierten Geistes aus um die Durchgeistigung des Lebens zu ringen sich gezwungen sieht, daß sich ihm der Sinn nicht mehr unmittelbar in der Wirklichkeit verkörpert, sondern im Reich der gedachten Ideen und erst von diesem Reich her auf die Wirklichkeit übertragen werden soll. Gewiß wird der Sinn als Harmonie von Körper und Seele begriffen, aber eben doch nur begriffen; das Primäre ist nicht die Tat, sondern die Reflexion, die dem Tun die Flügel lähmt. „Die Geschichte ist aber die Idee, die auf natürliche Weise, nicht mit dem Bewußtsein der Idee vollbracht wird", sagt der „Idealist" Hegel in seiner Geschichte der Philosophie über Platon, und er hat recht. Der Verlust des politisch gestaltungskräftigen Geistes im athenischen Staat und sein Aufleuchten im Denken der Philosophen Sokrates und Platon, das ist im Grunde doch nur ein und dieselbe Erscheinung von zwei verschiedenen Seiten her gesehen.

Selbstverständlich bedeutet diese kritische Randbemerkung kein abfälliges Urteil über das Monumentalwerk Hildebrandts, das vor allem in der Analyse der einzelnen Dialoge oft Unvergleichliches bietet und vielleicht wie kein anderes ähnliches Buch den Leser in die tiefe Geistigkeit des göttlichen Philosophen einführt.

Erwin Reisner

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Das erste Heft des zwölften Jahrgangs unserer Zeitschrift wird eingeleitet mit einem Kalendarium von Josef Weinheber, dessen dichterische Bedeutung wir vor Jahren schon erkannten und der nun auch im Reiche die Beachtung findet, die er verdient. Mit der Skizze „Fefeleaga" kommt ein siebenbürgisch-rumänischer Dichter, Ion Agârbiceanu, zu Wort, der uns hier eine Schilderung aus dem rumänischen Dorfleben gibt. Die übrigen Beiträge sind zumeist Aufsätze über künstlerische Fragen. Auf den Essay über Ernst Gräser wurde schon im Text besonders hingewiesen.

Vorträge des Herausgebers. Heinrich Zillich las aus eigenen Werken am 25. November 1934 beim Treffen der Mitteldeutschen Buchhändler in Jena, weiter am 29. November zusammen mit dem Dichter Werner Bergengruen in der Aula der Universität Frankfurt a. M.; vor der Lesung hielten der Rektor der Universität Professor Dr. Platzhoff und ein Sprecher der Studentenschaft eine Begrüßungsrede.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Ion-Rațiu-Straße 6
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G in Sighişoara-Schäßburg



Ernst Honigberger, Gemälde

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR FEBRUAR 1935 HEFT 2

Die Schlucht

Erzählung von Heinrich Zillich

In den Karpathen, nahe an einem Berghof, liegt das Grab eines Deutschen. Den hat der Krieg gefällt, siebzehn oder achtzehn Jahre nach Friedensschluß. Ein Bauernweib pflegt es mit Enzian und Alpenrosen. Ein Almbursch schnitzte ein Kreuz dafür. Später sandte eine Frau aus Berlin ein steinernes Mal; deutsche Buchstaben sind darin eingegraben. Der Tote hat Frau und Kind hinterlassen. Auch diesen Gedenkstein stellte der Almbursch auf das Grab. Zwei Zeichen stehen nun an der Ruhestätte. —

Im großen Krieg ritt ein junger Leutnant zu einer Stunde, wo die Dämmerung nur noch einem Schleier gleich über den Bergen lag, in den Tälern aber schon das Blau der ersten Nacht dichter wurde, in ein Karpathendorf. Hinter ihm klapperten die Pferdehufe seines Zuges. Die Ulanen hielten beim Dorfkrug an, mitten im Lärm des Trains. Der Leutnant schwang sich aus dem Sattel, trat in das Gebäude, wo der Ortskommandant, ein Feldwebel, gebot, und forderte Quartier. Da stellte es sich heraus, daß wohl eine Scheune für Roß und Leute noch frei war, doch für den Leutnant kein Bett. Der junge Offizier hatte wochenlang auf dem Pferderücken gesessen und nachts im Heu geschlafen, so daß ihn die Sehnsucht nach einem reinen Lager fast verzehrte. Ja, meinte schließlich der Feldwebel, es liege wohl noch ein unbesetzter Waldbauernhof eine halbe Stunde seitab auf dem Hang, aber der Weg sei schwer zu finden, und ihn auf dem Pferde zu machen, könne er niemand raten. Doch wenn der Leutnant es zu Fuß versuchen wolle, so sei ein Führer zur Stelle, der Einödbauer selbst, den ein Requirierungsbefehl in den Ort gewiesen habe. Vor der Tür stehe er noch und trinke wohl ein Gläschen.

Der Leutnant befahl, den Mann zu holen, und erklärte sich, als er ihm in die Augen gesehen hatte, bereit, mit ihm den Weg zu gehen. Er führte die Ulanen ins Quartier, ließ sein Gepäck im Dorf, da er morgen schon in aller Frühe weiterreiten sollte, und tappte einsam hinter dem alten Bauer bergan.

Nach einem kurzen Stück des Weges, der erst über eine finstere Alm hinanzog, trat der Bauer hinter den Leutnant und meinte freundlich in einer Sprache, die der Offizier nicht verstand, er müsse ihn nun, wo es durch den Wald gehe, an mancher Stelle am Gurt fassen, um ihn bei den Abstürzen vorüber zu leiten. Und kurz danach stand um die beiden Männer nur die Wand der Tannen, durch die manchmal ein Rauschen wogte. Oben über den tausend Spitzen des Forstes begleitete sie ein tiefes Himmelsblau, das sie wie durch einen Schacht sahen. Die Stiefel des Leutnants klopften auf den Steinen des Stegs. Der Bauer glitt darüber mit weichen Bundschuhen, und wenn der Offizier nicht die Hand des Bauern am Leibriemen gespürt hätte, so wäre ihm zumute gewesen, als schritte er durch die Verwunschenheit eines Traumes voll Kühle, Wälderatem und Bergesstille. Unfaßbar beglückend und fast unwahrscheinlich nach so vielen Wochen staubiger Ritte und lauter Männerstimmen.

Einmal tobte ein Bergbach tief unter ihren Sohlen. Der Leutnant hörte es und fühlte es zugleich an dem Baumstamm, über den ihn mit festem Griff der Bauer lenkte. Hoch gingen sie auf schwingendem Holz über die Schlucht. Und da war es ihm über dieser von unten heranhauchenden und rufenden Wasserflut, als berührte ihn ein Drohen jener unsäglichen Abgründigkeit, in die wir, aus dem Kinderschlaf aufgeschreckt, hineinstarren.

Gerade, als ihn das Gefühl des Traumes verlassen wollte, öffnete sich eine Tür vor den Männern. Der Leutnant stand in einem Raum und sah zuerst nichts als einen langhinzuckenden Schein. Der Bauer entzündete eine Kerze. Mit frohem Laut schrak dabei auf dem riesigen Schlafofen, in dessen Glut die Scheite flammten, ein Mädchen empor. Erst ließ es einen Fuß über die Lagerkante hängen, dann langsam den zweiten und saß nun da im Hemd über den beiden Männern mit rotbeleuchteten Beinen. Bei einer staunenden Bewegung des Körpers fielen ihre dunklen Zöpfe über die Schultern. War es nur Traum oder die Schärfe seines Empfindens — der Leutnant vermeinte den Duft der Strähnen zugleich mit dem warmen Hauch des Mädchenleibes zu spüren. Und nun stand er übermannt auf den schwingenden Brücken seines Traumes und wußte sich kaum zu bewegen.

Der Bauer lud ihn zum Sitzen ein. Das Mädchen sprang herab, hob den vollen Arm vor die Augen und die Röte stieg ihr in das hübsche Gesicht, aber dann schlüpfte es in den Rock, der neben dem

Ofen gelegen hatte, und stand angekleidet vor dem jungen Mann, der, noch immer verwirrt, den Lederriemen abschnallte und sich niedersetzte. Das Mädchen kniete vor ihn hin und zog ihm, der nur leicht widerstrebte, die Stiefel aus. Doch dabei blickten ihn ihre Augen mit der kleinen neugierigen Frage an, die alles junge Volk aneinander richtet, mag auch wie hier kein Wort der Verständigung möglich sein.

Der Bauer nahm Brot und Speck aus dem Wandschrank. Das Mädchen lief und brachte Milch, während es in überstürzten Lauten den Vater nach allerlei ausforschte. Der Leutnant saß an dem Tisch, fühlte durch die Socken den warmen Lehmboden und den Strahl des Ofens am Körper. Er sah die kleine kahle Stube, bewegt von den Schatten des Lichtes, und hörte in den Pausen den Wald um die Hütte atmen wie ein ruhiges Meer.

Mit der uralten Gebärde der Aufforderung zum Mahl deutete der Bauer auf das Essen. Er schlug das Kreuz über dem Brot und schnitt es. Sie tranken Milch. Sie aßen Käse und Speck. Dann wurde dem Offizier das Bett oben auf dem Ofen gerichtet, wo vorher das Mädchen geschlafen hatte. Als er allein gelassen war, warf er die Uniform hastig ab, sprang lachend in die Decken und streckte sich unter dem haarigen Zeug. Doch ehe er noch die Lider schloß, kam leise das Mädchen nochmals herein, nahm die Kerze, die auf dem Tisch geglieben war, und wandte sich zur Tür. Da streckte er seine Hand hinunter. Sie hielt an und lächelte lauschend zu ihm hinauf. Seine Finger hoben sich und glitten durch die Luft, als läge das junge Haupt der Wartenden unter ihnen, aber da strich das Mädchen schon still und widerstrebend über die Schwelle.

Es war noch Nacht, als sein Taschenwecker klingelte. Er fuhr verschlafen empor und sprang vom Lager in die kühl gewordene Stube. Beim Ankleiden mochte er an Stuhl und Tisch gestoßen haben. Er horchte dem Geräusch nach und merkte, wie im Nebenraum ein Schritt ging. Durch die Tür kam ein Lichtschimmer, noch ehe das Mädchen eintrat und die Kerze wieder brachte. Sie standen voreinander wie ertappte Kinder. Sie zog den Kopf, der sich zur Seite bog, aus seinem Blick, schritt zum Schrank und legte ihm das Brot auf den Tisch.

War es das Klirren des Messers, das leise Klingeln seiner Sporen, das ihn jäh aufschrecken ließ und seine Beklommenheit löste? So viele Ritte, so viele Tage im Sattel — er hielt plötzlich das Mädchen in den Armen und fühlte ihren Mund.

Als er, den warmen Körper noch an sich gepreßt, mit Zeichen nach dem Bauer fragte, schüttelte sie den Kopf und deutete mit blitzenden Zähnen an, der schlafe noch; sie wolle den Gast selbst zu Tal führen. Er möge nur still sein. Und da kam über ihn das Brausen des Hochwaldes wie eine alles übertönende Musik.

Die Mannschaften waren schon aufgesessen, als der Leutnant im ersten Dämmern auf den Dorfplatz stürmte. Mit einem Satz war er im Sattel. Sie ritten hinaus. Er bog sich oft zurück. Aus dem Grau der Frühe traten eben die rauschenden Wälder hervor. Er sah sie stehen, eine einzige Wand um das Tal. Er wußte nicht, wo er das Tor in der dunkelgrünen Tannenmauer durchschritten hatte, wo jene Schlucht lag, wo jener Weg —

Lange Zeit nachher, wohl an achtzehn Jahre später, als der Leutnant längst Sattel und Riemzeug verkauft hatte und in Berlin bei einer großen Tiefbaufirma beschäftigt war, wurde er wieder in die gleiche Gegend der Karpathen geschickt, wo der östliche Staat durch die Bergwelt eine Eisenbahnlinie zog, um die neugewonnenen Ländereien enger mit den übrigen Provinzen zu verbinden. Die Anlage mehrerer Tunnels erforderte Fachleute, die es im Lande nicht gab. Der junge Ingenieur ließ Frau und Kind in Deutschland und machte sich bereit, einen Sommer im Abenteuer der Wildnis zuzubringen, wo der Verdienst größer war als daheim und wohin es ihn lockte wie jeden, der einmal jahrelang auf der Sattelwiege durch die Welt geschaukelt war. Er dachte auch, als er Abschied nahm, daß er nun manche Strecke Weges sehen werde, die er im Krieg schon erblickt hatte. Und ein Wind des Wiederfindens schien ihn am dritten Reisetag durch das Zugfenster zu begrüßen in den Tannenwäldern, die wie vor der großen Schicksalswende um ihn rauschten. Aber er erkannte kein Dörfchen wieder, durch das ihn der Zug trug. Alles sah aus, wie wenn er es hundertmal gesehen hätte, und doch erinnnerte ihn nichts an einen besondern Tag. Da wurde es ihm erst bewußt, wie abgehetzt er hier einst hingeritten war.

Er lebte schon etliche Wochen im Lande, vertraut geworden mit dem Dienst im Berginnern und mit den Bauhütten, darin die Tagelöhner schliefen. Er hatte ein Auto zur Verfügung und fuhr zur Arbeitsstelle alltäglich aus der kleinen Stadt am Paßausgang, wo er ein Stübchen voll Langweile bewohnte. So sehnte er sich bald nach Hause, schrieb unmutige Briefe und zählte die Tage bis zur

Heimkehr. Das Abenteuer, das er vielleicht von diesem Aufenthalt erwartet hatte, kam nicht. Dafür aber manche Widerwärtigkeit mit den Arbeitern, die faul beim Dienst und unzuverlässig waren. Besonders auffässig benahm sich ein junger hellhäutiger Lümmel, der flink am Werk, aber überall frechen Maules Unruhe stiftete. Es lag etwas friedlos Gehetztes über dem Burschen, den die übrigen hänselten, seiner Jugend oder einer anderen Ursache wegen. Der Ingenieur entließ ihn schließlich, obgleich er ihn, mit dem er nur durch Vermittlung des Dolmetschers sprechen konnte, nicht übel mochte. Ein Stein, der ihm nahe am Schädel vorbeisauste, war die böse Antwort.

Dann sah er den Kerl, dem die Belegschaft in knechtischer Rachsucht nachzusetzen versuchte, nicht mehr. Oben im Wald über die Berglehne verschwand der Junge.

Bald lernte der Ingenieur einen deutschen Forstmann kennen, mit dem er die Wälder durchstreifte und eine rauhe, von Wein und Tabak umdunstete Freundschaft schloß. Wenig von der Verträumtheit der Jugend schwang in ihm, wenn er mit dem Grobian dem Auerhahn nachstellte. Nach der Jagd lachten sie schallend in den Schenken und trieben Scherze mit den Dorfleuten, die den Förster wie ihresgleichen betrachteten. Mitunter übersetzte dieser dem Berliner, was die Bauern von dem deutschen Heerzug zu erzählen wußten, der im Landstrich keine Spur zurückgelassen hatte als einen Eindruck unaufhaltsamer Macht. Und einige Blondköpfe — wie der Förster hinzusetzte —, die man von den übrigen Dorfkindern wohl unterscheiden könne, worauf er denn, um der deutschen Manneskraft willen, einen Korn spendierte. Dazu lachte der Ingenieur und richtete den Blick, schon leicht verschleiert von dem schweren Getränk, durch das Fenster hinaus in den sinkenden Abend, wo die Tannenwand schweigend stand. Mitten im Lachen brach er ab.

„Was ist Ihnen, Kamerad?“ fragte das Rauhbein.

„Nichts —“ antwortete der Ingenieur und schenkte sich das Glas voll. Er hob es hinaus in die Wälder, als grüßte er einen Traum.

Auf einem solchen Jagdausflug kam die Dunkelheit rascher, als sie erwartet hatten. Sie waren bei einem Dorfe aus dem Auto gestiegen, und beabsichtigten, in einem Berghof zu übernachten, um früh am Morgen den Ansitz zu finden. Sie stiegen durch den Tann, der hier sehr dicht war. Der Förster tappte sich mühsam vor und fluchte, weil

er die Laterne vergessen hatte, als plötzlich das Rauschen eines Wassers an ihre Ohren drang.

„Gehen Sie vor", sagte der Ältere. „Hier muß ich Sie führen."

Der Ingenieur stockte, dann trat er vor und fühlte an seinem Rock die Hand des andern. Sie leitete ihn. Er lehnte sich unmerklich dagegen. Er ging sicher, aber sein Herz schlug in schweren Stößen.

„Nun passen Sie auf, wir gehen da über eine Schlucht. Setzen Sie ruhig Fuß vor Fuß. Nur ruhig. Fühlen sie einen Baumstamm?"

„Ja, ich weiß —"

Und da war unter ihm ein Heranhauchen von Wasserfluten, tief unten, Wasser, das man riechen konnte. Oben wie durch einen Schacht blaute der Himmel. Die Landschaft hatte dabei den Ausdruck eines abgründigen Ernstes angenommen. Einer unsäglichen Spannung.

Und dann öffnete sich eine Türe. Und es zuckte ein Schein über den Lehmboden. Es flammte eine Kerze. Am Tische stand eine Frau und hob das Licht. Sie wechselte einige Worte mit dem Förster. Der Ingenieur schritt hastig hinein, warf den Rucksack ab und setzte sich ohne Gruß auf einen Stuhl. Sein Blick lag im Feuer. Langsam hob er den Kopf. Aber er senkte ihn wieder und machte sich in einer Rucksacktasche zu schaffen.

Nach einem Weilchen, als die Frau den Tisch richtete, sagte der Förster plötzlich:

„Menschenskind! Sie haben sich wahrhaftig die Sonnenbrille aufgesetzt."

„Der Feuerschein blendet mich —"

Sie aßen das Mahl des Waldes, Käse, Speck und Milch. Die Frau schnitt vor ihnen stehend das Brot. Sie schlug, ehe sie das Messer ansetzte, das Kreuz über dem Laib. Ja, sie hatte noch schwarze Haare, aber die hingen nicht in Zöpfen herab. Zwischen Mund und Wangen lagen Schatten und die Haut war wie zerknülltes braunes Leder. Nur wenn sie sprach, klang durch die Stimme der Wohllaut einstigen Frühlings. Etwas Beschwingtes, Unbedenkliches — aber es war rauh und hart. Nun sah der Ingenieur an sich selbst hinunter. Er maß seine Gestalt an dem Stuhl, auf dem er saß wie einst: er war breit geworden, der weite Jagdrock keine Ulanka, die Bergschuhe keine Reitstiefel. Auch eine Brille hatte er auf der Nase.

Kauend sprach der Förster: „Die Frau ist auch eine von diesen Magdalenen."

„Wie?“ fragte der Ingenieur und legte das Messer nieder.

„Ja, im Kriege hat ihr ein deutscher Soldat ein Kind dagelassen —“

„Ein Kind?“

„Weil der Hof so weitab liegt, hat man im Dorf ein großes Ereignis daraus gemacht — als ob es da unten nicht auch derlei gäbe. Und sah man sie mit dem Jungen —“

„Ein Junge?“

„Muß jetzt schon groß sein. Wie alt ist dein Sohn?“ wandte er sich in der Landessprache an die Frau.

Sie hob erstaunt den Kopf mit einer jungen Bewegung. „Es war im Winter, als er zur Welt kam, zwei Jahre vor Kriegsende. Er wird siebzehn oder achtzehn Jahre alt sein. Bald könnt ihr ihn sehen. Er kommt von der Alm.“

Der Ingenieur stützte den Kopf in die Hand.

„Ja, und wegen des Jungen wurde sie also im Dorf verschrien. Nach einer politischen Versammlung, als so ein Wahlredner sein Gift ausgegossen hatte, kam sie ahnungslos in die erregte Menge, die aus dem Wirtshaus drängte. Ihr Vater wollte sie schützen, aber es half ihm nicht viel. Er hatte bald einen Stich weg. Sie lag noch lange im Spital. Später starb der Alte, und sie blieb hier oben. Kein Freier kam an sie heran. Der Pope legte sich ins Zeug. Nein, sie hatte es mit der Menschenverachtung. Übrigens — kein schlechter Gedanke. Jetzt, wo sich niemand mehr um sie kümmert, ist sie wieder freundlicher geworden. Sie hat mir sogar einmal von ihrem Deutschen erzählt. Soll so ein Feiner gewesen sein. Mein Gott, bei diesen Leuten ist jeder fein, der einen Rasierapparat hat. Aber diese Frau, die hat schon etwas weg. Muß wirklich einmal gut im Saft gewesen sein.“

Der Ingenieur nahm mit einem Ruck die Brille ab. Er rückte die Kerze vor sein Gesicht und blickte die Frau an. Die aber hob ruhig den Milchkrug vom Tisch. Ein Horchen zog über ihr Gesicht. Sie nickte und ging zur Tür, durch die im selben Augenblick ein junger Mann in Bundschuhen trat. Er reckte knabenhaft heiter die Hand, als er den Förster erkannte, doch er reichte sie ihm nicht. Sein Blick hatte den Ingenieur entdeckt.

Sie sahen sich an.

Nach einer Weile grüßte der Bursche mit mürrischer Stimme. Seine Mutter machte ein verblüfftes Gesicht.

„Na, komm her!“ brummte der Förster. „Das ist ein Freund von mir, der Deutsche vom Tunnelbau.“

„Ach, Herr“, antwortete der Junge, indem er fahrig ins Licht trat, „Der Teufel hole die Deutschen. Sie bringen nichts Gutes.“

Der Förster pfiff sich eins und lachte dröhnend: „Sieh einmal den an! Ich bin doch auch ein Deutscher. Und du — du selbst bist es zur Hälfte.“

Der Junge stand wie ein Balken. Nur sein Gesicht wurde rot, als er schwer atmete: „Sie sollen mich deshalb nicht schimpfen wie die im Dorf! Dieser Herr vom Tunnel — der hat mich von der Arbeit gejagt. Jetzt sitzt er an unserem Tisch.“

„Der!“ rief die Frau und ihr Körper begann zu wiegen. „Der!“

„Hallo!“ meinte der Förster. „Das werden wir gleich haben. Setz dich her, du Teufelsbraten. Her — mit dir!“ Und als der Junge widerstrebend am Tische saß, zog er aus der Rucksacktasche eine Flasche Schnaps, hielt sie ihm hin: „Trink einen guten Schluck und wisch mir den Flaschenhals wieder ab. So!“ Er trank selbst und stellte die Flasche vor den Berliner. „Na — und nun soll Frieden sein. Was hast du denn ausgefressen? He! Sie Berliner, hören Sie her. Das muß ich Ihnen übersetzen. Mein Gott, was machen Sie für ein Gesicht!“

Der Ingenieur betrachtete das Antlitz des Burschen. Die fremden hellen Augen, das braune verwilderte Haargeflecht, die lichte Haut, die Wangen, den Nasenrücken — fremd, fremd. Das Weib äugte in ängstlicher Spannung, über die Tischkante gebeugt, als spürte sie das Nahen einer unbekannten Gefahr. Es war kein Wunder, daß ihr Auge unfreundlich blickte.

„Sagen Sie dem Burschen“, brachte der Berliner hervor, „er könne wieder zur Arbeit kommen.“

Das hatte er doch gar nicht sagen wollen. Er wendete das Haupt, als würgte ihn jemand. Zwei fremde Menschen saßen da und ihre Augen blickten ihn an. Er hätte rufen mögen: Ihr geht mich nichts an! Über den Mund des Jungen spielte ein Schatten, der fiel von der Nasenspitze nieder und war ihm vertraut. Den hatte er schon gesehen. Ja, er wußte: so hatte er ihn einst bei seinem Kinde gesehen, das in Berlin zu dieser Stunde im Bett lag. Daneben schlief seine Frau. Ein helles Zimmer, und die Straßenbahn klingelte an den Fenstern vorbei. Im Hintergrund sah man den Wittenbergplatz. Wie fern das war! Er strich mit der Hand über das Holz des Tisches.

Es fühlte sich hart und fest an. All dies war so wirklich wie das Raunen des Waldes. Und nun dankte ihm die Frau. Wofür? Ach ja, die Arbeitsstelle! Der Junge saß steif. Das gefiel dem Manne und er trank und nickte. Er machte ein freundliches Gesicht, als wäre der Streit nicht der Rede wert gewesen.

Derweil schwatzte der Förster und ließ die Flasche kreisen. Tabakrauch wogte. Nach kurzem setzte sich die Frau auch an den Tisch. Ihr Mund lächelte. Ihr Auge wurde glänzend. Ihr Lachen klang voll.

„Her die Flasche!" rief der Ingenieur. Er trank in großen Zügen und hörte das Blut in den Ohren sausen. Ein guter Nebel legte sich um seine Gedanken. Wald und Wasserrauschen, warmer Hauch vom Ofen her — er horchte, dann aber rief er nochmals: „Her die Flasche!"

Durch den Rauch bohrten sich Augen auf ihn zu. Nicht die hellen des Burschen, dem der Trotz von den Lippen geglitten war, der im Dusel zu schwingen schien. Dunkle Augen. Ein dunkler Ton war es, dem er zuhörte, ein dunkler Ton, der so weich aus dem rauhen Erz der Frauenstimme läutete. Wie ein Wald klingt es, dachte der Ingenieur und es wurde ihm bang um die Brust.

„Herr, den Deutschen habe ich schon gesehen!" sagte die Stimme.

Der Förster übersetzte es. Und nun glitt es aus dem Munde des Berliners: „Sagen Sie ihr, daß sie mir einmal die Stiefel ausgezogen hat."

Laut und beinahe verbissen wiederholte er: „Ja, mir!"

Da war nichts mehr zu übersetzen. Da staunte höchstens der Förster. Die Frau hatte es ihm vom Gesicht abgelesen. Sie schrie nicht auf, sie sprang nicht vom Stuhl. Sie legte die Hände vor das Antlitz, das rot anlief wie bei einem Mädchen. Sie starrte ihn durch die gespreizten Finger an und atmete doch ruhig, daß man den starken Ton ihrer Brust in der Stille zu hören glaubte.

Dann ließ sie mit einem Ruck die Hände nieder, wandte sich ihrem Sohne zu und sagte: „Das ist dein Vater!"

Als dies Wort verklang, merkten sie alle, daß etwas Schweres und Ernstes geschehen war, dem sie nicht Widerstand bieten konnten. Etwas, größer als ihr verwirrtes kleines und haltloses Leben. Keiner wußte sich zu regen. Der Förster trank einigemal, räusperte sich und schüttelte den Kopf. Dazwischen rief der große Wald. Dann tönte leise die Stimme des Ingenieurs: „Sagen Sie ihr, ich freue mich, sie zu sehen."

Der Förster übersetzte. — Stille.

Und wieder eine Frage, ach, eine dumme Frage: „Wie ist es ihr ergangen?“

Da lebte zage ein Gespräch auf. Sie sprachen über eine Kluft weg, die keine Brücke verband. Und sie sprachen über den Burschen hinweg, den keiner anzusehen wagte. Wo er saß, war ein Schweigen wie eine Mauer. Ja, es hatte Elend und Verfolgung gegeben in ihrem Waldleben. Dem Jungen waren die Wege nicht gepflastert worden. Und nun sahen sie alle drei nach ihm hin. Er saß und schwieg. Es schien fast, als hätte er Tränen in den Augen. Es konnte auch Fieber sein. Der Förster stieß ihn an. Ein Schauer ging durch den jungen Leib. Die Frau begann wieder zu reden: Der Junge sei oft geschlagen worden, weil er von einem Deutschen stamme. Er habe daher sein rauhes Wesen unter den Leuten. Er sitze am liebsten allein im Walde.

„Leidet ihr Not?“ fragte der Ingenieur und dachte verzweifelt, nun sorge ich mich um sie, als wäre es meine Familie. Er sah geisterhaft das helle Zimmer und den Wittenbergplatz.

Der Förster räusperte sich. Sein bärtiges Gesicht war von Falten schlaff. „Geben Sie ihnen etwas Geld. Und trinken wir noch einen!“ Dann fing er an zu husten und konnte nicht aufhören.

Der Ingenieur legte alles Geld aus der Tasche auf den Tisch. Seine Hand zitterte, aber nun lag es schon da, und zitternd nahm es die Frau. Sie hielt es ratlos und wußte nicht, ob sie die Hand küssen solle, die so schwächlich auf der Platte vor ihr lag. Er war doch ein Herr. Sie küßte die Hand. Die Stille schritt machtvoller durch den Raum.

„Gehen wir!“ sagte der Ingenieur plötzlich und erhob sich. „Es ist besser — glaube ich. Sagen Sie ihr, ich werde noch öfter —“

Der Förster klopfte die Pfeife aus. Sie schnürten die Rucksäcke und die beiden Hofmenschen standen ohne Laut und sahen zu. Sie schritten sich um den Tisch entgegen. „Alles Gute!“ sagten sie. „Alles Gute!“ sagte schluchzend die Frau. Nur der Junge schwieg. Sie reichten auch ihm die Hand. Da schlug er zu, schlug seinen Vater vor die Brust. Der rührte sich nicht. Er riß bloß den Förster zurück, der den Burschen mit einem Faustschlag auf den Boden geworfen hatte. Die Frau beugte sich nieder, und im gleichen Augenblick neigte

sich auch der Kopf des Berliners. Die Häupter berührten sich über dem Liegenden, der aufzustehen versuchte. Die Mutter drückte ihn zurück. Ihr Haar fiel aus dem Tuch und flutete an die Wangen des Mannes. Und sie sahen sich eine Sekunde lang an von dem Grunde eines dunklen Einverständnisses, über dem ein Lächeln schwebte. Dann warf sich die Mutter mit starken Armen auf den brüllenden Jungen, und die Männer gingen in den Wald hinaus.

Sie schwiegen lange. Als sie die Schlucht im Rücken hatten, sagte der Ingenieur: „Ich muß zurück."

„He?"

„Ich muß noch etwas in Ordnung bringen."

„Menschenskind, das ist alles einfach scheußlich. — Was wollen Sie denn noch?"

„Ja, wenn ich nur wüßte —"

Er mußte zurück. Er mußte etwas gutmachen. Seine Heimat war fern in der großen Stadt, war nicht der Wald, war das feine Kind, die feine Frau, der Wittenbergplatz. Aber da rief ihn doch ein Schicksal. Es hatte ihn jählings geschlagen. Es war auch sein Schicksal, das die beiden Menschen seinetwegen geschlagen hatte, viele Jahre hindurch. Und er wußte es nicht einmal. Er mußte zurück.

Aber dann schritt er doch weiter hinter dem Förster. —

.

„Auf einmal hörte ich seine Schritte nicht mehr, als das Rauschen des Baches leiser wurde. Er war doch umgekehrt. Ich rief. Ich erhielt keine Antwort", erzählte später der Forstmann. „Da rannte ich den Berg hinauf. Ich hatte meine Laterne vergessen. So kam ich nur mühsam vorwärts. Ich eilte über die Balken der Schlucht. Da glaubte ich jemand vor mir laufen zu hören und kriegte ihn zu fassen. Es war der Bursche — na ja, sein Sohn. Er schrie und gebärdete sich wie toll. In der offenen Tür stand die Frau und vermochte nicht zu reden, als ich ihr den Kerl am Kragen gepackt brachte. Der heulte, er habe nichts Böses getan. Er sei seinem Vater — er sagte Vater — und wie er es sagte! als sei es das Höchste auf der Welt. Er schrie mir dies Wort zu. Also, er sei seinem Vater doch nur nachgelaufen. Er habe ihn sprechen müssen, er wisse nicht, weshalb. Und über der Schlucht, auf den schwingenden Balken — plötzlich standen sie voreinander. Sie hatten sich gesucht. Toll! Na ja, wenn der Sohn den

Vater auf einmal findet — und umgekehrt. Weiß der Teufel, muß schon seltsam sein. Die Balken sind gefährlich für Ortsfremde. Und da ist der Ingenieur abgestürzt, gerade als ihn der Junge fassen wollte. Mitten in die Schlucht! Und dort fanden wir ihn, als es tagte. Das Wasser rauschte über ihn weg. Seine offenen Augen blickten hinauf in den Wald."

Klare Quelle

Von Egon Hajek

[redacted]

Humor und Ironie

Von Georg Maurer

Als wieder einmal ein Gesandter des Papstes nach Wittenberg kam, um zu verhandeln, da ließ sich Luther von seinem Barbier fein säuberlich rasieren und zog sich ein hübsch rotes Wams an, daß er jugendlich aussehe, — damit der hohe Herr nach Rom berichte, daß Luther noch lange leben und den Papst ärgern würde! Dann stieg er in einen feinen Wagen, nahm einen Freund neben sich — gleich-

sam als Adjutanten — und fuhr so auf's Schloß. Hier aber redete er mit dem römischen Herrn dermaßen, daß dieser nach Rom schrieb — er könne gar nicht begreifen, warum die Deutschen so an Luther hingen. Ihm sei er als protzenhafter, oberflächlicher und dummer Mensch vorgekommen. — Nach einem Jahr allerdings ist derselbe römische Herr lutherisch geworden! — Wie hier Luther handelte, das quoll aus seiner Selbstsicherheit, aus seinem überlegenen Humor.

Als im Anfang des Auftretens Luthers der päpstliche Hof meinte, man würde dieses rebellierende Mönchlein sofort zum Schweigen bringen, wenn man es mit der Verleihung einer Bischofswürde überrasche, so war das die Annahme gewiß weltkluger Ironiker, die sich aber diesmal bitter täuschten.

*

Humor ist Sache des Charakters und einer tief-innerlichen Gewißheit. Ironie ist Sache eines klugen, aber kühlen Verstandes: er durchschaut die Unzulänglichkeiten und Eitelkeiten dieser Welt und weidet sich daran, sie zu bespotten.

Der Humor dagegen wächst aus dem Leiden an der Welt — und ist die heitere Überwindung dieses Leidens. Der Ironiker leidet kaum im tiefern Sinn. Er schickt seinen Spott und seine wohlüberlegten Spitzen aus, ohne zugleich die Kraft zur Überwindung der Unzulänglichkeiten mitzugeben. Er verneint.

Der Humor ist versöhnender. Er spottet, belächelt, wettert immer um der Sache willen. Die Ironie genießt sich zu oft selber in ihrer geistreichen Formulierung — und will immer verletzen. Ein schnell zur Ironie greifender Mensch hat auch nie jene Wärme des Humorvollen und eigentlich auch nicht dessen Sicherheit. Er muß immer angreifen — und ist selber höchst verletzbar!

*

Quellen so Ironie und Humor aus verschiedenen Gründen menschlichen Wesens, dieser mehr aus dem Gemüt, jene mehr aus dem Verstand —, so neigen auch die einzelnen Völker nach Ursprung und Veranlagung mehr zum einen oder mehr zur andern. Dem germanischen Menschen ist der Humor eingeboren. Was uns so sehr an Shakespeares Lustspiele fesselt, ist ihr befreiender Humor. Dieser Humor geht durch die germanische Literatur — bis zu Knut Hamsuns herrlich überlegenen Romanen, in die sich freilich auch ein leiser Zug der Ironie hineinmischt. In Deutschland selbst sind die köstlichsten

Humoristen geboren, wie Fritz Reuter und Wilhelm Busch. Im stärksten deutschen Lustspiel, im „Zerbrochenen Krug" Kleists, lebt dieser echte, fast nur vom tragischen Typus zu gestaltende und ganz im Menschlichen wurzelnde Humor.

Der lateinisch-französische Geist hat zu diesem Humor, der ihm wohl derb und ungeschlacht vorkommt, wenig Beziehung. Die französischen Komödien sind Gesellschaftssatiren. Denn in der „Gesellschaft" lebt eigentlich die geistreiche Ironie. Sie deckt den Zwiespalt zwischen den äußeren Formen und der Wirklichkeit auf — und macht sie lächerlich. Aber sie stößt doch nie bis in die letzten menschlichen Gründe vor. Die Ironie selbst ist zu sehr Form und Spiel, die schärfere Satire zu sehr nur Geißelhieb, um die Kraft der Besserung schon unmittelbar in sich selbst zu tragen.

Der Humor dagegen ist aus der Überwindung des Lebens geboren — und berührt sich unmittelbar mit dem Tragischen. Beim Tragischen erleben wir, wie der Große zerschmettert wird, im Lustspiel, wie der Unzulängliche vom Schicksal ereilt wird. Darum auch können die echten und großen Lustspielfiguren, wie z. B. Shylock im „Kaufmann von Venedig" und der Richter Adam im „Zerbrochenen Krug", zu jener monumentalen Größe aufwachsen und das Lustspiel jene unheimliche Kraft und Macht ausstrahlen, die uns in der Tragödie erschüttert und erhebt. Die bloße Ironie greift niemals in solche tiefe Schichten, ebenso die satirische Darstellung der Welt.

Ausblick in ein neues Wirtschaftsjahr

Von Ewald Sindel

Die Worte von der schweren Zeit sind fast in aller Leute Mund. Fast jeder erlebt diese Zeit auf eine andere Weise als sein Mitmensch, aber vielen Menschen ist der jetzige Kampf ums Dasein wie ein Kampf, den man zum Teil mit unsichtbaren Mächten, zum Teil aber gegen Mächte zu führen hat, die der einzelne nicht beherrscht, die aber doch in vieler Hinsicht auch sein Schicksal bestimmen. Wer mitten im Wirtschaftsleben steht, der weiß heute, daß das, was man künstliche Schwierigkeiten nennt, um einen Unterschied von den Schwierigkeiten zu kennzeichnen, die durch Naturgesetze gegeben sind, einen derart weiten Raum eingenommen hat, daß ein großer Teil der Wirtschaftsrechnungen der Unternehmungen dadurch in Gefahr gerät. Die Menge

und Art der künstlichen Schwierigkeiten ergibt sich auf zwischenstaatlichem Gebiet aus der Handelspolitik und Währungspolitik der einzelnen Staaten, im Innern aber aus dem großen Finanzbedarf des Staates, der durch allerhand einschränkende Verordnungen und Verfügungen das Wirtschaftsleben soweit beherrschbar machen will, daß er die als notwendig befundenen Steuern daraus aufbringen, und ihm auch in anderer Beziehung seinen Willen aufnötigen könne. Zu diesen Erschwerungen, die gewissermaßen notwendige Folgeerscheinungen staatlicher Zielsetzungen sind, kommen dann noch jene, die sich aus Organisationsunfähigkeit, Schlamperei, Korruption und Unzulänglichkeiten aller Art ergeben. Alle diese Dinge zusammen ergeben das Bild der schlechten Zeiten.

In den sogenannten guten Zeiten ist durch die gegebene Lage bereits ein Teil der Bedingungen erfüllt, die die Voraussetzungen für den Wirtschaftserfolg ganzer Berufsstände und vielleicht der ganzen Bevölkerung bilden, während man in den sogenannten schlechten Zeiten um so manche wichtige Voraussetzung fruchtbarer wirtschaftlicher Tätigkeit sehr schwer ringen und oft die besten Energien auf diesen Kampf um die Vorstufen eines möglichen Erfolges verschwenden muß.

In unserem Gesichtsfeld sind jetzt vor allem zwei Volkswirtschaften. An erster Stelle steht die des eigenen Landes, mit der wir auf Gedeih und Verderb verbunden sind, weil wir ihr als Glieder angehören; die andere ist die des Deutschen Reiches, die wir hinsichtlich der großen Ereignisse und Maßnahmen, die für sie bestimmend sind, mit großem Interesse verfolgen, weil uns das Geschehen innerhalb des Deutschen Reiches nicht gleichgiltig läßt und weil allerlei Schwierigkeiten, die jetzt dort zu überwinden sind, in vielen Dingen ähnlicher Art sind, wie die, mit denen unsere kapitalarme und stark verschuldete Volkswirtschaft sich auseinanderzusetzen hat. Es ist aber auch noch ein sehr wichtiger Grund dafür vorhanden, daß unsere Aufmerksamkeit auf Deutschland erheblich stärker als auf andere Länder gerichtet ist. Das ist die Tatsache, daß in unserem Außenhandel Deutschland sehr oft an erster Stelle stand oder wenigstens eine sehr wichtige Rolle spielte, und zugleich die Erfahrung, daß sich wirtschaftliche Ereignisse innerhalb des Deutschen Reiches meist in sehr kurzer Zeit auch auf unsere Volkswirtschaft in irgend einer Form auswirken. Nach der Lage der Dinge ist Deutschland auch weiter berufen, für Rumänien auf wirtschaftlichem Gebiet eine äußerst wichtige Rolle zu spielen.

Wir leben in einem Zeitalter, wo sehr viel „Wirtschaftspolitik“ gemacht oder wenigstens versucht wird. Dem liberalen Grundsatz des „Laissez faire“ hat man in den meisten Ländern abgeschworen. In der Wirtschaftswissenschaft ist die Wirtschaftspolitik als die Gesamtheit der staatlichen Maßnahmen definiert worden, deren Zweck es ist, im Sinne bestimmter Zielsetzungen mit staatlichen Machtmitteln auf die Wirtschaft einzuwirken, sei es um ihre Gestaltung und damit die soziale Gliederung zu beeinflussen, sei es, um die Marktverhältnisse nach bestimmten Gesichtspunkten zu lenken. Die Zahl der sogenannten Maßnahmen, die oft in keiner Weise irgend ein aus der Wirklichkeit genommenes Maß erkennen lassen, ist zur Zeit so groß, daß der Laie sie überhaupt kaum übersieht und daß es dem, der beruflich mit diesen Dingen zu tun hat, oft große Schwierigkeiten macht, sich einen vollen Überblick zu verschaffen und den fast täglichen Wechsel stets gegenwärtig zu haben. Vieles, was gestern als großartiger Plan auftauchte, ist heute verworfen. Trotzdem aber läßt sich die Lage in ihren Grundzügen ohne besondere Schwierigkeit kennzeichnen.

Man muß die Frage stellen, wo denn die vielfältigen wirtschaftspolitischen Maßnahmen ihren Schwerpunkt haben. Da die Wirtschaftspolitik zu den Staatshandlungen zählt, so muß ihr Sinn in gewissen Staatszwecken gesucht werden, und man wird ihn dort auch leicht finden. In diesem Zeitalter ist jeder Staat, der eine gewisse Entwicklungsstufe erreicht hat, bestrebt, die Wirtschaft innerhalb seiner Grenzen so zu lenken, daß möglichst die ganze Bevölkerung des Staates Lebensmöglichkeit findet, selbst wenn dieses nur um den Preis gewisser Opfer möglich ist. Es wird also jeder Staat darnach trachten, seinen Bauernstand zu erhalten, auch wenn dieses nach einer auf den Augenblick eingestellten Rechnung andere Stände Opfer kostet und ihnen zusätzliche Lasten aufbürdet, die nach der Lage des Weltmarktes vielleicht zu vermeiden wären. In diesen Dingen tritt einer von den Staatszwecken, die gewissen wirtschaftlichen Überlegungen übergeordnet sind, deutlich in Erscheinung: das ist die Aufgabe, die Lebensgrundlagen der eigenen Bevölkerung zu sichern. Deutschland hat diese Aufgabe sowohl hinsichtlich des Bauernstandes als auch hinsichtlich der Beschäftigung der Arbeitslosen mit großer Energie und mit bereits sichtbaren großen Erfolgen angefaßt. Rumänien hat in den letzten Jahren verschiedene Wege versucht, um dem notleidenden Bauernstand wirtschaftlich ein wenig unter die Arme zu greifen. Dazu gehören die

verschiedenen Versuche, den Getreidepreis zu stützen, vor allem die ländliche Umschuldung, die den Bauern von den alten Schuldenlasten fast ganz befreien sollte.

Am deutlichsten tritt aber sowohl in Rumänien, als auch in Deutschland der Kampf zur Aufrechterhaltung der eigenen Währung in Erscheinung. Dieser Kampf beherrscht durchaus das Bild der Lage. Die übrige Wirtschaftspolitik ist hüben und drüben in weitestem Maße der Währungspolitik untergeordnet. Nach einigen Jahren der Krise ist die Lage so weit gediehen, daß die nach außen stark verschuldeten Staaten, deren Währung nach den Tendenzen ihrer Zahlungsbilanz gewissen Gefahren ausgesetzt ist, fast alle ihre Wirtschaftspolitik hauptsächlich auf die Verteidigung der Währung eingestellt haben, weil sie durch ein stärkeres Abgleiten der eigenen Währung wahrscheinlich vor außerordentlich schwere staatspolitische, soziale und wirtschaftliche Probleme gestellt werden würden, deren Meisterung vielleicht noch größere Anstrengungen erfordern würde. Unter den Gläubigerstaaten, deren Währungen einst besonders hoch thronten, (England und Amerika) hat man, als sie die Goldgleichung ihrer Währungen aufgaben und sich bis jetzt nicht dazu verstanden, eine neue Goldgleichung für ihre Währungen festzusetzen, deutlich die Absicht feststellen können, zu Gunsten der eigenen Handelspolitik und Sozialpolitik eine starre Linie der Währungspolitik zu verlassen und die Währungen ein Stück nach unten gleiten zu lassen, um über gewisse Stockungen hinwegzukommen. In diesen Ländern war jedenfalls genügende Sicherstellung gegen ein Herabgleiten der Währung ins Bodenlose gegeben. Es sind eben Länder mit großem Reichtum, in denen der Kredit nicht erschüttert ist. Solche Sicherstellungen sind aber nicht in jedem Lande vorhanden.

Für das Schicksal einer Währung ist vor allem die Zahlungsbilanz der betreffenden Volkswirtschaft von Bedeutung; denn dort, wo dauernd mehr Zahlungen an das Ausland zu leisten sind, als die betreffende Volkswirtschaft an ausländischen Zahlungsmittel verdienen kann, muß eine etwa vorhandene Goldreserve dahinschwinden und eine laufende Bezahlung eines Mehrbetrages an das Ausland in Banknoten zur Entwertung dieser Banknoten führen, weil dann im Ausland das Angebot an bestimmten Banknoten größer wäre als die Nachfrage. Das ist ja das Wesen und die Gefahr der passiven Zahlungsbilanz, mit der unser Staat vor allem zu rechnen hat, weil

wir sehr stark an das Ausland verschuldet sind. Vor nicht allzu langer Zeit wurde die Auslandsverschuldung des Staates und anderer öffentlich rechtlicher Körperschaften an das Ausland mit mehr als 100 Milliarden Lei bemessen. Wenn man die wirklichen Kurse der rumänischen Obligationen als Rechnungsgrundlage nimmt, so dürfte die Summe etwas kleiner sein. Dazu kommen aber noch die Handelsschulden an das Ausland, die der jetzige Handelsminister bei seinem Dienstantritt mit etwa 14 Milliarden Lei beziffert hat. Diese Schulden werden auf jeden Fall viel Kopfzerbrechen hervorrufen, denn die Fälligkeiten, zu denen man die Handelsschulden zu rechnen hat, betragen mehr als der Wert der gesamten Ausfuhr des letzten Jahres. Zur Schuldenzahlung kann aber nur der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr dienen. Aus dieser Lage kann man also den Schluß ziehen, daß wir noch lange eine Währungspolitik haben werden, die nicht viel Bewegungsfreiheit lassen und in ihren Auswirkungen stellenweise als würgend empfunden werden wird. Auch für Deutschland wird der nach außen zu führende wirtschaftliche Behauptungskampf noch geraume Zeit vor allem im Zeichen einer scharfen Währungspolitik — man sagt dort meist: Devisenpolitik — stehen.

Bei einem Ausblick in das jetzt begonnene Wirtschaftsjahr muß man sich in Rumänien einige Tatsachen vor Augen halten. Die letzte Ernte war nicht einmal mittelgut. Die verkäuflichen Überschüsse des Bauern sind gering und in weiten Teilen des Landes schon erschöpft. Die Weizenpreise stehen nicht schlecht, weil hierzulande das Angebot nicht sehr stark ist und auch in anderen Ländern die Ernte z. T. nicht gut war. Diese Preiserhöhung kommt aber nicht dem gesamten Bauernstand zugute, weil viele nichts oder nichts mehr zu verkaufen haben. Das Ausfuhrverbot für Gerste und Hafer spricht auch eine deutliche Sprache. Der Bauer ist durch die Umschuldung von immer fühlbarer werdenden Schuldenlasten in weitem Maß befreit worden und kann seine Rechnungen jetzt voll und ganz auf die Gegenwart stellen. Auf diese Weise kann er bestehen, auch wenn die Gegenwart nur karge Verdienstmöglichkeiten bietet. Er muß sich eben in seinem Lebenszuschnitt und in seiner Wirtschaftsweise auf die gegenwärtigen Verhältnisse einstellen. Es bleibt hierzulande beim Bauernstand besonders im Altreich und Bessarabien noch eine gewaltige Erziehungsarbeit zu leisten, denn die Erträge liegen auch in den besseren Erntejahren weit hinter dem zurück, was sich bei besserer Wirtschaft aus dem Boden

dieses Landes hervorholen ließe. Wir haben in den vergangenen Jahren wiederholt feststellen müssen, daß der Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse ins Stocken geraten ist, nicht weil die Absatzmöglichkeiten fehlten, sondern weil die entsprechenden Mengen im richtigen Zeitpunkt nicht aufgetrieben werden konnten. Auch nach ihrer Güte können die landwirtschaftlichen Erzeugnisse Rumäniens oft den Wettbewerb ausländischer Erzeuger nicht aushalten. In vielen Gebieten des Landes steckt die Bebauung des Bodens, die Viehzucht und vor allem die Absatzorganisation noch in den Kinderschuhen. Es entspricht aber dem Geist dieses Landes, daß an den Bauern vielmehr unnütze Politik herangetragen wird als eine uneigennützige und wirksame Erziehungsarbeit. Wer da auf baldige Besserung hofft, besitzt viel Optimismus.

Die Industrie des Landes ist schon seit einiger Zeit über die ärgsten Stockungen der Wirtschaftskrise hinweggekommen. Als man seinerzeit immer tiefer in die Krise und die Schrumpfung hineingeriet, konnte man den Stufengang der Schrumpfung von einem Zweig der Industrie zum anderen sehr deutlich verfolgen. Seit der Einführung der Devisenzwangswirtschaft und der Kontingentierung, vor allem aber seit der Panik auf dem inländischen Kapitalmarkt, gab es für die inländische Industrie Teilkonjunkturen. Als das Vertrauen der breiten Massen zu den Banken ins Wanken geriet, begann eine große Bauperiode, die natürlich zahlreichen Industrien Lebensimpulse gab. Als dem Bauernstand dank der Umschuldungsgesetzgebung große Zahlungserleichterungen durch Aufschub gewährt wurden, setzte im Lande eine verstärkte Nachfrage nach Textilwaren, Schuhen und dergleichen ein. Die immer weitergehenden Erschwerungen der Einfuhr aus dem Ausland führten zu verschiedenen Neugründungen und Erweiterungen gewisser Veredelungsindustrien. Gegenwärtig hat die Textilindustrie und Metallindustrie noch gute Beschäftigung. Ob das Baugewerbe im Jahre 1935 noch so gut wird beschäftigt werden können wie in den letzten zwei Jahren, ist keineswegs sicher. Eine der Hauptindustrien des Landes, die Petroleumindustrie, deren Erzeugnisse vor allem für den Export bestimmt sind, wird in hohem Maße von der Marktlage für Petroleumerzeugnisse auf den internationalen Märkten abhängig sein. An der Petroleumindustrie wird besonders viel herumregiert. Sie muß viel Lebenskraft haben, da sie bisher alle Eingriffe lebend überstanden hat.

Während es unleugbar festzustellen ist, daß die Erschwerung der

Wareneinfuhr aus dem Ausland die Marktlage für die meisten inländischen Industrien erheblich verbessert hat, so tritt jetzt die auch für die Industrien schwere Seite der Einfuhrbeschränkung immer deutlicher in Erscheinung. Es gibt wenige Industrien, die nicht auf gewisse Importe aus dem Ausland angewiesen wären. Sehr viele Industrien brauchen vor allem Rohmaterial und Halbfabrikate. Man kann ohne jede Gefahr eines Fehlurteils behaupten, daß der weitaus größte Teil der in den letzten Monaten des Jahres 1934 angeforderten Auslandswaren für Industriebedarf bestimmt war. Nun hat sich der Druck der Einschränkungen derart verschärft, daß viele Industrien nicht mehr wissen, wie sie sich das notwendige Rohmaterial beschaffen sollen. Das gilt vor allem für die Textilindustrien, aber auch noch für viele andere. Ja, der Handelsminister selber hat von notwendigen Betriebseinschränkungen gesprochen. Das System der Kontingentierung besteht nun etwas mehr als zwei Jahre und einer seiner wichtigsten Zwecke sollte ja Sicherung der Währung und Sicherung der lebenswichtigen Einfuhr auf Kosten der leicht entbehrlichen Einfuhr sein. Leider wurde aber von oben her mit den vielfachen Verordnungen so oft daneben geschossen, daß man aus den ständigen teuer erkauften Korrekturen nicht herauskam, und die Ergebnisse der halben Arbeit, die da geleistet wurde, waren die, daß grobe Ungerechtigkeiten furchtbar überhand nahmen und daß die Einfuhr sich zeitweise sogar gegenüber dem früheren Stand erhöhte. Es war ein offenes Geheimnis, daß die Korruption auch bei dieser Sache wieder einmal aufblühte. Den Zahlungsverpflichtungen nach außen kam unser Land sehr langsam und vielfach gar nicht nach. Wie wären sonst auch die 14 Milliarden Handelsschulden neuen Datums zusammengekommen? Es bleibt abzuwarten, ob die für die Industrie günstigen Folgen der Einfuhrerschwerungen den hier gekennzeichneten üblen Folgen die Waage werden halten können. Es werden nicht alle Industrien in der gleichen Weise von diesen Dingen getroffen. Zu bemerken ist, daß in der letzten Zeit verschiedene Verhandlungen mit Auslandsgläubigern stattgefunden haben, um die derzeit nichtübertragbaren Auslandsgelder hier in Rumänien durch Industriegründungen, Straßenbauten und dgl. fruchtbar zu machen. Noch kann man nicht viel von klaren Ergebnissen berichten, aber diese Tatsache wird sich vor allem in der Erweiterung einiger bestehenden Industrien äußern.

Das Bankwesen des Landes räumt, bildlich gesprochen, mit der einen Hand den Schutt eines zusammengebrochenen größeren Gebäudes weg, und mit der anderen fängt es an, die Grundmauern für einen Neubau zu legen, der vorläufig in seinen Ausmaßen kleiner und bescheidener ist. Das Umschuldungsgesetz hat den Banken zweifellos tiefe Wunden geschlagen, aber es hat ihnen auch einen Weg der Heilung dadurch gewiesen, daß es ihnen das Recht gegeben hat, die Verluste infolge der Umschuldung auf die eigenen Gläubiger, das sind in der Hauptsache die Einleger, zu überwälzen. Der Schuldner weiß, was für Rechte er hat, die Bank weiß noch nicht genau, wie die Zahlungen des Schuldners einlaufen werden, aber sie weiß, daß ihre Verpflichtungen gegenüber ihrem Gläubiger von dem Eingang ihrer eigenen Außenstände abhängen. Der Einleger weiß wohl am wenigsten, wie er dran ist. Im Jahre 1934 ist ein neues Bankgesetz erschienen, das auf eine Zusammenfassung der kleinen Bankinstitute zu größeren und kapitalkräftigeren Einheiten hinzielt, im übrigen aber auch durch sehr strenge Vorschriften gewisse Sicherungen gegen unsaubere und unsachgemäße Verwaltung von Bankunternehmungen schaffen will. Diese Sicherungen sind z. T. sehr bürokratischer Art und spielen als Kostenelement eine erhebliche Rolle, aber das ist man ja gewöhnt. Es ist im Gesetz doch auch so manche sinnvolle Bestimmung enthalten. Wenn für das Bankgeschäft wieder einmal frische Lebensimpulse kommen werden, dann wird sich vielleicht manche der im neuen Bankgesetz enthaltenen Bestimmungen als günstig erweisen. Jetzt zeigt der Kapitalmarkt des Landes noch eine furchtbare Blutleere.

Es liegt über der rumänischen Volkswirtschaft die drückende Atmosphäre des fast erstorbenen Kredites. Es ist daran nicht nur die Weltwirtschaftskrise schuld, sondern ein Gutteil der Ursachen sind innerhalb der Grenzen zu suchen. Dieser Umstand aber drückt lähmend auf den Handel, der unter solchen Umständen wenig Wachstumskräfte entfalten kann. Die Schuldnermoral ist im Durchschnitt noch äußerst schlecht.

Unter dem Mangel an Vertrauen leidet auch die Finanzwirtschaft des Staates. Der Staatskredit ist einigermaßen von den Kursen der Staatsrentenobligationen abzulesen, die trotz eines nicht geringen Zinsversprechens zum großen Teil mit 40 bis 45 Prozent ihres Nennwertes bewertet werden. Es besteht eben bei denen, deren Meinungen für die Kursbildung solcher Papiere ausschlaggebend sind, kein rechtes

Vertrauen. Im Gedanken an die Ursachen dieser Erscheinung liegt vielleicht das schwerste Bedenken bei einer Prognose für die zukünftige Entwickelung der rumänischen Wirtschaft.

Die natürlichen Gegebenheiten, der Boden mit allen seinen Schätzen, die soziale Gliederung der rumänischen Bevölkerung und die geographische Lage des Landes weisen dem Land die Wege, die es zu gehen hätte. Rumänien hat eine Bevölkerung, die z. T. sehr geringe Ansprüche hat und vor allem ungeheuer geduldig ist, aber es hat gleichsam als Gegengewicht unselige Überlieferungen in seiner öffentlichen Verwaltung. Dieser unselige Geist ist sozusagen das Gegenteil von allem Schöpferischen. Wenn man ihn näher kennzeichen will, so ist seine Kraft vor allem in der teils gewollten, teils ungewollten Verständnislosigkeit und Rücksichtslosigkeit gegenüber den Erfordernissen aufbauender Tätigkeit und eines in tieferem Sinne geordneten Lebens einer Bevölkerung mit kulturellen Ansprüchen gelegen. Willkürakte sind fast in allen Stufen der Verwaltung zu finden. Der Respekt vor fleißiger Arbeit ist sehr gering, denn man geht mit der Zeit der Bürger furchtbar verschwenderisch um. Die hervorstechendste Fehlerquelle in dem Aufbau des Staatsapparates ist die Unklarheit der Verantwortung oder ihre vollkommene Unberechenbarkeit auf fast allen Gebieten der öffentlichen Verwaltung oder zummindesten die Nichtübereinstimmung von Verantwortung und Vollmacht bei den Trägern öffentlicher Funktionen. Das Risiko der Verfehlungen trägt in diesem Lande fast immer nur der Regierte, kaum jemals das im Namen der Regierung handelnde Organ.

Diese Zustände kosten Zeit, Geld und Lebenskraft in einem erschreckenden Maß. Es scheint fast, als würde man nicht einmal die Ansatzpunkte für ein System schlichter Ziel- und verantwortungsbewußter Aufbauarbeit finden. Es hat selten ein gut begonnenes Ding die Zeit zum Reifen. Was bei solchem System an Kräften nutzlos vergeudet wird, davon kann man sich nicht leicht eine klare Vorstellung machen. Man denke nur daran, wie oft grundlegende Gesetze geändert werden.

Wenn man die Schwierigkeiten Rumäniens mit denen Deutschlands vergleicht, so muß man zugeben, daß Rumänien an Naturschätzen verhältnismäßig reicher ist, daß seine Bevölkerung einen verhältnismäßig weiteren Lebensraum hat, daß es in sehr vielen Dingen geringere Aufgaben zu erfüllen und weit weniger Rücksichten zu

nehmen hat als das übervölkerte und sozial viel reicher gegliederte Deutschland. Dem gegenüber steht einerseits die Tatsache, daß Rumänien auf vielen Gebieten noch den größeren Anfangsschwierigkeiten gegenübersteht, andererseits aber auch die beklagenswerte Hemmung, die den aufbauwilligen Kräften fast auf Schritt und Tritt durch Mangel an Verständnis und Verantwortungsgefühl der Vertreter öffentlicher Interessen das Leben schwer macht. Deutschland hat in den beiden letzten Jahren ungeheure Kräfte des Aufbaues mobilisiert. Dort ist das Gewicht der Bürokratie ganz erheblich verringert worden. Die Richtlinien der öffentlichen Verwaltung sind dort mehr denn je aus dem Leben genommen. Der Einsatz an Energie ist gewaltig, und die Erfolge sind groß. Wenn wir uns hier daran gewöhnen könnten, die Richtlinien der öffentlichen Verwaltung ehrlich und gradlinig nach den eigentlichen Zwecken der Verwaltung zu formen, und dem Gedanken der Ordnung und Sauberkeit in besserem Sinn als bisher Eingang verschaffen könnten, so würde manches von dem trüben Gewölke verschwinden, das jetzt über unserem Horizonte schwebt.

Vom Werden des alten Reiches

Von Hasso Härlen

Kein Volk hat eine größere Geschichte erlebt als das deutsche in seiner alten Kaiserzeit von Heinrich dem Vogler und Städtebauer bis zu dem zweiten Friedrich aus dem Hause der Hohenstaufen. Die Besinnung auf diese große Zeit unseres Volkes wäre immer nützlich und wünschenswert gewesen. Heute, da wir im drängenden Werden eines neuen Reiches stehen — mag es auch nicht von heute auf morgen Wirklichkeit werden — tut solche Besinnung besonders not. Denn man lebt ja nicht, wie vielleicht noch vor wenigen Jahren von Vertretern einer verfallenden Gesittung geglaubt wurde, losgelöst von allem anderen nur in der Gegenwart, sondern man lebt aus der Vergangenheit heraus in die Zukunft hinein. Die Gegenwart ist nur der Übergang vom einen in das andere — sie ist wesen- und bedeutungslos, wie der Punkt nichts ist in der Strecke, ein künstlicher, nur gedachter Einschnitt.

Es mag deshalb berechtigt sein, wenn heute einiges aus einem Vortrag am 60. Gründungstag des Bismarckreiches gedruckt wird. Der Vortrag wurde am 18. Januar 1931 im deutschen Seemanns-

heim zu Antwerpen gehalten und war als Einführung in das „Kaiserbuch" von Paul Ernst gedacht — in das Werk des großen Dichters, durch das er seinem Volke seine Vergangenheit eigentlich erst richtig geschenkt hat.

*

Das alte römische Reich war daran zugrunde gegangen, daß es zu groß geworden war. Immer ausgedehnter wurden die Grenzen, die gegen die Barbaren geschützt werden mußten. Immer zahlreicher mußte deshalb das Söldnerheer sein, immer höhere Mittel mußten dafür zur Verfügung stehen. Die erforderlichen Aufwendungen überstiegen bald die Leistungsfähigkeit der Städte, die in der damaligen naturalwirtschaftlichen Zeit allein besteuert werden konnten. Die Steuerlasten wurden so hoch, daß die Bürger die Städte verließen und sich aufs flache Land zurückzogen. So wurden sie entvölkert, das Reich seiner Knotenpunkte beraubt. Es zerfiel.

Es zerfiel in Teile, die man als Güter und Großgüter ansehen kann. Ein solches Großgut war auch das Frankenreich der Merowinger. Die Germanen waren freie Männer gewesen, die keinen Herrn über sich anerkannten. Der Herzog, den sie sich im Kriege erwählten, war ihr Führer; ihn als Herrn anzusehen, dagegen sträubte sich das Gefühl des freien Mannes. Aber auf dem Boden des römischen Reiches wirkte die Überlieferung Roms nach. Auch die germanischen Fürsten wurden hier Herren über Untertanen; die Merowinger waren die Herren der Franken, etwas gänzlich Ungermanisches. Erst später entstand aus der Verbindung von Germanischem und Romanischem etwas Neues, das Deutsche — durch die Überwindung des fremden Römertums und die Selbstüberwindung des politisch gestaltlosen Germanentums.

Ein begütertes Geschlecht unterliegt leicht der Gefahr, träge zu werden, wenn es der Aufgabe nicht gewachsen ist, die im Besitz liegt. Tüchtigkeit und Verstand nehmen dann ab. So war es bei den Merowingern. Ihren Besitz ließen sie durch die Hausmeier verwalten, die bald die eigentlichen Herren wurden. Denn Herr ist nicht, wer die Nutznießung hat, sondern wer die Verantwortung trägt und tut, was nötig ist. Es war schließlich nicht mehr als die Bestätigung des allmählich gewordenen Zustandes, als der Hausmeier Pippin den letzten Merowinger absetzte und sich selbst vom Bischof von Rom zum König krönen ließ.

Das fränkische Recht hatte Güterteilung im Erbgang. So fiel nach Pippins Tode je eine Hälfte seines Reiches an jeden seiner beiden Söhne. Doch der Ältere starb, sodaß Karl, der später den Beinamen „der Große" erhielt, das ganze Reich wieder in seiner Hand vereinigte. Karl scheint der erste Herrscher gewesen zu sein, der das Gefühl hatte, daß ein solch großer Besitz ein Eigenleben hat. Er war schon Herrscher, während seine Vorgänger nur Großgutsbesitzer gewesen waren. Er war der erste, der sich „von Gottes Gnaden" nannte, und er hat das Gottesgnadentum in demütigem Sinne aufgefaßt. „Was mag wohl Gottes Gnade sein? — Daß tragen mußt die schwerste Last!" so sagte Paul Ernst von einem der späteren Kaiser.

806 setzte Karl fest, wie das Reich nach seinem Tode geteilt werden solle. Es ist das Testament eines Großgrundbesitzers, bei dem sich als einzige Richtschnur erkennen läßt, daß keiner der drei Söhne zu kurz kommen soll. Nichts ist davon zu erkennen, daß das Reich mehr als ein Besitz ist, der wie jeder andere Besitz nach dem geltenden fränkischen Recht ohne weiteres vererbt werden kann; nichts von dem Amt, das der Herrscher ausübt und für das er verantwortlich ist. — Es war nicht Karls Verdienst, wenn es nach seinem Tode zu keiner Teilung kam, da seine beiden ältesten Söhne vor ihm starben und Ludwig (der Fromme) als Alleinerbe übrig blieb. — Ludwig nun tat einen entscheidenden Schritt zum entstehenden Reiche hin, indem er bestimmte, daß die Kaiserwürde und der größere Teil des Reiches an seinen Sohn Lothar übergehen solle, der auch die Oberhoheit über seine beiden Brüder haben solle. Doch wiederum wollte das Schicksal anders als der Mensch. Nach Ludwigs Tode teilten seine Söhne das Reich als einen karolingischen Familienbesitz. Bezeichnend ist, daß jeder der drei Erben einen Teil des von Franken bewohnten Gebietes erhielt, damit jedes der Teile den Charakter eines fränkischen Reiches behalte. So entstand das unmögliche Gebilde Lotharingen, ein zwischen dem west- und dem ostfränkischen Reich eingeschobener schmaler Streifen — das politische Abschreckungsbeispiel für alle Güterteilung im Erbgang!

*

Familienbesitz blieb das Reich während der ganzen Zeit der späteren Karolinger. Starb ein Zweig der Familie aus, so fiel sein Besitz an die andern Zweige, die es unter sich teilten. So gab es ein dauerndes Hin und Her. Ein Reich konnte auf dieser Grundlage nicht entstehen;

die Kaiserwürde wurde zum Spott und bald auch zum Mittel des römischen Bischofs, der es verstand, ihre Verleihung von seiner Zustimmung abhängig zu machen. Er schacherte mit ihr. — In dieser Zeit vollzog sich allmählich die innere Trennung des ostfränkischen Reiches von den anderen Teilen des Karolingerreiches. Als einer der Ostfranken-Könige das ganze Reich wieder in seiner Hand vereinigte, weil er alleinberechtigter Erbe war, da wählten 877 die Ostfranken einen anderen Karolinger zum König. Zum ersten Male trat das Bewußtsein des Besonderen auf, das die Ostfranken von den anderen Karolingerreichen unterschied, ein erstes Aufflackern des Deutschen. Zum ersten Male wurde die alte Erbfolge unterbrochen, wenn es auch immer noch ein Karolinger war, der gewählt wurde. Die Tatsache dieser Wahl, bei der die Absonderung des Ostfränkischen zum ersten Male von unten her erfolgte, nicht wie früher durch Erbteilung, bedeutet einen starken Einbruch des Germanischen in das römische Besitzverhältnis.

911 starb der letzte Karolinger, ohne einen Erben zu hinterlassen. Nach fränkischem Recht hätte damit Ostfranken an Karl den Kahlen, den Herrn von Westfranken, fallen müssen. Doch das Gefühl des karolingischen Familienbesitzes war nicht mehr wirksam. Die Ostfranken wählten einen andern Mann, Konrad, zum König, der kein Karolinger war. Damit war ein weiterer, entscheidender Schritt vom karolinigischen Familienbesitz zum deutschen Reich getan. — Konrad war König nur durch Wahl — nicht als Besitzender, sondern als Einer, der ein Amt hat.

Konrad war seinem Amte nicht gewachsen. Er war zum König gewählt worden, weil das Reich einen Herrn brauchte, der es vor den Ungarn schützte. Mehr als ein Schutzmann sollte er aber nicht sein. Er sollte für den gemeinen Nutzen sorgen; die Fürsten waren nur auf ihren eigenen Nutzen bedacht. So hätte Konrad zuerst den Fürsten gegenüber seine Macht durchsetzen müssen. Das gelang ihm nicht.

Am 23. Dezember 918 starb Konrad. Es wird berichtet, er habe auf seinem Sterbebett seinen Bruder Eberhard beauftragt, die Königskrone seinem mächtigsten Feinde, dem Herzog Heinrich von Sachsen zu bringen. Eberhard erfüllte diesen Auftrag, und Heinrich wurde König. Er blieb immer mit Eberhard verbunden, wie Konrad es sich gedacht hatte, sodaß er eine starke Macht zur Verfügung hatte, da er sich auf die beiden größten deutschen Herzogtümer, Franken und

Sachsen, stützen konnte. — Die Erzählung von dem Vermächtnis Konrads ist nicht sicher verbürgt. Wenn sie wahr ist, dann hat Konrad wenigstens auf dem Sterbebett eine Ahnung von der Größe seiner Aufgabe gehabt. Dann haben wir es hier mit einem ganz großen geschichtlichen Ereignis zu tun, aus dem die Erhabenheit und Würde des altdeutschen Kaisertums entstehen konnte.

Heinrich, der den Beinamen „der Städtebauer" erhalten hat, war glücklicher als Konrad. Man muß ihn als einen der großen Vorbereiter der deutschen Geschichte ansehen, so wie später etwa Friedrich Wilhelm I. der Vorbereiter des großen preußischen Königs war. Er schuf die Grundlage für das kommende Reich, dem seine Herrscher lebten und sich opferten, wie es Konrad von Franken auf seinem Totenbette getan hat.

Der hochherzige Entschluß des letzten fränkischen Königs war der wesentliche Anstoß für die weitere, steil aufstrebende Entwicklung. Durch den Übergang der Königskrone an einen nichtfränkischen Mann war auch mit dem letzten Rest der karolingischen Tradition gebrochen. Der sächsische Stamm, an den die Krone übergegangen war, war der mächtigste der deutschen Stämme und er zeigte die besondere deutsche Art am ausgeprägtesten, während unter den Franken der römische Einfluß sehr viel stärker war. In der Zeit der Karolinger waren die deutschen Stämme den Weg zur politischen Nation gegangen. Aus dem deutschesten dieser Stämme sollte nun diese Nation entstehen. Das wäre nie und nimmer möglich gewesen, wenn nicht die Krone an die Sachsenherzöge übergegangen wäre. Konrad folgte einer geschichtlichen Notwendigkeit mit seiner letzten Tat.

Wenn dadurch auch etwas ganz Neues entstand, so erhielt sich die Überlieferung, die infolge der Herrschaft Karls des Großen das Reich an den fränkischen Stamm knüpfte. Auch dann, wenn der König seiner Herkunft nach kein Franke war, soll er als König doch Franke sein und unterstand fränkischem Recht.

*

Durch Klugheit und zielbewußtes Vorgehen gelang es Heinrich, die ehrliche Freundschaft des Schwabenherzogs und die Anerkennung des Bayern und des Lothringers zu erwerben. Die fünf deutschen Herzogtümer standen hinter ihm. Er konnte nun an die große Aufgabe gehen, die königliche Macht zu festigen und das Reich gegen seine äußeren Feinde, die Ungarn, zu schützen. Als er 936 starb, da

hatte er den Boden bereitet, auf dem sein größerer Sohn das stolze Gebäude des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation errichten konnte.

Mit Unrecht wird heute der Bezeichnung „römisch" eine falsche Auslegung gegeben. „Römisches Reich" war in damaliger Zeit ein einheitlicher Begriff, dem entspricht, wenn wir heute einfach von „Reich" sprechen. Das Reich war ein abendländisches Reich mit dem Herrschaftsanspruch über das ganze Abendland. Nach alter Überlieferung war Rom seine Hauptstadt, deshalb die Bezeichnung. Sie sollte aber nicht einen nationalen Charakter angeben — das Reich war deutscher Nation und keiner anderen. In dem Worte „römisch" lag auch keine Abhängigkeit von dem römischen Bischof. Der Bischof von Rom erhielt seine hervorragende Stellung erst im Laufe der Zeit, weil er in der Hauptstadt des Abendlandes weilte. Erst durch die deutschen Kaiser wurden die Bischöfe von Rom die geistlichen Oberhirten des Abendlandes.

Es wird erzählt, Otto I. habe seinen Waffenmeister beauftragt, daß er bei der Kaiserkrönung sein Schwert ziehen und über das Haupt des Kaisers halten solle, damit alle Welt sehe, daß die Kaiserkrone unter dem deutschen Schwerte stehe. Das Reich war deutscher Nation, denn seine Träger und Diener, an erster Stelle seine Kaiser, waren Deutsche. Deutschland war es, dessen Fluren verheert, dessen Städte gebrandschatzt, dessen Menschen gemordet und gepeinigt wurden. Über das deutsche Volk brachte die Kaiserzeit das bitterste Leid und die größte Not, auf ihm lastete unsäglich schwer die Bürde der Herrschaft über das Abendland.

Das Reich war ein heiliges Reich, denn seine Kaiser haben ihm alles geopfert, ihre Kraft, ihr Denken und Fühlen, ihr Leben. Mehr noch: sie opferten ihm ihr Glück und ihre Seligkeit und Glück und Seligkeit ihrer Kinder. Das Opfer Abrahams verblaßt, wenn man Heinrich IV. barfuß im Büßerhemd im Schnee des Burghofes von Canossa stehen sieht oder wenn man hört, wie ein Kaiser von seinem Sohne verlangt, daß er eidbrüchig wird, weil das Reich es will. „Er dachte nicht an sich, nur an das Reich", sagt Paul Ernst von einem der Kaiser; es gilt von allen. Durch ihr Opfer, ihr Leben, Leiden und Kämpfen ist das Reich geheiligt.

Als Otto der Große sich am 2. Februar 962 zum Kaiser krönen ließ, da ward erfüllt, was durch den Entschluß Konrads von Franken

am Vorweihnachtstag 918 eingeleitet war. Das Reich war entstanden. Drei Jahrhunderte höchster geschichtlicher Blüte begannen für das deutsche Volk: „Die deutschen Kaiser waren die Herren der Welt, und ihre Herrschaft war ein Gottesdienst".

*

Wieder will ein neues Reich werden. Wieder stehen wir in einer Vorbereitungszeit. In den Schlußversen seines großen Kaisergedichts, die er vor bald einem Jahrzehnt niederschrieb, sagt Paul Ernst zu seinem Volke gewandt:

„Der Kaiser noch in seinem Berge ruht.
Doch kann er morgen aus dem Berg schon schreiten,
Nur mußt du ihm zu folgen dich bereiten."

Mit dem Kaiserbuch gab er dem deutschen Volk das Werk, aus dem es in Besinnung auf seine Vergangenheit die Kraft zu seiner Aufgabe in der Zukunft schöpfen kann. Niedersteigend zu den tiefsten Quellen unserer völkischen Art, aus denen vor tausend Jahren in Demut und Hingabe an die von Gott gestellte Aufgabe das alte Reich erwuchs, können wir uns zum Dienst an dem neuen, werdenden Reich bereiten. All zu lange haben wir fremden Einflüssen und Mächten gehorcht. Ins Eigene müssen wir zurückkehren, um in innerer Freiheit unsere Aufgabe erfüllen zu können: das heilige deutsche Reich des Abendlandes.

Der Wiener Dichter Ernst Scheibelreiter

Von Carl Waßinger

Der 38jährige Wiener Ernst Scheibelreiter hat sich in seinem Gedichtband „Freundschaft mit der Stille" (S. L. Gerstel-Verlag, Wien) als Lyriker von Geblüt gezeigt, als Ausdruck einer kommenden Zeit. Er steht mit seinen Dramen „Aufruhr im Dorf" und „Hirten um den Wolf", die beide in Wien aufgeführt wurden, als würdiger Nachfolger Gerhart Hauptmanns da, der, man mag ihn auch ablehnen, doch der kräftigste deutsche Dramatiker der Gegenwart bleibt.

Scheibelreiter ist gleich ihm Dichter, nie verschwendet er seine Kraft unnütz oder verliert sich in ein bloßes Können. Er läßt den Stoff wachsen und so wird er endlich getrieben, ihn von innen heraus zu gestalten.

Der Dichter ging von einem naturalistischen Stilprinzip aus und wandelte sich zu einer dichterischen Schau, die aus einer hintergründigen Idee ersteht und sie ausschöpfend, das Geschehen doch mit jenen zarten Schleiern verhüllt, die wohl erkennen, jedoch nicht ergründen lassen, was die Menschen treibt. Ein Kreislauf ist da, ein ehernes Gesetz in der Welt, im All, das richtet und unerbittlich ist, eine Mystik, die wir in verschiedenen Graden ahnen, aber nicht bestimmen können.

Dieser Gehalt ist in der Form der Ballade gegossen. Zumindest kommt aus der Wucht der Ballade das Drama Scheibelreiters, aus ihrer Stille und aus ihrem Klang sein Gedicht. Damit steht unser Dichter, sich selbst vielleicht unbewußt, in der Zeit. Denn gerade heute merken wir einen Wandel in den Formen der Dichtung, und zuförderst ist es die Ballade, die auf die Maße der reinen Lyrik, Epik und des Dramas wesentlichen Einfluß gewinnt. Scheibelreiter ist neben Billinger und Deml ein Beispiel für diese Auffrischung erstarrter Formgesetze, ein Sinnbild für den Aufbruch zur Gesundung, wie sie jetzt nach Irrnis und Wirrnis auch im deutschen Schrifttum über uns hereinzubrechen scheint.

In dieser Lyrik und dem daraus gewachsenen Drama bestand bis heute das Werk Scheibelreiters. Erzählungen, zumeist im „Getreuen Eckart", Wien, veröffentlicht, ließen ihn auch als einen Erzähler von Rang erkennen. Nun legt er uns ein größeres Werk dieser Art, den Roman „Rudi Hofers grünes Jahrzehnt" (Paul Zsolnay Verlag, Wien) vor.

Dieses Buch hat uns tatsächlich lange Zeit gefehlt. Freilich gibt es mehrere Erzählungen von Österreichern aus jüngster Zeit, die sich mit der inneren Entwicklung von Kindern beschäftigen. Festenbergs „Dosi", Leitgebs „Kinderlegende", Nabls „Kindernovelle" gehören hierher. Doch lieben diese Werke mehr ein feines psychologisches Forschen nach dem Grund kindlichen Sehnens und seinem Erwachen zur Reife, denn dieses Gefühl und Wachwerden selbst. Unser Dichter hingegen schildert das kindliche Leben an sich in der Gestalt des Rudi Hofer und wirkt so stark und verwachsen mit den Kräften des Seins, daraus wir Menschen kommen und darein wir wieder abgehen. Und man glaubt ihm die Entwicklung des fünfjährigen Rudi zum fünfzehnjährigen, denn man findet alle Stufen eines jungen Menschenlebens mit liebevollem Sinn auch für das Kleine aufgezeichnet, und man wird von dem Dichter erschütternd eingeweiht in die furchtbare Krank-

heit des Knaben, woraus aber auch die große Konzeption des Werkes und die Anschauung seines Schöpfers dringen: kein irdisches Leiden oder Übel kann den Menschen in die Verzweiflung bringen, wenn er selbst nur den Glauben an die innere Sendung des Menschen besitzt.

Wir kennen im deutschen Schrifttum unserer Tage nur ein Werk, das dem unseres Dichters an die Seite zu stellen ist: Zillichs „Wälder und Laternenschein". Dieses ist geschlossener, was wohl seine Form, die Novelle, ausmacht, die zur Gedrängtheit ruft, aber in der Sicherheit, junge Menschenleben dichterisch und wahr zu gestalten, in der Art, dies mit gesundem Humor zu tun, sind sie beide gleich.

Bedeutung gewinnt Scheibelreiters Roman, daß er mählich aus den hart aneinandergereihten Bildern, aus einer etwas eigenwilligen Form zu der ausgeglichenen Darstellung sich wandelt, die der Bezeichnung „Roman" vollauf gerecht wird. Es geht einem bei dem Buche so: man ist innerlich warm geworden, wenn es zu Ende ist und legt es ungern weg. Zumindest aber wünscht man sich eine „Fortsetzung".

Das läßt sich nur von wenigen Büchern des neuen deutschen Schrifttums, trotz allem guten was wir in letzter Zeit erhalten haben, sagen.

Wertvoll für die Kenntnis der Entwicklung des Dichters Scheibelreiter bleibt ferner, daß der Roman autobiographisch ist, also die innere Voraussetzung des Dichtertums Scheibelreiters für den Leser schafft.

In allen Werken ist ein Mut des Dichters zu nennen, noch nicht beschrittene Wege zu erkennen und sie auch zu verfechten. Das lieben wir an Scheibelreiter. Unbeirrt von Tagesströmungen geht er seinen Weg. Dabei bleibt er tief und wahr, wohl die schönsten Tugenden, die einen Deutschen, und Scheibelreiter ist deutscher Mensch und Dichter aus der Reinheit seines geistigen und körperlichen Erbes, zieren können. So bedeutet auch sein neuer dramatischer Wurf „Die Nonne von Lissabon", ein „dramatisches Spiel in zehn Tatbildern", einen Schritt weiter auf diesem Pfad. In der Gestalt Renates, der Nonne von Lissabon, wird hier der Sieg der vernunftlosen Hingabe an die Menschheit und zu ihrem Wohl über den auswägenden kühlen Verstand (den der Kardinal-Großinquisitor von Spanien darstellt) innerhalb eines prachtvollen Handlungsverlaufes mit treffend gezeichneten Typen ausgesprochen. Die Macht der bloßen Kreatur, die in die Nachfolge Christi bedingslos sich begibt, leuchtet im Geschehen bald düster, bald hell, bald dämonisch, bald sündhaft, manchmal sogar hysterisch auf, wird aber letzten Endes verschönt und geheiligt durch eine selbstlose

Hingabe an den Auftrag des christlichen Gottes, der heißt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Es ist keine geschickte Wendung des bewußten Dramatikers, des Könners, daß die tote Nonne den lebenden Kardinal auf die Kniee vor ihren Manen zwingt. Hier vollendet sich die Welt selbst, die aus dem Gefühl geboren über das Gesetz in ein höheres Gefühl wächst.

Dieses vorläufig letzte Werk sichert seinem Schöpfer einen vorderen Platz in den Reihen der neuen deutschen Dramatiker. Es liegt allerdings bei den maßgebenden Stellen, das Drama seinem wahren Werte nach zu erkennen, und nicht zu verkennen, welcher Weg auch frei ist. Lassen wir es also der Tüchtigkeit deutscher Theaterleiter über, „Die Nonne von Lissabon" richtig zu werten. Der Kritiker hier hofft auf Bestätigung seiner Ansicht. Zu welchem Weg immer sie sich aber entschließen mögen: das letzte Wort wird für alle Zeiten der Dichter selbst haben, der bezeichnenderweise dem Drama Novalis' Worte vorangestellt hat: „Dem echt Religiösen ist nichts Sünde".

Schneeflöckchen in der Stadt

Von Opanas Schewtschukewitsch

Die ersten Schneeschmetterlinge
bedecken die Erde.
Gibt es noch Erde
in der Stadt?
Sie ist hier gefesselt
von menschlichen Händen,
bepanzert, besät
mit menschlichen Werken.
Die Schneeflocken fliegen
herunter zur Erde,
sie suchen die Erde,
sie finden sie nicht.
Sie stoßen auf fremde
Steine nur,
und schmelzend
fliegen sie auf,
ganz entrüstet
zur Sonne zurück.

(Aus dem Ukrainischen)

Rundschau

Chronik: Wo Deutsche wohnen, ist heute das Grundgefühl ihres Seins die Freude und Dankbarkeit darüber, mit dem Saarsieg beschenkt worden zu sein. Denn der Saarsieg ist nicht eine Angelegenheit des Reiches allein, sondern des gesamten Deutschtums, wo immer es zu Hause ist. Das möge die Welt zur Kenntnis nehmen, ohne sofort über „pangermanischen Imperialismus" zu zetern, wohinter nämlich sowieso kein Begriff ehrlicher politischer Überzeugung, sondern einfach ein fadenscheiniger Vorwand zur Deutschenhetze steckt.

Das Abstimmungsergebnis im Saarland ist deshalb eine Angelegenheit des gesamten Deutschtums, weil es mehr ist als ein weltpolitischer Erfolg Deutschlands, ein bedeutsamer Ansehensgewinn des dritten Reiches und die tatsächliche Heimkehr einer deutschen Landschaft ins Mutterland. Es bedeutet darüber hinaus eine seelische Einkehr und ein geistig sittliches Bekenntnis zum neugeprägten Wesenskern des deutschen Volkes. Und so wertvoll auch für uns Auslanddeutsche die weltpolitischen Seiten des Saarerfolges sind, mehr bedeuten für uns heute seine seelischen und geistig-sittlichen Seiten. Denn sie stellen ein überwältigendes Bild strahlender Gesundheit von Volksseele und Volkskörper vor uns. Hier ist man sich aller inneren und äußeren Anfechtungen zum Trotz des rechten Weges unbeirrbar bewußt gewesen. Und zwar nicht in Einzelfällen, sondern als Gesamtheit bewußt gewesen. Das ist das Bedeutsame. Darüber sind in der ganzen Welt Berge von Mißtrauen, Zweifeln und Haßgefühlen, die man dem neuen Deutschland gegenüber hegte, zusammengebrochen. Uns Auslanddeutschen aber wird ein Spiegel vorgehalten, in dem wir den ganzen Umfang seelischer Gebrochenheit erkennen können, in dem wir der deutschen Wesenswende gegenüber noch stehen. Wohl sind wir zum Teil zur Wahrheit über das deutsche Geschehen durchgebrochen, aber noch fressen die inneren Anfechtungen wie Wurmstich in den Gemeinschaften unserer Volksgruppen, so daß diese als Gesamtheiten auch heute noch seelenkrank erscheinen gegenüber von so viel Klarheit des Volksbekenntnisses, wie sie im Saarland offenbar geworden ist. Dies Vorbild seelischer Volksgesundheit ist es, das wir in diesem Augenblick der Saar vor allem danken. Mögen wir die Kraft haben von unseren Augen die letzten selbstgelegten Binden zu reißen und den freien Blick wieder zu gewinnen, ohne den unsere Volkszukunft auf dem Spiele steht!

Die Saar hat es allen, die Augen haben zu sehen, gezeigt, daß heute jede völkische deutsche Einigung, wo immer auf der Welt sie stattfindet nur einen inneren Sinn haben kann: den Wegen deutschen Wesens zu folgen. Dies müssen wir auch über das Ereignis schreiben, das in den letzten Wochen innersächsischen völkischen Lebens das bedeutsamste war: die Herstellung der einheitlichen Volksfront für völkische Aufbauarbeit nach Innen und Verteidigung der Volksrechte nach Außen, die die Volksratsitzung vom 15. Januar gebracht hat. Damit ist jene innere Befriedungstat, von der in den Spalten dieser Zeitschrift des öfteren die Rede war, vollendet. Ihr Hauptbestandstück ist die Vereinigung der schweren Konflikte gewesen, die zwischen Herrn Bischof Glondys und den Führern der gewesenen NEDR bestanden. Solche Konflikte können nicht ohne beiderseitige Opfer aus der Welt geschafft werden. Die so angebahnten korrekten Beziehungen können andererseits nicht ohne anhaltenden guten Willen von beiden Seiten aufrecht erhalten werden. Hier wird sich in erster

Linie die kirchliche Leitung zu bewähren haben, weil ihr der Natur die Dinge nach ungleich mehr Initiative zugewiesen ist, als der Gegenseite. Vermöge des Verwaltungs- und Organisationsapparates der Kirche greift sie in alle Schichten des Volkes und sendet Tag für Tag mit disziplinärer Verbindlichkeit gestaltende Impulse in dies Leben hinein. Hier muß vor allem der Ton eines neuen Verständnisses hörbar werden, soll die Vereinigung vom 15 Januar für die innere Lage unseres Volkes wirklich fruchtbar werden. Ja, es wird nötig sein, daß die nächste Zeit in großen sachlichen Fragen wie z. B. der Jugendfrage, die volle Übereinstimmung zwischen kirchlicher und völkischer Leitung erweist, weil sonst das Vereinigungswerk in Gefahr des Versandens kommt.

Im übrigen trägt die „Zusammenfassung aller Kräfte" die am 15. Januar vollzogen wurde und die in den großen das ganze Sachsenland umfassenden Wählerversammlungen des 27. Januar praktisch in Erscheinung trat, genau den Charakter an sich, von dem hier als der heute praktisch einzig möglichen Art der inneren Entspannung schon gesprochen worden ist. Nicht als ob die weltanschaulichen Gegensätze nun mit einem Schlage fortgewischt worden wären und nun sachliche Auseinandersetzungen hierüber überflüssig geworden wären. Der Sinn der Befriedung liegt vielmehr darin, daß diese Auseinandersetzungen auf eine Ebene verlegt werden, die die heute nach außen notwendige Schließung einer einheitlichen Volksfront möglich macht. Dies all denen, die entweder diesen Schritt des Volksrates zu bagatellisieren geneigt sind, oder in ihm das Bekenntnis zu restloser Meinungsgleichheit sehen wollen! Die Wahrheit liegt in der Mitte und die Notwendigkeit sie in die Tat umzusetzen war ein Gebot der Stunde und ein Dienst am Gedanken der Volksgemeinschaft. Den Dank aber für diesen Dienst wird die Volksgemeinschaft in erster Linie dem Vorsitzenden des Volksrates Dr. Otto Fritz Fikeli abzustatten haben, dessen Werk diese Wendung in der inneren Auseinandersetzung unseres Volkes ist. Ihre Wirkungen werden auch in den übrigen Siedlungsgebieten unseres Landes fühlbar werden.

Alfred Pomarius

„Revision der Gewissen." Die vielbesprochene Rede des Ministers Viktor Jamandi, worin er sich, kurz vor Weihnachten, im Abgeordnetenhaus, gegen einen aus nationalistischen Kreisen stammenden Vorwurf zur Wehr setzte, den Vorwurf nämlich, daß nicht genug geschehen sei zur endlichen durchgreifenden Romanisieruug der Städte in den angeschlossenen Gebieten —, diese Rede hat einen gewaltigen Staub aufgewirbelt. Sie sollte der Klarstellung gewisser bedeutsamer Tatbestände dienen, die für die Minderheiten Rumäniens von einiger Wichtigkeit sind (ohne daß dem Minister natürlich im geringsten daran gelegen wäre, sich zum Anwalt der Minderheiten zu machen); die Staubwolken, die sie aufgewirbelt hat, benützen nun die Kreise, denen an einer Verdunkelung der Tatbestände gelegen ist, dazu, um sich dahinter zu verbergen. — Der Minister sagte im Wesentlichen, wobei er den überhitzten Nationalismus als den Ausdruck einer Psychose hinstellte, daß die Städte Siebenbürgens niemals den Rumänen gehört hätten, so daß es eine übertriebene Forderung sei zu verlangen, daß diese Städte heute schon, nach nur 15 Jahren der rumänischen Herrschaft, überwiegend vom rumänischen Element beherrscht würden. Obgleich die Worte des Ministers also durchaus keine Absage an das Programm einer Romanisierung unserer Städte enthalten, sondern diese bejahen und eigentlich nur zur Geduld mahnen, wobei er mehr nur nebenher eine geschichtliche Wahrheit

ausgesprochen hat, so wird der Minister nun von den „national" gesinnten rumänischen Kreisen, allen voran natürlich vom „Universul", mit unerhörter Heftigkeit angegriffen und zum Volksverräter gestempelt, der im Dienst des ungarischen Revisionismus stünde. An der Maßlosigkeit der Empörung läßt sich ermessen, wie wahr es im Grunde ist, was der Minister mit einer in diesen Dingen selten erreichten Offenheit gesagt hat. Nun aber wird alles, was einen Namen hat, bemüht, beginnend von den Geschichtskennern Prof. Iorga und Prof. Lupaş über eine Reihe von mehr oder weniger maßgebenden Universitätsprofessoren hinweg bis zu den siebenbürgischen Politikern Maniu und Vaida-Voevod und bis zu denjenigen, deren von aller Sachkenntnis ungetrübte Urteilsfähigkeit nur in den Augen ihrer durch dauernde Verhetzung chauvinistisch aufgeputschten Anhängerschaft besteht, — nomina sunt odiosa —, all' diese werden bemüht, um die angebliche Ungeheuerlichkeit der Behauptungen Jamandis zu beweisen. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die Äußerungen Jamandis dem ungarischen Revisionismus Nahrung gegeben haben und damit sicherlich als ungeschickt bezeichnet werden können auch vom Standpunkt der Deutschen Rumäniens, bei denen die Revisions- und Grenzberichtigungsbestrebungen Ungarns — eines Ungarns, das übrigens auch heute noch seine längst als verfehlt erkannte Vorkriegs-Minderheitenpolitik betreibt — nur auf Ablehnung stoßen, haben wir doch den neurumänischen Staat bei seiner Gründung freiwillig bejaht und seine neuen Grenzen mit dem Blut der Söhne unseres Volkes verteidigt. Und so könnten wir eigentlich zur Tagesordnung übergehen, ja wir hätten uns für den Augenblick sogar mit grimmiger Genugtuung freuen können, daß bei den in der großen Öffentlichkeit geführten Auseinandersetzungen, in denen den Magyaren jeder Anspruch darauf, sich als Städtegründer in Siebenbürgen zu bezeichnen, abgesprochen wurde, ein helles Licht auf uns Deutsche — insbesondere uns Siebenbürger Sachsen — als Gründer siebenbürgischer Städte fiel, gerade auch durch Bemerkungen, die Prof. Iorga gleich nach der Rede Jamandis in der Kammer machte, — hätte die ganze Angelegenheit nicht eine Wendung genommen, die es uns zur Pflicht macht, dazu Stellung zu nehmen. — Denn wir erlebten einerseits das traurige und beschämende Schauspiel, daß unter dem Druck der „öffentlichen Meinung" hochangesehene Gelehrte nicht mehr zu ihren eigenen wissenschaftlichen Erkenntnissen standen, ja von ihren anfänglich freimütig geäußerten, uns Deutschen günstigen, Ansichten abrückten, und beste Kenner Siebenbürgens die Wahrheit kaltblütig leugneten —, und daß andererseits die Regierung durch Herrn Kultusminister Lăpedatu, und dann besonders durch die in Klausenburg vertretenen Auffassungen des Ministerpräsidenten, von der Rede Jamandis abrückte und damit die in der rumänischen Öffentlichkeit geforderte Romanisierungspolitik guthieß, wobei der Ministerpräsident das Wort gebrauchte, daß die Städte Siebenbürgens immer rumänisch gewesen seien und dies auch immer bleiben würden. — Hiezu können und dürfen wir nicht schweigen! Wir dürfen es aus Hochachtung vor dem Ernst wissenschaftlicher Arbeit nicht schweigend hinnehmen, wenn die Wissenschaft sich zur Dirne der Tagespolitik herabwürdigen läßt, und wir können nicht schweigen dazu, wenn man unsere Geschichte fälscht und uns, die alleinigen Gründer, Erbauer und Mehrer unserer altehrwürdigen deutschen Städte als fremde Hinzukömmlinge und Eroberer bezeichnet, um uns mit dem Schein des Rechts aus unseren Städten zu verdrängen. Denn was wahr ist, muß wahr bleiben; gegen die Fälschung der Wahrheit erheben

wir Einspruch mit dem Ethos des reinen Gewissens, das sich auf geschichtlich erhärtetes Recht gründet! Wir greifen das Wort auf, das der Ministerpräsident in Klausenburg von der „Revision der Gewissen" geprägt hat: Ja, prüfe Jeder sein Gewissen, bevor er nach der „Wiedergutmachung" verlangt! Wir fordern nichts anderes, als Achtung vor der Wahrheit und Achtung vor unserem Recht; wer diese beiden antasten will, der prüfe erst sein Gewissen! Fritz Schnell

Zum 150. Geburtstag Jakob Grimms. „Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringt und jetzt schon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl sagen, einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüße, nicht Berge Völkerschaften bilden, sondern daß einem Volke, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigene Sprache allein die Grenze setzen kann". Dies freudige Bekenntnis zu deutschem Lebensglauben, das uns mit neuer Bedeutung erfüllt, gerade in diesen Tagen allgemeinen Aufstandes gegen das deutsche Volk, wieder erfreut, stammt von einem ehrwürdigen Wahrer und Mehrer deutschen Geistes. Es stammt von Jakob Grimm, diesem großen und einfachen Forscher, dem es mit seinen Werken gelang, uns eine Anschauung des frühen, deutschen Lebens zu geben, die in die Tiefen dringt und uns doch so nahe geht. Schon in der Kindheit wird uns sein Name durch die mit seinem Bruder Wilhelm gemeinsam unternommene Sammlung der deutschen Hausmärchen vertraut, da diese Märchen uns mit ihrem tiefen Sinn, mit Schrecken und Heiterkeit zuerst in die Zauberwelt des Geistes einführen. Gerade auch das volkskundliche Bemühen unseres Volkes geht in seinen Anfängen auf die Werke dieses Mannes, auf sein „Deutsches Wörterbuch", auf seine „Deutsche Grammatik", auf seine „Deutsche Mythologie" zurück. Von uns aus lassen sich daher viele Fäden zu diesem lauteren Manne knüpfen. Jakob Grimm, der einfachen Verhältnissen entstammte, blieb sein Leben lang ein aufrechter, gerechtigkeitsliebender, offener, dabei herzhafter und bescheidener Mann. Er war ein vorbildlicher deutscher Mensch, nicht nur ein bedeutender Gelehrter. Die deutsche Sprache meisterte er in seiner stillen und innigen Weise, wie wenige nach ihm. Wir aber wollen uns anläßlich seines hundertfünfzigsten Geburtstages, der in Deutschland am 4. Januar begangen wurde, vor allem eine Mahnung an das deutsche Volk anhören, die gerade uns Sachsen in unserer Lage bitter not tut.

„Meine Volksliebe" sagt Jakob Grimm „habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe gesehen, daß liebreiche Herzen in diesen Fesseln erstarrten. Wer nicht eine von den paar Farben, welche die kurzsichtige Politik in Kurs bringt, aufsteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestatteten Seelen der Menschen wie ein schwarz und weiß geteiltes Schachbrett ansieht, den haßt sie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehen braucht, um ihr zu gefallen. Hat nicht die Geschichte unserer Zeit oft genug gezeigt, daß keine Regierung sich irgend einer Partei hat lange ergeben können. Ich traue jedem dieser Gegensätze einen größeren oder kleineren Teil Wahrheit zu und halte für unmöglich, daß sie in voller Einigung aufgehen."

Dr. Ernst Jekelius

Wer schreibt ein Buch über den Einfluß der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen? Der Sinn und die geistige Sendung der auslanddeutschen Siedlungen im ganzen Osten Europas vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere zeigen sich in ihrer Großartigkeit am klarsten, wenn man sie abschätzt daran, was sie nicht für das deutsche Volk allein, sondern für die anderen Nationen bedeuten. Was unseren südöstlichen Lebensbereich anbelangt, so finden wir genügend Stimmen, um Selbstbeurteilungen vermeiden zu können. Leider sind sie nicht gesammelt worden; weder haben wir eine Zusammenstellung der rumänischen noch der ungarischen Äußerungen, angesichts deren es sehr verlockend wäre, auch Gegenstimmen zu sammeln. Sie werden sich, zugleich als psychologische Fundgruben und Zeugnisse der Selbstentlarvung wohl, besonders häufig bei den Ungarn entdecken lassen. Wichtiger als die Sammlung all solcher Äußerungen wäre die Untersuchung des Einflusses der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen.

Es werden so viele Doktorarbeiten, auch von Siebenbürger Sachsen, über rumänische Verhältnisse geschrieben. Meist Arbeiten über wirtschaftliche Belange, die oft wenig ergiebig sind, weil sie in ähnlicher Form längst vorliegen. Die Untersuchung des Einflusses der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen wäre des Schweißes der Besten mehr wert.

Sextil Puscariu und Jorga messen unserem kulturellen Wirken eine entscheidende und anlaßgebende Rolle bei der Volkwerdung der Rumänen. So sagt z. B. Sextil Puscariu in seinem Vortrag über die deutschen Kultureinflüsse auf das rumänische Volk in der Klausenburger Universität folgendes: „Wenn wir ... versuchen wollen, die Bilanz der deutschen Kultureinflüsse auf das rumänische Volk zu ziehen, so stellen wir fest, daß neben der Mitarbeit beim Übergang Rumäniens zur abendländischen Zivilisation, die die auf rumänischem Boden ansäßigen Deutschen geleistet haben, hauptsächlich drei Momente auffallen: Der Anstoß zur Einführung der rumänischen Sprache in der Kirche mit dem Erfolg daß eine Schriftsprache festgelegt wurde, die von den sächsischen Lutheranern im 16. Jahrhundert kam; die Vorbereitung einer günstigen Atmosphäre im Siebenbürgen des 18. Jahrhunderts für unsere lateinische Renaissance, welche mit besonders deutschen Mitteln vorbereitet wurde; schließlich im 19. Jahrhundert die Einwirkung der deutschen Romantik, die Rumänien vor dem Hörigwerden fremden Formen gegenüber bewahrt hat und die neue Kultur an überlieferte und erwiesenermaßen lebensfähige Anschauungen band." Jorga aber sagte: „Die obere Kultur mit sich zu bringen, das städtische Wesen auf beiden Seiten der Karpathen zu pflanzen, das Leben ganz Siebenbürgens in feste Formen endgültig zu bannen, den Westen mit dem Osten bis zur Donau und den entfernten ‚tartarischen', griechischen und türkischen Ländern durch Handelsbeziehungen zu verbinden, abendländische befruchtende Einflüsse auf die morgenländisch gefärbte älteste Kultur der Rumänen zu üben, den Sieg der nationalen Sprache der Rumänen über die mittelalterliche Kulturform des Slawischen zu befördern, das bilden Rechte und Verdienste der Siebenbürger Sachsen für die allgemeine Kultur und für jene der Rumänen besonders, die wir nicht genug anerkennen und schätzen können!"

Durch die Feststellung, daß von uns nicht bloß der Bau der Städte dies- und jenseits der Karpathen kam, sondern auch die Siebenbürgen und zwar ganz Siebenbürgen endgültig bannende Lebensform, ist mit aller Klarheit von Jorga

ausgesprochen worden: die Sachsen gaben Siebenbürgen die, es noch heute bestimmende, kulturelle Haltung. Wir kamen nicht bloß ad retinendam coronam, sondern als Ideenträger Europas, als Träger der Kulturidee des ersten Reichs in ein geistig gestaltloses Land, dem wir mit dem Stadtbau Kenntnisse, mit unserer Kultur seinen bis heute nachwirkenden geistigen Sinn gaben. Dieser aber wirkte, wie in unseren Tagen noch, in den Osten hinaus und auf die Rumänen, die in Siebenbürgen diesen Geist ja auch unmittelbar aufnahmen. Der Ertrag für die Rumänen liegt in den großen Worten der beiden Gelehrten: Sieg der nationalen Sprache, Erwerbung der eigenen Schrift, Rettung der arteigenen Lebensformen, Anschließung an das Abendland geistig und wirtschaftlich, Bau der Städte.

Es ist ungeheuer, was in den wenigen zitierten Worten über unser Volk an Dank und Verdienst ausgeschüttet wird. Und an „Recht", wie es Iorga, seinem Gegenstand ebenbürtig, ausdrückt. Wir, dieses kleine deutsche Volk in Siebenbürgen, haben ein viel größeres im Erwachen gefördert! Das gibt uns wirklich ein Recht! Nicht nur das jeder Zahl gebührende Recht der Minderheit, sondern ein besonderes, nur uns zustehendes. Auf dieses Recht zu pochen, wird man uns nicht verwehren, denn niemand unter den Rumänen wird darüber hinwegsehen können — wäre er auch unser Feind — wenn wir seine eigenen Volkszeugnisse für uns ins Treffen führen.

Auf dem berechtigten Stolz aber auszuruhen ist keine Leistung. Wo ist der Sachse, der das Buch über den Einfluß der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen schreibt; keinen langweiligen Wälzer, kein Werk zum Seminargebrauch und zum Verstauben in Instituten, nein, ein nicht zu umfangreiches, lebendiges, stilistisch gutes, das Wesentliche wesentlich darstellendes Buch, das wir wie das liebe Leben brauchen, um selbst kennen zu lernen, was unser Recht ist, um es zu übersetzen, ins Rumänische, vielleicht auch ins Englische, und wohl auch ins Ungarische, denn für unser Recht vor dem ungarischen Volk wird sich nebenbei Material genug ergeben, das mitgenommen werden könnte.

Dieses Buch brauchen wir hundertmal dringender als jedes andere! Wer schreibt es?

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Die silberne Windfahne. Roman von Kurt Kluge. J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. In einem Winkel des Thüringer Waldes bewohnt Herr Kortüm aus Hamburg ein altes Schöffenhaus. Wie er darin lebt und welches Leben daraus in die Lande geht, schildert Kluge in ergötzlicher Art. Die Gestalt des Herrn Kortüm erinnert an Reuters „Onkel Bräsig" und an den „tollen Bomberg" und ist doch eine ganz neue Gestalt, die einmalig steht. In kurzen Kapiteln werden die fast unglaublichen Geschichten dieses Buches erzählt, besonders gute Dialoge beweisen Kluges Können. Dies einfache und ungekünstelte Buch ist geeignet, allen Freude zu machen, die sich auf einige Stunden in die Stille begeben wollen, darin Herr Kortüm sein sonderbares Leben führt.

Kurt Scherg

Josef Magnus Wehner, Das unsterbliche Reich. Reden und Aufsätze (Langen-Müller, München). Die in diesem Band gesammelten Arbeiten des durch seinen

Kriegsroman „Sieben vor Verdun" bekannt gewordenen Dichters aus den Jahren 1928—1931 sind von verschiedenem Werte. Die Reden führen meist eine Sprache hohen dichterischen Schwunges, der sich aber hie und da in Übertreibungen und leeren Wortschwall versteigt. Die Aufsätze zeigen eine viel nüchternere und klarere Einstellung, auch finden sich zwei ansprechende Reiseschilderungen darunter.

Der Grundgedanke und zugleich das Leitmotiv des Dichters ist die mystische Natur des Deutschen Reiches, das sich ihm, dem Katholiken, mit dem vom Papst gekrönten Kaisertum des Mittelalters gleichzustellen scheint. Für ihn ergibt sich zwischen Christentum und deutsch-arischem Staat kein Zwiespalt, sondern eine geheimnisvolle Wechselwirkung. „Das Christentum und das Reich bestehen auch nebeneinander, und es ist Gottes Sache, ob sie sich befreunden oder befehden, ob sie wunderbar verschmelzen oder klar getrennt sind, jedes in seinem unverletzlichem Nimbus." Die eigentliche Verwirklichung dieses Reiches liegt aber noch vor uns. „Das Reich aber, als die Fülle deutscher Wesensgestalt, kann nicht vom Willen geschaffen werden, es wird in der verschwebenden Stille unwillkürlicher Einheit mit dem Wesen der Welt geboren, es ist frei in Gott und schicksallos, es wird verliehen, und Bereitschaft geziemt seiner Ankunft."

Neben diesem passiven Mystizismus aber kennt der Verfasser auch eine gute männliche tatbereite Haltung, die er offenbar auch im Kriege bewiesen hat. „Laßt uns Menschen dieses Reiches werden, fromm, wesensklar und tatenkühn." Damit gibt er auch seine innere Verwandtschaft mit den Romantikern der Befreiungskriege zu erkennen (Schenkendorf: „gläubig, kühn und zart"). Daß er zu den Propheten des dritten Reiches gehört, wird man leicht merken und auch vielem Glauben schenken, was noch bei seinem ersten Erscheinen eher Zweifel erweckte.

So trägt schließlich das Buch im ganzen den Stempel einer tiefen Erfüllungsfreude an sich — und darin liegt sein wesentlicher Wert. Bernhard Capesius

Kalender 1935 der Krafft & Drotleff A. G. Hermannstadt. Im alten Gewande getreu jahrzehntelanger Tradition sind auch für 1935 die Kalender der Krafft & Drotleff A. G. erschienen, im 66. Jahrgang der „Kalender des Siebenbürgischen Volksfreundes", dessen kalendermäßiger Teil allein 70 Seiten umfaßt und wohl alles enthält, was man von ihm verlangen kann. Der unterhaltende Teil zählt über 100 Seiten; wir finden unter den Mitarbeitern Namen wie Piringer, Zillich, Dr. E. Jekelius, Schuster Dutz, E. Wittstock, G. A. Schuller, Dr. J. Bielz, Dr. G. Rottmann, E. Sigerus, Dr. Arz von Straußenburg usw. Den Schluß macht eine von Alfred Hönig verfaßte Jahresrückschau. Der gleichfalls bei der Krafft & Drotleff A. G. erschienene „Neue Volkskalender" enthält wesentliche Teile des eben besprochenen Kalenders, ist aber den Bedürfnissen der Landbevölkerung angepaßt; auch er ein reifer Bursche, der in den 44. Jahrgang tritt. Beide Kalender haben viele Bilder. Schließlich sei noch auf der Wochenvormerkkalender der gleichen Firma verwiesen.

Ein auslanddeutsches Sonderheft der Zeitschrift „Dichtung und Volkstum". Die in der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, erscheinende berühmte Literaturschrift „Euphorion", die seit einiger Zeit in die Vierteljahresschrift „Dichtung und Volkstum" verwandelt wurde, ließ im Herbst des Vorjahres ein Sonderheft über auslanddeutsche Fragen erscheinen, auf das hinzuweisen hier bisher vergessen

worden ist. Dies Heft (35. Band, 3. Heft) wird eingeleitet von einem Aufsatz Heinrich Zillichs über „Schicksal und Sendung des Auslanddeutschtums"; es folgen dann u. a.: Richard Csaki, „Von den Wurzeln des Schrifttums in auslanddeutschen Volksgruppen", Paul Fechter, „Der östliche Verschmelzungsraum", Herbert Cysarz, „Lebensfragen des sudetendeutschen Schrifttums", Bernhard Capesius, „Mundart, Hochsprache und Fremdsprache im siebenbürgisch-deutschem Schrifttum", Anton Dörrer, „Eigenleben des Südtiroler Nachkriegsschrifttums" und Harald Krasser, „Die deutsche Dichtung Siebenbürgens in unserer Zeit". Leider fehlt uns der Raum, auf die einzelnen Aufsätze näher einzugehen, aber wir möchten doch anmerken, daß besonders Krassers Aufsatz als letzte zusammenfassende Darstellung unseres Gegenwartsschrifttums auch in breiteren Kreisen Beachtung finden dürfte. Heinrich Zillich

Der Buchberater 1935. Herausgegeben von Will Vesper. Eduard Avenarius Verlag. Leipzig C 1. — Der Name Will Vespers ist eine Bürgschaft dafür, daß der Buchberater mehr ist als nur eine Aufzählung von neuen Werken. Er ist, wie sich jeder, der das Buch in die Hand nimmt, leicht überzeugen kann, wirklich ein Berater, der das „Bleibende, nicht das Vergängliche" sucht. Darum ist die Aufnahme eines Buches in den Buchberater schon eine Bewertung. Die Broschüre enthält auch Bilder, ist sehr gut gegliedert und ermöglich ein rasches Nachschlagen.

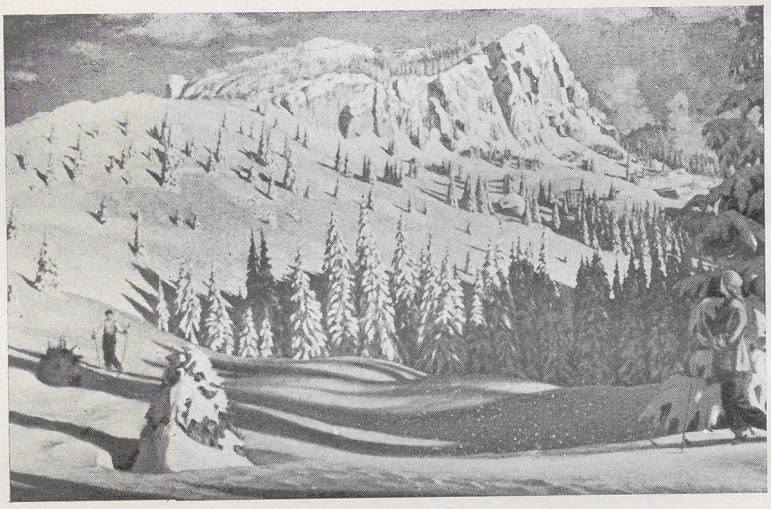
Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. In einem der ersten Hefte jedes Jahrgangs pflegten wir einen Rückblick auf die politische und wirtschaftliche Lage unseres Landes zu werfen. Der politische Rückblick hat an Wichtigkeit verloren, weil wir in jedem Hefte eine Chronik dieser Fragen führen, dagegen erscheint nun in dieser Nummer wieder einmal der zusammenfassende volkswirtschaftliche Aufsatz, diesmal von Ewald Sindel. Unsere Leser werden besonders darauf verwiesen. Ebenso auch auf den Essay von Hasso Härlen über das Werden des alten Reiches. Bei den übrigen Beiträgen sind erläuternde Hinweise nicht nötig, höchstens sei vermerkt, daß mit Opanas Schewtschukewitsch wieder einmal der liebenswürdige junge Dichter der in Rumänien lebenden Ukrainer das Wort ergreift.

Zur Frage des Marlin-Romans „Horra" Zu dem im Januarheft unserer Zeitschrift erschienenen Aufsatz Gottfried Fittbogens: „Ein siebenbürgisch-sächsischer Roman unter falscher Flagge" teilt uns Herr Carl Fritsch, Hauptanwalt i. R. aus Hermannstadt mit, daß tatsächlich die Erben Josef Marlins Carl Bleibtreu aufgefordert haben, den Roman Marlins in dessen Geist zu vollenden und ohne Nennung des wahren Verfassers unter seinem (Bleibtreus) Namen zu veröffentlichen. Da diese Abmachungen unter Herrn Carl Fritschs persönlicher Mitwirkung getroffen worden sind, ist an dieser Angabe ein Zweifel unmöglich. Damit wird eine von Fittbogen in seinem Aufsatz geäußerte Vermutung bestätigt. Es sollen die besonderen Zeitumstände gewesen sein, die Marlins Erben zu diesem Schritt bestimmt haben.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Rațiu-Straße 6
Gedruckt in der Markusdruckerei A. G. in Sighișoara-Schäßburg



Eduard Morres, Winterlandschaft

Photo-Reproduktion: Atelier O. Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR MÄRZ 1935 HEFT 3

Gedichte

Von Peter Barth

Schon wachsen die Tage

Schon wachsen die Tage, die Sonne wird stärker,
die Firnkuppen schauen uns freundlicher an,
es bauet und schaffet ein himmlischer Werker
am Lichte, und heller schon krähet der Hahn.

Die Schollen der ruhenden Äcker erwachen
aus tiefem in Träumen versunkenem Schlaf,
und leise erbebet am Weiher der Nachen,
da ihn nun ein weckender Wellenschlag traf.

Was plaudern die Vögel, was singen und rufen
sie zwitschernd und kosend einander sich zu,
was trabt und was eilt mit entwaffneten Hufen
durchs Land, und was störet die seidige Ruh?

Es jagt der entfesselte, tobende Winter
durch Dörfer, auf Straßen, in Wäldern, am Feld,
und jauchzend, in schwelgenden Farben dahinter
kommt lächelnd der Frühling vom Hoffen erhellt.

O öffne dich Mensch und laß Zug durch dich fahren,
und ackre und egge und walze dein Blut,
schon schwingen die Schwalben, die Lerchen in Scharen,
sie singen und jubeln und bringen dir Mut.

Es wölben sich Knospen, es bersten die Panzer
und Leben und Liebe entsteht überall,
das Weltall im Rund ist ein einziger ganzer
den Schöpfer lobpreisender freudiger Schall.

Der Tag wird schon länger, schon wachsen die Stunden
des Lichts und schon schlüpfen die Glöcklein hervor,
sie läuten und leuchten wie heimatgefunden
in Städten und Dörfern vorm knarrenden Tor.

Bauer im Acker

Schon ziehen sie Furchen im Felde,
die Rosse dampfen am Pflug,
das Samenkorn keimet in Bälde
im fruchtbar scholligen Krug,
den Egge, Walze und Schar
auch in dem heurigen Jahr
zu schwarzen Scherben zerschlug.

Es watet der Bauer in Schollen,
in die er demütig sät,
der Dunst umqualmt ihn in vollem
Gewölk, das weiß dahinweht,
die Lerchen steigen hinan
auf ihrer sonnigen Bahn
und singen hell ihr Gebet.

Ein altes Dorf

Häuser an Häuser gereiht,
durch Zäune in Ketten verbunden,
stehen seit uralter Zeit
mit Schrammen und mörtelnen Wunden.

Dächer gen Dächer geneigt,
von Mauern und Sparren gehalten,
schützen vom Winde umgeigt
vor drohenden Sturmesgewalten.

Giebel gen Giebel gebaut
absondern die bändrigen Gassen
hoffärtig, lebendig-laut
von Winkeln, die holprig, verlassen.

Fenster an Fenster gelehnt
schaun lächelnd ins laute Getriebe
tief, soweit's Dorf sich hindehnt
wie Augen und Spiegel der Liebe.

Türen zu Türen gekehrt
eröffnen den Freuden die Herzen,
— jedem das seine gewährt —
versperren sie Nöte und Schmerzen.

Alles von Menschen bewohnt,
die Volksschaft und Schicksal vereinte,
alles von Einklang bethront.
So steht meine Heimatgemeinde.

Zwei Szenen aus einem Christus-Drama

Von Georg Maurer

1. Akt, 3. Szene.

Seegestade. Fischerhütte. Simon und Andreas.

Simon: (vor dem Haus sitzend) Bind die Barke fest, Andreas! — Noch ist Licht genug, die Netze zu flicken.

Andreas: Zebedäi Söhne wollen uns heute abend besuchen. Auf dem See riefen sie es mir zu.

Simon: Die Nacht wird heute klar.

Jesus: (kommt) Euch guten Abend, Männer!

Simon und Andreas: Einen guten Abend Herr!

Jesus: Wie war der Fang?

Simon: Er füllte unsere Netze nicht.

Jesus: Doch reicht er, euch zu nähren.

Simon: Wir sind nicht unzufrieden, Herr.

Jesus: Dies Haus steht sauber, wie es Galiläer pflegen.

Simon: Es ist neu, Herr.

Andreas: Das alte brannten sie uns nieder.

Jesus: Feinde?

Andreas: Der Nachbar neidete uns. Ehrlich handeln wir mit dem Volk. Er schmeichelt dem Fürsten, schickt ihm umsonst beste Fische. Der Bauer soll den Verlust tragen. Sie ließen ihn. — Da

lud er den Hauptmann mit Knechten zu sich. Muntert sie auf in Rausch und Übermut — und trunken werfen sie den Brand in unser Haus. Als ich dem Hauptmann entgegentrat, schlug er mit flacher Klinge nach meiner Wange. Diese Narbe blieb mir.

Jesus: (zu Simon) Und Du?

Simon: Ich fand nicht Ruh im Bett. Die Narbe meines Bruders brannte auf mir. Ich lief zum Palast des Fürsten. Höhnend jagten sie mich fort: er habe gelacht über die Fackel ihres Gelages.

Jesus: Was tatst du drauf?

Simon: Was konnt ich tun, Herr? — Sollt ich den Aufruhr bringen in dieses Land? Ich will es tragen. Lang kann ich nicht mehr leben.

Jesus: So willst du mit faulem Innern vor den Herrn treten?

Simon: Ich will vor ihn knien: Herr, es ist ein Stachel in mir, den kann ich nicht herausreißen. Hilf du mir!

Jesus: Er wird dich von sich stoßen: schuf ich dich zum Sklaven, Galiläer?

Simon: Herr!

Jesus: Die Könige morden ihre Widersacher. Die Sklaven jammern und tun wie ihre Herrn. — Und du fängst Fische am Galiläischen Meer. —

Simon: Was soll der Brand? Die gerechte Strafe äschert Gute wie Böse ein. Aus gerodetem Garten schießt neues Unkraut.

Jesus: So starbst du lang, eh dich die Erde birgt.

Simon: Kann ich leben, wo jeder den andern mordet?

Jesus: Aug um Aug, Zahn um Zahn!

Simon: Ich kann es nicht. — Hier will ich bleiben — und wenn der Leib der Menschheit birst und die Flamme von neuem in mein Dach schlägt.

Jesus: So schaffst du aus der Verzweiflung eine Tugend — und tröstest dich, daß der Himmel über deinem Haus ruhig bleiben möge.

Simon: Herr, ich verlange nichts für mich.

Jesus: Nur den Stachel drückst du tiefer in dein Herz. — Folgt mir beide.

Simon und Andreas: Wohin?

Jesus: Denkt ihr mit Klagen vor dem Herrn zu bestehn?

Simon: Wir sollen diese Hütte lassen?

Jesus: Ist euch diese Hütte lieber als die Wohnung des Herrn?

Simon: Wir wurden hier am See groß.

Jesus: Und seid doch nie lebendig geworden.

Andreas: Herr, es hat uns noch keiner so gefragt und so geantwortet. Laß uns Zeit zum Besinnen.

Jesus: Was wollt ihr besinnen, wenn euer Herz nicht wach ist. — Folgt mir beide nach. Ich will euch zu Menschenfischern machen.

Andreas: Dort kommen unsre Freunde.

(Johannes und Jakobus kommen.)

Simon: (zu den beiden) Es hat uns dieser Mann ins Gewissen geredet.

Andreas: Er ist es, auf den der Täufer wies.

Johannes: Ein Galiläer, Simon, Andreas?

Jakobus: An wen sollen wir uns halten?

Simon: So redet mit ihm.

Johannes: (zu Jesus) Es haben mir diese Männer sonderbares von dir geredet, was mich im Innern bewegt. Darf ich es von dir wissen?

Jesus: Was fragst du? Wenn das Bild deines Traums nicht Fleisch würde, müßtest du nicht vergehn?

Johannes: Meister!

4. Akt, 3. Szene.

(Im Richthaus. Fackeln. Morgendämmern. Kaiphas auf erhöhtem Stuhl. 1. Pharisäer und andere. Der Richter, Zeugen, Büttel, Juden.)

Kaiphas: Er ist des Todes schuldig.

Richter: Wir werden ihn nach unserem Gesetz richten. — Sind die Zeugen hier?

Zeugen: Hier! Hier!

Ein Büttel: (kommt) Ein Bote aus Galiläa.

Kaiphas: Er trifft uns zeitig zum Empfang.

Bote (tritt ein): Ich komm vom Vierfürsten Herodes. Er ist verbannt.

Kaiphas: Verbannt?

Bote: Dem Kaiser verriet man ihn. Der fragt ihn, gegen wen er so viel Waffen kaufe. Er blieb die Antwort schuldig.

Kaiphas: Und Herodias?

Bote: Fand Gnade. Doch sie folgt ihm.

Kaiphas: Sag deinem Herrn, sein Schicksal griff uns ans Herz.

Bote: Noch eins trug er mir auf zu melden. Nicht der Verrat, nicht des Kaisers Ungnad sei alles. Das Zeichen der Götter sei mehr. Als er Johannes tötete, fordert er ein Zeichen, ob er recht tät. Es blieb nicht aus. Johannes lebt.

Pharisäer: Johannes lebt?

Bote: In Jesus von Nazareth.

Kaiphas: Sag deinem Herrn, das laß er unsere Sorge sein. Den Auferstandenen braucht er nicht mehr zu fürchten. Nun geh! (Bote ab) Herodes verbannt? Das stärkt unsere Herrschaft in Galiläa.

Judas: (kommt hereingestürzt) Gebt ihn frei.

1. Pharisäer: Was willst du hier?

Judas: Nehmt das Geld zurück!

1. Pharisäer: Was soll uns das Geld?

Judas: Richtet mich!

1. Pharisäer: Wir wollen nicht dich, sondern ihn.

Judas: Gebt ihn frei.

1. Pharisäer: Was schreist du so? Wir gaben dir das Geld für deinen Dienst. Mit welchem Recht kommst du noch?

Judas: Nicht um des Geldes gab ich ihn euch. Ich närrt euch und trog mich selber. Euch gab ich ihn, daß ihr die Hände in sein Blut tauchet, ihr Tyrannen und ihr Tyrannen-Anbeter! So glaubt ich, (zu den Hohenpriestern) euer Werk zu stürzen und (zum Volk) eure Schmach zu löschen. Dies glaubt ich: wenn ihr den Reinen, den ihr fürchtet, wehrlos hieltet, müßt euer Herz sich kehren. — Ich Tor, Tor, dreimal Tor. — (zum Volk) Daß eure Furcht ohn Grund sei, (zu Hohenpriestern) euer Gesetz ein Blutgerüst im Himmel — seht, darum gab ich ihn euch. — Doch jetzt fühl ich nur meine Hand, die ihn verriet und mein Leben als ätzend Gift, das heilen wollte. — So sprang ich mit einem Sprung zur Rettung, sprang zu weit und berst entzwei. — Euch aber diesen Fluch, bevor ich geh: Nie schau euer Auge ihn, nie wisse euer Herz die Freude, nie steife euch der Gedanke, den er trug. — Und ihr, die ihr Tyrannen nährt, euch drücke eure Last nur tiefer, auf euch falle die Schuld — und mache euch zu Mördern — wie mich. (geht hinaus).

Kaiphas: Folgt ihm. Doch hindert nicht, wenn er sich richtet. (einige Diener ab)

Hauptmann: (tritt ein) Wir haben den Gefangenen gebracht, wie du befahlst.

Kaiphas: Führt ihn herein.

(Jesus wird gebunden hereingeführt. Petrus bleibt am Eingang stehen.)

Richter: Du bist hier angeklagt, Jesus von Nazareth, daß du Gott gelästert hast, dich also nach unserem Gesetz des Todes schuldig machtest.

Kaiphas: Bevor die Zeugen reden, sag uns kurz deine Lehre.

Jesus: Ich habe öffentlich vor aller Welt geredet und nichts im Verborgenen gesagt. Was fragst du nach meiner Lehre? Frag diese, sie wissen, was ich gesagt habe.

Ein Knecht: (schlägt Jesus ins Gesicht) Antwortest du so dem Hohenpriester?

Jesus: Was schlägst du mich? Beweis, daß ich falsch geredet habe.

Richter: So ruf ich nun die Zeugen auf. Der erste Zeuge.

1. Zeuge: Er ist des Todes schuldig. Er hat Gott gelästert. Er ist ein Aufrührer.

Richter: Sprich, was du von ihm weißt.

1. Zeuge: Er hat gesagt: Zerbrecht diesen Tempel. In drei Tagen will ich einen andern aufrichten.

Kaiphas: Antwortest du nichts darauf? (Jesus schweigt)

Richter: Der andere Zeuge rede!

2. Zeuge: Er hat nicht gesagt: Zerbrecht diesen Tempel, in drei Tagen will ich einen andern aufrichten. Er hat gesagt: Ich will den Tempel, der mit Händen gemacht ist, abbrechen und einen andern bauen, der nicht mit Händen gemacht ist. Er wollte nicht das Haus zerstören. Er will seine Lehre an Moses Stelle setzen. — Um so mehr ist er des Todes schuldig.

1. Zeuge: Nein, er wollte unseren Tempel zerstören, der in 46 Jahren gebaut ist.

Richter: Sagst du nichts zu dem? (Jesus schweigt) Die Zeugen stimmen nicht überein.

Kaiphas: Ich beschwör dich beim lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du der Erlauchte, der Sohn des Hochgelobten, seist.

Jesus: Du sagst es.

1. Pharisäer: Haltet ihm den Mund zu (die Schergen schlagen und halten die Hände vor Jesus Gesicht).

Kaiphas: Allmächtiger, den wir vor jedem Kaiser bewahrten, um dessentwillen das Judenblut in allen Städten des Reiches klebt — der du nach unseren unsäglichen Leiden versprochen hast, auf die Scheitel der Völker herniederzufahren — dieser Galiläer will dein Sohn sein. Mit seinem Mund, der die Gesetze des auserwählten Volkes höhnt, will er dich, Herrscher der himmlischen Heerschaaren, zu seinem Werkzeug machen — für seine Pläne, die alle Sitte und menschliche Anstrengung zunichte machen, den Kern unseres Volkes angreifen, das Gefäß, das dich durch Jahrhunderte trug, sprengen. — Dieser Galiläer hat dich, Hochgelobter, also gelästert. — Was brauchen wir noch einen Zeugen? Ist er des Todes schuldig?

Alle: Er ist des Todes schuldig (sie stürzen sich auf Jesus und drängen ihn hinaus).

Ein Krieger: (der Petrus bemerkt) Ist dieser nicht sein Jünger?

Petrus: Ich weiß nicht, was du redest.

Krieger: Warst du nicht mit diesem Aufrührer?

Petrus: Ich kenne den Menschen nicht.

Krieger: Deine Sprache verrät dich.

Petrus: Was willst du? Ich kenne den Menschen nicht.

(Alle ab, außer Petrus, der zusammenbricht.)

Siebenbürgische Aquarelle

Von Karl-Heinz Schuleri

I.

Zum Morgen tritt der Bauernbursch und lacht,
tief hinter ihm in Abgrund taumelt Nacht.
Im Stall springt auf der Ketten grell Geklirre,
der Tiere Nüstern weiße Wolken dampfen,
die Pferde stolz mit ihren Hufen stampfen
beim Anlegen der glänzenden Geschirre.
Als Fahrtsignal die Peitsche spielend flattert,
durchs enge Tor der Karren feldwärts rattert.

2.

Braunnackte Mäher stürmend Sensen schwingen,
im Gleichtakt stürzt die gelbe Hafermahd.
Gigantisch wächst im Ost das Sonnenrad,
am Dämmerwaldgrund Sonnenklekse springen.
Das Land erblüht in prunkendem Geschmeide,
von bunten Blumen kollern funkelnd Perlen.
Im Morgen wehn berauscht die schlanken Erlen,
der Fluß blinkt hell wie eines Schwertes Schneide.

3.

Der Feuerball hängt sengend im Zenith —
im Blaukristall verdorren helle Lieder.
Maisstauden senken fiebernd ihre Glieder —
Der Wind starb hin nach nächtlich-tollem Ritt.
Den Werkern klebt das Hemd am heißen Leib.
Zugtiere sinken matt im Mittagsbrand,
und Risse springen auf im schwarzen Land.
Dies schreit nach Naß — ein glutenschwangres Weib.

Der Hund

Von Oinz Catiz

Es war schon Nachmittag, die Sonne schien ihm ins Gesicht, zog seine Züge, wie Gram und Leid es tun, auseinander, dem jungen Mann, der auf der Konditoreiterrasse saß vor der kleinen Piazza. Die Menschen an den Nebentischen schlürften ihr Gefrorenes und klagten mit harten Worten das Leben an, das ihnen das Beste doch stets vorenthielt und alles Menschensehnen und -hoffen um die Erfüllung betrog. Nein, der junge Mann stöhnte nicht, klagte nicht, es war nur der grelle Sonnenschein, der sein Gesicht verzerrte.

Verdammter Köter, du, schimpfte der Konditor, hast du schon wieder vergessen, daß du hier keinen Fraß kriegst! Er riß dem Hund einen Knochen aus dem Maul. Dann wurde er milder: Boppi, schäme dich! Daheim frißt der Hund!

Die Sonne brannte. Der junge Mann sah blinzelnden Auges hinüber zur Bulldogge mit dem verzweifelten Menschenantlitz. Einem Hund soll man nie den Knochen wegnehmen, nie, dachte er bei sich.

Viele Menschen gehen über die Piazza. Man darf ihnen nachblicken, man darf aber auch die Augen schließen und sie ihrer Wege gehen lassen, diese Menschen, die ihre kleinen Sorgen her und hin tragen und davon müde werden. Es lohnt sich nicht, ihnen nachzublicken, die Sonne scheint und man schließt die Augen. Allein da stelzt einer heran, der sieht nicht aus wie ein Sorgenlastträger, einer, dessen Augen blank sind und leuchten wie von innen erhellt. Hahaha, er führt eine Frau am Arm! Und die Frau, diese noch junge Frau zieht den einen Mundwinkel hoch, spottet, höhnt alle Nachblickenden: Was wißt denn ihr, weshalb ich diesen da gewählt! Und das ist wohl auch nur Spott, nichts weiter, nur Spott und Hohn, wenn diese Frau, als sie an des jungen Mannes Tisch vorbeigeht, sich enger an ihren Begleiter schmiegt, leise kichernd, werbend und verheißend fragt: Nicht wahr, Emil, heute Abend bleiben wir daheim, wir beide, du und ich?

Da soll doch des Teufels Urgroßmutter! knurrt, flucht der junge Mann. Nein, es war nicht bloß die Sonne gewesen vorher, die Sonne brennt, sengt, gewiß, und hat schon manches Gewitter gekocht, aber hier brannte ein anderes Feuer noch. Er klirrt seine Münze auf den Marmortisch. Ein Mädchen eilt herbei, nimmt Tassen und Geld an sich, sagt: Danke, und wischt nachlässig mit seinem Tuch über den Tisch. Worauf wartest du noch? fährt sie der junge Mann an. Trinkgeld? Das fehlte noch, das hat gerade noch gefehlt! Kommt ein anderer, der mehr geben kann als ich, gehst du ja doch mit ihm schlafen.

Ich gehe mit keinem schlafen.

So. Wenn ihr dann wenigstens kämt und einem die Hand an die Stirn legtet, es braucht ja nur eine winzige Hand zu sein, und sagtet: Verzeih und lebwohl. Nein, nach einem Jahr, einem sehr langen Jahr. — Aber nun muß er gehen, der junge Mann, jetzt muß er laufen, etwas in ihm kocht und brodelt, beginnt sich bitter zu lösen und droht sein Gesicht zu überschwemmen, dieses zerrissene Gesicht, diese Grimasse. Er eilt über die Piazza. Da springt plötzlich der Bulldogg vor ihn, schnuppert mit der gerümpften stumpfen Nase an seinem Hosenbein, blickt mit den braunen schrägen Augen zu ihm empor. Die flache Stirn ist in zuckende Falten gelegt, als quälten sich dahinter böse Gedanken. Der junge Mann bleibt stehen: Du bist der rechte Hund auch, das muß ich schon sagen. Der spindeldürre

Kerl, der Zuckerlecker darf den Knochen dir aus dem Maul reißen. Teufel, nicht das Büschel Haar hinter seinen beiden Ohren sollte von ihm noch übrig bleiben! Was, es war nur ein Knochen? Freilich war es nur ein Knochen, und der andere wird nimmer fett davon, aber er hat sich in Acht zu nehmen, dir vor aller Welt Augen den Knochen aus dem Maul zu reißen. Hund, schreit er plötzlich, was habe ich mit dir zu schaffen! Beiß zu, wenn du hungrig bist, setz ihm die Vorderläufe auf die Brust, dem Zuckerlecker!

Die Zähne, sie beißen dieses und jenes Stück vom Leben, nicht eben immer das beste, die Zähne beißen fest aufeinander. Die Fäuste, sie räumen dieses und jenes Stück aus dem Wege und manchmal nur brechen sie der Zukunft eine Gasse, die Fäuste zittern, verkrampft, von allen Muskeln in diese Verkrampfung gezwungen. So torkelt er durch die Straßen. Wer ihm auf dem Gehsteig entgegenkommt, tritt flugs zur Seite. Nein, keiner will mit diesen Waldriesen einen Zusammenstoß wagen. Und der Hund, der gelbe Bulldogg folgt ihm, will nicht von ihm lassen, läuft einmal rechts von ihm, läuft einmal links um ihn, hält die Nase an die Bordkante des Gehsteiges, sucht an der Treppe des Ladeneinganges und hebt das hintere Bein, das rechte hintere Bein. Darauf erscheint eine zornrote Dame in der Tür: Gehört der Hund Ihnen? Sie meine ich, Sie mit dem gelben Weizenstroh am Kopfe!

Hm?

Nehmen Sie den Hund an die Leine! ruft ein Schutzmann.

Ich habe niemanden an die Leine zu nehmen, denkt er, niemanden, und geht weiter. Später hört er ein kurzes zweistimmiges Bellen, darauf ein hohes Wimmern und Aufheulen. Nur wenige Sekunden dauert es, dann kreischt eine Frau in die plötzlich eingetretene Stille: Pimpi, Pimpi! Der junge Mann dreht sich nicht um, was hat er mit dem Hund zu schaffen? Er hört einen Mann seinem Begleiter erklären, es sei nur ein räudiger Spitz gewesen; erledigt. Kurz darauf läuft der Bulldogg wieder neben ihm her. Ein dünner Faden Blutes rinnt an seinen Lefzen, die braunen schrägen Augen glänzen. Ja, du Hund, Blut ist rot und schmeckt salzig. Wer Blut geleckt, läuft umher mit heraushängender Zunge, mit Glanzlichtern in trüben Augen, irrt umher, sein Nacken wird steif wie der des Wolfes und er kann ihn nimmer und vor niemandem beugen.

He Sie, ruft abermals ein Schutzmann, wollen Sie den Hund an die Leine nehmen!

So! trotzt der junge Mann, hier bleibe ich stehen, hier an der Straßenkreuzung, im Brennpunkt des Lebens.

Ich warne Sie! Die Menschen ängstigen sich vor der Bestie, nehmen Sie sie an die Leine!

Gemächlich zündet sich der junge Mann eine Zigarette an. So, Angst haben sie vor der Bestie, den Knochen aber ihr aus dem Maul zu reißen getraut sich jeder. Der Schutzmann darf seinen Posten nicht verlassen, er hebt die Hand und regelt den Verkehr, er kann aber mit einer Trillerpfeife Hilfe herbeirufen. Vorübergehende begreifen sogleich, worum es geht. Ein Dickbauch sagt: Sie mit Ihrem Hund, geben Sie acht! Eine sehr weiß und sehr rot geschminkte Dame will sich bekreuzigen: Gott schütze uns vor Bauern und Bulldoggen! Der junge Mann stößt nur die Luft durch die Nase. Er sucht den Hund, der ihn verlassen hat. Ja, dort drüben läuft er in der Querstraße, die Menschen weichen ihm ängstlich aus. Jetzt kehrt er um. Die Hauptstraße herauf schreitet ein Mädchen, achtzehnjährig vielleicht, langbeinig, wiegenden Schrittes und erhobenen Hauptes, es schreitet ohne Hast, wie ein Wanderer, der weiß, daß er den ganzen Tag zu gehen hat, der aber auch gewiß ist, abends sein Ziel erreicht zu haben. An der Straßenecke muß es mit dem Hund zusammentreffen. Hund, dir hat einer den Knochen aus dem Maul gerissen, Hund, du hast Blut geleckt, Hund — jetzt! Sie erschrickt, ah! Wirft die Hände hoch, dabei entfällt ihr die Handtasche. Der Hund, wohl meinend, der Wurf gelte ihm, duckt sich erst, springt dann hoch und beißt sie in die Wade. Sie fällt hin. Menschen eilen herbei. Der Polizist verläßt seinen Posten. Die Menschen erheben ein Geschrei: Gebissen? Eine Gemeinheit ist das! Seht das Blut! Der Hund ist tollwütig, schreit jemand. Ja, seht den Schaum! Was, auch geschlagen hat er sie? Mörder! Haltet ihn! Ein Offizier zieht den Säbel. Der Schutzmann stellt Ruhe her: Nehmen Sie den Hund an die Leine und folgen Sie mir auf die Wache.

Nein, das tue ich nicht.

He!

Der Hund gehört doch gar nicht mir.

Das ist der Boppi von Dallabarba, dem Konditor, sagt ein Gassenjunge, ich kenne ihn.

So fange ihn, heißt ihn der Schutzmann.

Kuzkuz, lockt der kleine Bengel.

Der Hund ist tollwütig! schreit wieder jemand, erschießt ihn! Da zieht der Offizier die Pistole: Platz da, ich schieße! Alle schrecken zurück.

Kuzkuz, lockt der Kleine, kuzkuz! Der Hund kommt heran, läßt sich vom Kinde das Fell kraulen, blinzelt wohlig mit den braunen schrägen Augen.

Er eilt, der junge Mann, rennt durch die Straßen, als wie ein Gehetzter, als wie ein Verfolgter, als wie ein Wolf mit steifem Nacken. Er kommt hinaus ins Feld, gerät in eine Wiese, fällt ins Gras. Blut ist rot und warm und dickflüssig und schmeckt salzig. Salzig schmeckt auch die Träne, warm tropft sie ins Gras, hell und lauter wie ein Tautropfen. Ach Herrgott ja, was predigten alle Heiligen und Propheten? Ja, den Nacken, den steifen Nacken beugt man, muß ihn sehr tief beugen, je und je.

Lange liegt der junge Mann so im Gras. Als er sich erhebt, ist das Gras niedergedrückt, ganz an die warme Erde gepreßt. Es kommt die Nacht. Gen Westen ist der Himmel fahlgrün gefärbt. Hernach steigt das heilige Blau herauf. Dann kommen wohl auch die Sterne, viele Sterne. Und morgen, ja, morgen schon wird das niedergedrückte Gras sich wieder erheben. Die Kraft der Sonne ist groß. Die kann wohl keiner ermessen, die Kraft der Sonne.

Vierte Jahresgabe der Buchgilde

Von Karl Kurt Klein

Sinnbildlich-sinnig blau-rot gebunden lagen die zwei schmalen Bändchen, die die Deutsche Buchgilde in Rumänien ihren Mitgliedern als vierten Jahresband bescherte, auf dem Weihnachtsgabentisch. Wir hätten einen einzigen, stattlicheren Band, wie Wittings Hirtenfeuer oder Meschendörfers Stadt im Osten es waren, der Zweiteilung in Gedichte und Prosa vorgezogen.

Herz der Heimat sind die Gedichte überschrieben, Himmel über dem Acker die „Geschichten" (92 und 159 Seiten. Beide im Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt 1935).

*

Vor zwanzig Jahren gab Richard Csaki seine Gedichtauswahl „Jenseits der Wälder. Eine Sammlung aus acht Jahrhunderten deutscher Dichtung in Siebenbürgen" heraus. Gerade die Lücke dieser

zwei „ereignisreichsten Jahrzehnte siebenbürgischer Dichtungsgeschichte" will die Auswahl „Herz der Heimat" schließen. Tatsächlich senken sich ihre Wurzeln weiter in die Zeit zurück. Die beiden ältesten Mitarbeiter des Bandes sind 1857 und 1858, die beiden jüngsten 1911 und 1912 geboren. Es treten also zwei, ja drei Geschlechterfolgen vor. Genauer: sie werden vorgestellt. Harald Krasser, der mit Hermann Roth die Auswahl der Gedichte besorgte, schreibt eine ausgezeichnete Einführung (an der, trotzdem er sich nicht nennen läßt, offensichtlich auch Hermann Roth tätig mitgearbeitet hat).

Drei auslanddeutsche Volksgruppen haben in den letzten Monaten lyrische Auslesen vorgelegt: Die Balten, Sudetendeutschen, Siebenbürger. Am lebendigsten, dem Herzschlag des deutschen Lebens am nächsten, sind die Sudetendeutschen; die Zeilen, mit denen Herbert Cysarz die „Rufe und Lieder sudetendeutscher Studenten" einleitet („Wir tragen ein Licht". Albert Müller-Georg Langen Verlag München), sind ein hallender Not- und Kampfruf. Er sagt: In diesen Landen geht es heute nicht um Dichtung als Dichtung, es geht auch dem Dichter um Sein oder Nichtsein... Farbensatt, idyllisch muten daneben die siebenbürgischen Gedichte an mit ihrem vielfältigen Lobpreis der Heimat — am ergreifendsten die Elegie Meschendörfers —; den geruhlich sächsischen Liedern etwa Dutz Schusters; der artistischen Formvollendung bei Hajek u. a. Selbst ein so hintergründiges Gedicht wie Hans Schusters Mit Dir (dem das mitabgedruckte Heimatgedicht des gleichen Dichters nicht in die Nähe kommt) ist, so sehr es beglückt und erschüttert, doch aus einer fast ängstlichen Entsagungsheimatstimmung empfangen. Das erklärt die freudige Zustimmung, die Zillichs Gedichte immer wieder in uns auslösen. Bei ihm vereinen sich dichterische Erschütterung und Bewegtheit mit schöpferischer Beherrschung des Wortes; hier ist Können, Not und männliche Haltung. Fanfarenstoß der Zeit — vom militärischen Tarata tata modischer Blechmusik wohl zu unterscheiden — schlägt von Zillich am leichtesten die Brücke zu den Sudetendeutschen, ins Reich und zum größeren Deutschland. Wenn das baltische Bändchen (Geht ein Ruf übers Land. Anthologie junger baltischer Dichter. Verlag der Ernst Plates A. G. Riga) durch das Stofferlebnis seiner Mitarbeiter dem Deutschland von heute gemäßer scheint als die vom ewigen lyrischen Erlebnisfluß

bewegten Siebenbürger — man wird bei Neustädter, Klöß, Wolf, um einige der Besten zu nennen, schlechterdings nichts Zeitgebundenes entdecken—, so steht nach ihrem gültigen Wert die siebenbürgische Auswahl doch fester in der gesamtdeutschen Dichtung der Gegenwart. Sie bringt fast ausnahmlos bekannte, schon veröffentlichte Dichtungen. Sie haben durch die Bank ein Niveau, das auf oder über dem Durchschnitt ähnlicher reichsdeutscher Sammlungen liegt und m. E. das der baltischen Sammlung beträchtlich überragt. Allerdings haben, was nicht verschwiegen werden darf, die Bearbeiter der baltischen Auswahl keine glückliche Hand gehabt, Krasser und Roth mit außerordentlichem Spürsinn das Wertvolle, Bleibende aus der deutschen Gegenwartsdichtung Siebenbürgens herausgehoben. Nur sehr Weniges in dem Band trägt jene intelektualistische Note, die im lyrischen Gedicht am wenigsten erträglich ist. Im allgemeinen mögen die Bearbeiter eher zu streng als zu mild gesichtet haben. Es fehlen sowohl Verfasser wie Gedichte, die im „Herz der Heimat" in Ehren hätten bestehen können. Doch je strenger die Auswahl, desto größer die Durchschlagskraft. Seien wir dankbar für das Bändchen, das „draußen" ohne jede auslanddeutsche captatio in Ehren bestehen kann.

*

Erfüllt die Gedichtauswahl, an sich und von Siebenbürgen aus betrachtet, ihren Zweck vollkommen und kann mit ihren besinnlichen, tiefen Gedichten den Liebhaber beglücken, so wird der Kritiker, der auch von einer lyrischen Auswahl über den unmittelbaren Kunstzweck hinaus „Dienst am Volk" verlangt, ein Bedenken nicht verschweigen dürfen.

Sehr schön und zeitgemäß steht in Krassers Einführung das Wort Kolbenheyers, Amt wirklicher Dichtung sei, eines Volkes seelische Landschaft zu erschließen; man könnte auch mit Nadler sagen: aus Blut und Boden die geistige Kraft des Volkstums aufsteigen zu lassen.

Es ist klar, daß dieser Auswahlgrundsatz, sowie er auf dichterisch schütter bebautem Boden zur Anwendung gelangt, wie ihn das Auslanddeutschtum meist bietet, mit dem der reinen Kunst in Widerstreit geraten muß. Ein Widerstreit, den Krasser und Roth nicht überwunden haben. Die Buchgilde gehört nach Namen und Absicht allen Deutschen Rumäniens. Deren Volksgruppen, etwa die Bessarabier

oder Dobrudschadeutschen, sind zum Teil aber noch völlig unliterarisch, genauer gesagt: vorliterarisch. Schon die Donauschwaben, die immerhin einen Nikolaus Lenau und Adam Müller-Guttenbrunn hatten, kommen in dieser Auswahl gegen dreiundzwanzig sächsische Lyriker mit bloß drei Dichtern zu Wort. Nun muß wahrheitsgemäß gesagt werden, daß der Schwabe Peter Barth zu den stärksten Eindrücken des ganzen Bandes gehört. Gerade weil er sich über literarische Tradition und Konvention unbedenklich hinwegsetzt und weder auf Trakt, noch Hölderlin, weder auf Im- noch Expressionismus festgelegt werden kann, wirken seine Naturgedichte echt und stark empfunden. Die weise beschränkende Hand der literarisch behutsamen Herausgeber hat das übermaß, unter dem Barths jüngst erfolgte eigene Gedichtausgabe litt,[1] auf das Erträgliche, künstlerisch Wirkende zurückgeführt. Das geht so weit, daß Barths Gedichte, wären sie nicht an Äußerlichkeiten wie der Berufung auf schwäbisch-frohe Frauen, Schwengelbrunnen, Heiderot u. dgl. kenntlich, aus der sächsischen Umgebung als schwäbisch kaum herausgefunden werden könnten (was für die seelische Vereinigung der Deutschen in Rumänien günstige Voraussagen zuläßt: über der stammlichen Verschiedenheit steht die gemeinsame Mutter; an der Bega wie an der Kokel und Weser schlägt das deutsche Herz). Von der grundverschiedenen geistigen Struktur und literarischen überlieferung des Sachsentums und Donauschwabentums, von der unsere Vorredner als einer — unbestreitbaren — geschichtlichen Tatsache sprechen, merkt man nach unserem Dafürhalten den in diesem roten Bändchen in brüderlicher Eintracht vereinigten Proben wenig an. Selbst wenn unser kritischer Sinn diesmal tröge, sind es aber im besten Fall zwei Heimatsböden, aus denen die seelische Landschaft, die diese Gedichte schaffen, aufsteigt: Banat und Siebenbürgen. Deutscher Volksgruppen gibt es in Rumänien aber fünf. Zugegeben: Die Dobrudschabauern und bessarabischen Deutschen können im literarischen Wettbewerb der Kunstdichtung gegen Sachsen und Donauschwaben nicht aufkommen. Sollten sie aber nicht das kleinste Volkslied, keine Rätsel, Kinderreime, nicht die geringste Schöpfung selbst der „niederen Dichtung" aufzuweisen haben, die der schwäbisch-sächsisch dieskarpathig bestimmten Seelenlandschaft Anflug und Ausweitung nach der russischen Steppe hin zu geben vermöchte?

[1] Siehe die Buchanzeige im Jahrgang 1934 des „Klingsor", S. 244.

Setzt man sich Erschließung seelischer Landschaft zur Aufgabe, dann wird man den Rahmen des Dichterischen im Auslanddeutschtum viel, viel weiter spannen müssen.

Man kann mit Krasser und Roth diese Erweichung künstlerischer Wertungsgrundsätze ablehnen und Kunst und Dichtung als absolute Seelen- und Schicksalsmächte betrachten.

Durften in diesem Fall aber Oskar Walter Cisek und der Bukowiner Alfred Sperber-Margul in dem Bändchen fehlen?

Die Vermischung zweier Auswahlprinzipien hat eine Schere geschaffen, deren Schnitt das Transkarpathische zum Opfer fiel.

Geblieben ist eine siebenbürgische Auswahl.

Sie ist vorzüglich. Sie kann bei guter Werbung durch die Buchgilde unseren siebenbürgischen Lyrikern den Weg ins Herz der größeren Heimat öffnen.

Hat die Deutsche Buchgilde in Rumänien ihrem Zweck damit genug getan?

*

Der lyrischen Auswahl der Jahresgabe tritt ein etwas umfangreicheres Bändchen erzählender Dichtung zur Seite: „Himmel über dem Acker". Geschichten. Eingeleitet — und wohl auch ausgewählt — von Ernst Jekelius.

Die siebenbürgische Einstellung eignet diesem Band im selben Maße wie der lyrischen Anthologie. Von vierzehn Erzählern, die zu Wort kommen, sind dreizehn Sachsen, einer ist Donauschwabe. Kein Buchenländer, kein bessarabischer oder Dobrudschadeutscher, keiner aus dem alten Reich. Wiederum, und als Erzähler besonders stark, vermißt man Oskar Walter Cisek. Auch sonst bin ich der Meinung, daß mein Freund Jekelius die künstlerische Auswahlsicherheit des Zweibundes Krasser-Roth nicht erreicht hat. Ausgesprochen schwache Stücke sind in den Band hineingekommen. Vielleicht auch erträgt man es in der erzählenden Dichtung schwerer als in der lyrischen, längst Bekanntes neu vorgesetzt zu erhalten. Das lyrische Gedicht, das man zum zehnten und zwanzigstenmal liest, wird an Leucht- und Ausdruckskraft gewinnen; die Erzählung, weil sie in der Regel auch stofflich fesselt, wird oft verlieren. Ein Unrecht ist Johann Plattner angetan worden, der mit zwei Kurzgeschichten den Band eröffnet. Es gibt von ihm viel Besseres. Auch von Zillich kennen wir echtere Stücke.

Und doch kann einem dieser Band zur Offenbarung werden.

Das macht Erwin Wittstocks Erzählung „Die Verfolgung". Mir ist merkwürdig spät klar geworden, daß dies fast wörtlich die gleiche Erzählung ist, die Wittstock vor Jahren als „Petrus Litzki und die Christenverfolgungen" veröffentlichte. Damals fiel sie in der Reihe der „Zineborn"-Geschichten kaum auf. Was ist mit ihr geschehen? Sparsam, hie und da scheint der Dichter am Ausdruck geändert zu haben. Und doch hat er unmerklich die Geschichte von Grund auf neugestaltet. Entscheidend ist: Die jetzige Fassung läßt den Entschluß des alten Litzki, sich dem Gottesgericht zu stellen, nicht unter dem äußeren Druck im Lauf des Geschehens entstehen; von Anfang ist er keimhaft im Alten da und wird ihm durch die Ereignisse bloß ins Bewußtsein gehoben. Was im Zineborn erzählte Anekdote war, wird hier zu wirklich seelischem Geschehen verinnerlicht. Das Sinnbildhafte, das letztlich das Wesen aller Dichtung ausmacht, tritt in dieser Novelle, die ihre eigentliche Handlung ähnlich Hans Grimms Richter in der Karu hinter spannenden äußeren Vorgängen versteckt, erschütternd lebendig. Wittstocks sächsische Novelle gibt ein gleichnishaft großes, dichterisches Bild von Welt und Menschen, dem Gesetz des Einzelnen und der Gemeinschaft, von Schuld und Sühne.

Über unsere Zigeuner

Von Emil Witting

Es ist etwas besonderes um die Zigeuner[1] — Romi, wie sie sich selbst nennen — diese sonn- und rauchgebrannten Kinder der indischen Steppe, die seit dem vierzehnten Jahrhundert wie Ahasver, der ewige Jude, ziellos und zeitlos durch die große Welt von Europa wandern.

Rumänien ist wohl unter allen Ländern das einzige Land, das diesem Volke wie dem Wandervogel die Ursprünglichkeit und Freiheit der Nistplätze freigebig und sorglos bietet, hat doch auch sein angestammtes Volk etwas in sich von dem Urtum wüstenweiten und waldtiefen Nomadendaseins. Auch das rumänische Hirtenvolk, wandert zwischen Frühling und Herbst, Herbst und Frühling die

[1] Siehe auch den Aufsatz von Julius Teutsch, Die Wanderzigeuner, Klingsor, Jahrgang 1933, Heft 3, Seite 101.

Berge hinauf und die Berge hinab, wie es auf- und abschreitendes Grünen und Welken den Schafherden befiehlt.

In Rumänien leben viele Hunderttausende in ungezählten Zigeunertrupps, in den verschiedensten Äußerungen alten Erbtums und fortschreitender Entwickelung, und es ist sicher, daß sich trotz aller raschen Ausbreitung der Zivilisation und Kultur in diesem von Naturschätzen so reich gesegneten Land der Zigeuner in den verschiedensten Formen seines Erscheinens noch lange jene Besonderheit bewahren wird, die ihn von allen Volksstämmen der Erde so scharf unterscheidet.

In Rumänien kann man streng vier Arten von Zigeunern voneinander unterscheiden: Die ursprünglichsten Zigeuner sind eben die steten Wanderer und Sucher, die Kortorar (Zelter); sie reisen das ganze Jahr und lassen sich höchstens in den kältesten Jahresmonaten zu kurzer Rast in Erdhütten nieder, um währenddem irgendwelche Kesselschmiederei zur Fristung ihres Winterbedarfs zu betreiben. Sonst leben sie beim Durchzug durch die Dörfer von Bettelei, Wahrsagen, Heilen behexten und kranken Viehs, Gesundbetung, Pferdehandel, wobei sie keine Gelegenheit unbenützt lassen, was leicht ergreifbar und wie herrenlos oder unbewacht im Wege steht, sich kurzer Hand mit langen Fingern anzueignen. Soll sich eben jeder auf sein Eigentum sorgen! Wenn sie ertappt werden, machen sie sich nur den Selbstvorwurf der Ungeschicklichkeit und Stümperhaftigkeit und fassen den Entschluß, es bei der allernächsten Gelegenheit besser anzustellen. Im Sommer leiden diese Fahrer und Schwärmer keine Not. Überall, wo sie mit ihren rohrbedeckten, von elenden Kleppern gezogenen Wagen, mit allem Gut und Habe durchziehen, stehen die Feldfrüchte zur Wegseite Kohl, Bohnen. Kartoffeln, Mais, Obst, Beeren und ein paar rasch zugreifende Hände befördern leicht soviel als nötig in ihr Gewahrsam, das niemand überprüft. Und wenn dann doch einmal die Zeitspannen des Darbens die Polypenarme um sie zu krampfen beginnen, dann können sie auch tagelang hungern wie die Wölfe, um sich später, wenn sie sich im Einschleichen in alle Gehöfte der Gemeinde Haufen von Brotrinden, Maisbrocken, Tabakgekräut, rüchiges Fleisch im Bettelsack gesammelt, den Pansen wieder vollzupfropfen bis zum Platzen wie Raubtiere. Irgendein abgerissenes Zeug eines Bauern. ein zerschlissener Rock, ein räudiges Tuch als Allmosen wird ihnen

zur Lumpenkleidung, und Sonne und Wind sind die steten Zeugen der reichlich unbedeckt gebliebenen Körperteile. Im Körperbau sind sie schlank und zart, im Gesicht fein geschnitten, oft geradezu schön.

Diese Romi haben noch ganz ihre Sprache erhalten, sprechen aber dabei auch teilweise die Sprache des Landes, dem sie schließlich doch im steten Rundzuge, in ständiger Wiederkehr verbunden bleiben als ihrer engeren Heimat. Ihre Gewohnheiten und Gebräuche, ihre Märchen, Lieder und Tänze tragen das Gepräge artlicher Selbständigkeit und unversieglicher Mannigfaltigkeit. Ausgesetzt allen Unbilden der Witterung bezahlen sie schwer den Genuß der angestammten Freiheit. Aber auch diese Freiheit wird ihnen durch die Starrheit und Unerbittlichkeit der Gesetzesordnung, brutaler, herzloser Polizeigewalt streitig gemacht. Verfemt, geächtet, gemieden wie Tollhunde, getreten, ausgewiesen, verachtet streichen sie durchs Land und müssen eben so sein, wie sie sind, müssen stehlen, betteln, lügen, betrügen, denn niemand reicht ihnen hilfreich die Hand — sie sind ja, müssen es sein: Zigeuner — und dieses Wort sagt alles.

Die zweite Art der Zigeuner hat vielleicht den größten Schritt getan, durch den sich die viel umsungene und sentimental umdichtete Romantik des Wanderns selbst aufgibt — den zur Seßhaftigkeit. Der Rausch der Vogelfreiheit verfliegt, das ewige Ahnen und Sehnen weicht anderen Trieben, die mehr dem brutalen Eigennutz dienen als die Befriedigung des Freiheitsgefühls, des Gefühls zeitlicher und örtlicher Ungebundenheit. Die Ansässigmachung gibt andere Probleme auf, die Sorgen wachsen, die Schwierigkeit der Erhaltung, Ernährung drängt zum Eigennutz, zur Pflicht. Noch siedeln sie streng für sich irgendwo am Dorfende oder auf dem Hattert, noch haben sie ihre eigene Sprache, den Männern flattern noch lang, ungekürzt die schwarzgeringelten Mähnen unter dem schwarzen Rundhut hervor, sie arbeiten für keinen Menschen, tragen den Kopf immer noch hoch, stolz erhaben; ihr lederumgürtetes Langhemd, die großen Schaftstiefel, der dunkle Rock und die dunkle Hose bilden noch ihre malerische Tracht; sie leben in Lied und Brauchtum aus der Überlieferung, ihre rauchdunklen Zelte, ihre Erdhütten und das Bunt der Lumpen haben nun Ortsverbundenheit, und wenn die Männer mit Schmiedewerk oder Pferden ausziehen zum Handel, sie kehren nach kurzen Tagen zurück in ihre Ansiedlung; die Weite und Ferne hat sich ihnen zur Nähe zusammengeschlossen; der Begriff der Pflicht-

zeit beginnt an Stelle der Jahreszeit und Tageszeit festere Formen anzunehmen; die Freiheit des Wandervogels versiegt wie dem Dorfspatz der leuchtende Wandel von Süden und Norden. Ihr Verhältnis zu den Menschen wird ein anderes als früher, der Abstand von ihnen nimmt ab, damit aber auch die Achtung und Furcht vor ihnen. Dreist und unverschämt stürzen sie sich auf den Vorbeigehenden, bestürmen ihn mit Bettelei, und wenn er die Geldtasche zieht, greifen ihm die Kinder mitten in sie hinein.

Die noch mehr der Zivilisation angepaßte dritte Art der Zigeuner ist nichts anders als ein Fortschreiten auf dem abirrenden Weg. Die Männer haben schon die langen Haare aufgegeben, beginnen mit den Weibern in affenartiger Eitelkeit die Volkstracht der Umgebung anzunehmen, ohne aber dabei ihren Hang zum Schreienden, Widerspruchsvollen, Bunten und Knalligen, kurz zum Ungesetzmäßigen, Unrhythmischen, Ordnungslosen aufzugeben. Inmitten einer bescheidenen dörflichen Hemdstickerei platzen plötzlich blutrote Röcke, flammengelbe Kopftücher, prallblaue Schürzen hervor, und dazwischen lechzen die bloßen Brüste, die braunen Beine nach Luft und Licht. Sie sprechen schon frei die Sprache des Dorfes, dabei aber immer noch und hauptsächlich die Sprache des Stammes und wogen in ihr, im Lied, im Tanz zwischen Eigenem und Fremdem wie gärend hin und her. Daß sie begonnen haben, ein-zweimal im Jahr in fremden Arbeitsdienst zu Waldaufforstungen und Holzschlagreinigungen zu treten, ist wohl der zweite große Schritt in der Aufgabe ererbten Eigenlebens, ist die gefährlichste Brücke wohl im Übergang in artfremde Bereiche der Lebens- und Weltanschauung. Die Tragik des Manusch-Mensch, wie sich der Zigeuner noch selbstbewußt nennt, findet den letzten Abschluß in dem üblichen „Zigeunertum", dem der verachtend Gletecore, Ansässige, Unfreie Genannten, die ihre Sprache aufgegeben, — dieses ist der vierte und letzte Abschnitt des Verfalles eines Volkes, das nun in der Ansiedlung die letzten Reste eines einzigartigen, nun einmal in die Schrauben, Meißel und Bohrer der Zivilisation und Kultur nicht hineinpassenden, ja ihnen Hohn sprechenden, fiebrischzuckenden Volkskörpers verliert. Diese Abkommen des alten, ruhelosen und leidenschaftlichen Wanderstammes, die nun über den Trümmern des Volkes für Geld Musik machen, ihre eigene und wesensvolle Sprache verleugnen und aufgeben, Gewohnheit, Sitten und Brauchtum hinwerfen, in der

Reihe ihrer ärmlichen, ungeziefrigen, grundarmen Lehmhäuser an die Dorfgasse stoßen, sie gehen unter im sie umspülenden Blut der besitzenden Völker; vorerst aber sind sie noch die Verhöhnten, Verachteten und Verlachten, weil sie nun tatsächlich wie abgehagerte, verhungerte Hunde erbärmlich umherschleichen, feig und kriegerisch ohne einen Funken Stolz und Scham den gebeugten Nacken unter den Fuß und Tritt des noch so minderwertigen Besitzenden setzen und im tagtäglichen, alten Schmutz bei Schnaps und Tabak verkommen und bis zur körperlichen und geistigen Gebrechlichkeit verfallen, degenerieren. Das Feld ihrer Arbeit ist so wenig fruchtbar wie eine Brache, ein ungedüngter Boden. Besenschneider, Korbflechter, Mulden- und Löffelschnitzer, Eisen- und Beschlagschmied, sie sind bekannt als die armseligsten Berufsarbeiter, Arbeiter, die für den Tag, die Stunde schaffen und für augenblickliche Hungerstillung „verdienen".

In den Gefilden von Altrumänien sind die häufigsten jene noch ganz ihrer Sprache mächtigen Zigeuner, die an irgendeinem Dorfrande sich angesiedelt haben und dank der Duldsamkeit der rumänischen Dorfbewohner einstweilen einen Zustand der Dauer genießen.

Wenn man dieses Völkchen in seinem Leben und Leiden beobachtet, wird man ihm seine Anteilnahme nicht versagen können, und wenn man diesen Ausführungen folgt, die diesmal besonders der Anteilnahme an dem Zigeunervölkchen der lockeren Ansiedlung dienen, wird man vielleicht die Erkenntnis erlangen, daß auch dies arme Gesippe seinen Platz im mahlenden und zermalmenden Mühlengetriebe des Menschwerdens und Sterbens ebenso gesetzmäßig und rechtmäßig einnimmt wie jedes noch so hochgestellte Volk, das über seinem Hochflug hochmütig vergißt, welch Handlangern es seine Überlegenheit verdankt, welchen Sonnen und Schatten von Menschengetrieben es seine Bräune, seine Wetterhärte schuldet.

Wenn uns der Zigeuner nichts mehr als unsere Wachsamkeit gelehrt hat, so ist das allein schon genug, daß wir seinen wohltuenden Einfluß und hiedurch seinen Wert an besonderem Platze anerkennen. Es ist genau dasselbe, wie wenn draußen in der Natur das Reh sich der Schärfe seiner Sinne freut, die es niemandem mehr als seinem Feind und doch Wohltäter Wolf zu danken hat.

Diese Zigeuner, die wie schon erwähnt, immer noch ihre eigene Sprache besitzen, leben an den Rändern der Gemeinden ihr eigenes

rassenreines Leben. Untereinander sind die abgerissenen Ansiedlungen nicht verbunden. Die Fäden, die sich von Truppe zu Truppe im großen Körper der vier Wanderstämme spinnen, die es zum Beispiel in Siebenbürgen gibt, die der Kukuja, Leila, Aschani, Tchale — sind für sie gelöst. Sie hausen in Hütten, die sie aus Holzabfällen einer nahen Säge oder aus Zweigen und Ästen aufgebaut und mit Erde überschüttet haben. In der Mitte schwelt faul zwischen Branden und stickigem Rauchen das kleine Feuer. Ein Vataf (Häuptling) — auch Ciontea genannt — befehligt die Siedlung in eigenem Wirkungskreis, ohne eine Verbindung mit anderen Niederlassungen zu suchen. Dieser Anführer, meist ein erfahrener alter Mann, genießt vor dem Trupp ein großes Ansehen und hat despotische Macht in den Händen. Der untergebene Kreis, aus mehreren — zwanzig, dreißig und mehr — Familien bestehend, gehorcht seinem Spruch und Befehl unbedingt. Und da ist es nun sonderbar genug, bezeichnend und bestimmend für das Verantwortungsgefühl auch dieses unverantwortlichen Volkes, daß der Vataf sich einen Stab von sechs Beiräten hält, deren Meinung er fragt, denn er ist eben auch nur Mensch, der sich irren kann, aber daß sechs auf einmal sich irren, ist denn doch nicht anzunehmen.

Auf dem Gemeindegebiet von Perisan des Komitates Arges in Altrumänien ist außerhalb des Dorfes, neben der Straße solch eine Zigeuneransiedlung, die ein richtiges Beispiel einer noch freien altrumänischen Zigeunerniederlassung bildet.

Die Rechtssprechung des Vataf bezieht sich vor allem auf Vergehen, Streit und Zweifelfragen im inneren Bereich des Volkes. Was jeder nach außen tut, hat er mit sich abzumachen. Der Vataf greift nur ein, wenn Beschwerden erhoben, Anzeigen gemacht werden. Der Diebstahl ist kein Vergehen nach außen, wenn er nicht bemerkt wird; wird er aber bemerkt, wird der Täter bestraft, weil er nicht mit dem Richter — Vataf — geteilt hat. Dem Urteilsspruch hat sich ein jeder zu fügen, sonst wird er von der ganzen Sippe verfolgt, gezüchtigt. Diese Zigeuner sind stolz auf ihre Gerichtsbarkeit, der sie viel mehr Gerechtigkeit zusprechen als den öffentlichen Gerichten, deren Richter bestechbar seien. In einem Ehezwist hat der schuldige Teil die ganzen Schäden und Kosten zu bezahlen, die oft erheblich sind. Aber der Vataf sagt, Geld ist vorhanden, denn wohin sind die Tausende gekommen, die sich der Schuldige bei

der letzten Waldarbeit (Holzschlagreinigung und Wiederaufforstung) verdient hat.

Mädchen bilden für jeden Vater einen greifbaren Schatz, denn der Bursche muß das Mädchen, das er heiraten will, mit rund drei- bis viertausend Lei bezahlen, also richtig abkaufen. Nahe vor einem Mann darf ein Mädchen den Weg nicht kreuzen; es wäre dies eine Mißachtung und Verhöhnung des Mannes; sie muß schön einen Bogen schlagen, um hinter ihm vorbeizukommen.

Die Sprache des Volkes ist rauh und ungepflegt; in der Überfülle der Mitlaute erhält sie etwas hohl und dumpf Schnatterndes — dennoch aber entbehrt sie wohlabgewogen und ruhig gesprochen nicht eines zauberhaften Reizes. Es ist eigentümlich, daß die Weiber meist einen groben, heiseren, man könnte fast sagen männlichen Ton in der Stimme haben. Die Gesänge sind schwer getragen, wehmutsvoll dahinrauschend oder aber leidenschaftlich aufprickelnd, klöppelnd und metallisch anschlagend mit einem lockeren, geilen Rhythmus voll innerer Schwüle. Es drückt ja eben auch hier wie überall das Lied das rauschende Blut aus, das ja bei diesem Volk sozusagen aus den Poren zu spritzen scheint.

Selbst wenn sie ein fremdes Lied in fremder Sprache singen, sie singen es immer zigeunerisch, immer nur in einem Rhythmus, der ihr eigener ist.

Auch wenn sie einen fremden Tanz tanzen, sie tanzen ihn immer nach ihrer Art, es ist immer ihr eigener Tanz. Ein rechter Zigeunertanz ist ein wildes, ausgelassenes Toben mit beispielloser Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit, ein Springen und Hopsen. Der Fluß der harmonischen Linie fehlt, es fehlt das, was man die seelische Hingabe, das tiefe Versunkensein in die bezwingenden und berauschenden Akkorde eines musikalischen Erlebens nennt, aus inneren Drangsalen des Körpers heraus, aus Trieben hervor, die nach Befreiung schmachten. Der Tanz der Zigeuner, sei er dieser oder jener, sei er ein rumänischer Tanz wie Hora, Sârba, Învârtita, sieht aus wie diktiert von unbekümmert klappernden Tschinellen, wie die Frechheit und Sinnlosigkeit Betrunkener. Jeder ihrer Tänze besitzt etwas Unordentliches, Zerrissenes, Gehacktes im Rhythmus, und doch gibt es kaum ein leichteres Schwingen, Springen, Verrenken der Glieder als das der tanzenden Zigeunersippe.

Den Tanz beginnen zwei-drei Mädchen, wippen und pendeln,

drehen mit fliegenden Fahnen der Kittel — da drängt sich ein Bursch zwischen sie, fetzt den Kreis mitten im Schwung auseinander, faßt die Leiber um die Schultern und hopst und springt wie ein aufgeplatzter Ball, reißt an der Kette und nimmt die lockeren Glieder in schwindligem Wurf mit sich; mitten im Schwung steht er, die Körper prallen aneinander — schon ist ein zweiter Bursch im Ring, ein altes Weib presch sich in die beginnende Mühle, das Rad knarrt mit ausgegangenem Atem, und nun flitzt der Reif in blitzendem Schnurren — schon aber bockt ein Bursche gegen den Takt, die Weiber parieren den Mißton, jedes trappelt für sich, trommelt den Boden, bebt in den Gelenken; irgendwo fliegt eine Ecke auseinander, ein scharfspitziger Bruch stößt hervor, die knallbunten Köpfe tanzen in den Himmel, es juchzt einer, eine Dirne versucht einen unverschämten Reim, und dann ist mit einmal ein drehendes Gewirr von Fetzen und Geknall, nackten Beinen, schwarzen Mähnen, krempigen Hüten, fliegenden Hemden, schwindlig, betäubend spritzen die Farben — da löst sich ein einzelnes Mädchen, die Marca, trippelt zierlich, schlägt Knöchel an Knöchel, windet sich, biegt sich im Schluß, duckt sich, greift unter den Rock, hebt den Rock zwischen den nackten Beinen bis zu den Schenkeln hinauf, preßt ihn bis an den Zwang; jetzt stelzen die Beine steif, die Hand fährt hohl gegen den Mund, schlägt schallend auf die geschürzten Lippen, ein Griff an den Eckzahn, und der Daumen wirft eine häßlich verachtende Gebärde in die Luft.

Dann setzen sie sich hin in das Gras, eine Didina, eine Savera, Firica, Sorica, Marghioala, Bubulina — sie decken das Kopftuch über den Mund und singen ein stumpfes Lied in die schwüle Mittagsstille hinaus. Der Firu und der Basne grunzen dazwischen mit angelaufenen Stimmen heiser mit. Dazwischen stellen sich dann auch einmal die Burschen Paar zu Paar mit Knütteln in der Faust hin und beginnen nach der Fluera oder der Fiedel einen Schwertreigen mit Schlägen, Finten, Abwehren, bis sie sich in Wut und Zorn die Knütteln aneinander zerhauen, um sich dann hinterher friedlich die Hände zu reichen.

Die Männer sinken in der Tracht zu Vorstadtbettelgestalten herab, der freie Wurf ihres Kopfes, das Schlangenhaar, die verächtliche Haltung des Kortorar sind ganz geschwunden; die Weiber aber, die sonst früher in breitfaltigem Braunrotrock, in pludderigem Lumpenhemd mit boakonstriktorartiger Bauchschärpe, dunkeln, uner-

gründlichen Überjacken und dumpfem Kopftuch sich diebisch geduckt hinstahlen, leuchten jetzt grell farblaut auf. Die Hemdblusen prahlen in bunt überladener Stickerei rot, blau, gelb, die Röcke glosen in irgendeiner aufreizenden Blendung, die Kopftücher in verschiedenen Flammen plakatieren die innere Glut. Aus den Gesichtern aber blitzt ein lüsternes Gift oder eine freche Verschmitztheit, wie sie nur Wesen ohne Gewissensbisse ausdrücken können, die sich und jedem anderen die Rechenschaft über das innere Branden schuldig bleiben — Wesen, die blutrot lodern wie Fliegenpilze und todgiftig sind wie Grünspan.

Brauchtum, Sitte, Gewohnheit bilden bei diesem Volk ein langes Kapitel — Geburt, Taufe, Freiung, Hochzeit, Tod und Grab erzählen ganze Bände — Aberglaube, Mystik schwimmen durchs ganze Leben — und selbst der Photograph, der achtlos und unvorbereitet sich den Leuten nähert, wird hievon bald überzeugt. Wenn Bilder von ihnen entstehen, bedeuten sie ein weites Dasein des Dargestellten. Und das ist Frevel gegenüber der Vorsehung, und der eine Teil muß verschwinden, ist es der Mensch, sterben. Es gehört ein gut Stück Überredungskunst, Betäubung durch Schnaps, Lockung durch Tabak, Anpochen an die Eitelkeit der Mädchen, die sich halt doch gerne im Bilde sehen, um diese Menschen auf den Film zu bannen. Kommt dann aber doch zufällig ein Unfall vor, dann ist die Hölle aufgetan, und Schimpf und Fluch fliegen offen auf.

Mit allen ihren Schätzen und Gütern, Greisen und Säuglingen, Hunden und Schweinen ziehen sie einmal im Jahr in die Arbeit und sie erfüllen sie mit derselben Unachtsamkeit und Oberflächlichkeit wie eben alles andere. Ein Maiskessel, irgendein altes zerbeultes Küchengeschirr, ein lebendes Schweinsgerippe, zwei Zwerghühner, zwei, drei Decken sind das einzige, was die Familie mitbringt, aber auch alles, was sie überhaupt zu Hause hatte — um nicht viel betrauern zu müssen, wenn es ihnen verloren geht. Nach Familien getrennt flechten und zimmern sie sich mitten im Holzschlag — so in der Frühstückszeit — das lose Dach in Zeltform aus Schlagabräumen, Ästen, Stangen und Rinden, sowie am Dorfrand, schütten Erde darüber und sind wenigstens so aufrichtig, sich nicht zu wundern, daß im Regen die Tropfen drinnen so fallen wie draußen. Aber dann machen sie eben ein größeres Feuer, hocken um die Glut, erzählen sich Märchen, zanken und streiten und zittern wie Hunde.

Inzwischen starren ihre Buden daheim verwaist in Öde und Leere, niemand kann etwas stehlen, weil nichts zurückgeblieben ist. Vorräte haben sie ja keine, höchstens noch Maismehl für ein paar Tage, das ist das ganze, und das sind ihre ganzen Sorgen. Morgen werden sie ja schon sehen, wie es weiter wird.

Vor kurzem hat in Hermannstadt ein Zigeuner-Landeskongreß stattgefunden, einberufen von einigen in den rumänischen Beamten- und Gewerbestand emporgestiegene Zigeunergrößen. Wie alle Gründerversammlungen, hat auch dieser echt zigeunerisch aufmarschierte und abgelaufene Kongreß den bisherigen Zustand verurteilt und eine neue schönere und bessere Zeit vorausgesagt.

Der Zigeuner ist nur als außenstehender Zigeuner haltbar, haltbar einzig und allein dort, wo er draußen durch die Weite des Landes in Fetzen streift. Die größte Belastung wird aber das Zigeunertum zeitigen, wenn es in die Gesellschaft einzieht. Die dunkeln mystischen, tierischen Triebe würden mit den Braunen ein neues Gift in den durch Verallgemeinerung, Internationalisierung, Liberalismus schon genügend verseuchten und durch die Psyche der Schwarzen, Roten und Gelben verfärbten Körper der weißen Rasse einimpfen. Es krankt doch eben der Weltkörper an diesem Blut- und Rassengemisch, in dem ja das große Gären der einander fremden Stoffe nicht zur Ruhe kommt.

Es ist sehr fraglich, ob der Zigeuner als Mensch durch Aufgabe seiner Freiheit und selbstverständlich auch seiner Sprache gewönne. Sein Stamm würde, überall zerstreut, in der Vermischung untergehen und als Einheit verschwinden. Zigeunerwesen ist Rassentum. Eine große Gefahr droht, wenn es sich aufgibt und in die Welt der Ordnung und Haltung eindringt. Es ist nicht nur unnotwendig, sondern schädlich, daß jedermann Städter und Gebildeter sein will — die Welt verträgt den Zigeuner, aber er muß sichtbar bleiben.

Schillers Ehe

Von Ernst Jekelius

In dem ersten Jahr seiner Ehe fuhr Friedrich Schiller mit Lottchen, seiner jungen Frau nach Erfurt, um mit ihr die Silvesternacht und die ersten Tage des herankommenden Jahres 1791 im Kreise ihrer dort lebenden Freunde zu verbringen. Das junge Paar traf,

von seinen Vertrauten mit herzlicher Teilnahme empfangen, am letzten Tage des Jahres 1790 dort ein.

In immer enger werdenden Kreisen hatte sich Schiller den Frauen einer wahrhaft adeligen Familie zugewendet, um endlich in ihrem Schoße seine Lebensgefährtin zu finden. Zunächst verliebte er sich in Charlotte, die Tochter seiner mütterlichen Wohltäterin zur Zeit der Flucht Henriette von Wolzogen, ein junges Mädchen, das seine Liebe aber nicht erwiderte. Dann begegnete er Charlotte von Kolb, deren Tante, einer empfindsamen Seele von romantischer Art, die später seine Liebesbriefe in einem kleinen Sarkophag bewahrte. Sie, die an der Seite eines ungeliebten Mannes lebte, wandte sich dem jungen, bestrickenden Dichter mit solch stürmischem Überschwang zu, daß er empfindsam vor der glühenden Leidenschaft der unglücklichen Frau zurückschrak. Endlich fand er in beglückendem Verkehr zu den beiden Schwestern von Lengenfeld, ihren Bäschen sein Glück. Eine der Schwestern, Caroline, war eine unglücklich verheiratete, junge Frau, während die andere Charlotte ein eben erblühendes Mädchen war. Schiller und die beiden Schwestern bildeten ein unzertrennliches Trio. Er war zu beiden in Liebe entflammt, schrieb er doch seine herrlichsten Briefe beiden gemeinsam. Man wußte nicht, welcher von ihnen er sich völlig zuwenden würde.

Zur Bestürzung der näheren Freunde band er sich im Sommer des Jahres 1789 nicht an Karoline, die lebendige, geistvolle und leidenschaftliche Frau, die in ihrer Ehe unsagbar litt, sondern verlobte sich mit Lotte, dem stillen, sanften Mädchen. Karoline von Dacheröden, die innigste Freundin der Schwestern schreibt ihrem Bräutigam Wilhelm von Humboldt ganz erregt: „Ich bin sehr traurig um Caroline und ich fürchte, sie geht noch bei diesem Verhältnis zugrunde. Eine Unerklärbarkeit bleibt mir in Schiller. Hat er nie Carolinens Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotte leben wollen? Hat er sie gefühlt, so nahm er die Verbindung mit Lotte nur als Mittel an, um mit jener zu leben." Humboldt antwortet, diesen Gedanken abwehrend: „Nein, Schiller ist jugendlich, unerfahren, hat gefehlt und wird zu hart büßen, weil er die, an der seine ganze Seele hängt, nicht glücklich sehen wird. Aber er konnte nie Lotte bloß als Mittel ansehen, er ist zu delikat, zu edel dazu."

Trotzdem ist auch er sehr besorgt, wenn er schreibt: „Die Art, wie sie untereinander sind, drückte mich oft. Wenn ich Karoline ansah,

über ihn hingelehnt, das Auge schwimmend in Tränen, den Ausdruck der höchsten Liebe in jedem Zuge — ach ich kann dir nicht schildern, wie mir dann ward. Denn es war kein freies Äußern, kein Hingeben an die Empfindung, alles gehalten, gespannt. Lotten gibt auch die Liebe kein Interesse, sie war an seiner Seite wie fern von ihm. Er gegen beide. Hast Du ihn nie Karoline küssen sehen und dann Lotten."

Schiller war damals dreißigjährig, als er zwischen den beiden Frauen stand. Seine „rötlichen Haare, die gegeneinander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, machte einen unauslöschlichen Eindruck." So sah der liebenswerte Mann damals aus nach seines Freundes, Streichers, Schilderung. Nun hatte er sich aber für das kleine Mädchen Lotte entschieden. Er muß die durch so viel Unruhe nun auch Besorgte, die ihn hingebungsvoll liebte, trösten. Er tut das auf eine ungemein zarte, feine Weise, wenn er ihr schreibt: „Daß allerlei über unser Verhältnis würde gesprochen werden, war zu erwarten. Hätte man uns erst in unserem engen Kreise beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren. Wer hätte dieses zarte Verhältnis begriffen? Jeder beurteilt fremde Handlungsarten nach der seinigen — eine freie, schöne Seele gehört dazu, unsere verschiedene Stellung gegeneinander zu fassen, die ganze Geschichte unserer keimenden und aufblühenden Verbindung untereinander müßte man übersehen haben, und feinen Sinn genug haben, diese Erscheinungen in uns auszulegen. Die Menschen suchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen sie sich dann. Jede Empfindung ist nur einmal auf der Welt vorhanden, in dem einzigen Menschen, der sie hat; Worte aber muß man von Tausenden gebrauchen, und darum passen sie auf Keinen. Ich fühle, daß ich glücklich bin und sein werde durch Dich, ich fühle es nicht weniger lebendig, daß Du es durch mich sein wirst. Ich fühle es, und dies gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunftschlüsse und diese in Worte auflösen könnte." Die Zweifel, die Du Dir aufwirfst, meine Liebe, ob Du mir auch wirklich das bist, was Du wünschest, werden bei Dir aufhören, wenn Du mich ganz kennst." Er sehnt sich nach einem stürmischen, unruhigen und bewegten Leben nur noch

nach dem stillen Hafen einer guten Ehe an der Seite dieser liebevollen Frau.

War doch sein Leben bis dahin an Enttäuschungen so reich gewesen. Schon als Kind vom Herzog zu einem unerwünschten Beruf und in die harte, frauenferne Männerschule der Karlsschule gepreßt, wo der zarte, freiheitsliebende Knabe hinter Wachposten und Gittertoren lebend allein in einer schließlich doch auch enttäuschenden Jungenfreundschaft und in der Dichtung Trost fand. Der exzentrische Jüngling, der in die strenge Eintönigkeit des Kasernenhofes und Militärlebens gedrängt, in tollen Abenteuern dies Leben vergessen wollte und dem, nachdem ihm der Herzog aus einem lächerlichen Anlaß selbst das Dichten verbieten wollte, nur die Flucht übrig blieb. Der Flüchtling endlich, der sich erfüllt von großen Hoffnungen zu Delberg, dem Theaterintendenten Mannheims flüchtete, zu einem Manne, von dem er alles erwartete, der ihm verlockende Versprechungen gemacht hatte und der ihn nun, da er ihn brauchte, kalt und rücksichtslos im Stiche ließ. Dies, dazu die Enttäuschungen des Theaterlebens, die Intrigen der Schauspieler, die Entbehrungen, die er sich auferlegen mußte, die Beschämungen, die man dem stolzen Geist nicht ersparte, hatte ihn der Verzweifelung nahe gebracht. Dazu kamen für den leicht entflammten und leidenschaftlich erregten Mann Begegnungen mit Frauen, wie Henriette von Ponim, einer koketten, leichtfertigen Schönheit, die den berühmt gewordenen Dichter aus Eitelkeit an sich lockte und völlig in ihren Bann schlug, um ihn dann, seiner überdrüssig, wieder von sich zu stoßen. Oder mit Frauen, wie Charlotte von Kolb, deren Leidenschaft, ein Leben lang gehemmt, sich in krankhafter Heftigkeit auf den gefühlsharten Dichter ergoß. All diese Entbehrungen und Erregungen, all diese Exzesse und Enttäuschungen hatten den empfindsamen Dichter angegriffen. Schon lag in seinem zarten Körper der Keim der Krankheit, mit der er einen so schweren Kampf führen sollte. So fanden sich in dieser Ehe ein in irdischer Leidenschaft schon ausglühender, Frieden suchender Mann und ein in erster Liebe zum Leben erwachendes Mädchen.

Dem scheinbar durch einen unglücklichen Zufall des Geschickes vereinten jungen Ehepaare sahen daher die Erfurter Freunde mit begreiflicher Spannung entgegen. Schon am Morgen des ersten Neujahrstages 1791 schreibt daher Karoline von Dacheröden ihrem

Bräutigam Humboldt: „Gestern abend kam Schiller mit Lottchen an. Es tut mir unendlich wohl, sie wiederzusehen und die beiden lieben Wesen um mich zu fühlen. Lottchen hat so zu allem den süßen Ausdruck der Ruhe, der Zufriedenheit, des innigsten Wohlseins — es wird mir wohl und weh, wenn ich sie neben Schiller sehe, wenn sie sich so öffentlich Du nennen und er sie „liebe Frau" nennt." In vertrauter Stunde spricht Schiller einmal zu dieser Freundin von seiner jungen Frau und von der Art, mit ihr zu leben. Eine tiefe, erlösende Ruhe war über ihn gekommen. Obwohl er Karolinens Verhältnis mit einem jungen Delberg, dem sie sich in iher Unruhe Trost suchend zugewandt hatte, nicht verstand, war er überzeugt davon, daß er mit Karoline nicht so glücklich gelebt haben würde, wie mit Lotte. Karoline und er hätten in einer zu großen Erregung miteinander gelebt, hätten zu große Ansprüche aneinander gestellt, meint er. Lotte lebt zart und immer freundlich in seinem Schatten, beglückt, ihm aufopfernd dienen zu können, selig dem um seine Werke schwer ringenden Genie eine lautlos ihn umgebende Heimstätte zu schaffen.

In ihr hatte Schiller, der früher in seiner ruhelosen Erregsamkeit und lodernden Leidenschaft keiner Koketten widerstehen konnte, endlich Erlösung und Frieden gefunden. Sie, die sich die Butter vom Brot absparte, um den durch immer wiederkehrende Krankheitsanfälle geschwächten, heißhungerigen Gatten zu kräftigen, gab dem viel Getäuschten in aller Stille den Glauben an die Menschen wieder. An ihrer Seite konnte er sagen: „Ich bekenne es freimütig. Ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist, ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben." Lotte gebar Friedrich Kinder. Ergreifend ist der Brief, den Schiller bei der schweren Geburt der ersten Tochter an den Freund Goethe schreibt. Sie wurde an dem Krankenlager ihres Mannes zu einem Engel. Eine Szene von diesem Krankenbett erlauschte einmal unbemerkt ein junger Student: „Sie kniete mit gefalteten Händen vor sein Bett hin. Ihr rotes, dunkles Haar floß über die Schulter. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme ihr Haupt. Und so blieb er auf ihrem Nacken ruhen, indem ihn die

Kraft von neuem verließ. Aus einem der Krämpfe erwacht, die seinem Tode vorausgingen, sagte er zu seiner Frau: „Es wäre doch schön, wenn wir länger zusammenblieben!" Müssen wir, wenn wir fast frevlerisch in das innerste Reich dieser Frau vordringen, die nach Außen hin immer bescheiden hinter ihren Mann trat, nicht ausrufen: „Welch eine Frau!"

Ich wage es, zu behaupten, daß diese Frau mit ihrem sanften Wirken es mit vermochte, daß der sieche Mann, dessen Knie bald eine aufblühende Kinderschar umsprang, sein Werk in andere Bahnen lenkte. In dieser Ehe wird das Trauerspiel Wallenstein, das Schiller schon auf seiner Erfurter Sylvesterreise beschäftigte, nicht mehr zu der Tragödie eines prometheischen Revolutionärs, der den Himmel stürmen will, um das ewige Feuer auf die Erde zu holen. Wallenstein wird nicht mehr ein unbändiger Himmelsstürmer, wie der Räuber Karl Moor, wie der liebestrunkene Ferdinand in „Kabale und Liebe", wie der politische Freischärler Marquis Posa im „Don Karlos". Wallenstein, der von der Magie des Sternenzeltes umwitterte, dämonische Aufrührer wird nicht ein heller Held, wie jene, er ist eine umdüsterte Gestalt, die mit dem Bösen in Verbindung steht. Er fällt nicht in blitzendem Kampf, im Falle noch herrlich, gegen eine blinde Welt. Er fällt im vermessenen Sturm gegen eine himmlische Weltordnung, die ungestört durch solchen Frevel ihren ewigen Gang geht. Die Sendboten aber dieser göttlichen Macht, die wahren Helden, sind Max und Thekle, denen gegenüber auch Oktavio, das Werkzeug des Geschickes, zurücktritt. Eine Macht tritt damit in das Leben Schillers, die ihm nicht von dieser Welt zu sein scheint. Eine Macht, die in dem nun folgenden, dem dahinsiechenden Körper mit ungeheurer Gewalt abgerungenen Dramen: in der prophetischen „Jungfrau von Orleans", in der in einer katholischen Mystik auf dem Schafott dahinsterbenden „Maria Stuart", in der am Rütli schwörenden Volksgemeinschaft des „Wilhelm Tell" immer wiederkehrt. Eine Macht, die den Tod überwindet, eine Macht aber auch, die in dieses unser tägliches Leben immer wieder eingreift. Scheint ihm doch gerade im Angesichte seiner Frau ein Lichtschimmer aus jener anderen Welt zu liegen, wenn er von solchen Frauen sagt: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen in's irdische Leben." Diese Macht hat es auch ver-

mocht, Schiller einen verklärten, heiteren Tod in den Armen seiner Gattin finden zu lassen.

Am Ende dieses etwas verspäteten Gedenkens anläßlich des 175ten Geburtstages des deutschen Dichters Friedrich Schiller, in dem wir uns bemüht haben in die Tiefen einer wahren Ehe hineinzuschauen, will ich, dem es scheint, daß solch heilige Ehe eine gesegnete Schwelle aus den Irrnissen der Welt in die ewigen Bereiche sei, solche Erkenntnis in den Worten, die Schillers Gattin nach dem Tode ihres Mannes fand, noch einmal aufleuchten lassen:

„Als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht verstellte, da hob ich den gesunkenen Kopf auf, ihn in eine bessere Lage zu bringen, und er lächelte mich freundlich an, und seine Augen hatten den Ausdruck der Verklärung. Ich sank an seinen Kopf und er küßte mich. Dies war das letzte Zeichen seiner Besinnung."

Dichterische und Alltagssprache

Von Georg Maurer

Für den Dichter ist die Sprache nicht eigentlich etwas Fertiges. Die Worte sind ihm nicht wie Baukastensteine, zwar mannigfach zusammensetzbar, aber in ihrer Form bestimmt und begrenzt — oder wie Münzen, denen der Wert aufgeprägt ist, sondern sie sind für ihn bildsam und biegsam, nach allen Seiten offen. Das ganze Reich der Sprache ist ihm eine wogende Einheit, aus dem die dichterischen Gebilde hervorgehen — wie aus einem Urnebel.

Bei der Gestaltung gibt der Dichter jedem Wort selbstherrlich seinen Wert und seine Stelle im Ganzen des Gebildes, grenzt es ab oder läßt es überfließen in die anderen; die Sprache ist wie Ton in seinen Händen — während in der gewöhnlichen Rede die Worte in ihrer konventionellen, allgemein überkommenden Bedeutung gebraucht werden und in der Mannigfaltigkeit ihrer Bezüge beschnitten werden — nach praktischen und logischen Gesichtspunkten. In der dichterischen Sprache aber erglüht das Wort, strahlt heimlich Kräfte aus, mischt sich mit anderen in immer farbigeren Reizen — das Wortgebilde beginnt plötzlich in sich und aus sich selbst zu leben — unerforschlich wie alles Lebendige!

Dies ist der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Bericht und einer künstlerisch gestalteten Erzählung etwa — daß uns dort der Gegenstand, das Geschehen interessiert, das die Worte meinen,

während hier die Worte selbst Dinge sind, die Sprache selbst Geschehen wird. Die Worte unserer Alltagsrede sind Zeichen für Gegenstände und Begriffe, oft sehr blasse Zeichen, die auf die Gegenstände als auf etwas außerhalb ihrer Stehendes deuten — während die dichterischen Worte die ganze Welt der Gegenstände in sich raffen wollen —, und je praller sie davon sind, um so dinghafter sind sie. Je lebendiger und wärmer erzählt wird, je mehr die Vorstellung des Gegenstandes mit seiner Aussage sich vermählt, um so näher sind wir der dichterischen Sprache. Es gibt viele geborene Erzähler, die nie etwas geschrieben haben, deren lebendige Berichte in Freundeskreisen aber höchsten Genuß erwecken, da sie ein natürliches Künstlertum verraten! Liebesbriefe, auch von Personen, die zur Kunst kaum ein äußerlich sichtbares Verhältnis haben, können plötzlich künstlerisch wirken, wenn sie in wahrer Leidenschaft geschrieben sind. In diesem Zusammenhang sei auf die Worte des Franz, Weislingens Bube, im „Götz" hingewiesen, der über der Beschreibung der schönen Adelheid zum Dichter wird: „So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz!" —

Die dichterische Sprache ist eine gesteigerte Sprache, ganz gefüllt mit Empfindung, so daß die Worte aus ihrem Schattendasein als bloße Zeichen plötzlich wirklich werden wie die Dinge in der Natur, so daß man sie immer wieder lesen kann, so wie man die Natur immer wieder neu anschauen kann. — Die höchste Aufgabe des Dichters ist es, der Sprache immer wieder dieses geheimnisvolle Leben zu geben — seine Größe liegt darin, gerade den abgebrauchtesten und allgemeinsten Worten wieder den ersten Glanz zu verleihen! Um dies zu vollbringen, muß er immer wieder in die Reiche hinuntersteigen, wo „Gefühl alles ist". Erst wenn die Empfindung in ihm voll anschwillt und so stark wird, daß alles vorschnelle Aussagen eines solchen Gefühls ihm notwendig als Lüge vorkommt und er lieber schwiege, wird die Zunge endlich das richtige und wahre Wort bilden, als wenn es eben geboren würde, trotzdem das Wort schon tausendmal gebraucht worden ist! Den Wert des Wortes zu heben, indem es mit Empfindung, Erkenntnis und Erfahrung gefüllt wird, ist das heilige Anliegen der Dichter. Sprache, von der dann auch ein Glanz auf die alltägliche Sprache fällt und diese in ihrer Bedeutung hebt, weitet und vertieft.

Rundschau

Chronik: Es hat den Anschein, als ob die Verhältnisse innerhalb des Deutschtums von Rumänien langsam einer Klärung entgegengingen. Die neue Volksführung von Bessarabien hat den Winter zu reger Versammlungstätigkeit benützt, deren Erfolg ein erfreuliches Zusammenwachsen von Führung und Volk ist. Das Buchenland wählt am 10. März die völkischen Körperschaften neu und man hat sich auf gegenseitige strenge Einhaltung der Volksdisziplin nach erfolgter Wahl geeinigt. Im Banat ist durch die Gründung der „Deutschen Volkspartei Rumäniens" eine bedeutsame und wesentliche Zusammenlegung und Vereinfachung der Parteifronten erfolgt. Das jungdeutsche, auf die Schaffung einer einheitlichen Volksgemeinschaft aller Deutschen Rumäniens ausgerichtete Element hat damit eine außerordentliche Stärkung erfahren. Die selbstverständliche volkspolitische Verpflichtung, die nunmehr der Banater Volksführung obliegt, ist die Einberufung des schwäbisch-deutschen Volksrates, um zu prüfen, wie sich diese Parteibildung auf das Stimmenverhältnis dieser Körperschaft auswirken. In Siebenbürgen ist die erschütterte Autorität der Volksratleitung durch die Volksratbeschlüsse vom 15. Januar neu gestärkt und eine einheitliche Arbeitsfront geschaffen worden, von der aus der Abwehrkampf nach außen und die Durchführung des Volksprogrammes nach innen in Angriff genommen worden sind. Daß diese Beschlüsse von einem hiesigen Berichterstatter im „Völkischen Beobachter" als papieren und gegen das Volkswohl gerichtet charakterisiert worden sind, ist die Tat eines Unverantwortlichen und eine bedauerliche Irreführung der öffentlichen Meinung Deutschlands.

Besonders hervorzuheben ist, daß über all den hier nur ganz kurz angedeuteten Vorgängen der Disziplinierung und neueren Festigung als Zielpunkt die Idee der Volksgemeinschaft aller Deutschen unseres Landes steht. Es ist unbestreitbar, daß heute in unserem Leben aller Siedlungsgebiete diese Idee in die Volkspolitik führt und damit wird die Erkenntnis immer mehr Gewißheit, daß unsere innere Uneinigkeit der letzten Jahre im tiefsten Grunde ein Vorgang der Umschmelzung zu größerer und stärkerer Einheit ist.

Mit vollem Recht ist daher jüngst die Neubelebung und der Tateinsatz des Verbandes der Deutschen in Rumänien als ein Gebot der Stunde bezeichnet worden. Es ist geradezu unbegreiflich, daß angesichts der starken Einigungsströmungen im hiesigen Deutschtum und angesichts der Fülle von Aufgaben nach innen und außen diese Körperschaft nicht zusammentritt und zur Arbeit schreitet.

Und es ist nicht allein der brennende Fragenkreis der inneren Zusammenfassung und Erneuerung aller unserer Siedlungsgebiete, der eine einheitliche zielbewußte Führung des rumänischen Gesamtdeutschtums gebieterisch fordert, sie wird auch von Tag zu Tag notwendiger durch die zugespitzte Lage, in der wir uns dem staatsführenden Volk gegenüber als völkische Minderheit befinden. Es ist eine Hochflut des Hasses und Unter-

drückungswillens, die heute in Rumänien gegen alle völkischen Minderheiten brandet, geschürt von einer gewissenlosen demagogisch-hetzerischen Presse. Wenn man z. B., wie dies in der rumänischen Presse sich steigender Beliebtheit erfreut, uns Deutsche als „Irredentisten" bezeichnet, so weiß jeder halbwegs besonnene Mensch, daß das eine lächerliche Lüge ist. Und es wissen es selbstverständlich auch jene Schriftleiter, die in ihren Blättern die Darstellung dieser Lüge zulassen. Aber es geht eben um die Hetze gegen alles, was deutsch ist, und hier ist scheinbar kein Mittel mehr zu schlecht, um nicht gebraucht zu werden. Wenn man, um Unterdrückungsmaßnahmen ein moralisches Mäntelchen umzuhängen, davon spricht, daß unsere Städte immer rumänisch gewesen seien, so ist das eine so plumpe Geschichtslüge, daß sie jeder unvoreingenommene Gymnasialschüler durchschauen kann. Wir stehen geradezu vor Unbegreiflichkeiten, wenn wir beobachten, daß nicht etwa Unwissende, sondern führende und ernste Männer des rumänischen öffentlichen Lebens solchen Geschichtslügen zuzustimmen scheinen. Um dann die beschämende moralische Abfuhr zu erleben, daß man nur in den Äußerungen ihres eigenen Volkes nachzuschlagen braucht, bis zu den Tagen, wo dies in Siebenbürgen selbst noch völkische Minderheit war, um solche Geschichtslügen zu widerlegen. (Vgl. den im Siebenb.-Deutschen Tageblatt vom 24. Februar abgedruckten Aufsatz der „Tribuna" vom 3. Februar 1885.)

Wir haben es immer behauptet und behaupten es auch jetzt, daß die großzügige und gerechte Lösung der Minderheitenfrage für einen Staat wie Rumänien, deren Bevölkerung zu ein Viertel aus völkischen Minderheiten besteht, eine Forderung der höheren Staatsräson sei. Aber sie ist auch eine sittliche Frage. In welchem Maße, das können nur wir Leidtragende, die wir täglich wüsten Beschimpfungen unseres Volkstums ausgesetzt sind, ermessen. Wir merken dabei auch manches, das man im Mehrheitsvolk nicht merkt. Ist es z. B. sittlich, daß eine Beschimpfung des rumänischen Volkes zwar unter Strafe steht, nicht aber die Beschimpfung anderer Völker, die „gleichberechtigt" auf dem Boden unseres gemeinsamen Vaterlandes leben? Ist es sittlich, daß man unsere Bauern anhält, die Staatsschulen auf unseren Dörfern gleichberechtigt mit allen anderen Dorfgenossen zu bauen, aber von seiten des Staates die geringste Beihilfe für unsere deutschen Schulen nichts leistet? Man glaube ja nicht, daß das Volk diese Dinge nicht merkt. Es merkt sie der Deutsche und wird verbittert; es merkt sie der Rumäne und wird zur Ungerechtigkeit erzogen. Denn was der Staat macht, ist Autorität für den Mann aus dem Volke. Merken denn die verantwortlichen Führer des rumänischen Volkes nicht, daß sie ihr Volk allmählich dazu erziehen, oder durch unverantwortliche Elemente dazu erziehen lassen, daß es Mitbürger einfach um ihres anderen Volkstums willen unterdrückt und verfolgt und daß aber damit die sittliche Substanz des rumänischen Volkes selbst gefährdet wird. Eine solche Ungerechtigkeit und moralische Hemmungslosigkeit in der Beurteilung der Minderheitenfrage, wie sie in der rumänischen Öffentlichkeit immer mehr

üblich wird, demoralisiert in erster Linie das eigene Volk, weil sie die Bande der Zucht und Beherrschung lockert. Alfred Pomarius.

Das zweite geistliche Arbeitslager in Freck. Zum zweiten Male versammelten die weiten Räume des gastlichen Brukenthalschlößchens in Freck, das wie verzaubert im tief verschneiten Park liegt, die Getreuen dieses Arbeitsringes unter der Führung Stadtpfarrer Dr. Konrad Möckels zu gemeinsamer, ernster Vertiefung in die letzten Fragen christlicher Glaubenshaltung. Im Mittelpunkt allen Bemühens stand wieder die Frage nach Kirche und Gemeinde, die in die Tiefe des Geheimnisses von Christi Wirken in der Welt führt, da er ja das Haupt der Kirche und die Gemeinde sein Leib in dieser fragwürdigen Welt ist. An Hand der Auslegung des Briefes an die Epheser, das die christliche Gemeinde zu seinem innersten Anliegen hat, da Paulus, der Bote Christi in Ketten, hier einer seiner Lieblingsgemeinden die ganze Wahrheit offenbart, enthüllte sich diese Erkenntnis. Die alte Wahrheit von den beiden Seiten der Kirche, der sichtbaren, unzulänglichen, von Menschen getragenen Veranstaltung dieser Welt und der unsichtbaren, ewigen, aus dem Jenseits in die Gemeinde dieser Welt wirkenden Segensstiftung, die gerade während der schweren Kämpfe um die Kirche in Deutschland in ihrer ganzen Sinnhaftigkeit neu aufleuchtet, wurde wieder voll bewußt. Neben der Frage nach der Kirche wurde immer wieder die Frage nach der Glaubenshaltung des Christen zum Anliegen des Bruderkreises. Da wurde erkannt, daß der Christ in seiner fruchtbaren Unruhe immer in die erste Front des Lebens gestellt ist. Dahin, wo es immer um Tod und Leben, immer um Sieg und Niederlage, dahin, wo in jeder Frage die letzte Frage gestellt ist, wo in jeder Entscheidung mit ihrem Entweder-Oder der ganze Mensch mit Leib und Seele angefordert ist. Solcher Glaubenshaltung gegenüber erscheint freilich das nackte Machtstreben der Volkskirche in seiner Verlorenheit an diese Welt zu versagen. Unsere von erschreckenden Dämonien geschlagene und gejagte Welt bringt uns die Macht des Bösen so recht zum Bewußtsein, der durch den Sündenfall zum großen Widerspieler Gottes auf dieser Erde wurde. Auch nach dieser Seite hin eröffneten sich uns an Hand der Zeitgeschichte, wie an Hand von Lieskon und Obendiek, endlich an Hand von unheimlichen Geschehnissen auf unseren Dörfern tiefe Einblicke. Wenn Orthodoxie Rechtgläubigkeit ist, so entsteht hier in dieser Gemeinschaft von jungen Pfarrern, die mit beiden Füßen in ihren Gemeinden stehen, und ihnen nahestehenden Laien eine Orthodoxie des Herzens, eine Rechtgläubigkeit, die in der Unbedingtheit ihres Glaubens und der großen Liebe zu unserem Volke und der Gemeinde unserer so bedrohten Kirche, mit Gott allein in der Lage sein wird, den auch bei uns am Werke befindlichen zerstörerischen Mächten zu widerstreben, ja sie zu überwinden und den Grundstein zu einer sich erneuernden, erleuchteten Kirche, die das Licht der Freudenbotschaft des Evangeliums wahrhaft in die Welt trägt, zu legen.

Zu solch geistlicher Arbeit am Menschen trat Tag für Tag in gespann-

tester Fülle das Erleben des Bruderkreises von der Morgenandacht bis zur abendlichen Bibelstunde mit auf letzte Wahrhaftigkeit dringenden Aussprachen, die doch vom Geiste liebevoller Verbundenheit getragen wurden, mit Spaziergängen unter den von kristallener Last gebeugten, alten Bäumen des Parkes oder im Angesicht der bläulich schimmernden Gebirge, mit Wettläufen über den knirschenden Schnee, mit Gebet und sakralem Gesang in erhebenden Stunden, mit dem Gedenken an Johann Sebastian Bach am Flügel.

Hinaus in unsere Dörfer aber trat der Kreis allabendlich mit seinen Bibelstunden und am Sonntag in der Predigt in Girelsau und Freck, deren Bewohner mit lebendiger, wachsender Teilnahme der Verkündigung sich hingaben, ein tröstliches Zeichen in all der Not.

Der letzte Sonntag vereinte die Brüder im heiligen Abendmahl. Der Abend wurde mit jubilierenden Gesängen beschlossen, die in der lutherischen Gewißheit endeten:

„Himmel und Erde werden vergehen,
aber die Musici bleiben bestehen."

Dr. Ernst Jekelius.

Schaffung eines volksdeutschen Schrifttumspreises. Die amtlichen Vertretungen des deutschen Schrifttums im Reich, Reichsschrifttumskammer und andere Stellen, veranstalteten am 9., 10. und 11. Februar unter Mitbeteiligung des Deutschen Auslandinstitutes in Stuttgart, Marbach und Tübingen eine Ehrenkundgebung für das schwäbische Schrifttum. Bei der Morgenfeier am 10. Februar in Stuttgart, der die württembergische Regierung, zahlreiche andere Vertreter der Behörden und der Schrifttumsstellen, wie z. B. der Präsident der Reichsschrifttumskammer Hans Friedrich Blunck beiwohnten, las als Vertreter des auslanddeutschen Schrifttums Heinrich Zillich eine seiner Novellen („Die gefangene Eiche"). In der gleichen Feier legte der Vorsitzende des Deutschen Auslandinstitutes, Oberbürgermeister Strölin, die Urkunde eines neugeschaffenen volksdeutschen Schrifttumspreises der Stadt Stuttgart und des Deutschen Auslandinstitutes vor, wonach fortan alljährlich der nach dem Urteil des Preisgerichtes beste Roman oder die beste Erzählung volksdeutschen Inhalts mit einem Preis von 2000 Mark ausgezeichnet werden soll. Hierüber bringt die Urkunde folgende Bestimmungen:

Die Verteilung wird alljährlich am 9. Mai, dem Todestage Friedrich Schillers, in einem feierlichen Akte in Stuttgart erfolgen. Im übrigen wird festgesetzt:

1. Zugelassen zum Wettbewerb ist jede Erzählung in deutscher Sprache, die auslanddeutsches Schicksal zm Inhalt hat.

2. Bewerbungsberechtigt sind sämtliche Werke, die im Laufe des der Preisverteilung vorhergehenden Jahres erschienen sind. Die Arbeiten müssen im Druck vorliegen.

3. Das Preisgericht setzt sich zusammen aus: dem Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart als dem Vorsitzenden, dem Leiter des Deutschen

Auslandinstitutes, dem Präsidenten der Reichsschriftkammer sowie einer Anzahl anderer Persönlichkeiten, die vom Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart berufen werden. Das Preisgericht wird im Laufe der ersten Monate jeden Jahres zusammentreten, es gibt sich selbst eine Geschäftsordnung. Die Entscheidung trifft nach Anhörung des Preisgerichtes der Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart als Vorsitzender.

4. Wird kein Werk eines Preises würdig befunden, so kann das Preisgericht entweder die Gesamtsumme, oder Teile davon, zur Unterstützung von reichsdeutschen Schriftstellern verwenden.

Die Aufforderung, dem Preisgericht anzugehören, erging an folgende Herren: Dr. Hans Friedrich Blunck, Präsident der Schrifttumskammer, Dr. Csaki, Leiter des Deutschen Auslandinstitutes, Dr. Hanfstaengel, Auslandpressechef der NSDAP., Dr. Hans Grimm, der Dichter von „Volk ohne Raum", Erwin Wittstock in Hermannstadt, Oberregierungsrat Dr. Drück (Württembergisches Kultusministerium), Doktor Schmückle (Gaukulturwart der NSDAP.). In gemeinsamer Beratung mit der Reichsschrifttumskammer sollen alljährlich diejenigen Werke ausgesondert werden, aus denen die Wahl der Preisträger erfolgen wird. Wenn auch nur eines oder zwei ausgezeichnet werden können, so sollen doch die übrigen durch eine solche Auswahl ebenfalls die verdiente Anerkennung finden. Es wird im übrigen dafür Sorge getragen, daß die vom Preisgericht als preiswert anerkannten Werke in möglichst großer Zahl den Volksbibliotheken zur Anschaffung empfohlen werden sollen. Für die Stadt Stuttgart ist bereits entsprechende Anweisung gegeben. Die erste Preisverteilung für das zurückliegende Jahr soll bereits am 9. Mai d. J. stattfinden.

Wir begrüßen die Schaffung dieses Preises, weil hier ein Weg beschritten wurde, auslanddeutsches Schrifttum nach seinem Werte in das Blickfeld des ganzen deutschen Volkes zu rücken. Besonders erfreulich ist, daß auch zwei Siebenbürger Sachsen dem Preisgericht angehören. Hoffentlich werden im Laufe der Jahre auch Dichter aus unserem heimischen Boden unter den Preisträgern zu finden sein. Heinrich Zillich.

Ein Briefwechsel über Christentum und Volksdasein. Konrad Möckel an Alfred Pomarius.

Lieber Freund! Du hast in der Rundschau des Januarheftes unter dem Titel „Die große Frage" Stellung zu der Problematik „Kirche und Volk" genommen. Du räumst gleich in den ersten Zeilen ein, daß „teilweise ehrliche christliche Besorgnis" die Menschen zum Aufrollen dieser Frage veranlaßt. Nun, ich nehme für mich selber jedenfalls diese „ehrliche christliche Besorgnis" in Anspruch. Besorgnis nicht um der Kirche und des Christentums willen. Die sind schon durch Schlimmeres hindurchgegangen, als der jetzige deutsche Kirchenstreit es ist. Besorgnis hege ich vielmehr darum, weil gerade in diesem Zusammenhang meine volksdeutsche Gesinnung sie mir aufnötigt.

Ich will mit Dir nicht rechten über Rosenbergs Stellung zum Christen-

tum. Du sagst selber: die Akten über diesen Fall sind nicht geschlossen. Es geht mir auch nicht darum, welche Stellung zum Ganzen der deutschen Volksbewegung die „zahlreichen heidnischen Strömungen" einnehmen. Ich will überhaupt nicht davon reden, ob der Nationalsozialismus christlich oder unchristlich sei. Ich glaube, diese Fragestellung ist grundsätzlich nicht richtig. Einerseits sind offizielle Reichskirche und „deutsche Christen" ein mehr als fragwürdiger Beweis für die Christlichkeit der Bewegung; andererseits aber stehen in der Bekenntnisfront alte, überzeugte Parteiglieder. Im Streit um das Christentum geht es also gar nicht um die politische Gegebenheit des Nationalsozialismus.

Was mich zum Schreiben veranlaßt, ist vielmehr etwas anderes. Du wirfst die Frage auf, „.. ob eine innere Erneuerung des Einzelmenschen oder auch des Volksganzen anders als unter ausdrücklichem Fußen auf dem Evangelium als christlich anerkannt werden könne, ja ob sie überhaupt eine Erneuerung heißen könne" — und Du bejahst diese Frage. Das heißt also: es gibt auch ein Christentum — gewissermaßen als allgemeines sittliches Prinzip — ohne das Evangelium. Dieses und alles weitere, das Du schreibst, beweisen mir aufs neue mit großer Deutlichkeit, wie sehr notwendig es ist, daß wir alle gründlich und ehrlich miteinander darüber reden, was denn eigentlich Kirche, Christentum, Evangelium sei. Unsere Not besteht doch vielfach darin, daß sowohl Freunde als auch Gegner im Streit um die politische Gestaltung des Volkstums das Christentum nicht genügend ernst nehmen oder überhaupt nur in dürftigen, politisch gefärbten Schlagworten kennen.

Du führst zur Begründung Deiner These die Rangordnung der Werte an, in der der „religiöse Wert" die oberste Stelle einnimmt. Nun ist — so schreibst Du weiter — ein niederer Wert an die Stelle des alten höheren getreten. Er erfüllt die Seele. Du sprichst ferner von der Wendung zum Seelischen überhaupt, hinweg vom Verstand, von der größeren Empfänglichkeit für sittliche Werte, von der innerlich unwahrhaftigen Kirchlichkeit des abgelaufenen Zeitalters und davon, daß die Bewegung das Volk näher an das Christentum heranführt.

Ich frage mich beim Durchlesen dieser Ausführungen: Wann ist denn nun eigentlich vom Christentum die Rede? Denn in diesen Gedanken tritt die Sachlichkeit des Christentums überhaupt noch nicht auf die Bildfläche. Daß der Nationalsozialismus eine unerhörte seelische Erziehung geleistet hat und daß die Vorkriegskirche fragwürdig gewesen ist — darüber brauchen wir uns heute nicht mehr zu unterhalten. Das ist Gemeingut aller ehrlich Kämpfenden. — Aber was ist denn nun eigentlich Christentum? Ist es der oberste seelische Wert? Ist es überhaupt ein „religiöser Wert"? Ein Wert in der Skala der menschlichen Seele — und das ganz abgesehen vom Evangelium? Hier geht es um etwas Grundlegendes, das bis tief ins Volkspolitische hinein von entscheidender Bedeutung ist.

Ich will Dir das an einem Vergleich zu zeigen versuchen. Es könnte ein Mensch behaupten, daß die Luft sein „oberster Wert" sei. Erst kommt

für ihn die Luft, dann — sagen wir — die Ehre, seine Arbeit, dann das Geld, eine ordentliche Wohnung, seine Vergnügungen, ein gutes Essen und zum Schluß die Zigarre! Rangordnung der Werte! Aber nun nimm ihm einmal seinen „obersten Wert" weg — ob er dann wohl auch nur den untersten noch behalten kann? Kann ich die Luft einordnen in die Dinge, die für mein Leben „wertvoll" sind? Mein Organismus mit all seinen Werten ist auf sie hin angelegt. Ich brauche sie immer und überall, in jedem Augenblick meines Lebens. Ob ich dabei für ozonreiche Luft, für Gebirge und Tannenwälder schwärme, ob ich mich physikalisch, chemisch, meteorologisch in der Luft auskenne oder nicht, d. h. ob ich im Wissen und Fühlen die Luft als Wert und als Lebensfaktor beachte, welche Rolle sie gewissermaßen in meiner Weltanschauung, Theologie oder Ethik spielt — das ist für diesen Sachverhalt völlig gleichgültig. Vor der elementaren Frage nach dem Dasein verliert meine Weltordnung alle Bedeutung. — Aber um die Frage nach dem Dasein und nicht nach Anschauungen über das Dasein geht es allemal, wenn die Glaubensfrage im Bewußtsein erscheint.

Um dies nun etwas weniger allgemein auf den vorliegenden Fall anzuwenden: Es ist nichts zur Klärung geschehen, wenn wir von den Meinungen der Kirchen und Theologen, von den religiösen Anschauungen gewisser Gruppen ausgehen. Die Frage nach dem Christentum ist hier noch gar nicht an dem entscheidenden Punkte. Denn die christliche Botschaft ist keine „Religion". Sie ist Antwort auf unser religiöses Fragen. Diese Antwort wird allerdings seelisch verarbeitet in religiösem Erleben. Sie erzeugt nach Bildungsgrad, Volkseigenart, Zeitumständen verschiedene religiöse Weltanschauungen. Aber sie ist nicht einzubauen in ein philosophisches Wertsystem mit allen anderen Anschauungen der Menschen zusammen. Die Botschaft muß hier getrennt werden von den Meinungen der Menschen über die Botschaft. Diese Botschaft aber steht in der Bibel als geschichtlicher Bericht und lautet auf den kürzesten Ausdruck gebracht: Gott ward Mensch und ließ sich um der Sünde der Menschen willen kreuzigen. Trotzdem diese Botschaft bis auf den heutigen Tag immer wieder als Torheit und als Ärgernis empfunden wird, entscheidet sich an ihr alles Leben. Es wird ja für unser eigenes Volk täglich deutlicher, wie nicht die Frage nach der völkischen Erneuerung, die doch von der erdrückenden Mehrheit mit begeistertem Ja beantwortet wird, sondern die Frage nach Kreuz und Bibel, Kirche, Gemeinde und Evangelium letzte Entscheidungsfragen des Gemeinschaftslebens sind.

Die Werte, für die die Erneuerungsbewegung wirbt und streitet, sind gewiß echte Werte seelischer Lebensgestaltung. Aber man kann mit völkisch-artgemäßer Sittlichkeit allein noch keine Welt aufbauen. Man ist ja heute so weit, anzuerkennen, daß die artgemäße Kultur nicht ohne Religion bestehen könne. Aber mit der Vergottung der eigenen Art ist uns nicht geholfen. Nicht nur das Einzelwesen muß zu Gehorsam und Dienst am Ganzen erlöst werden, sondern auch dies Ganze muß zu noch höherem Bekennen und Gehorchen geführt werden, um leben zu können und eine sinn-

erfüllte starke Zukunft vor sich zu haben. Hier geht es um die moderne Fragestellung nach der Existenz. Das Kreuz auf Golgatha ist hohes Sinnbild für diese Frage, d. h. für die Beziehung des Ewigen zum Zeitlichen, meines eigenen Seins zum Sein Gottes. Denn dies Kreuz sagt immer wieder ein klares und hartes Nein zu jeder noch so feinen Art von religiöser Selbstvergottung des Menschen. Das Kreuz auf Golgatha kann nie und nimmer eingeordnet werden in germanischen Besitz. Es bleibt „artfremd" für die Deutschen, wie es artfremd ist für das jüdische und jedes andere Volk. Und doch hängt das Schicksal der Völker — auch unseres Volkes — daran, ob sie sich etwas sagen lassen von diesem gekreuzigten Gott, der nicht „der Gott in der eigenen Brust" ist.

In alter Freundschaft Dein K. Möckel.

Alfred Pomarius an Konrad Möckel. Der große Mangel, den Du in meinen Ausführungen über die deutsche Erneuerungsbewegung findest, ist der, daß ich über Christentum schrieb, ohne mich zu bemühen, der Frage auf den Grund zu gehen, was denn das Christentum sei. Und Du beklagst, daß dies heute so oft der Fall sei, und daß die Kenntnis des Christentums eine so oberflächliche, oft von seichten und äußerlichen Schlagworten erschöpfende sei.

Und Du sprichst dann selbst über das Wesen des Christentums. Du meinst, es sei nichts zur Klärung geschehen, wenn man nur dies Wesen festzustellen, von den Meinungen der Kirchen und Theologen ausginge. Denn „die Frage nach dem Christentum ist hier noch gar nicht am entscheidenden Punkte. Denn die christliche Botschaft ist keine „Religion". Sie ist Antwort auf unsere religiöse Fragen".

Ich muß hier Halt machen, weil hier bei Dir eine nicht unwesentliche Verschiebung der Begriffe einsetzt. An Stelle des Begriffs „Christentum" tritt hier der Begriff „christliche Botschaft". Ich kann dies nicht anders verstehen, als daß Du hiemit sagen willst, daß die „christliche Botschaft" den ewigen, immer gleichbleibenden Kern des Christentums bilde.

Du fährst fort: „Diese Antwort wird allerdings technisch verarbeitet in religiösem Erleben. Sie erzeugt nach Bildungsgrad, Volkseigenart, Zeitumständen verschiedene religiöse Weltanschauungen. Aber sie ist nicht einzubauen in ein philosophisches Weltsystem mit allen anderen Anschauungen der Menschen zusammen. Die Botschaft muß hier getrennt werden von der Meinung der Menschen über die Botschaft. Diese Botschaft aber steht in der Bibel als geschichtlicher Bericht und lautet auf den kürzesten Ausdruck gebracht: Gott ward Mensch und ließ sich um der Sünde der Menschen willen kreuzigen."

Immer sprichst Du hier von der christlichen Botschaft. Ich aber frage, ist nun das Christentum eben diese Botschaft oder noch etwas darüber hinaus. Und ich muß für mich darauf antworten: ganz gewiß ist die Botschaft nicht das Christentum, sondern erst die von oben an den Menschen herantretende Aufforderung zum Christentum. So etwa wie die magnetischen Erscheinungen nicht Wissenschaft sind, sondern eine von

außen an den Menschen herantretende Aufforderung zur Wissenschaft.

Und Christentum ist die Art und Weise, wie der Mensch auf den ewigen, in seinem Wesen unveränderlichen Anruf antwortet, ist die Gesamtheit des menschlichen Lebens und Tuns, soweit es durch die Botschaft geprägt ist. Für das Wesen der Botschaft, insofern sie etwas vom Menschen unabhängiger ist, ist die Meinung des Menschen über die Botschaft gewiß unwesentlich. Für das Lebendig- und Wirklichwerden der Botschaft im menschlichen Dasein aber ist dies Meinen des Menschen über die Botschaft von grundlegender Wichtigkeit. Denn durch diese Meinung wird die Art bestimmt, in der sich der Mensch der Botschaft öffnet, und durch sein Sich-Öffnen erst wird der Mensch Christ und die Botschaft Christentum. Und damit wird und muß diese Botschaft angeordnet werden in die Ansicht der Menschen, über Welt und Leben, in die Grundsätze, denen er bei seinem Handeln folgt, und je nach dem, wie weit sein Intellekt entwickelt ist, in seine Weltanschauung und Philosophie. So wird das Christentum nach dem Gesetz alles Lebens zeitlich-endliches Werden und Geschehen, wird Religion, Kirche, Weltanschauung, Ethik usw., wird geschichtliche Macht, objektiver und objektivierter Geist.

Wenn ich in meinen Ausführungen an einer Stelle von „christlich" in einer Weise sprach, die Du tadeltest, so faßte ich hier das Christliche als geschichtliche Macht, als objektiver Geist, der auch dort wirkt und frägt, wo der unmittelbare Anruf der ewigen Botschaft vom einen oder anderen Subjekt nur schwach vernommen wird. „Das aber ist bloß leere Form und Äußerlichkeit und nichts Wesentliches mehr!" ruft hier der strenge Glaubensmensch. Das ist wahr und doch auch wieder falsch. Die Wirkung des Christlichen als geschichtlicher Macht ist überall merkbar und aus unser aller Leben nicht fortzudenken. Dabei können wir allerdings die neuere Beziehung zur Botschaft weithin oder schließlich ganz verlieren und die Zivilisation der Vorkriegszeit mag sie in stärkerem Maße verloren haben. Aber die Wirkung geschichtlicher Geistesmacht, wie sie das Christentum seit Jahrhunderten ausübt, reißt nicht schroff ab. Und was ich mit meinen Ausführungen vor allem zum Ausdruck bringen wollte, war das, daß eine Wendung zu ernsterer vertiefter Lebensgestaltung, wie sie der Nationalsozialismus für Deutschland eingeleitet hat, nur dann die Wirkung einer solchen geschichtlichen Geistesmacht verlöscht, wenn sie aus dem geistigen Blickfeld gestrichen wird. Das hat die Gesamtbewegung nicht getan. Deshalb wird meiner Meinung nach sich die Wirkung dieser Macht verstärken. Das deutliche Zeichen dafür ist die immer ernster werdende Auseinandersetzung mit den Fragen christlicher Haltung. Es ist heute unsinnig zu streiten, ob dies wirklich der Fall sein wird oder ob die Anzeichen darauf deuten, daß in dieser Auseinandersetzung das Christentum der verlierende Teil ist. Die Zukunft muß dies erweisen.

Und nun noch ein Wort über die Rangordnung der Werte: Eine der großen Grundtatsachen des menschlichen geistig-seelischen Seins ist sein

Angewiesensein auf fortwährendes Geformtwerden, wie es in der Erziehung, im Lehren und Lernen zu dem Vorgang wird, der den Menschen erst zum Menschen macht. Überall, wo es Erziehung und Erzogenwerden und wo es eine innere Entwicklung gibt, gibt es eine Rangordnung der Werte als Richtpunktlinie, nach der sich der Stufengang der Erziehung oder inneren Entwickelung ausrichtet. Und da der Mensch, auch wenn er erwachsen und „erzogen" ist, doch noch zeitlebens unter der Wirkung geistiger Entwickelungen steht, die kann jemals abweisen, so behält auch das Bild von der Rangordnung der Werte seine praktische Bedeutung für das ganze Menschenleben und all sein geistig-seelisches Geschehen. Und eine der bedeutsamsten unserer Entwickelungen des Menschen ist die von einem veräußerlichten Dasein über die Verinnerlichung bestimmter Daseinspunkte zu einer religiösen Fragestellung und Entscheidung. Gerade in solchem Zusammenhange aber habe ich von der Rangordnung der Werte gesprochen.

Im übrigen glaube ich, daß unsere Stellungnahmen methodisch auf verschiedenen Ebenen sich bewegen, indem Du mehr dogmatisch-statisch Dich einstelltest, ich mehr entwickelungsgeschichtlich-dogmatisch. Man wird das eine tun und das andere nicht lassen sollen, um der Gesamtheit des lebendigen Seins gerecht zu werden.

In aufrichtiger Freundschaft Dein Alfred Pomarius.

Uraufführung einer Oper Rudolf Wagner-Regénys in Dresden. Über den aus Siebenbürgen stammenden deutschen Komponisten Rudolf Wagner-Regény haben wir in diesen Blättern schon früher einmal einen Aufsatz veröffentlicht. Nun gelangte Ende Februar eine Oper des jungen Komponisten an der Dresdner Staatsoper zur Uraufführung. Wir behalten uns eine neuerliche Beschäftigung mit Wagner-Regény vor, möchten aber schon jetzt durch die Wiedergabe wichtiger Stellen aus einer sehr ausführlichen Würdigung der Aufführung in der Deutschen Allgemeinen Zeitung, Berlin, unsere Leser auf die Bedeutung der Oper hinweisen, die stürmischen Beifall erntete. Die erwähnte Zeitung schreibt u. a.: „Der große Theatraliker Victor Hugo schrieb ein Drama „Marie Tudor"; doch seine Prosa, minder gleißend als der Pomp seiner Verse, blieb der inneren Temperatur des Vorwurfs einiges schuldig. Da übersetzte der um elf Jahre jüngere Georg Büchner das Stück, und der Theatereffekt verwandelte sich in der gemeißelten, harten Sprache des Deutschen zu echter, ja unheimlicher Dramatik. Die Glut des Büchnerischen Geistes hatte es vermocht, die künstlerische Idee des Werkes ganz herauszuschälen. Nun ist, nach hundert Jahren, dieser Büchner-Hugo einer nochmaligen Metamorphose unterzogen worden, deren Endergebnis sich „Der Günstling" oder „Die letzten Tage des großen Herrn Fabiani", Oper in drei Akten, nennt. Die Musik schrieb der Siebenbürger Rudolf Wagner-Régeny, das Textbuch stammt von Caspar Neher...

Das Ziel, dem sowohl Neher als auch der Komponist zustreben, heißt: Episches Theater. Es ist uns nicht unbekannt. Aber während in früheren

Beispielen dieser Gattung der Song an erster Stelle das Feld behauptete, tritt er hier hinter anderer Gestaltungsform zurück. Wo er mit seiner versachlichenden und zugleich ins Sentimentale rückenden Wirkung dennoch seinen Einfluß ausübt, verliert sich die Musik in nicht unbedenklicher Eintönigkeit. Den prägenden stilistischen Einschlag erfährt diese 31 abgeschlossene Nummern umfassende Oper fraglos durch Händel. Das Zurückgreifen auf ihn durchläuft alle Nuancen. Von der freien, in die Harmonik unserer Zeit übertragenden Aneignung seiner Polyphonie und seiner rhythmischen Diktion bis zur getreuen Nachahmung des historischen Kostüms (Gils Rache-Arie im ersten, die Jubel-Arie Janes im dritten Akt).

Im Lyrischen, das namentlich der Partie Janes zufällt, hält sich die Musik meist in den Grenzen volksliedhafter Verhaltenheit. Daß er, wenn er will, auch dramatisch sein kann, beweist Wagner-Régeny in den breit angelegten Chorstücken. Die beiden Passaglien im ersten und zweiten Akt („Während die Königin lacht" und „Seht, die Königin geht — sie weint"), die Gerichtsszene zu Beginn des dritten lassen Episches und Dramatisches gleichermaßen zu ihrem Recht kommen. Hier gibt der Komponist sein Persönlichstes und Gehaltvollstes, was nicht hindert, daß auch die Gesänge Fabianis und die Mordszene, welche unverhohlen an die sinnfällige Dramatik Verdis anknüpft, von starker Wirkung sind.

Überhaupt besteht ein unbestreitbarer Vorzug dieser Oper darin, daß sie die menschliche Stimme wieder zum Hauptträger des musikdramatischen Ausdrucks zu machen sucht. Die instrumentale Begleitung kommt dabei allerdings häufig zu kurz. Nicht in den subtil ausgewogenen Farben der Orchestrierung. Aber die Primitivität, mit der ein kurzes Motiv endlos wiederholt wird, schafft eine Monotonie, in der auch der Gesang zufällig, belanglos zu werden droht. Die einheitlichere und breite Entwicklung des dritten Aktes läßt erkennen, daß der Komponist bereits auf dem Wege ist, die Gefahren zu überwinden, die in den beiden ersten Akten die Wirkung beeinträchtigen.

Neue Bücher und Schriften

Athenaion-Kalender „Kultur und Natur" 1935. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Potsdam. Man muß diesen Kalender mit Freuden begrüßen, denn er steht hoch über vielen Erscheinungen dieser Art durch die Gediegenheit der Auswahl und Ausführung alles dessen, was er jeden Tag in diesem Jahre uns als Gedankengut mitgeben will. Kunst und Wissenschaft als Beweise der Kultur wechseln in Bildern, Sprüchen, Gedichten, Photographien, Erklärungen und Beschreibungen miteinander ab und regen mehr an als die üblichen Hinweise auf astronomische Erscheinungen, Sprüche, Rätsel und Bauernregeln, die hier nur im Hintergrunde stehen. Dieser Kalender empfiehlt sich selbst. Die Ausstattung ist mustergültig. Kurt Scherg.

„Deutsche Reihe" des Eugen Diederichs-Verlags in Jena. Auch der Diederichs-Verlag eröffnete schon vor einiger Zeit eine kleine Buchreihe, auf die nun hingewiesen sei. Sie trägt ihren Namen zurecht: An der Spitze der Veröffentlichungen erschien ein Auswahlbändchen aus Paul de Lagarde. Unter den folgenden Bändchen finden wir eine Anzahl der besten Namen wie Dwinger, Miegel, Lulu von Strauß und Torney, Helene Voigt-Diederichs, Spitteler, Blunck; mit ihrer Aufzählung ist auch der Zweck der Reihe annähernd umrissen. Sie will nicht bloß Stimmen zu deutschen Volksfragen sammeln, sondern auch Dichtung bringen, die sich dem geistigen Gesamtrahmen dieser Sonderreihe und des Verlags einfügt. Darum finden wir unter den letzterschienenen fünf Bändchen neben einer sehr verdienstvollen Sammlung von Gedichten aus dem Weltkrieg — „Volk im Kriege, Gedichte" (Nr. 18) — und einer Auswahl aus Äußerungen von Ernst Moritz Arndt, Die Ewigkeit des Volkes (Nr. 20), auf die wir aufmerksam machen, weil man darin die meist unterschätzte geistige Bedeutung Arndts sehr genau erfassen kann, zwei Bändchen heutiger Dichter, einmal Otto Gmelin, Germanenzug, (Nr. 19), einen kleinen Roman aus den Kämpfen zwischen Goten und Römern zur Zeit des Kaisers Valens, und dann Hans Leip, Herz im Wind (Nr. 22), ein Bändchen sehr gut erzählter Geschichten von der Wasserkante, voll eines prächtigen trockenen Humors und wahrer Einsicht in das Volksleben. Als wichtige Erscheinung sei noch das letzte Bändchen gewürdigt, eine von Gustav Neckel zusammengestellte und von ihm auch mit einem Nachwort versehene Sammlung von Zeugnissen über „Germanisches Heldentum" (Nr. 21), die man unbedingt lese, weil man schon aus diesen wenigen Geschichten einen Eindruck von der uns Heutigen in mancher Hinsicht fremd gewordenen heroischen Haltung unserer Ahnen gewinnt, der allerdings durch die Lektüre eines oder mehrerer der bedeutsamen „Thule"-Veröffentlichungen des Diederichs-Verlags vertieft werden sollte. Jedes Bändchen der „Deutschen Reihe" kostet 80 Pfennig.

Heinrich Zillich.

Helene Voigt-Diederichs: „Auf Marienhoff", Das Leben einer deutschen Mutter. Eugen Diederichs-Verlag in Jena. (215 Seiten.)

„Das Leben einer deutschen Mutter" — das erzählt die Dichterin; ihrer eigenen Mutter, die neun Kindern das Leben gab. Dies ist eigentlich das einzige Ungewöhnliche im Leben dieser deutschen Frau, sonst fließt ihr Dasein ohne wesentliche Erschütterungen ruhig durch die Tage und Jahre, die erfüllt sind von kluger, überlegter und überlegener Arbeit in Haus und Familie, Hof und Garten. Fast wie ein Wunder mutet es an, daß die Hamburger Bürgerstochter aus vornehmem Hause sich so restlos hineinfindet und hineinstellt in den großen Betrieb des ländlichen Gutshofes, daß sie neben ihren vielfachen Mutterpflichten die Hauswirtschaft mit vollem Verständnis und stets unverdrossener Liebe leiten kann. Erklärlich wird dies Wunder dadurch, daß sich „der Geist der Mutter immer

über das emsige Tun der Hände hinauszuschwingen" vermochte, daß dabei die Großstadt mit ihren Reizen und Verlockungen keine bestimmende Macht behielt, — daß dies deutsche Frauenleben die Wurzeln seines Wesens hineingesenkt hatte in ewigen Grund.

Ich wüßte kein Frauenbuch, das ich unseren Frauen und Müttern heute lieber in die Hand gäbe, als dies. Das gesegnete Frauenleben, das darin geschildert wird, ist ein Spiegelbild echten deutschen Frauentums, wie wir es in der Wirklichkeit heute entscheidend brauchen.

Hans Lienert.

Deutscher Almanach für das Jahr 1935. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig.

Ein Jahrbuch nimmt man im Laufe des Jahres immer wieder zur Hand. Da ist es klug von einem Verlag, gerade in einem solchen Buch aufzuzeigen, was er am Schlusse eines Arbeitjahres an wertvollen Neuheiten zu bieten hat. Und der Verlag Reclam hat in der Tat mancherlei Wesentliches vorzulegen, daraus das Jahrbuch eine Reihe gutgewählter Proben bringt. Es sind u. a. mit Beiträgen vertreten Münchhausen, Weinheber, Bohlmann, Blunck, Ruth Schaumann, Hohlbaum, Euringer, Menzel, Hagen, — um nur einige zu nennen. Einen sehr feinen Aufsatz bringt unser Landsmann Konrad Nußbächer über den Briefwechsel Chamberlain—Cosima Wagner, — ich vermute, daß er auch den Almanach im wesentlichen zusammengestellt hat. Zieht man noch die Reihe schöner Bilder in Betracht, die das Buch verlebendigen, so wird man es gern auf seinen Schreibtisch legen und oft in die Hand nehmen.

Hans Lienert.

VDA- und VAJ-Kalender 1935. Der Volksbund für das Deutschtum im Ausland und das Deutsche Auslandinstitut geben durch den Verlag Grenze und Ausland, Berlin W 30, alljährlich einen sehr guten Abreißkalender heraus, der dem Wissen um das Auslanddeutschtum dient und den sich unsere Leser anschaffen sollten. Jede Seite des Kalenders bringt ein Bild aus auslanddeutschen Siedlungen, weist die wesentlichen Gedenktage aus und zeigt in kurzen Zitaten aus wichtigen Äußerungen über deutsche Fragen immer mitten hinein in die Probleme, die unserem ganzen Volke, wo immer es siedeln mag, gestellt sind. Besonders die schönen Bilder des Kalenders sind eine sich stets erneuernde Freude für den Betrachter.

Heinrich Zillich.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Aufsatz von Hasso Härlen im Februarheft. Durch ein Versehen des augenblicklich nicht in Siebenbürgen weilenden Herausgebers ist vergessen worden, dem im Februarheft erschienenen Aufsatz von Hasso Härlen über die Entstehung des alten Reiches die folgende redaktionelle Bemerkung voranzustellen: „Der hier zur Veröffentlichung gelangende Aufsatz

hat, wie sich übrigens aus seinem Inhalt schon ergibt, einen Reichsdeutschen zum Verfasser, der sich mit seinen Ausführungen innerhalb der reichsdeutschen Staatssphäre bewegt. Aber der in dem Aufsatz enthaltene einprägsame Aufriß der Entstehungsgeschichte des alten Reiches, einer meist schon vergessenen Zeit, kann auch bei uns, die wir einer anderen staatlichen Verpflichtung unterstehen, Interesse erwecken, um so mehr, als der Autor zeigt, wie in der Dichtung das in Deutschland erwachte Reichsdenken aus der Vergangenheit Ideen hervorhebt, die Hasso Härlen geradezu als zielsetzend auch für die reichsdeutsche Entwicklung erachtet. Seine Ausführungen sind als Bekenntnisse eines Schülers des vor zwei Jahren verstorbenen großen Dichters Paul Ernst zu werten, für dessen Werk Hasso Härlen als einer der bekanntesten Mitglieder der Paul-Ernst-Gesellschaft ununterbrochen wirbt. Die Schriftleitung."

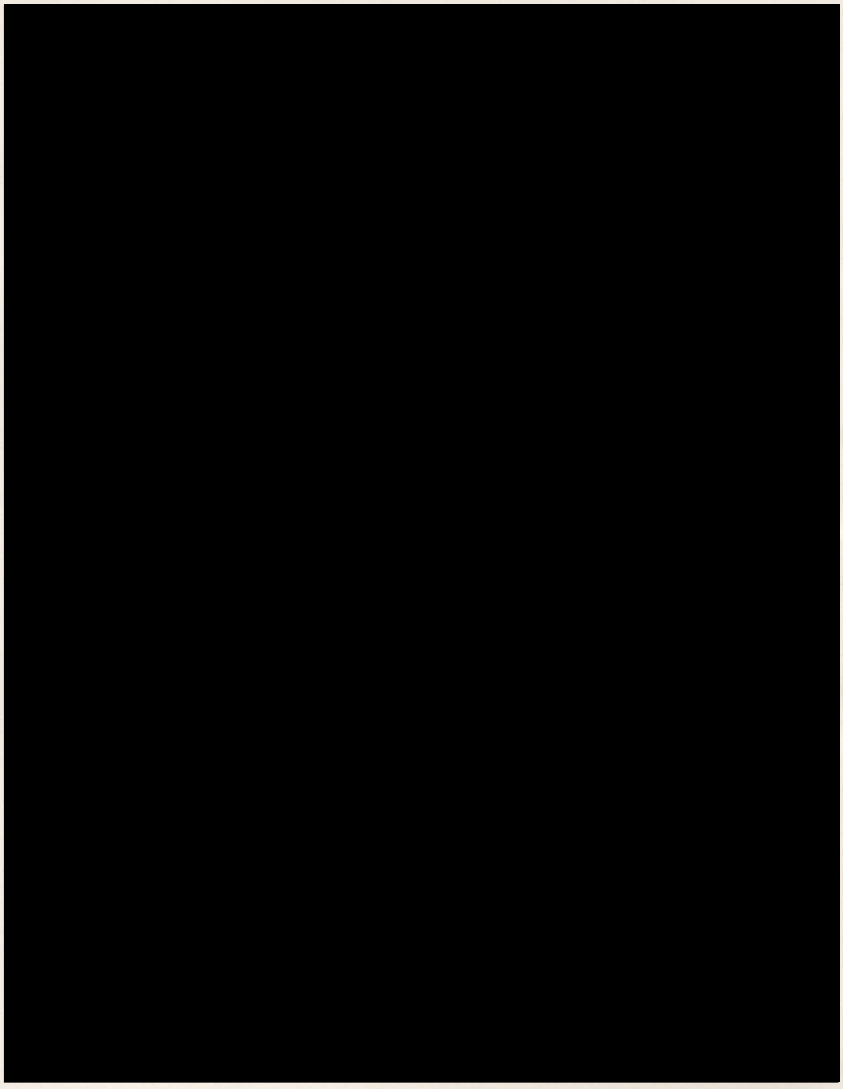
Zum Inhalt. Aus dem Inhalt dieses Heftes heben wir besonders die Gedichte des Banater-Schwäbischen Dichters Peter Barth hervor, der weiteren Kreisen zuerst durch seine sehr wertvollen Beiträge in dem vor Weihnachten erschienenen Gedichteband der Deutschen Buchgilde in Rumänien bekannt wurde. Verwiesen sei ferner auf Georg Maurers Szenen und seine wohl auch als Selbstbekenntnis aufzufassenden Ausführungen über die Dichterische und die Alltagssprache. Es wird vielleicht manche Leser in Erstaunen versetzen, daß wir nun nach dem Schiller-Gedenkjahr einen Aufsatz über Schiller bringen. Uns ist es lieb, eine sehr menschliche Seite seiner Persönlichkeit jetzt erst zu beleuchten, weil die Ausführungen von Ernst Jekelius in der Flut der Gedächtnisartikel nun nicht so leicht untertauchen werden. Die übrigen Beiträge bedürfen keiner besonderen Erläuterung.

Vorträge des Herausgebers. Heinrich Zillich las aus eigenen Werken im Januar und Februar in Jena, Sondershausen und auf der Universität Leipzig, weiter in Stuttgart, außerdem durch die folgenden Rundfunksender: München, Leipzig, Frankfurt a. M. und Breslau.

Ein neues Buch des Herausgebers. Demnächst erscheint im Verlag von Ph. Reclam jun. in der Universal-Bibliothek die auch im Prosaband der letzten Gabe der Deutschen Buchgilde Rumäniens enthaltene Novelle Heinrich Zillichs „Die Reinerbachmühle" (in einer etwas umfangreicheren Fassung). Damit ist zum ersten Male ein siebenbürgischer Autor in die weltbekannte Reihe der Reclambändchen aufgenommen worden.

Zum veränderten Satzbild unserer Zeitschrift. Unsere Leser werden dies Heft mit etwas verwunderten Augen betrachten. Die Schrift des Klingsor hat sich verändert, zwar nicht bedeutend, aber erkennbar. Der Grund dafür liegt außerhalb der Schriftleitung bei unserem bewährten Drucker. Doch kommt dieser Schriftwechsel auch dem Inhalt zugute. Die neue Schrift läuft etwas schmäler. Dadurch wird zwar nicht der Seiten-, wohl aber der tatsächliche Umfang des Heftes um etwa zwei Seiten der alten Schriftgattung vergrößert.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Fritz Kimm, Pflügender Bauer (Kohlezeichnung)

Photo-Reproduktion: Atelier O. Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR APRIL 1935 HEFT 4

Nebelfrieden

Von Heinrich Zillich

Auf die Ballen schwarzer Buchen
sinkt herunter breit die Wolke
zeitlos wie die Abendstund.
Zögernd streift des Windes Suchen
noch einmal den heißen Mund
und erhebt des Nebels Molke
wogend aus der Täler Grund.

So von unten, so von oben
wirst du schattenweiß umdroht.
Doch die Vesperglocken loben
ganz von ferne Gottes Brot
und verankern auch dein Boot.

Steigst heraus in blindem Schauen,
keines Schrittes Pfad ist dein,
dennoch hüllt dich ein Vertrauen
wie das Lid die Augen ein.

Der dem Abend ist verwandt —
plötzlich hörst du's wasserhell
wie an eines Brunnens Rand,
Frieden, o du kühler Quell!
Stumm zum Trunk höhlt sich die Hand —

Die Glocke

Von Arnold Roth

Man schrieb das Jahr 1916.

Draußen an der Front loderte der wilde Kriegsbrand. Riesengroß, einem Turme gleich stand der Tod mit wehendem Mantel in der unermeßlichen Nacht der Schlachtfelder und schlug mit geballter Faust die Sterne klirrend aus ihren Bahnen. Das weite All erbebte und der Donner der Geschütze rollte zum offenen Himmel hinein in die Ewigkeit. Man konnte die Sterne mit den Augen nicht mehr finden.

Es war Finsternis über die Tiefe gebreitet. Freilich, in der Heimat, da sah man nicht das Antlitz der Toten, nicht ihre verkrampften Hände, da hörte niemand die furchtbaren Schreie der Todwunden. In der Heimat war blauer, guter Himmel, war Vogelsingen im kühlen Sommerwald ...

In der Heimat schwebte goldener Friede über den leuchtenden Feldern. Schwer neigten die reifen Ähren ihre Häupter und schaukelten leise im Winde.

Der Bauer Johann Melzer fuhr mit seiner harten gebräunten Hand über die wogenden Ähren, wie der Vater seinen Kindern über die Blondköpfe fährt. Zögernd brach er eine Ähre und zerrieb sie zwischen den Fingern. Das Korn war gut. Es war alles wohl geraten. Langsam nahm er den Hut vom Kopfe, daß sein schneeweißes Haar weithin über die Felder leuchtete.

„Herr, du hast alles gut gemacht."

Dann aber dachte er seiner beiden Söhne, die draußen im Trommelfeuer lagen. Er hatte seit Wochen keine Nachricht mehr von ihnen erhalten. Da verstummte er.

In seinen Händen hielt er den Hut und blickte über die Ähren hin. Aber nach einer kleinen Weile kam es abermals über seine Lippen: „Herr — du hast alles — alles wohl gemacht."

Er war Kirchenvater. Die Gemeinde hatte wohl gewußt, weshalb sie in solch schwerer Zeit gerade den alten Johann Melzer, diesen achtbaren und aufrechten Mann mit dem mühevollen Ehrenamt eines sächsischen Kirchenvaters betraute. Er wußte wahrlich Ordnung und Zucht zu halten, nicht nur auf seinem stattlichen Anwesen und unter seinem Gesinde, sondern auch in der ganzen Gemeinde.

Freilich, er war immerhin ein eigener Mensch gewesen, Zeit seines Lebens, aber sie liebten ihn alle und achteten sein Wort. Er hielt auf strenge Ordnung in der Gemeinde. Und wenn er auch zuweilen die Säumigen hart anfuhr, sie ehrten und liebten ihren Kirchenvater doch. Auch war es nicht unbekannt geblieben, daß Johann Melzer ein frommer Mann war. Beim Abendläuten, wenn die Glocke das weite, eindunkelnde Land und seine emsigen Bebauer zur Ruhe berief und an den Schöpfer mahnte, zog er den Hut vom Kopfe und holte aus seiner, mit buntem Leder besetzten Joppe ein zerlesenes Testament hervor. Halblaut las er den Abendspruch. Und wenn das Läuten schon verklungen war, stand er immer noch mit weiten, klaren Augen und blickte in die heraufziehende Nacht und suchte den Abendstern.

Er pflügte siebenbürgische Heimaterde. Er schnitt das hohe Korn, wenn der Sommerwind aus den tiefen Wäldern kam und sein freies Haupt umstrich. Er selbst war ein Stück Siebenbürgen, ein Stück wandelnder, atmender Heimaterde, in das Gott, der Herr seinen Odem geblasen. Der Alt, der Schicksalsfluß der Siebenbürger Sachsen, schien seine schweren Wasser auch durch seine Adern zu wälzen. Wer einmal an den stillen Wassern dieses Flusses saß, der kennt die Seele Siebenbürgens und kennt auch die Seele des sächsischen Bauern. Wer einmal an seinen gelben Ufern saß, den überfällt eine tiefe Schwermut und er weiß nicht warum er seufzt, wenn er die ziehenden Wasser sieht. Lautlos gleiten sie dahin unter dem überhängenden Grün uralter Weiden ... Die Gestalt des Kirchenvaters war nicht hoch, aber trotz des Alters kernig und aufrecht. In seine Augen war ein Stückchen siebenbürgische Himmelsbläue eingegangen.

„Wir werden morgen mit dem Schnitt beginnen. Herr hilf!"

Er ließ die goldenen Körner durch die Finger rieseln. Dann setzte er den Hut wieder auf und schritt bedächtig der Gemeinde zu. Die Ernte stand gut. Seine beiden Söhne wußte er, auch wenn sie im Felde lagen, in Gottes Hand. Bis jetzt hatte der Herr sie wohl behütet. Ein tiefer Seelenfriede leuchtete aus seinen klaren Augen, während er die sanfte Berglehne zur Gemeinde emporstieg.

Wohlgefällig ruhte sein Auge auf dem Turm des Kirchleins, das auf der Anhöhe stand, umgeben von den uralten Mauern der Kirchenburg, wie von einem schützenden Arm. Fest daneben stand

das stattliche Gebäude der evangelisch-sächsischen Schule. Und rings um die Kirche lagerten sich die schmucken Häuser der kleinen Gemeinde. Immer wenn Johann Melzer vom Felde heimkehrte und das anmutige Bild erblickte, mußte er des Herrn gedenken. Wie der Herr damals bei der Bergpredigt auf einer Anhöhe stand und die Menschen im Kreise sich um ihn lagerten, so lagerten sich die Häuser um diese Kirche. Er wußte, daß in diesen Häusern auch viele Mühselige und Beladene wohnten, die ihrer Lieben im großen Völkerkriege gedachten und des Tages oft seufzend zum stillen Bergkirchlein emporblickten. Und es war, als ob aus diesem Kirchlein eine Stimme rief: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." ...

Während der Kirchenvater solchen Gedanken nachging, gewahrte er eine Gestalt, die ihm aus dem Dorfe entgegenlief und ihm mit beiden Händen zuwinkte.

„Kommt, Herr Kirchenvater, kommt nur schnell, sie wollen die Glock" hörte Johann Melzer rufen und erkannte in der Gestalt den Burghüter der Kirchenburg. Er verstand den Sinn dieser Worte nicht, auch paßte es nicht zur Würde eines sächsischen Kirchenvaters seine Schritte zu beschleunigen oder gar ein aufgeregtes Wesen zur Schau zu tragen. Er blieb daher ruhig stehn und ließ den schnaufenden Burghüter herankommen.

„Kirchenvater, hört ihr nicht? Sie wollen die Glocke! Die große Glocke!"

Johann Melzer blickte fremd und verständnislos dem Aufgeregten ins Gesicht. Dann antwortete er streng: „Was schwätzest du für albernes Zeug in den blauen Tag. Was soll denn das heißen: Sie wollen die Glocke! Wer wollen die Glocke?"

„Ach, Ihr fragt noch! Wie könnt ihr denn noch fragen! Wer die Glocke wollen? Na wer denn sonst als die Soldaten, Herr Kirchenvater, die Honveds. Sie sind in der Gemeinde angefahren, die große Glocke wollen sie in Stücke schlagen und sie fortführen, um Kanonen aus ihr zu gießen."

Johann Melzer stand da, als habe der Blitz in ihn eingeschlagen. Einen Augenblick lang lag Stille wie ein unerträglicher, riesiger Block auf ihnen. Dann sprach Johann Melzer langsam wie im Traume: „Aus Glocken — Kanonen?" Er schüttelte den Kopf „Misch, hörst du? Aus Glocken — Kanonen! Dies ist eine wunderliche Welt.

Einst ertönte sie zur Ehre Gottes und rief die Menschen zum Evangelium der Liebe und jetzt soll sie den Menschen Leiden und Tod bringen? Dies ist eine wunderliche Welt! Kannst du das begreifen Misch? Darf das sein? Sprich!" Aber der Burghüter ließ dem fassungslos gewordenen Kirchenvater keine Zeit. Er zog ihn erregt am Aermel mit sich fort und deutete mit der Linken nach dem Kirchlein hin.

Als die beiden keuchend auf der Anhöhe angelangt waren, stand schon die halbe Gemeinde erregt und mit besorgten Mienen beisammen. Kaum hatten sie den Kirchenvater erblickt, so verstummte alles Reden. Vor dem Eingang zur Kirchenburg standen einige Soldaten. Scheu umschlichen die Kinder ihre kräftigen Gestalten in den blauen Uniformen mit den blinkenden Knöpfen, welche ihnen gewaltig in die Augen stachen. Stumm grüßte der Kirchenvater zur Gemeinde hinüber und trat an die Soldaten heran.

„Laßt aufsperren" gebot der Anführer kurz, „Wir müssen unbedingt auf den Turm und die Glocke herunterholen."

Vor Johann Melzer verschwammen Kirche und Soldaten zu einem trüben Farbenbrei. Sein Knie wankte.

„Aber — ihr werdet — doch nicht — unsere große — unsere große Glocke . . ."

„Befehl ist Befehl", schnarrte der Blaue und schlug mit der Reitgerte ungeduldig an seine glänzenden Stiefelschäfte, daß es klatschte. Was Johann Melzer bis dahin in seinem Leben nie getan, er bat. Und das vor der versammelten Gemeinde. Er, der Kirchenvater Johann Melzer bat für die Glocke, für seine Glocke. Aber es war vergeblich. Nichts wollte nützen. Die Soldaten machten Miene den Kirchturm mit Gewalt zu stürmen.

Schließlich mußte ihnen doch aufgeschlossen werden. Schweigend, wie zu einem Sterbenden, stieg auch der Kirchenvater hinter ihnen die dunklen Stufen im Turm hinan. Seine Hand glitt behutsam über das altersschwarze Eichenholz. Schwer schlugen seine Stiefel auf die Stufen.

Als er mit den anderen oben angelangt war, mußte er sich an der Brüstung halten. Seine Brust hob sich stürmisch. Seine Lippen zitterten. Ein leichter Wind raffte sein weißes Haar zu flatternden Fähnchen. Wann war es doch, daß er zum letzten Mal hier oben gewesen? Ein rüstiger Mann war er damals, jung wie der Morgen-

strahl und stark wie ein Baum. Zwei Namen hatte er damals mit übermütigen Lippen in einen alten Dachbalken eingeschnitten. Das war nun schon sehr lange her... Wie im Traum blickte er aus den weiten Fenstern des Wehrganges, der außen rund um den Turm lief hinab auf die besonnte Landschaft. Die Felder waren reif zur Ernte. Auf den weiten Wiesen lagerten stattliche Rinder, in der Ferne dunkelte das satte Waldesgrün.

Zu anderer Zeit hätte Johann Melzer hier wohl lange hinabgeblickt auf das gesegnete Land und sich an seinem Anblick erquickt. Jetzt aber schien ihm dies alles fremd und unwirklich. Ja, der Sonnenschein dünkte ihm geradezu unsinnig.

Inzwischen hatten die Soldaten ihre Röcke abgeworfen und machten sich mit Brechstangen und schweren Hämmern an die Arbeit.

Ein kurzes, herrisches „Halt," riß sie alle zurück. Johann Melzer hatte es gerufen. Aufrecht und stark wie ein Edelmann stand er da, sein blaues Auge flammte: „Bevor ihr an eure Arbeit geht, soll sie noch einmal ertönen. Zum letzten Mal soll sie rufen ins weite Land. Los! Zieht die Stränge!" Seine Stimme bebte.

Unwilliges Murren erhob sich unter den Soldaten. Aber der Anführer gab ihnen einen Wink und so ließen sie die Geräte sinken und zogen noch einmal, zum letzten Mal, den Glockenstrang.

Johann Melzer stand stumm dabei. Unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt. Er faltete die harten Hände. Wind zerrte an seinem Haar.

Ganz leise brach es mit einem Mal über seine Lippen: „Glocke, du liebe, du gute Glocke! Jetzt läutest du dich selbst zu Grabe. Jetzt singst du dir den eigenen Grabgesang. Unsere Glocke, unsere Herz-Glocke". Da sprang eine Zähre über den Augenrand und floß glitzernd die wetterharte, gebräunte Wange hinab. Der Kirchenvater Johann Melzer weinte um die gute Glocke, um die uralte, geheiligte Glocke der Väter... Als die Leute auf den Feldern das Glockengeläute zu so ungewohnter Nachmittagsstunde hörten, hoben sie wohl die Köpfe und spähten zum Kirchturm hinüber, aber sie ahnten nicht, daß sie ihre Glocke zum letzten Mal hörten.

Plötzlich vernahm man einen hellen, schmetternden Schlag. Es war als habe die Glocke aufgeschrien. Die Leute auf den Feldern fuhren empor. Dieser Todesschrei der Glocke ging ihnen durch Mark und Bein. Weitere Schläge und gebrochene Töne folgten, und

wurden immer matter und müder wie das letzte Röcheln eines Sterbenden. Dann hörte man nur noch einen dumpfen, schweren Fall. Und wieder wurde alles still. Nur die Grillen auf den Feldern sangen immer noch ihren Sommerpsalm. Die Soldaten hatten die Glocke oben im Turm mit Hämmern zerschlagen und die einzelnen Stücke durchs Turmfenster hinabgeworfen auf den grünen Kirchhofsrasen. Dumpf erdröhnte die Erde beim Aufschlag des schweren Erzes. Den Kirchenvater Melzer aber führten zwei Burschen langsam die Stufen herab. Sein Antlitz war aschgrau und matt. Als kräftiger Greis war er den Turm emporgestiegen. Eine zerbrochene Gestalt mit abgewelktem Antlitz führten die Burschen herab.

Als die Leute ihn sahen, erschraken sie. Einige Frauen hoben die Schürzen an die Augen. Der Kirchenvater aber blickte mit leeren Augen, hilfesuchend im Kreise umher. Schließlich brach es tonlos und abgehackt aus seinem zitternden Mund: „Nun haben sie auch mein Herz — mein Herz — zer — schlagen".

. . . . . .

Er hat sein Korn nicht mehr geschnitten, der Kirchenvater Johann Melzer. Als er nach einigen Tagen starb und zu Grabe getragen ward, da klangen die zwei kleineren Glocken, klagend und verlassen, wie Waisen ins weite Land. Der Dreiklang war zerrissen. Eine Lücke klaffte in ihrem Geläute.

Während der Burghüter das Grab zuschaufelte, mußte er immer wieder an die Worte des alten Melzer denken: „Nun haben sie auch mein Herz zer — schlagen".

Daß ein Mensch so sehr an einer Glocke, an einem Stück Erz hängen konnte, das begriff er nicht. Freilich, der Kirchenvater war ja alt und zeitlebens ein wunderlicher Mann gewesen. Und schließlich — so hieß es — war es ja die Lungenentzündung, die er sich oben im windigen Turm geholt. Die hatte ihn ins Grab gebracht. Es war schade um diesen braven Mann.

Der Burghüter war mit seiner Lösung zufrieden. Während er die letzten Schollen festtrat, sank die Sonne hinter die Wälder hinab. Wie ein purpurnes Meer erglühte das Abendrot und brandete an die dunklen Berge und strömte über die rauschenden Sommerfelder hin. In der blauen Höhe erklang der Abendstern . . .

Briefe um Stephan Ludwig Roth

Von Otto Folberth

Als St. L. Roth im Sommer 1845, 50 jährig, eine Reise nach Württemberg unternahm, um zum Zwecke der Hebung unserer darniederliegenden siebenbürgischen Landwirtschaft die Einwanderung von schwäbischen Bauern nach Siebenbürgen in die Wege zu leiten, machte er in Wien die Bekanntschaft des ihm beinahe gleich alten Hauptpastors zu St. Petri in Hamburg D. theol. Johann Karl Wilhelm Alt.[1] Aus dieser Bekanntschaft entstand sehr bald eine enge Freundschaft der beiden Männer dadurch, daß sie zusammen von Wien über München nach Stuttgart fuhren und während dieser Reise stets auch gemeinsame Unterkunft bezogen. Alt begab sich nach Stuttgart, um an der in den ersten Septembertagen dieses Jahres dort stattfindenden 4. Tagung des einige Jahre früher gegründeten Vereins der Gustav Adolf-Stiftung teilzunehmen. In Stuttgart stiegen beide in „einem noblen Quartier", wie St. L. Roth sich ausdrückt, nämlich bei Hofrat Gustav Schilling ab und durch die Vermittlung und die Gastfreundschaft der beiden Deutschen hat Roth damals als erster Siebenbürger Sachse einer Tagung jenes Vereins beigewohnt, der später von so großer und segensreicher Bedeutung auch für seinen Volksstamm werden sollte.

Nach Abschluß der an Veranstaltungen der verschiedensten Art reichen Stuttgarter Tagungswoche trägt St. L. Roth in sein bis heute noch unveröffentlicht gebliebenes Reisetagebuch folgende Bemerkung ein: „Samstag 6. Sept. zahle ich den beiden Hausmägden 5 Gulden, da ich nun ausziehen werde. Die Magd trägt mir meine Sachen zu Friedrich Nisle, Polier, in der Becherstraße, welches der Schwager von Martin Maurer ist, der zum Hofrat von Bedeus in Diensten stehet . . . Mittag speise ich noch mit Alt zum Hofrat, Buchhändler Hallberger aß mit . . . 8 Uhr setzt sich Dr. Alt in den Omnibus nach Heilbronn, ich gehe geführt vom Buchhändler Hallberger in mein

[1] Geb. 1. Okt. 1797 in Hoyerswerda in der Ober-Lausitz, gest. 23. Dezember 1869 in Hamburg. — Schriftstellerisch hat sich Dr. Alt außer durch Herausgabe von Predigtbänden und Mitarbeit an mehreren theologischen Zeitschriften hauptsächlich durch eine Übersetzung des Neuen Testamentes und die Herausgabe einer griechischen Grammatik für das Neue Testament hervorgetan.

Coterletzken[1] zu Nisle." Seine eigentliche Tätigkeit als Anwerber auswanderungslustiger Bauern für Siebenbürgen hat Roth aber auch von hier nicht, sondern er hat sie erst von seinem dritten Quartier, nämlich vom „Gasthof zur Sonne" in Berg bei Cannstadt mit Erfolg ausgeübt.

Die in der geschilderten Weise zustande gekommene Freundschaft zwischen Alt und Roth hat dann einen Briefwechsel zur Folge gehabt, dessen Wert heute in der Hauptsache darin besteht, daß er das Urteil eines gebildeten, zeitgenössischen Deutschen des Mutterlandes über St. L. Roth enthält, mit dem er immerhin einige Wochen in enger Reisegemeinschaft gelebt hat. Der siebenbürgische Leser wird dieses Urteil gewiß mit besonderer Freude und Genugtuung zur Kenntnis nehmen. Leider ist von den Antworten St. L. Roths an Alt, die den Eindruck der Beziehungen zwischen den beiden Briefschreibern ganz gewiß vertiefen und abrunden würden, bis heute keine bekannt geworden.

Frühzeitig schon hat die St. L. Roth-Forschung den Wert der Altschen Briefe erkannt. Bereits der erste Lebensdarsteller St. L. Roths, Andreas Gräser, drückte im Anhange seines Werkchens (Dr. Stephan Ludwig Roth, nach seinem Leben und Wirken dargestellt, Kronstadt 1852, Druck und Verlag von Johann Gött) neben 27 kleineren Stücken aus der Feder und dem Nachlasse St. L. Roths auch drei Briefe Dr. Alts an St. L. Roth, allerdings nicht vollinhaltlich, ab. Sicherlich glaubte er mit ihrer Hilfe die Zeichnung der eben erst ins Geschichtliche gewachsenen Gestalt vervollständigen zu können. Die drei Briefe sind aus Hamburg datiert, und zwar vom 5. November 1845, 1. Dezember 1845 und 14. Februar 1846. Ihre Urschrift findet sich heute im Roth'schen Nachlasse leider nicht mehr vor.

Im ersten dieser Briefe lesen wir (Gräser, S. 113 f.): „Mein teurer lieber Freund und Amtsbruder! Am 6. September trennten wir uns im Abenddunkel, nachdem wir vier Wochen Morgen und Abend, Tag und Nacht geteilt hatten. Mein Herz ist seitdem gar oft bei Ihnen gewesen und ich glaube nicht unwahr zu reden, daß ich jeden Tag mehr oder weniger an Sie gedacht, die meisten auch von Ihnen geredet

[1] Sieb.-sächsisches Lehnwort aus dem Rumänischen, wo cotet Hühnerstall bedeutet. Coterletzken heißt also hier: kleines, enges Stübchen. Roth zielt mit dem Wort auf die Armseligkeit seines neuen Quartiers hin.

habe. Unsere Verbindung war eine so selbstsuchtlose, daß sie einem lieb bleiben muß, und unser Zusammensein war ohne alle die so vielfachen, bleiernen, kleinen Umständlichkeiten, daß es einem nur die angenehmsten Erinnerungen lassen muß."

Und im letzten (Gräser S. 116): „Ihr ganzes Vaterland steht fortwährend vor meiner Seele. Schon in meiner Kindheit beim ersten geographischen Unterricht war mir Siebenbürgen σεμνοντι[1], wohl weil es den Türken, dem grausigen Erbfeinde, so nahe und preisgegeben, und es ward ein Land meiner Sehnsucht, es zu sehen. Seit ich Sie kenne, in dem sich der siebenbürgisch-deutsche-protestantische Patriotismus verkörpert hat, kommt mir das Land gar nicht vor den Augen weg. Und so — was sagen Sie dazu? — so habe ich den Plan gefaßt — will's Gott — kommenden Sommer meine Ferien für Siebenbürgen zu bestimmen, damit ich Alles mit Augen sehen könne, wie 1845 in Oberösterreich und aus Anschauung referieren kann. Freilich, es sind noch Monate bis zum Sommer und Gott kann anders gebieten in der Zeit; — indeß der Wille ist da, und ich zögere nicht, mit Ihnen mich darüber zu berathen."

Die schönsten Briefe des Pastor Alt sind indessen weder von Gräser noch von Roths zweitem verdienstvollem Lebensdarsteller Franz Obert veröffentlicht worden. Wohl erwähnt Obert (im ersten Bande seines Werkes: Stephan Ludwig Roth, Sein Leben und seine Schriften, Wien 1896, Verlag von Carl Graeser, S. 137) neben den vielen hervorragenden Persönlichkeiten, die Roth gelegentlich seines württembergischen Aufenthaltes kennen gelernt hatte auch Pastor Dr. Alt. Einer besonderen Würdigung unterzieht er aber das Verhältnis Roths zu Alt nicht und führt auch keine Briefe oder Briefstellen von Alt an.

Nun sind mir gerade vom Sohne Franz Oberts, von Herrn Reinhold Obert, Kronstadt, vor kurzem aus dem Nachlasse seines Vaters drei Briefe Dr. Alts freundlicherweise zur Bearbeitung überlassen worden, die ich für die Rothforschung allerdings für außerordentlich wertvoll halte. Ich zögere deshalb um so weniger, sie hier bekannt zu machen, als es mir, bei der Anlage meines Rothwerkes (Stephan Ludwig Roth, Gesammelte Schriften und Briefe, bisher 4 Bände, Verlag Krafft und Drotleff, Hermannstadt, für Deutschland: Walter de Gruyter und Co., Berlin) naturgemäß unmöglich ist, umfangreichere

[1] Griechisch: etwas Heiliges.

Stücke, die nicht aus Roths eigener Feder stammen, darin aufzunehmen.

Jeder dieser Briefe hat übrigens außer seinem oben angedeuteten Wert für die Rothforschung auch noch einen besonderen Reiz. Der erste schildert die eigentümlichen Zustände in Deutschland während des Revolutionsjahres 1848, für die wir heute ein tieferes Verständnis in uns tragen als irgendein vorangegangenes Geschelcht bis zum Jahre 1848 hin. Der zweite ist an den schon längst unter dem Rasen schlummernden, vor Monaten als Opfer für die Sache seines Volkes gefallenen Briefempfänger gerichtet. Der dritte trauert mit einem Fremden über den verlorenen Freund. — Diese Briefe sind in ihrer ursprünglichen Schreibweise wiedergegeben.

1.

Pastor Dr. Alt an St. L. Roth
(ohne Anschrift)

Hauptpastorat zu St. Petri,
Paulstraße No. 3.
Hamburg d. 15t. Oct. 1848.

Mein theurer Herr Amtsbruder!

Ende März schrieb ich Ihnen das letzte Mal, im Juli sollte es wieder geschehen, wurde aber aufgeschoben wegen verschiedener Arbeiten und dann durch eine mit dem August angetretene längere Reise von anderthalb Monaten verhindert. Ich war eine ziemliche Zeit in Frankfurt am Main, dann in Baiern und namentlich in Würzburg bei meinem Medicin studierenden ältesten Sohne, zuletzt in Leipzig und Berlin. Allenthalben eine Umkehr der Verhältnisse, wie sie nur nach den Märzstürmen dieses Jahres möglich geworden; allenthalben Unmuth über die großen Opfer neben der Freude über die großen Errungenschaften; allenthalben Sorgen um Eigenthum und Erwerb und dabei sorgloses Verbringen des Eigenthums und Vernachlässigen des Erwerbes; allenthalben Unruhe und Unsicherheit. Sie haben Deutschland beide Male in der Ruhe des Polizeistaates gesehen[1], von unsrem jetzigen Zustande werden Sie sich schwerlich ein Bild machen können; Alles ist ausschließlich und fortwährend mit der Politik beschäftigt im Reden und im Handeln und selbst die Cholera,

[1] Roth weilte zweimal in Deutschland; 1817—20 als Student; 1845, um Auswanderer für Siebenbürgen anzuwerben.

welche z. B. hier manchen Tag über 100 Menschen wegrafft, findet nur immer auf Momente Beachtung. Daher kommt es, daß literarische Erscheinungen, welche nicht in's Reich der Politik gehören, gar nicht angesehen werden. Die Wissenschaft feiert; auf den Universitäten wird von Docenten und Studenten wenig gethan; in Kiel wurde vorigen Sommer kein einziges Colleg gelesen, weil kein Student anwesend war; sie standen alle im Felde. Hieraus werden Sie abnehmen, daß für die Verbreitung Ihrer Zeitschrift[1] in Deutschland jetzt der ungünstigste Zeitpunkt ist. Indeß, wenn Sie dieselbe anfangen, so muß die Ausbreitung in Deutschland natürlich versucht werden und ich will dann schon tun, was irgend möglich ist. Von Ihrer Seite ist zuerst nothwendig die unentgeltliche Austheilung von einer Probenummer, welche das Programm enthält und zugleich die Ausführung zeigt. Diese Exemplare der Probenummer kann füglich nur ein Buchhändler und zwar ein leipziger austheilen und dazu müßte, damit nicht unnöthige Kosten entstehen, derjenige gewählt werden, welchen Ihr siebenbürgischer Buchhändler als Commissionär in Leipzig hat. Wenn diese Probenummern vertheilt sind, dann ist der erste Schuß geschehn und das Publikum aufmerksam gemacht. Dann komme ich mit Zeitungsartikeln, mit denen ich hier, da, dort auf den neuen Kirchen- und Schulboten aus der deutschen Colonie bei den romanischen Völkern immer wieder hinweise, rede auch mündlich und schriftlich den einzelnen Lesezirkeln, so wie nur die Gelegenheit sich giebt, zu, jenen Boten aus Siebenbürgen in ihrer Mitte zu zulassen. Der Gedanke an einen Austausch Ihrer Zeitung gegen Zeitschriften, die in Deutschland erscheinen, ist sehr gut und die Redactionen werden gewiß den Antrag nach Wunsch aufnehmen. Sie müssen daher Ihren Antrag kurz aufsetzen und abdrucken und an jede einzelne Redaction nebst der Probenummer Ihre Zeitung abschicken, welche Versendung ebenfalls, um Kosten zu ersparen, auf Buchhändlerwege geschehen muß. Ich werde Ihnen zu diesem Ende die Adressen, die mir zur Hand sind, gleich in diesem Briefe beilegen; späterhin werden mehrere erfolgen. Bei Allem mache ich Sie nur immer wieder aufmerksam, daß sie den Buchhändlerweg wählen, wenn er auch ein langsamer ist; denn das Verschicken mit der Post würde Sie nach wenigen Monaten in

[1] Roth arbeitete schon seit Jahren emsig an dem Plan, eine Kirchen- und Schulzeitung für die Siebenbürger Deutschen herauszugeben.

eine Fluth von Kosten hineingestürzt haben. Sie erwähnen auch den Gustav-Adolphs-Verein, als welcher Ihr Unternehmen fördern könne. Das könnte meiner Ansicht nach nur in so weit geschehen, als Ihre Zeitschrift in der des Vereins empfohlen würde; aber ein Exemplar halten kann er nicht, da er keinen Lesekreis hat; noch weniger kann er etwa auf eine Partie Exemplare subscribiren, um diese zu vertheilen, da er seine Geldmittel lediglich zur Unterstützung armer Gemeinden in Ihrem Cultus verwenden soll. Zudem steht der Gustav-Adolphs-Verein in dieser Zeit ebenfalls im Hintergrunde und hat im laufenden Jahre nicht einmal die beschloßne Generalversammlung zu Breslau abgehalten; wahrscheinlich sind auch seine Einnahmen in diesem Jahre sehr geschmolzen, da die Deutschen für Freischaaren, für Lazarethe, für Kriegsschiffe, zu freiwilligen und gezwungenen Staatsanleihen fortwährend geopfert, zu hundert andern Unternehmungen gegen die Zeitnöthe beigesteuert, erhöhte Steuern abgeliefert und dabei dreimal weniger als sonst eingenommen haben. Ich z. B. habe dieses Jahr einen Ausfall an Einnahme von anderthalb 100 Thlr. pr. und dagegen habe ich für milde Zwecke das Doppelte gegen frühere Jahre ausgegeben. So geht's mir, der ich nur mit einem Theile meiner Einkünfte auf's Ungewisse angewiesen bin; nun denken Sie sich den Kaufmann, den Fabrikant, den Handwerker, den Künstler, die überhaupt auf's Ungewisse arbeiten, bei denen ist der Ausfall viel größer. Ein ganz sichres Zeichen, wie schlimm es mit dem Erwerbe steht, können Sie daraus abnehmen, daß die Theater, welche nicht aus Staatskassen unterhalten werden, faßt alle bankerout sind; sie sind zwar nicht eingegangen, aber bezahlen keine festen Besoldungen mehr, sondern die Schauspieler theilen jede Abendeinnahme unter sich pro rata. Ja, mein lieber Freund, die Zeit lastet schwer auf meinem Vaterlande und wenn mich nicht Alles täuscht, so wird sie noch schwerer und wir haben noch lange zu warten, ehe wir der neuen Freiheit in Ruhe uns freuen können; aber ohne Opfer ist keine Freiheit und wir würden ihrer nicht würdig sein, wenn wir nicht die Opfer zu bringen verständen und willig brächten.

Zu diesen gestern Abend meiner Tochter dictirten Worten, füge ich heute mit eigener Hand noch wenige hinzu. Mit meinen Augen gehts nicht besser und es wird auch nicht besser werden; ich muß jubeln, wenn ich nur behalte, was ich noch habe. Die Meinigen sind wohl

und frisch; die Cholera hat unser Haus noch verschont, obwohl sie ringsumher wandert. Seit einigen Wochen haben wir die Parteianstrengungen hier, die allenthalben den Wahlen vorausgehn; wir sind nehmlich im Begriffe, Deputirte zu wählen, welche dem Freistaate Hamburg eine neue Verfassung geben sollen. Jede Partei schlägt dem Volke Candidaten ihres Geistes vor. Die liberale Partei hat auch mich vorgeschlagen und ich sah mich deshalb genöthigt, vorige Woche die Wähler des 2ten Distriktes, für den ich präsentirt war, in einer großen Versammlung (wenigstens 1500 Mann) anzureden, damit sie nicht etwa von mir Dinge erwarten, auf die ich nie eingehn würde, und zuletzt sich getäuscht sehen oder mich für einen Abgefallenen erklären. Die Versammlung empfing mich mit (unleserlich) als ich auftrat, und entließ mich mit voller Zustimmung, als ich meine auf Gerechtigkeit, Besonnenheit, Mäßigung, Demuth, Gottesgehorsam hin zielenden Worte beendet hatte. Meine Stellung war eine bedenkliche, denn mit mir auf derselben Liste steht ein Litterat, den man des Atheismus zeiht, und dieser, vom Volke als geist- und muthvoller Volksvertreter sehr beliebt, sollte denselben Abend von demselben Rednerstuhle noch sprechen und sprach auch. Viele riethen mir ab: „Sprechen Sie nicht, treten Sie zurück; Sie kommen da in schlechte Gesellschaft." Ich aber sagte mir: „Ist die Gesellschaft schlecht, so will ich gerade mein gutes Wort nicht zurück halten." Und ich habe mich nicht geirrt; mein Wort fand vollen Anklang, der sogenannte Atheist sprach nicht atheistisch, sondern für Gewissensfreiheit.

Doch nun den Schluß. Gott segne Sie im Geiste, in der Kirche, in der litterarischen Wirksamkeit. Gestern Abend hat mir mein 14jähriger Eugen noch Ihre Schrift über die Zünfte vorgelesen und Sie standen leibhaftig vor mir. Im letzten Briefe haben Sie mir nichts von Ihrem marodigen Vater geschrieben. Hornung[1] ist in England verheiratet und war im Juli hier in Geschäften. Möge es ihm gelingen.

Herzlich Ihr Alt.

[1] Es handelt sich hier um den aus Mediasch gebürtigen Johann Peter Hornung, Kaufmann in Middleborough in England. Wirklich scheint er es mit seinen Geschäften zu etwas gebracht zu haben, denn 1874 widmet er der Mediascher evang. Kirchengemeinde 3000 Fl. zur Erbauung einer Turnschule.

2.

Herrn Pfarrer Dr. Roth, Hochehrwürden zu Meschen bei Mediasch in Siebenbürgen.
Frei. Im Falle, daß Herr Roth nicht mehr am Leben, wird dessen Familie gebeten, den Brief zu öffnen.

Hauptpastorat zu St. Petri,
Paulstraße No. 3.
Hamburg, 14. Sptb. 1849.

Mein theurer Freund!

Ich rede Sie an, aber bange, ob Sie diese Zeilen lesen. Vor drei Monaten kam in den Zeitungen die Nachricht, Sie seien erschossen, doch ohne nähere Angabe. Meine Seele bebte, aber ich faßte wieder Hoffnung, daß die ganze Kunde am Ende doch eine irrige sei, da sie ganz vereinzelt ohne weitern Beisatz da stand und auch später nichts Näheres zu lesen war. Ich hätte damals gleich geschrieben, aber die Briefe konnten ja nicht durch das von zwei Streitern besetzte Land, in welchem der Krieg war.[1] Jetzt sind die Kanonen verstummt und das Posthorn ruft wieder die Botschaften der fernen Freunde aus. So schreibe ich, obwohl nur Zeilen, um zu erfahren, ob Sie leben und wie es um Sie steht. Sollten Sie wirklich nicht mehr auf Erden weilen, dann sei der von Ihren Verwandten oder Freunden, dem dieser Brief zu Händen kommt, dringend gebeten, mir eine Nachricht über Ihr Schicksal zu geben, an dem ich, welches es auch sein mag, brüderlich Antheil nehme. Ich wiederhole diese Bitte und hoffe auf sichere Erfüllung derselben; einen Freund todt wissen und nicht wissen sollen, was ihm den Tod gebracht, was er vorher gelitten, wie er gestorben, wie die Seinigen versorgt oder verlassen sind, das ist doppelt traurig.

Hier bin ich am Ende. Ich würde Ihnen viel mehr schreiben, wenn ich wüßte, daß Sie es lesen würden; aber das Alles kann später geschehen, wenn ich Sie lebend weiß. Gott sei mit Ihnen, hier oder dort oben. Ich vergesse Sie nicht, wenn Sie auch nicht mehr hier weilen.

Ihr Dr. Alt.

[1] Anspielung auf den Revolutionskrieg in Ungarn und Siebenbürgen in den Jahren 1848/49, als dessen Opfer St. L. Roth am 11. Mai 1849 erschossen war.

3.

Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Professor Bergleiter[1] am Gymnasium A. C. zu Hermannstadt in Siebenbürgen.
Frei.
Poststempel: Hermannstadt, 20. Jan.

Hauptpastorat zu St. Petri,
Paulstraße Nr. 3.
Hamburg, 10. Jan. 1850.

Mein verehrter Herr Professor!

Sie haben mir den schweren Trauerdienst erwiesen, das Schicksal meines Freundes Roth mitzutheilen und ich fühle mich Ihnen zu dem aufrichtigsten Danke verpflichtet. Wollte Gott, Sie hätten mir Leben statt Tod melden können! Aber wie das Wüthen der Menschen so oft blind ist, so ist Gottes Walten über demselben allezeit weise und wir müssen gläubig uns fassen, wenn die Ereignisse uns das Herz zerfleischen und die schönsten Hoffnungen entreißen; wissen wir doch, daß jedes Leid ein Opfer ist; und sehen wir nicht jedesmahl gleich, was mit dem Opfer erbracht wird, und daß es unerläßlich zum Heile des Ganzen; auch können wir uns nicht immer gleich in die Entsagung finden, uns zu opfern für das Ganze. Daß mein seliger Freund so muthvoll auf der Richtstätte gestanden, das erhebt mich förmlich; daß er vorher den nahenden Feinden sich nicht entzog, zeugt von seinem ehrlichen Gewissen und von seinem Menschenvertrauen und ist auch groß. Daß seine Kinder von dem Kaiser bedacht sind, ist mir eine Beruhigung; es ist das Pflicht der Regierungen, für die ihre Diener zum Opfer fallen. Hat der greise Vater das Schicksal seines Sohnes noch erlebt? Sie haben ihn nicht erwähnt und ich muthmaße fast, daß der hochbetagte Simeon das Zeitliche schon gesegnet gehabt hatte, als dem Sohne die Todeskugel zuerkannt ward.[2] Sie haben mir eine gedruckte Biographie des trefflichen Roth versprochen; ich freue mich darauf und danke Ihnen voraus schon. Ich habe den Mann durch jenes vierwöchentliche Zusammensein im Sommer 1845 sehr lieb gewonnen und unser Freundschaftsverhältnis wurde nachher durch einen regelmäßigen Briefwechsel, der immer ausführliche Mittheilungen und Besprechungen, namentlich über Roth's Pläne enthielt, noch enger geknüpft. Es war meinerseits auch schon den Sommer 1846 eine Schul- und Kirchenreise durch Ungarn und

[1] Gemeint ist St. L. Roths Neffe Steph. Adolf Bergleiter, 1814—1863.
[2] Roths Vater war am 16. Dezember 1847 gestorben.

Siebenbürgen beschlossen und der selige Roth hatte mir genaue Instruktionen geschickt, hatte mich in Ungarn vielerorts schon angemeldet, wollte mich durch sein Vaterland selbst allenthalben geleiten; aber ein Augenleiden, von dem ich im März jenes Jahres befallen wurde, hieß mich zwanzig Wochen in Bädern sein, und ließ jenen Lieblingsplan nicht ausführen. Sollten die Zeiten besser sich gestalten, sollte mein bischen Augenlicht, das ich noch habe, mir bleiben, sollten in meiner Familie die Verhältnisse nicht ungünstgere und die Hoffnungen um meine Kinder nicht getrübt werden, so denke ich noch immer, jene Fahrt nun wohl zu unternehmen; denn mich zieht es ganz gewaltig zu den protestantischen Brüdern an die Gränze Mohameds, die Jahrhunderte lang so viel geduldet. Ich habe auch immer meine Freude gehabt, wenn mich Siebenbürger besuchten, was namentlich vor zwei Jahren, da mein ältester Sohn noch in Leipzig Medizin studierte, von mehreren Studenten geschehen. Dabei will ich Ihnen über einen Neffen des seligen Roth, Peter Hornung[1] noch die Mittheilung machen, daß derselbe in Middleborough in England ansässig und verheiratet ist. Er hat ein Geschäft in Kohlen und hofft, gute Geschäfte zu machen und seit den letzten drei Wochen ist er auf dem Festlande, kehrt in ohngefähr acht Tagen zurück.

So viel. Gott gebe Ihnen und Ihrem schönen Vaterlande mit dem neuangetretenen Jahre neue und bessere Zeit. Wir Deutschen in Deutschland sehnen uns auch nach Erlösung; die Besonnenern aber glauben noch nicht an den Heiland, daß immer da sei [?] Wir sind allerorts erschöpft durch die politische Arbeit; man hat nicht mehr rechte Lust an stoischem Geschmack. Aber in der Ermüdung geht die Entwicklung auch fort; in ihr sammelt sich die Kraft zu neuer Arbeit. Gott gebe, daß die neue Arbeit gute Frucht schaffe. Mit vorzüglicher Hochachtung verbleibe ich Ihr ergebenster Dr. Alt.[2]

[1] Siehe Anmerkung S. 9.

[2] Das Freundschaftsverhältnis zwischen St. L. Roth und Dr. Alt hat im Leben ihrer Kinder noch ein Nachspiel gehabt. Von Nachkommen St. L. Roths erfahre ich folgendes: Stephan Andreas Roth, ein Sohn St. L. Roths (geb. 1838 in Nimesch, verunglückt 1907 in Amerika), macht in den 70 er Jahren, wo und wie weiß man nicht mehr, die Bekanntschaft eines Alt, Sohnes des Hauptpastors in Hamburg. Nach Jahren — es soll Ende der 80 er Anfang der 90 er Jahre gewesen sein — erscheint Andreas Roth, dessen Frau Christine geb. Ruder aus Wien damals bereits gestorben war, in Mediasch mit der Frau dieses mittler-

Krank in der Fremde

Von Heinrich Zillich

Das Dunkel quillt wie Nebel in den Raum.
Kalt horcht das Haus. Von ferne rollt die Stadt.
Ich bin so lang allein, daß mir ein Traum
das Leben ward mit Flügeln groß und matt.

Gleich einem alten Vogel, der den Flug vergaß —
bin ich es selbst, der stumm die Federn spannt
und mir vorm Auge sitzt wie er seit Tagen saß
und Schatten schweigt hinauf an meiner Wand?

Wir sind zusammen doch nicht hergereist?
Ein Weib und Kinder und der Zukunft Licht,
das habe ich daheim! Ob du es weißt,
du Spiegel, frage ich. Er rührt sich nicht.

Sozial und national

Ein Wesensbild des Siebenbürger Sachsentums der Vorkriegszeit

Von Hans Lienert

1.

Das Wort: Anima humana naturaliter christiana — des Menschen Seele ist von Natur aus Christin — fand und findet ohne Zweifel Widerspruch bei Christen und Nichtchristen. Aber es ist keine Frage: diesem Wort liegen Tatsachen zugrunde, mag der Urheber die Tatsachen auch falsch gewertet haben, die ihn zu dem Ausspruch bewogen.

---

weile ebenfalls verstorbenen Alt und dessen zwei Töchtern. Sie wird als eine gebildete und feine Frau geschildert, die von ihrem Vater, einem reichen Hamburger Reeder, verstoßen worden sein soll, weil sie den leichtsinnigen und abenteuerdurstigen Alt geheiratet hatte. In Gemeinschaft mit Andreas Roth, der nicht weniger unstet war als ihr erster Mann, hat sie dann kürzere Zeit in Mediasch, längere Zeit in Klausenburg, und zwar in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt. Nachdem A. Roth geschäftlich zugrunde gegangen war, hat sie z. T. mit Hilfe von Kostkindern ihr Leben gefristet. Ihre beiden Töchter wurden später von der Familie ihrer Mutter nach Hamburg zurückberufen und sind dort erzogen worden.

Das Wort: Wir Siebenbürger Sachsen sind schon immer, sozusagen unserem Wesen nach, national und sozial gewesen, fand, wo es sich einmal hervorwagte, selbstverständlichen Widerspruch. Und ebenso ist es keine Frage: auch diesem Ausspruch liegen Tatsachen zugrunde, die nicht zu leugnen sind, wenn die Möglichkeit auch bestehen mag, sie verschieden zu deuten. Diese Möglichkeit liegt freilich weniger in den Tatsachen selbst, als in den Menschen, die sie zu deuten unternehmen: Dabei glaube ich: wer nicht unmittelbar aus dem Volk, d. h. aus dem Bauernhause kommt, dem werden letzte Erkenntnisse schwer möglich sein.

2.

Welche Tatsachen berechtigen also scheinbar oder wirklich zu dem Ausspruch, wir seien eigentlich seit jeher national und sozial gewesen?

Als ich vor Jahren bei unseren Landsleuten drüben in den Vereinigten Staaten war und drei Monate lang mit ihnen in engster Berührung lebte, da ist mir manches Licht aufgegangen, und zwar gerade aus den Gegensätzen, unter denen sich das Volksleben in Siebenbürgen und drüben vollzieht. Unsere Landsleute haben Siebenbürgen meist zwischen 1890 und 1914 verlassen, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse der Heimat trostlos waren, die Bauernwirtschaften immer mehr verschuldeten und ein Ausweg nicht erkennbar wurde. Alle gingen in der Absicht hinüber, sich in einigen Jahren zu entschulden und dann in der alten Heimat auf neuer Grundlage weiterzubauen. Manche sind hinübergegangen aus Abenteuerlust, aus Wandertrieb, einige auch, weil sie sich daheim gesellschaftlich unmöglich gemacht hatten; aber auch diese gingen nicht aus der Mitte ihres Volkes in der Absicht, nie wieder zurückzukehren.

Um so eigenartiger mußte es dann berühren, was ich in den Vereinigten Staaten fand. Das beiweitem überwiegende und maßgebende Gefühl, das unsere Leute der alten Heimat gegenüber hegen, ist Abneigung und Haß. Obwohl einige Tatsachen dieser Behauptung zu widersprechen scheinen (Spenden an die Heimat usf.), ist es doch so. Ich habe verwundert gefragt: woher diese Gefühle? Woher diese Abneigung, die doch in den wenigsten lebendig war, als sie die Heimat verließen? Es wurde mir sehr verschiedenes aufgezählt; das meiste davon galt ganz offenbar einer aus nachträglichen Erkenntnissen geschöpften Rechtfertigung der eigenen Untreue am Volk und an der Heimat. Also etwa: Wir hatten in Siebenbürgen keine Freiheit; wir

wurden nicht wie Menschen behandelt, sondern wie das Vieh; der Ortsrichter hat mir auf dem Rathaus mit Ohrfeigen gedroht; ich bin mit Fußtritten aus der Gemeindekanzlei hinausgeworfen worden; ich habe in der Stadt gedient und mußte von früh 6 Uhr bis abends 10 Uhr arbeiten, hatte in der Woche kaum einen halben Tag Ausgang, während meine Herrin faulenzte und mich sekkierte; statt den Armen zu helfen, hat uns die Heimat das Stückchen Brot mißgönnt, das sie schließlich jedem ihrer Kinder schuldig ist, und hat uns verstoßen und fortgebissen. Das Wesentlichste und Entscheidende aber war dies: „In der alten Heimat gabs keinen Fortschritt, man kam nicht vorwärts, konnte nicht hochkommen, konnte — aha! — keine Karriere machen, — aber in den Staaten steht mir der Weg zum Kapitol offen." Auf meine Frage, was denn unter „Vorwärtskommen", „Hochkommen" zu verstehen sei, wurde mir nach einigem Zögern rund heraus erklärt: in Siebenbürgen könne man niemals soviel Geld verdienen, daß man wirklich reich und dadurch frei werde.

Wie sehr unsere Freunde von drüben mit dieser Erkenntnis den Nagel auf den Kopf getroffen hatten, war ihnen selber kaum klar. Aber mir scheint es nicht zweifelhaft, daß gerade diese Tatsache in unserem ganzen Sein und Wesen, im Volksleben und in der Geschichte das entscheidende Wort gesprochen hat: im Ring unserer Volksgemeinschaft gabs keine Karriere zu machen, gabs kein Hoch- und Vorwärtskommen im Sinne des Kapitalismus. Alle Versuche nach diesen Richtungen: Karriere und Geldherrschaft, haben mit Notwendigkeit aus der Lebensgemeinschaft unseres Volkes hinausgeführt, weil sie beides nicht ertrug (Erbgräfen, Bischöfe der katholischen Zeit, Künstler-, Offizierslaufbahnen usf.). Darum steht unser Volk auch heute noch jeder Karriere in seiner Mitte, — selbst der des Komödianten auf der Bühne, — mit Mißtrauen gegenüber: was will denn der eigentlich? warum verstellt er sich so? Es ist doch nur der „Hans im Winkel"! Und in dem Lebensspruch Brukenthals ist sehr deutlich dieser Sinn enthalten: „Fidem genusque servabo" — obwohl ich schon hoch gestiegen bin, will ich dennoch Glauben und Volkstum bewahren." Für den einzelnen einfachen Volksgenossen ist dieser Spruch eine Selbstverständlichkeit; erst aus dieser Erkenntnis heraus wird er im Munde Brukenthals zum stolzen Bekenntnis.

3.

Sehen wir aber genauer zu! Unser Volk ist ein Bauernvolk; entscheidend ist, was auf dem Land, im Volke selber vorgeht. Daher der Bauer zuerst! Wo gabs auf dem Land eine Karriere, eine Gelegenheit zur Geldherrschaft? Die Zeit meiner Kindheit reicht noch mitten hinein in das ausgesprochenste Gemeinschaftsleben der Bauerngemeinde. Da waren die Wälder und Weiden durchweg Gemeindeeigentum. Holz aus dem Wald gab die Gemeinschaft ihren Gliedern; in die Eichelmast trieb jeder Bürger mit dem gleichen Recht. Die Weide für das Vieh jedes Bürgers war frei. Natürlich. Aber auch bei Wiesen und Äckern wirkte das Gefühl gemeinsamen Besitzes noch stark nach. Es gab Wiesen, die nur gemeinsam gemäht werden durften, obwohl jeder seine bestimmten Stücke daran zu eigen hatte; und es durfte nicht jeder nach eigenem Kopf oder nach eigener Dummheit etwa die Ernte beginnen: in der Volksversammlung, die im Anschluß an den Gottesdienst vor der Kirchentür abgehalten wurde, da erbrachte die Gemeinschaft erst den Beschluß und nach dem Glockenzeichen wurde am nächsten Morgen die Arbeit begonnen. Und im Weinland ists bei der Weinlese heute noch so.

Was bedeutet dies? Ist dies nicht eine elende, mannesunwürdige Bindung, eine Knebelung für den Fleißigen und Wagemutigen? Gewiß ist auch dies dabei! Aber das andere ist wohl wesentlicher: hier blieb keiner in seiner Arbeit zurück; er wurde von der Gemeinschaft mitgetragen. Ackerte und düngte einer seinen meist nicht sehr breiten Acker schlecht: vom Nachbaracker floß meist soviel zu, daß mindestens der angrenzende Streifen eine gute Ernte brachte. War der Bauer krank und blieb in der Arbeit zurück, half wohl die Nachbarschaft. Wir haben als Kinder von Nachbarschaftwegen mehrfach geholfen bei Neubauten Keller auszugraben oder Dächer zu decken. Wer hätte für solche Arbeiten Geld auszugeben gebraucht? Ging das Brot zur Neige, ohne daß man rechtzeitig hätte backen können, eine gute Nachbarin lieh selbstverständlich ein halbes oder ganzes Brot. Machten Hans und Suse Hochzeit, so steuerte die ganze Gemeinde dazu die Lebensmittel bei; eine Geldfrage war daher der „Brautlauf" kaum. Lag jemand auf der Bahre, so wurde der meist schon bereite Sarg vom Aufboden geholt, das Grab wurde von der Zehntschaft gegraben, die Bestattung von der Nachbarschaft besorgt. Das betroffene

Haus geriet nicht in Verlegenheit, es war nicht allein, verlassen, ratlos.

Wie es schwer war, durch Schwachheit oder Unglück aus dieser Gemeinschaft abzusinken, so war es wohl noch schwerer, über sie hinauszusteigen. Was konnte ein Bauer, ein Glied dieser Gemeinschaft, für eine Karriere machen? Er konnte es zum Ortsrichter oder zum Kirchenvater bringen. Was war das? Eine Ehrenstelle ohne Bezahlung, mit vermehrter Arbeit und Verantwortung verbunden, mancher Nörgelei und heimlichen Beschimpfung ausgesetzt, (— wobei freilich nicht jeder Laffe laut losschimpfen durfte, weil es ihn sonst seine Vorderzähne hätte kosten können, —) und dann ja: das Amt galt meist als gute Zechgelegenheit, denn wer „am Gemeintrog frißt", der muß manchmal auch seinen Durst entsprechend löschen können.

Wo im Haus weniger Kinder waren, da gabs freilich breitere Äcker; auch größere Kornsäcke; auch besser gefüllte Wäschetruhen und höhere Himmelbetten. Aber das, was auf den Tisch kam, war auch im reichen Bauernhause dasselbe, wie im Hause des ärmeren, und mehr als satt essen kann sich auch der Wohlhabende nicht. Und wenn sich der reichere Bauer einen Kirchenpelz kaufte, war er nicht weißer als der des armen; und die Arbeitkleidung war bei beiden hergestellt aus der Wolle eigener Schafe, wie die Wäsche aus der Leinwand eigen erzeugten Hanfes oder Flachses. Geld hatte man wenig, brauchte auch nicht viel. Wo es sich aus guten Ernten einfand und häufte, lieh man wohl einiges auf Zinsen (meist an Nichtsachsen) oder hortete es, weil man nichts Vernünftiges damit anzufangen wußte. Der Großvater meines Urgroßvaters hatte ein Scheunenleintuch voll Silbergeld auf dem Aufboden und verkaufte es 1811 um die fünffache Papiergeldsumme an griechische Händler; beim Staatskrach 1812 verlor er dann das Ganze.

Der Bauer ist sozial. Er und die Glieder seiner Familie stehen in der Arbeit mit Knecht, Magd und den nichtsächsischen Arbeitern in Reih und Glied, essen auch selbstverständlich am selben Tisch aus derselben Schüssel. Ich habe als Bauernkind (bis in meine höhere Gymnasiastenzeit hinein) selbst es nicht anders erlebt und oft mit recht „minderem" Volk am gemeinsamen Tisch gesessen. Darum wird ein rechter Bauernjunge kaum eine Neuerung, eine Errungenschaft oder gar ein besonderes Verdienst darin sehen können, wenn heute Stadtjungen sich neben ihn in die Arbeitreihe stellen, mit ihm aus der-

selben Schüssel essen und denselben „Geist" pflegen. Er wird das richtige Gefühl dafür haben und sich etwa sagen: „So ists recht, ihr Stadtherren, kommt, seht selbst einmal, wie ordentliche Arbeit schmeckt." Und wird demgemäß meist mit Vergnügen mithalten, wo es Arbeitsdienst gilt. Wozu man noch bemerken könnte, daß sich im allgemeinen ein rechter Bauer in keiner Weise dadurch besonders „geehrt" fühlt, daß sich Stadtleute zu ihm „herablassen".

Einen Aufstieg aus dem Bauernstand durch Studium gabs wohl nur selten. Der Lehrerberuf war kaum ein Studium, aber auch kein Aufstieg und an sich wenig verlockend („Schmalzbettler"), zum Pfarrerstand hingegen drängten sich eher und mit mehr Erfolg die Söhne guter Stadtbürger. Der Bauer hätte im allgemeinen einem aus seiner Mitte aufgestiegenen Pfarrer gegenüber nicht die nötige Achtung aufgebracht.

Und war nun der Bauer eigentlich national? Recht verstanden: vielleicht mehr als irgendeiner auf der Welt! Denn er hat selten oder nie sein Volkstum verraten, auch niemals eine Mischehe geschlossen. Ich habe — soviel ich mich erinnere — in Jahrzehnten keine erlebt. Wie hätte auch ein sächsischer Junge oder ein sächsisches Mädchen im Rumänenviertel wohnen und leben sollen? Undenkbarer Gedanke! Noch undenkbarer: wie hätte er oder sie nun nicht mehr in die sächsische, sondern in die rumänische Kirche gehen sollen? Wer fühlt nicht, daß gerade dieser Gedanke: in die fremde Kirche gehen zu müssen, entscheidend gewesen ist in all den Jahrhunderten? Wir sollten dies gerade heute nicht übersehen! Und wenn heute auf manchem „besseren" Dorf Mischehen vorkommen, d. h. sächsische Mädchen dadurch Karriere zu machen glauben, daß sie einen sozial höher gestellten Nichtsachsen heiraten, — in welche Kirche gehen sie dann? In keine! Hier liegts! Erst die Lösung von der Kirche ermöglichte bei uns die Mischehen! Wissen das unsere Stadtleute? Wissen sie, welche völkischen Verheerungen sie anrichten mit kirchlicher Gleichgültigkeit oder Kirchenfeindschaft? Hier wird das schlechte Beispiel der Stadt zur wahren Volkspest! Und es soll sich keiner als Volksheld vorkommen, der auf die Kirche pfeifen möchte!

4.

Wie liegen die Dinge nun in der Stadt? Wie einst die Erbgräfen ihr Volk beim Aufstieg verlassen und verloren hatten, sofern sie nicht auf den Aufstieg verzichteten und in den Schoß des Volkes zurück-

kehrten, — so hats auch in unseren Städten eine besondere Möglichkeit zu Karriere und Geldherrschaft nicht gegeben. Zunächst nicht im Gewerbe. Die Zünfte haben für gut verteilte und gut geleistete Arbeit gesorgt, Preise geregelt —, auch Schwächere mitgetragen, — aber ausschweifenden, herrschsüchtigen Reichtum gab es nicht. Und dann in den freien Berufen? Ein Professor konnte es bis zum Direktor oder Landpfarrer bringen, allenfalls zum Dechanten und Stadtpfarrer; denn auf den Bischofsposten durften wenige hoffen. Aber was war das alles für ein Aufstieg? Etwas mehr Arbeit und Ärgernis, ein paar Gulden höheres Gehalt, vielleicht eine bessere Wohnung und etwas mehr Bequemlichkeit, — im Grunde genommen keine besonders aufregende Angelegenheit, denn im schlimmsten Fall gerieten dadurch einige beteiligte Sippen in kurzen Aufruhr. Gabs eine Karriere für einen Arzt? Nein. Für einen Juristen? Kaum; denn wer etwa Staatsanwalt oder Notar wurde, war eigentlich mit einem Fuß schon aus der Volksgemeinschaft draußen; Ministerposten aber u. dgl. hatten wir nicht zu vergeben. Abgeordneter? Ich glaube nicht, daß sich einer unserer Abgeordneten (seit achtzig Jahren mindestens) beneidenswert vorgekommen wäre; unsere Gemeinschaft hat sie wohl gewählt oder wählen helfen, hat sie aber mit Reichtümern und Wohlwollen nicht überschüttet, — im Gegenteil! Und war es etwas so Großes, wenn einer in den letzten Jahrzehnten Bürgermeister oder Vizegespan wurde? Wenns nicht, mindestens scheinbar, nach dem Altersrang ging, so waren es Familienbeziehungen oder Freundschaftsbindungen, die zu solch verwegenem Aufstieg verhalfen, — wobei die Tauglichkeit für den Posten meist selbstverständliche Voraussetzung blieb.

Es hat freilich immer Familienbeziehungen und Freundschaftsbindungen („Klicken") bei uns gegeben. Über sie zu raunzen, hat wenig Zweck, denn wo Menschen sind, sind auch solche Beziehungen, — und ich wüßte auch heute kein Land der Welt zu nennen, wo sie nicht sofort mit aller Klarheit aufzuzeigen wären. Darum wollen wir die Sache nicht zu tragisch nehmen, denn dem Volksganzen ist es gleich und das Volk kümmert sich wenig darum, ob augenblicklich die Führergruppe A—K an der „Macht" ist oder die Reihe L—Z; wenn wir nur wissen, in beiden Gruppen sind anständige Leute, die das Beste für ihr Volk wollen und nach Kräften leisten. Daß die Männer der Gruppe A—K und ebenso die Männer der Gruppe L—Z hierin

freilich anderer Meinung sind, als das Volk, und jede Gruppe sich selbst für die einzig mögliche hält, — tut dabei wenig zur Sache.

Auf eines allerdings müßte das Volk mehr achten: es müßte sich seine „führenden" Männer einmal daraufhin ansehen, wieviel Kinder sie haben. Denn für sein Volk „Opfer" zu bringen, ist dies die wahre und fast einzige Möglichkeit: ihm eine Schar von Kindern zu erziehen. Wolle doch keiner reden, große Worte tönen oder gar führen, wenn er, sagen wir: 12 Jahre verheiratet ist, eine gesunde Frau hat und seinem Volk noch nicht mindestens vier Kinder schenkte. Da wird alles Gerede und alles Getue einfach zur Lüge in seinem Mund und hat keinen Ernst hinter sich. Hier müssen wir alle miteinander noch national und sozial werden!

Und unser Kapitalismus? Bis vor kurzem hat man davon eigentlich überhaupt nicht sprechen können. Reiche Leute gab es unter uns nicht, eine bürgerliche Wohlhabenheit verlief sich in zwei, drei Generationen meist, wo sie (etwa nach längerem Bezug des Zehntens) in einer guten Pfarre vorhanden war. In unseren „Banken" konnte man sich kaum „Altersrenten" sichern, sie gaben ihren Reingewinn für kirchlich-völkische Zwecke her. Vermögen aus Großbetrieben waren bis vor wenig Jahren kaum vorhanden. Und heute könnte man ein kleines Halbdutzend aufzählen, wo es sich damit im Zusammenhang über national und sozial nachzudenken verlohnte. Manchem mag es nun als Karriere erscheinen, wenns ihm in diese Vermögen hineinzuheiraten gelingt. Es ist bisher mit wechselndem Erfolg geschehen.

5.

Wer solche Tatsachen unseres Volkslebens im Auge hat, der könnte wirklich einmal, mit einem Körnchen Salzes gesprochen, meinen: wir Siebenbürger Sachsen haben bis vor kurzem in einer Gemeinschaft gelebt, der die Begriffe national und sozial lebendig gelebte Wirklichkeit waren, die also eigentlich „naturaliter" eingestellt ist auf Nationalsozialismus. Vielleicht darf man diesen Ausspruch erst recht wagen, wenn man weiß und erlebt hat, wie ganz anders unsere Brüder im Reich früher gesinnungsmäßig standen. Das Volksmäßig-Nationale trat bei ihnen ganz hinter das Staatsmäßige zurück. Staatsbürgerliche Erziehung galt als Wichtigstes, wobei deutsches Volk jenseits der Grenzen einfach fallen gelassen wurde. Wer selbst über die Grenze ging, verlor daher sein Volkstum in spätestens der zweiten Generation.

Deutschenfriedhöfe in aller Welt waren die empörend-beschämende Folge. Hoffentlich kehrt nie mehr die Zeit zurück, in der der deutsche Staat und seine Regierung aus „Staatsraison" deutsche Volksgruppen im Auslande dem Untergang preisgibt! Hoffentlich!

Innerhalb des Reiches aber widerlichste Karriere-Jägerei und Geldherrschaft. Galt es nicht als ein Hauptkampfziel: „Freie Bahn dem Tüchtigen"? Wurden nicht für die „Masse" die Schultüren aufgerissen? Suchte man nicht schon die Schulen, Hochschulen, die studentischen Zirkel und Verbindungen nach dem Gesichtspunkt aus: wo ist die Karriere am meisten gesichert? Und waren es stets die Tüchtigsten, die nach oben kamen? Und nun war man glücklich so weit, daß der einfache Arbeiter Staatspräsident werden konnte, — alle Laufbahnen standen offen, — sollte man also nicht laufen?

Wer das Deutschland vor 1933 vergleicht mit dem Seelenzustand unseres Volkes, — kann der nicht plötzlich zu der Erkenntnis kommen, daß wir dem Wesen einer gesunden deutschen Volkserneuerung viel näher standen, als die meisten anderen deutschen Volksgemeinschaften?

6.

Noch eins! Hätte es bei uns d a s gegeben, ich meine: das Volksleben bestimmend gegeben, was zur Karriere-Macherei und zur eigensüchtigen Geldrafferei gehört, so wären wir als Siebenbürger Sachsen alle längst nicht mehr vorhanden. Wer nur „leben", Geld verdienen, reich werden, hochkommen will, der ist weder national noch sozial; der sorgt für sich, denkt nur an sich, wird in Argentinien Argentinier, in Mexiko Mexikaner, in den Vereinigten Staaten hundertprozentiger Yankee, — er ist ein verlorener Schandfleck des deutschen Volkes.

Warum war dies bei den Siebenbürger Sachsen anders? Sie sind einst ausgezogen mit dem Bewußtsein einer Sendung! Sie hatten nicht nur die Aufgabe des Einzelnen: zu leben, zu arbeiten, sich zu ernähren, — sie hatten die Aufgabe als Gemeinschaft: Schutz der Krone zu sein, Träger einer Kultur, Licht der Welt, in der sie lebten. Nicht allen ist diese Sendung bewußt geworden; nicht immer sind sie sich in gleicher Weise der Sendung bewußt gewesen. Aber sie haben sie mit ihrem Leben gelebt, mit ihrem Dasein und Wesen erfüllt.

Nicht alles mag heute mehr richtig sein. Manches ist brüchig ge-

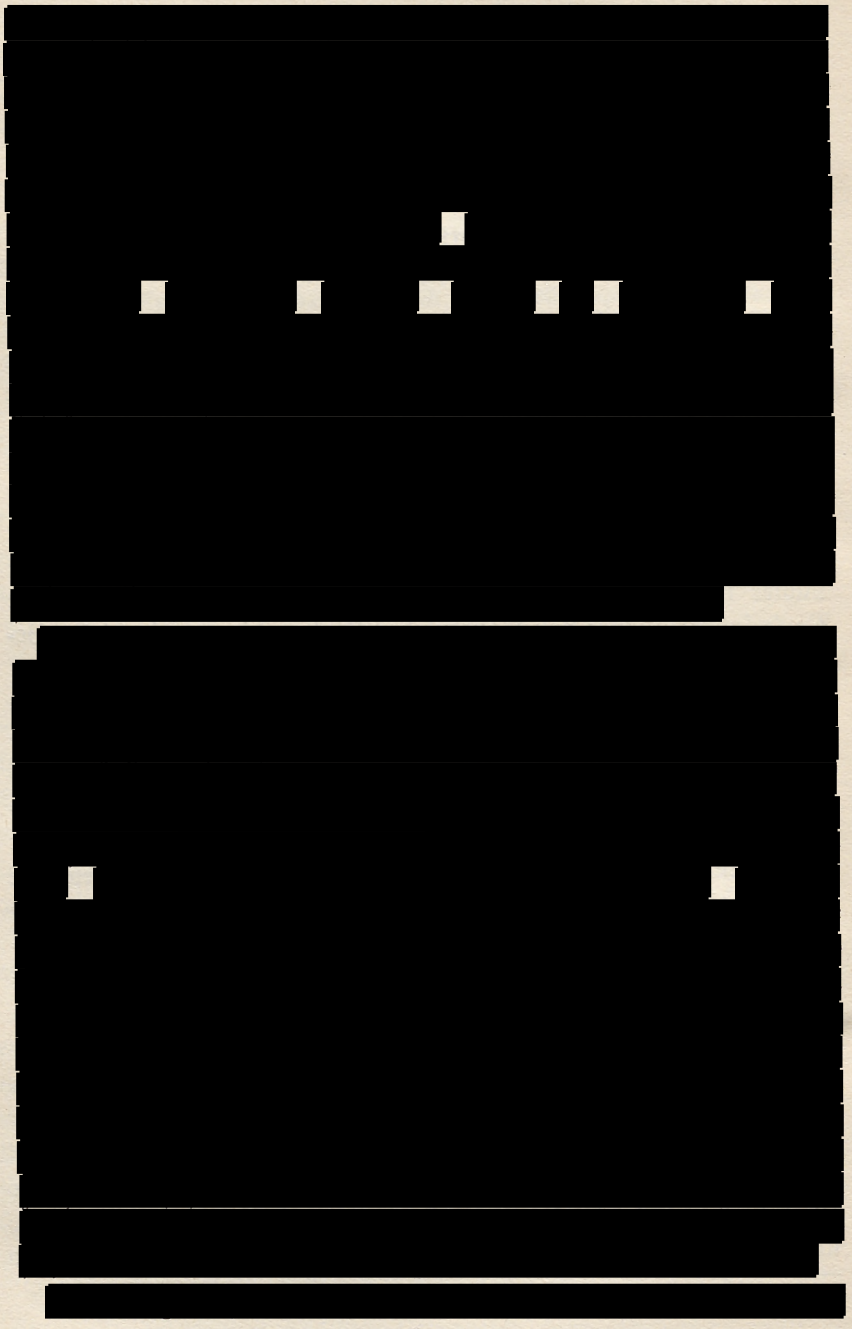
worden, vieles ist erneuerungsbedürftig.[1] Aber was die Siebenbürger Sachsen geleistet haben und was sie ihrem Wesen nach heute noch sind: wer kann, machs nach! Es ist nicht das schlechteste Beispiel, das er dabei vor Augen hätte.

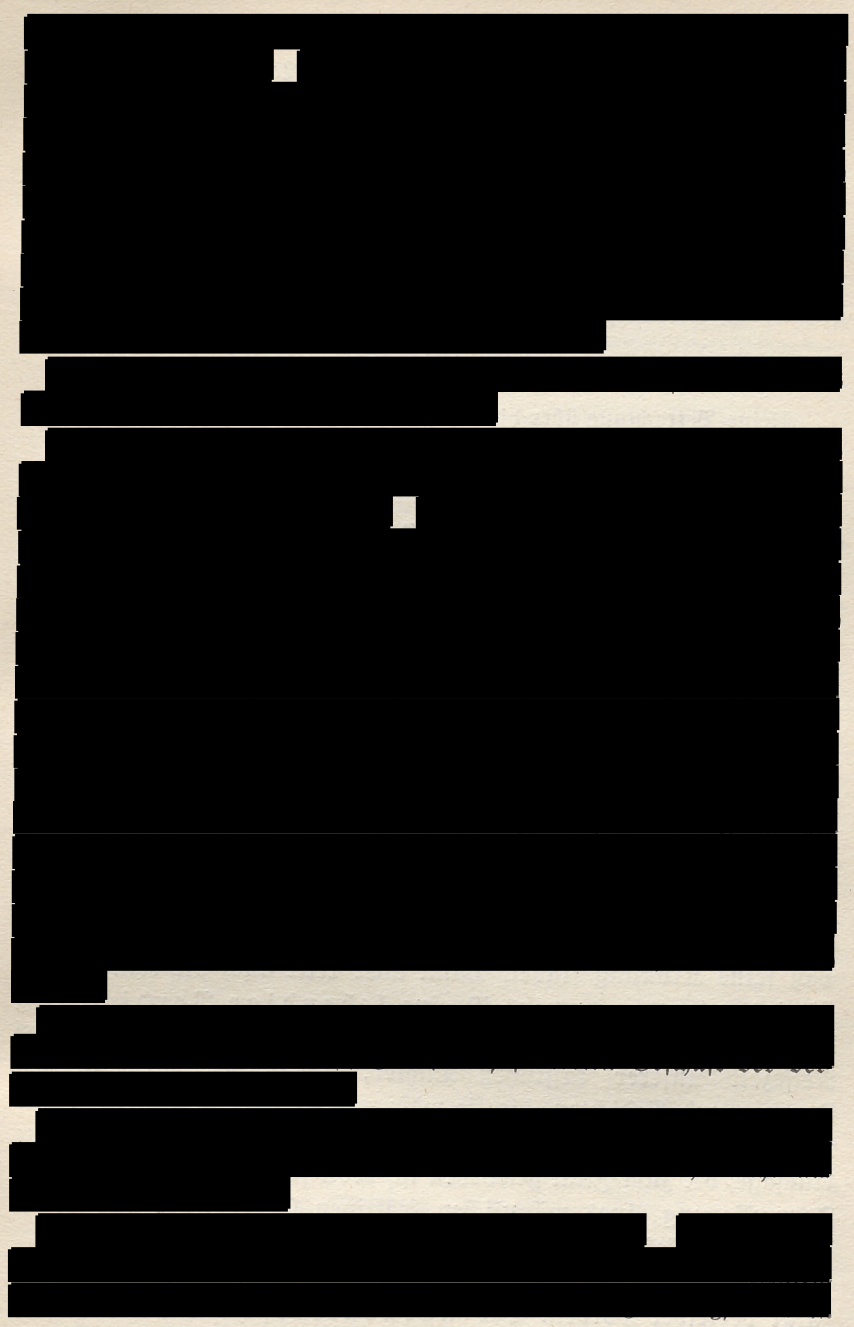
Bauerntum im Werke Wilhelm Raabes und Gottfried Kellers

Von Adolf Heltmann

[redacted]

[1] Siehe „Mitteilungen der Schriftleitung". Die Schriftltg.





[redacted]

Der Sinn des Zitates

Kleine Betrachtung über die Kunst der Dichterischen Formulierung

Von Georg Maurer

In knappster Form einen wesentlichen und allgemeingültigen Inhalt auszusagen, ist Bestreben der klassischen Epochen aller Zeiten und aller Völker. Im Zitatenschatz der Nationen wird das in so gedrängte Form gefaßte Gut ihrer Dichter offenbar. Eine in eine einzige Zeile gedrängte Erkenntnis oder ganze Weltanschauung lebt dann im Munde aller.

Das Zitat wird freilich dann so oft gebraucht, daß es schließlich verbraucht wird. Der Sinn geht verloren und die Worte stehen da, wie Blöcke, die eine Quelle versperren. Schließlich erbarmt sich die Parodie des Zitates und verdirbt einem die Lust, es überhaupt noch zu gebrauchen oder zu hören. Daß das Zitat lebendig bleibe, muß es auf Situationen, die ihm angemessen und bedeutend sind, angewandt werden — und im Verlauf eines Gesprächs nur dann, wenn dieses sich so entwickelt und steigert, daß es im zitierten Satz seine Krönung findet. Dann aber tritt auch die Kraft eines Zitates zutage — denn es ist eine lebendige Verdichtung höchsten Geistes. Die Mehrzahl unserer Zitate stammt aus der Reifezeit unserer kassischen Dichter, aus ihren edelgeformten Dramen und Gedichten, die sie während der Zeit des stärksten Bewußtseins ihrer Eigenart und ihres Wesens schrieben. Denn eine Aussage, die zum Zitat geworden ist, bedurfte in ihrer bändigenden Formulierung eines männlichen kräftigen Geistes, der das Leben herrscherlich faßt.

Vor allem in den Aufführungen klassischer Dramen ist uns das Zitat verleidet worden. Das naturalistische Drama vergan-

gener Epoche, das bis heute fortwirkt, war schildernd. Es versuchte, das tatsächliche Leben zu geben, nicht ein verdichtetes, höheres, geistiges. Das Publikum und der Schauspieler wurden erzogen, die möglichst natürliche, d. h. alltägliche Sprache darzustellen und zu hören, gesteigerte Situationen mit einem Ausbruch, mit einer kurzen Geste nur — zu kennzeichnen, und nicht mit einem „wohlsitzenden Zitat" zu kommen. Dieses erschien mit einem Male geradezu lächerlich. Aber das war nur die Folge einer veränderten Kunstauffassung, die keineswegs höher und besser ist, vielmehr unwesentlicher und in der Geschichte des Geistes eigentlich eine Niederung bedeutet.

Als Beispiel einer gesteigerten und aufregenden Situation, die trotzdem fast nur aus zu Zitaten gewordenen Sätzen besteht, sei eine Stelle aus dem Anfang des „Wilhelm Tell" angeführt, wo der Fischer Ruodi sich weigert, den verfolgten Baumgarten, der sein Weib am Vogt gerächt hat, über den stürmischen See zu setzen. Tell redet ihm ins Gewissen.

Tell: Wo's not tut, Fährmann, läßt sich alles wagen.

Ruodi: Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen? Das täte keiner, der bei Sinnen ist.

Tell: Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.

Ruodi: Vom sichern Port läßt sich's gemächlich raten.
Da ist der Kahn und dort der See! Versuch's!

Tell: Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen.
Versuch es, Fährmann . . .

Ruodi: 's ist heut Simons und Judä.
Da rast der See und will sein Opfer haben.

Tell: Mit eitler Rede wird hier nichts geschafft.

Daß in diesem kurzen Abschnitt sechs bis sieben Verse als Zitate in unserem Volke leben, wurde dadurch möglich, daß Schiller aus der Besonderheit der vorgestellten Situation das Allgemeine heraushob — die Idee dieses Ereignisses, die alle ähnlichen Ereignisse umspannt. Trotzdem bleibt es Dichtung, weil hier Schiller das Allgemeine mit dem Besonderen kunstvoll und natürlich vermählt hat, das Zeichen aller hohen Dichtung. Es ist der See, der rast, der Landvogt, der sich nicht erbarmt — aber See und Landvogt sind zu elementaren Gewalten geworden und das sittliche Prinzip tritt in der Gestalt Tells in körperhafte Erscheinung.

In einer naturalistischen Darstellung würden aufgeregte Worte hin- und herfliegen, Regieanweisungen würden im Textbuch die Worte begleiten. Nur das Besondere der Situation wäre erfaßt worden, nicht aber die Idee, die Form im höheren Sinn.

Für diese aber muß das Ohr und der Sinn des Publikums wieder erzogen werden, ebenso der Schauspieler, daß er lerne, die Kraft des Besonderen immer wieder erglühen zu lassen und zugleich das Besondere in die Sphäre der Allgemeinheit zu rücken. Heute findet man oft noch, daß der Schauspieler klassische Sätze entweder deklamiert oder sie ganz des idealen Gewandels entkleidet. Nur bei großen Darstellern trifft uns die beglückende Einheit als wahrhaftes Erlebnis.

Rundschau

Chronik. Das große Ereignis, das der Monat März im Innenleben des Deutschtums von Rumänien gebracht hat, waren die völkischen Wahlen im Buchenlande. Diese Wahlen haben mit einem großen Sieg der Deutschen Volkspartei Rumäniens und damit der volksjungen Kräfte geendet. Damit kommt dem Wahlergebnis für die Neuordnung der innervölkischen Verhältnisse unseres Deutschtums eine außerordentlich große Bedeutung zu. Sie bezeichnen — man wird dies vielleicht erst später ganz übersehen können — einen Markstein, einen Durchbruch. Denn sie vermitteln dem unvoreingenommen Urteilenden die Erkenntnis, daß die Führung des Deutschtums unseres Landes den neuen Kräften und ihrer Ideenwelt gehört. Man kann es als geradezu unerhört bezeichnen, daß jenes unserer Siedlungsgebiete, das in seinen Massen völkisch bisher am gleichgültigsten gewesen ist, das neben einer starken städtischen Intelligenz ein wirtschaftlich verelendetes Landproletariat erschreckend großen Ausmaßes aufwies, in derartig mitreißender Geschlossenheit und in derartigem Umfang sich um den Gedanken der Volksgemeinschaft schart, wie es diese Wahlen gezeigt haben. Angesichts dieser Tatsache verblassen — ohne daß sie deshalb gutgeheißen werden sollen — einige Temperamentsausbrüche und Jungenstreiche, die während des Wahlkampfes vorgefallen sind und ängstlichen Gemütern in Siebenbürgen Albdrücken verursacht haben.

Diese Wahlen sind aber auch noch viel mehr als nur ein Aufschluß über die innere Einstellung der deutschen Volksseele unseres Landes. Sie sind darüber hinaus ein neuer erhebender Beweis dafür, wie die innere Wiedergeburt des gesamten deutschen Volkes in das Auslanddeutschtum hinauswirkt und auch in diesem die Quellen der völkischen Kraft neu fließen macht. Das Erlebnis dieses irrationalen seelischen Zusammenhanges ist ein grundlegendes für den Binnendeutschen wie für den Auslanddeutschen. Der letztere insbesondere wird, wenn er sich diesem Erlebnis öffnet, mit Erschütterung feststellen, wie er, r ä u m l i c h

auf sich selbst gestellt, sein seelisches Sein doch immer aufs neue vom Muttervolk empfängt und ihm zu danken hat. Das Ergriffenwerden durch dieses Erlebnis ist besonders denen unter uns zu wünschen, die das Wort von der Eigenständigkeit unserer Politik so eifrig unter uns herumtragen, und darunter meist auch eine Eigenständigkeit unseres Wesens in einem Ausmaß verstehen wollen, das bei der heutigen Seelenlage des Deutschtums verzweifelt nahe an die innere Loslösung vom Muttervolk heranführt.

Einen schweren Fehler haben bei den Wahlen im Buchenlande unsere deutschen Parlamentarier begangen, die hier in fast geschlossener Zahl für die Einheitspartei in den Wahlkampf zogen und sich infolge des völligen Versagens dieser Partei eine unnötige, aber empfindliche Schlappe zuzogen. Man fragt sich wirklich, was denn unsere Parlamentarier, die in Bukarest so dringend zu tun haben, in diesem Wahlkampf zu suchen hatten! Konnte man denn nicht den Nichtparlamentariern unter den Trägern dieser Partei die Führung jenes Kampfes überlassen, um so mehr, als man bei genauer Prüfung der Lage die Schwäche der eigenen Partei in diesem Siedlungsgebiet wohl unschwer hätte rechtzeitig feststellen können? Und schließlich, auch wenn die Lage günstig erschienen wäre, wäre nicht die grundsätzliche Frage zu erwägen gewesen, ob man sich überhaupt den Ungewißheiten eines Parteiwahlkampfes aussetzen solle, in einem Augenblick, wo man in Bukarest eine erhöhte Tätigkeit zur Verteidigung unserer heute von allen Seiten bedrohten Volksrechte eingeleitet hatte? Und wo man — doch wohl mit Recht — die Ansicht verteidigt, um höherer volkspolitischer Notwendigkeiten willen solle der deutsche Abgeordnete unseres Landes nach außen nie so erscheinen, als ob nicht das ganze Volk hinter ihm stünde. Für die auf Sachsenboden gewählten Abgeordneten hatten doch die Beschlüsse des Volksrates vom 15. Januar die dieser Forderung entsprechende Lage wieder hergestellt und gerade auf dieser Grundlage hatte die erhöhte diplomatische Tätigkeit in Bukarest eingesetzt. Warum dies soeben gewonnene Kapital sofort an einem anderen unsicheren Ort eingesetzt werden mußte, um es zum großen Teil zu verspielen, ist unverständlich, solange man hier wirklich an ein zu behütendes Kapital glaubt.

Wenn in der „Chronik" des Märzheftes dieser Zeitschrift gesagt wurde, daß sich die Lage innerhalb des Deutschtums von Rumänien zu klären beginne, so haben die Wahlen im Buchenland entscheidend zu dieser Klärung mitbeigetragen. Und auch die ebenfalls dort angeschnittene Frage der Aktivierung des „Verbandes der Deutschen in Rumänien" wird durch die neue Lage im Buchenland hoffentlich so beeinflußt, daß sie einer Lösung entgegengeht. Alfred Pomarius.

„Für unsere Honterusschule." Vor mir liegen: Die vom Lehrkörper der Honterusschule herausgegebene Flugschrift „Für unsere Honterusschule" und der sie verdammende Aufsatz von Architekt Albert Schuller aus der Nummer 56 vom 8. März der „Kronstädter Zeitung".

Der Sachverhalt, um den hier die Auseinandersetzung geht, ist in seinen Grundzügen wohl bekannt: Der Kurator der Kronstädter Kirchengemeinde Dr. A. Polonyi erhebt in öffentlicher Versammlung die Anschuldigung, daß in der Honterusschule die Schüler verpolitisiert werden, eine durch Staatsgesetz streng verbotene Handlung. Die Stellungnahme des Kurators wird durch die „Kronstädter Zeitung" wiedergegeben und beschäftigt in der Folge die ganze öffentliche Meinung unseres Landes, führt zur Hetze gegen die Honterusschule in rumänischen Blättern, zur Entsendung eines Sonderinspektors aus dem Unterrichtsministerium, um den Fall zu untersuchen. Findet dieser Anhaltspunkte für die Richtigkeit der Anklage, so ist die Schule schwer gefährdet. Er findet keine, es wird ihm nachgewiesen, daß nur nach dem Lehrplan vorgegangen worden ist. 34 Volksgenossen erheben gegen den Kurator wegen leichtfertiger Gefährdung der Schule Klage beim kirchlichen Disziplinargericht. Es spricht ihn frei, und zwar in beiden Instanzen. Soviel zur Unterstützung des Gedächtnisses. Und nun zu der von Architekt Schuller leidenschaftlich verneinten Frage, ob der Lehrkörper der Honterusschule ein Recht hatte, noch vor dem endgültigen Abschluß des Disziplinarverfahrens gegen Kurator Polonyi eine diesen äußerst bloßstellende Flugschrift zu veröffentlichen, die im Gegensatz zu den kirchlichen Disziplinarurteilen die Schuld Polonyis unzweideutig erweist?

Heute, wo auch das kirchliche Oberdisziplinargericht Polonyi freigesprochen hat, wo unsere innere Volkslage unnötiger Zündstoffe zu den schon vorhandenen keineswegs bedarf, erfolgt die weitere öffentliche Behandlung des Falles unter der Verpflichtung zu höchstem Verantwortungsbewußtsein. Ihr ganz aus dem Wege zu gehen, verbietet der Ernst der ganzen Angelegenheit. Man ist hie und da bei uns versucht, die Sache als eine Parteiangelegenheit abzutun. Das ist eine unerlaubte Vereinfachung des Falles insoferne, als die Gegner Polonyis nicht seine Parteigegner sind, vielmehr der Lehrkörper der Honterusschule sich aus Anhängern aller innersächsischen politischen Strömungen zusammensetzt. Auch war jener Richter des Kronstädter Bezirksdisziplinargerichtes, der zum Zeichen der Verwahrung gegen den Freispruch Polonyis seine Betrauung niederlegte, keiner seiner Parteigegner. Ebensowenig war dies bei den geistlichen Mitgliedern des Bezirkskonsistoriums der Fall, die gegen das Urteil ihres eigenen Disziplinargerichtes Stellung nahmen. Das bloße Vorkommen dieser letzterwähnten Ereignisse beweist auch dem Außenstehenden, daß der Fall Lehrkörper der Honterusschule - Kurator Polonyi weder nach dem Schlagwort „Aufgebauschte Parteisache" zu erledigen ist, noch daß an ihn die durchschnittlichen Maße der innerkirchlichen Beamtendisziplin anzulegen sind.

Das tut nun Architekt Schuller in zugespitztem Maße. Es ist selbstverständlich grundsätzlich richtig, wenn er sich auf den Standpunkt stellt, daß in einer kirchlichen Disziplinarangelegenheit die Parteien das Urteil abzuwarten und sich ihm dann zu fügen haben, selbst wenn nicht

alles Unrecht als gutgemacht erscheint. Aber auch diese Regel hat ihre Ausnahmen.

Zunächst ist der Fall des Kurators Polonyi weit davon entfernt, nur eine kirchliche Disziplinarangelegenheit zu sein. Er ist darüber hinaus eine nationale Angelegenheit des gesamten Deutschtums unseres Landes. Er ist es geworden, weil ihm sachlich die Frage der Bekanntmachung unserer höheren Schuljugend mit den weltanschaulichen Grundfragen des neuen Deutschland zugrunde liegt, und er ist es geworden durch das große Ausmaß an Öffentlichkeit und politischer Betonung, die er im ganzen Land durch Schuld seiner Urheber selbst erhalten hat. Mit Recht hat sich deshalb auch der Deutsche Volksrat für Siebenbürgen mit dem Fall beschäftigt. Und theoretisch ist doch der Fall sehr leicht denkbar, daß ein völkisches Ehrengericht zu anderen Schlüssen kommen würde als etwa die kirchlichen Gerichte. Schon hieraus ergibt sich das Recht des Lehrkörpers in der ganzen Frage selbständige Stellung zu nehmen. Es wird durch den Umstand noch verstärkt, daß der Lehrkörper ja gar nicht Partei, sondern nur Zeuge im Gerichtsverfahren war, und wem diese Begründung zu formalistisch ist, der sei darauf hingewiesen, daß in der Flugschrift neben den die Disziplinargerichte beschäftigenden Fragen eine Sonderauseinandersetzung des Lehrkörpers dieser Schule mit ihrem Kurator läuft, die eine Angelegenheit für sich ist. So z. B. erhebt der Kurator in der öffentlichen Schlußverhandlung des Bezirksdisziplinargerichtes erneute Anschuldigungen gegen den Lehrkörper, die zu einer Gegenüberstellung der Parteien vor dem Stadtpfarrer führt, eben weil sie nicht Gegenstand eines Disziplinarverfahrens sind. Wenn dann diese Anschuldigungen sich bei näherem Zusehen als wahre Nichtigkeiten entpuppen, aber auf ihrer Grundlage eine Stimmungsmache gegen den Lehrkörper durch die Stadt geht, wer wollte diesem Lehrkörper noch das moralische Recht absprechen, den Tatbestand zu veröffentlichen.

Es ist übrigens der Vorzug dieser Flugschrift, daß sie sich ausschließlich auf unwiderlegliche Tatbestände und Dokumente stützt. Aus diesen geht die Schuld des Kurators Polonyi hinsichtlich leichtfertiger Gefährdung der Schule ganz klar hervor. Auch kein kirchliches Disziplinargericht kann ihn hievon freisprechen. Wie sehr die Flugschrift hierin auf Seiten der Wahrheit ist, zeigen ja zur Genüge die oben angedeuteten außergewöhnlichen Vorgänge im und um das Kronstädter Bezirksdisziplinargericht. Wenn hiezu dann noch die Stellungnahme einer so ernsten großen und verantwortungsbewußten Körperschaft tritt, wie sie der Lehrkörper einer unserer größten Schulanstalten darstellt, dann ist es gerade aus Verantwortungsgefühl heraus doch wohl angezeigt, einmal die wertenden Gundfragen genau von entgegengesetzter Seite herzustellen, als dies Architekt Schuller tut. Und dann nicht zu folgern: Es ist doch unerhörte Unbotmäßigkeit, daß Angestellte Stellungnahmen öffentlich begehen, die einem Urteil ihrer vorgesetzten Disziplinarbehörde widersprechen, sondern umgekehrt zu überlegen, daß vielleicht doch

mit diesem Urteil etwas nicht in Ordnung ist, wenn eine ganze Reihe ungewöhnlicher Demonstrationen durchaus ernster Natur dagegen vorliegen. Ganz zu schweigen von der großzügigen Behauptung Architekt Schullers, daß der Disziplinarprozeß die Haltlosigkeit der in der Flugschrift erhobenen Anklagen erwiesen habe. Es gibt keinen noch so fein gesponnenen Disziplinarprozeß, der dokumentarisch belegte Tatsachen aus der Welt schaffen könnte, wie die, daß Kurator Polonyi brieflich eine die Schule entlastende öffentliche Erklärung zusagt und sogar den Wortlaut mitteilt und dann eine Erklärung erscheinen läßt, die die Schule aufs neue belastet oder wie die, daß das bei Stadtpfarrer Möckel aufgenommene Protokoll die völlige Haltlosigkeit seiner Anschuldigungen gegen den Lehrkörper dartut.

Damit sind wir an dem empfindlichen Kernpunkt der ganzen Angelegenheit angelangt, an der Stellungnahme zum Urteil der Disziplinarbehörden unserer Kirche. Diese Stellungnahme ist endgültig nicht möglich, weil die Begründungen der Urteile hier nicht vorliegen.

Daß etwas an diesen Urteilen nicht in Ordnung ist, ist offensichtlich. Hier von einem Freundesdienst zu sprechen, der Kurator Polonyi durch Richter erwiesen worden wäre, die seine persönlichen Freunde sind, lehne ich ab. Es kann hier nur verschiedene Rechtsauffassung, abweichende Stellung der Schuldfrage und verschiedene Bewertung des Schuldausmaßes in den beiden entgegengesetzten Meinungslagern in Frage kommen, Dinge, die allerdings geeignet sind, jene krisenhaften Erscheinungen hervorzurufen, die Architekt Schuller zu Unrecht nur am Lehrkörper der Honterusschule zu rügen für gut befindet und die er glaubt, mit weiteren Disziplinierungen aus der Welt schaffen zu können.

Es muß nochmals wiederholt werden: Von der Schuld, die Honterusschule leichtfertig gefährdet zu haben, ist Kurator Polonyi keinesfalls freizusprechen. Es kann allerdings ein Gericht mildernde Umstände in Betracht ziehen, die das Ausmaß der Schuld so weit vermindern, daß eine Bestrafung nicht notwendig erscheint, worüber es allerdings verschiedene Standpunkte geben kann. Nicht ausgeschlossen scheint im vorliegenden Falle auch eine Verschiebung der Schuldfrage durch die Gerichte zu sein, und zwar dahingehend, daß das Schwergewicht nicht auf die Gefährdung der Schule, sondern auf deren Schädigung gelegt wurde. Jedenfalls ist es vor allem der Nachweis der letzteren, den das Gericht von Rektor Meschendörfer fordert. Und was heißt nun „Schädigung"? Die Schule ist z. B. nicht gesperrt worden und einige Schikanen mehr oder weniger „Schädigung" zu nennen, kann als sehr subjektive Wertung angesehen werden. Wenn man den Begriff der „Schädigung" nur etwas stark materiell greifbar gestaltet, kommt man rasch zu einem Punkt, wo die Schuld Polonyis zwischen den Fingern zerrinnt. Man sieht übrigens leicht, daß eine solche Verschiebung der Schuldfrage, wie sie soeben angedeutet wurde, auch nur die Konstruktion

eines mildernden Umstandes für die Grundfrage bedeutet, ob eine Verletzung der Amtspflichten des Kurators vorliegt oder nicht.

Für die Beurteilung aber der Berechtigung und des Ausmaßes der mildernden Umstände, die hier in Frage kommen, sind letzten Endes wohl zwei verschiedene Rechtsauffassungen ausschlaggebend, die in unserem Volke heute miteinander streiten. Die eine ist die des „alten Systems", die in dem Bestreben, der neuen deutschen Ideenwelt Anerkennung zu erstreiten, eine Schädigung unserer Volksgüter sieht, weil diese Bestrebungen rumänischerseits abgelehnt werden. Für sie ist der, der diesen Bestrebungen unter uns entgegentritt, der eigentliche Wahrer und Hüter unserer völkischen und kirchlichen Einrichtungen, weil er einen Konflikt mit dem Staat verhindert. Klassisch bringt diese Auffassung Architekt Schuller zum Ausdruck wenn er schreibt: „Wer ist denn in Wirklichkeit schuldig? Die, welche durch ihr unkluges Verhalten und unverantwortliches Treiben die Schule gefährdet haben oder der, der unsere Bürgerschaft auf dies gefährliche Treiben aufmerksam macht und auch die Schuldigen vor den sich für sie wie für uns alle ergebenden Gefahren warnt?" Für diese Einstellung nun liegt es nahe, Polonyis Schuld für eine bloß scheinbare zu halten: er hat sich ja im Grunde mit seiner Warnung Verdienste erworben, indem er den Lehrkörper aufrüttelte und größeren Schaden verhinderte. Die formale Unrichtigkeit des eingeschlagenen Weges wird nach dieser Auffassung überwogen von der sachlichen Richtigkeit der Grundeinstellung. Es ist selbstverständlich, daß sich hier rein instinktiv alle mildernden Umstände gewissermaßen von selbst einstellen werden.

Das gerade Gegenteil dieser Ansicht bildet die Rechtsauffassung der volksjungen Kräfte. Sie sehen die völkisch-sittliche Grundaufgabe der heutigen Generation darin, für das hiesige Deutschtum die Geltung der neuen deutschen Ideenwelt zu erstreiten, weil sie darin die innere Vorbedingung für unser zukünftiges Deutschbleiben erkennen. Für sie ist der, der diesen Bestrebungen unter uns entgegentritt, der Schädiger der Volksseele und der völkischen Zukunft, besonders wenn er öffentlich auftritt und damit in eine Front mit den zahlreichen Kräften sich stellt, die heute dem hiesigen Deutschtum und dem Deutschtum im allgemeinen feindlich gegenüberstehen. Für diese Auffassung ist die Schuld Kurator Polonyis vollkommen klar und jeder restlose Freispruch ein Fehlurteil. Daß man aber, wie der Fall Polonyis beweist, durchaus nicht Parteigänger einer solchen Richtung zu sein braucht, um zu derselben Schlußauffassung in dieser besonderen Angelegenheit zu kommen, liegt daran, daß die Einstellung der volksneuen Kräfte den Grundgesetzen aller völkischen Haltung näher liegt, als die andere: dem Grundgesetz, das als innerlich völkisch geboten die jeweilige seelische Grundhaltung des Gesamtvolkes vorschreibt, und dem Grundgesetz, das als völkisch verboten das Zeugen für die Auffassung des Volksgegners verurteilt.

Alfred Pomarius.

Zur vierten Jahresgabe der Deutschen Buchgilde in Rumänien. Zur Besprechung der vierten Jahresgabe der Deutschen Buchgilde in Rumänien von Karl Kurt Klein habe ich berichtigend festzustellen, daß ich wohl das Vorwort zu dem Novellenband „Himmel über dem Acker" geschrieben, nicht aber die Auswahl der Geschichten besorgt habe. Diese Auswahl wurde aus der Menge der eingelaufenen Manuskripte, die mir gar nicht bekannt wurde, von dem Präsidenten der Buchgilde, Dr. Otto Folberth auf Grund von Anregungen des Albert Langen-Georg Müller-Verlages, München, getroffen. In letzter Stunde konnten auf Wunsch meines Schwagers Erwin Wittstock mit meiner Mithilfe, da ich die Drucklegung zu überwachen hatte, noch einige Verbesserungen vorgenommen werden, so die beiden von ihm ausgesuchten Geschichten von Johann Plattner aufgenommen und einige schwächere Stücke ausgemerzt werden. Trotzdem so verschiedene Kräfte an dem Werk der Auswahl beteiligt waren, glaube ich, daß unter den gegebenen Verhältnissen das Mögliche getan wurde. Wir haben eben weniger gute Erzähler, als begabte Lyriker. Wir finden aber in dem Band eine ganze Reihe guter Geschichten, eben, weil man in dies repräsentative Buch lieber eine wertvolle, schon bekannte Erzählung aufnahm, als eine neuere und schwächere. Zu diesen guten Geschichten gehört für mich unbedingt auch Zillichs neue Erzählung „Die Reinerbachmühle", die demnächst als erste siebenbürgische in der Universalbibliothek des Reclamverlages erscheinen wird. Andererseits trat nun gerade in diesem Band, wenigstens für Siebenbürgen, das volkhafte Anliegen vor das literarische, worauf ich auch in meinem Vorwort hingewiesen habe. Das Buch gibt ein mit wachen Augen und warmen Herzen gesehenes Bild dieser kleinen und doch so großen Welt Siebenbürgen. Ich glaube wahrhaftig, daß ein rechter Leser an Hand dieses Buches einen tiefen Blick in die Seele unserer östlichen Heimat tun kann. Trotzdem ich also bei der gegebenen Lage die getroffene Auswahl verantworten kann, stammt sie doch gar nicht von mir, was ja auch in dem Bande dadurch ersichtlich gemacht wurde, daß die Deutsche Buchgilde als Herausgeber erscheint, ohne daß ich, wie Hermann Roth und Harald Krasser im Lyrikband, als derjenige bezeichnet werde, der die Auswahl besorgt hat. Ich hätte es also von meinem lieben Freund Karl Kurt Klein wahrhaftig erwarten können, daß er sich gründlicher informiert, bevor er mir Vorwürfe über meine Sicherheit in der Auswahl macht, denn gewiß hätte eine von mir besorgte Auswahl auch ein anderes Gesicht gehabt. Wir sind doch bei unseren Beurteilungen in der kleinen, geistigen Welt, in der wir leben, wahrhaftig nicht auf Vermutungen angewiesen, da uns die Tatsachen so leicht offen stehen. Dr. Ernst Jekelius.

Bach und Händel. Das deutsche Volk rüstet sich, um die zweihundertfünfzigste Wiederkehr des Wiegenfestes zweier seiner großen Söhne würdig zu begehen. Die Wiedergeburt der Musik Johann Sebastian Bachs und Georg Friederich Händels, die wir in unserer Zeit ergriffen

miterlebt haben, wird in diesem Jahr zu erhebendem Ausdruck kommen. Während die katholische Kirche, die Kirche des Schauens, ihre grandiose, künstlerische Gestaltung in ihren mit Bildwerken so reich geschmückten, zum Himmel strebenden gotischen Domen gefunden hat, hat die protestantische Kirche, die zur unsichtbaren Gemeinde drängt, ihren kostbarsten Kunstschatz in der Musica sacra. Zwei Meister nun dieser evangelischen Musica sacra feiert das deutsche Volk in diesem Jahre. So verschieden die beiden großen Musiker in Leben und Werk voneinander waren, so lebten sie doch beide in der Gemeinde der evangelischen Kirche: Georg Friederich Händel (geb. am 23. Februar 1685 in Halle), der große Bär, wie man ihn hieß, ein Weltmann von Format, Vertrauter von Herrschern und Kardinälen, lebte, trotz zum Teil ganz elender Zeiten, in London in glänzenden Verhältnissen und ist in der Westminster-Abtei neben Königen bestattet. Johann Sebastian Bach (geb. am 21. März 1685 in Eisenach) verbrachte sein Leben in der kargen Enge eines bürgerlichen Kantorates in stetem Widerstreit mit überheblichen Schulmeistern und einem geizig-spießigen Stadtrat und fand seine letzte Ruhestätte an der Stätte, im Raume der Kirche, wo sich an der Orgel und am Dirigentenpult jubilierend sein wahres Leben begab, in der Nicolaikirche zu Leipzig. Händel, der einsame Junggeselle, in dessen Leben nie eine Frau getreten ist und der nach dem Tode seiner angebeteten Mutter seine ganze überquellende Liebe einem Findelhause zuwendet, das er mitbegründet hat und hauptsächlich unterhält, da selbst in den Zeiten, da er mit den schwersten materiellen Sorgen zu kämpfen hat, der gesamte Reingewinn aus den Aufführungen seines Lieblingswerkes, des „Messias", dieser Anstalt zufließt. Bach, dem zwei geliebte Frauen zwanzig Kinder geschenkt haben und der alle Freuden, Leiden und Sorgen eines Ehemannes und Vaters durchlebt, verbrachte seine erholsamsten Stunden inmitten seiner Hauskapelle, die er mit seiner Frau und seinen Kindern gebildet hatte. Händel, der erst in der Mitte seines Lebens aus der zauberischen Welt der sinnlich schönen Oper aus völligem Niederbruch in gewaltiger Bekehrung durch die erschütternde Schöpfung des „Messias" hindurch zum Glauben findet. Bach, der von Kindheit aus ein Gläubiger, von Fuge und Lied zu Orgelchoral und Gemeindechoral, zur Kantate, zu der Passion, diesem herzbewegenden Drama der Christenheit, und dem erhebenden Dom der Messe aufsteigend, immer mehr in eine jenseitige Welt hineinwächst. Händel, der in selig dahinstürmender Gewißheit alle Welt in den Bann des Glaubens schlagen will. Und Bach, der in der Erkenntnis, daß er von einer bürgerlichen Welt nie verstanden werden wird, sein Werk zur höheren Ehre Gottes schafft und der unsichtbaren Gemeinde Christi weiht. Händel, der gesagt hat: „Ich würde bedauern, wenn ich meine Zuhörer nur unterhalten hätte — ich wünschte sie besser zu machen." Bach, der alle seine Werke mit den Worten Jesu juva — „im Namen Jesu" beginnt und mit den Worten Deo soli gloria — „Gott allein die Ehre" beendet. Und doch geht es bei Beiden im

Letzten um das Eine. Bei Händel, wo sich die Gemeine der Seelen im Chor zu prophetischen und apokalyptischen Schauungen erhebt. Und bei Bach, dessen Schöpfungen in die Werkgemeinschaft der großen Stifter, in die Gemeinschaft der Heiligen eingehen.

Wenn nun in diesem Jahr die gewaltigen Werke dieser beiden musikalischen Verkünder des evangelischen Glaubens auch bei uns zur Darbietung gelangen, so wünschen wir, daß unser Volk gerade in diesen Tagen, da der Kampf um die Kirche auch bei uns anhebt, durch die Schönheit der ästhetischen Form hindurch zum wesentlichen Gehalt dieser Schöpfungen vordringe und so in den Raum der wahren Kirche gelange.

Dr. Ernst Jekelius.

Neue Bücher und Schriften

Hans Diplich: Gedichte (Temesvar o. J.).

Der schmale Gedichtband des Banaters Hans Diplich bekennt sich schon im Äußern (Schriftbild — Vermeidung der Majuskeln und Satzzeichen innerhalb der Verszeile) sichtbar zu Stefan George. Stilistisch und thematisch gehören die Gedichte des ersten Teiles „Strofen" größtenteils in die Einflußsphäre etwa des „Jahres der Seele". Es ist heute gefährlicher noch als vor 30 Jahren, diese mittlere Entwicklungsstufe Georges nachzuahmen und sich damit einem vorgeformten lyrischen Stil stärkster persönlicher Prägung zu verschreiben, dessen seelische Formvoraussetzungen nach den großen (und gerade auch vom späteren George mit heraufgerufenen) Wandlungen schlechtwegs nicht mehr wiederholbar sind. Im zweiten Teil des Bandes „Rundgang", der nach Form und Gehalt stellenweise schon dem späteren George, dem Gesetzgeber und Seher, sogar hölderlinschen Hymnen verpflichtet ist, rächt sich noch mehr, was schon den ersten Teil nicht zu selbständigem Ton reifen ließ: der Mangel an wirklich eigener Sprachkraft und -fülle (der Mangel sogar an Sprachsicherheit: „lern mich stolzer sein" statt „lehr . . .", „Ist Friede oder liegt wer im Streit?", „der Blick . . . läßt kein Wunsch mehr übrig" statt „keinen", „Die Erde befahrt das große Rad" statt „befährt" usw.), die bei einem solchen Stil sprachlicher Zucht unerläßlich ist. — Über die Begabung des Dichters wird ein zuverlässiges Urteil erst möglich sein, wenn sie sich aus dem erdrückenden Bann übernommener Formensprache zu eigenem Ton befreit.

Harald Krasser.

Barbra Ring: „Die Tochter von Eldjarstad". Ein Roman. Verlag Langen-Müller, München. (247 Seiten).

Der Verlag Langen-Müller bringt in der Reihe seiner nordischen Verlagswerke mehrere Bücher der bekannten Norwegerin Barbra Ring. Eines davon ist der Roman der kleinen, verwachsenen Pfarrerstochter von Eldjarstad. Durch seine Mißgestalt von den anderen Menschen nicht nur äußerlich anders und darum geschieden, erlebt das Kind und heranwachsende Mädchen alles, was in seinen Lebenskreis tritt, tiefer und

erfüllter, auch schärfer beobachtend und eindringlicher richtend. Von diesem Standort her, der außerhalb des Wirbels der Geschehnisse bleibt, kann sie als Tochter des stolzen Erbhofes nach dem Tode der stillen Mutter diesen Hof retten und den lebensfrohen Pfarrer Kruke, ihren Vater, vor Wegen bewahren, die zu Abwegen werden müßten.

Es ist ein Frauenbuch bester Art, das man gerne auch in die Hand heranwachsender Mädchen legen kann. Hans Lienert.

Rudolf G. Binding: Wir fordern Reims zur Übergabe auf. Anekdote aus dem großen Krieg. Rütte und Loening-Verlag, Frankfurt a. M. 1935.

Rudolf G. Binding schenkt uns in seinem letzten Buch, einem in sehr hübscher Ausstattung erschienenen Bändchen, eine meisterhaft erzählte Anekdote. Es war zu Beginn des Krieges, in den ersten Wochen des deutschen Vormarsches, da wurde Reims von deutschen Parlamentären zur Übergabe aufgefordert. Die Parlamentäre gerieten bei der Rückfahrt durch eine Verkettung besonderer Umstände in den Verdacht, Spione zu sein, wurden gefangen gesetzt, vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und durch einen glücklichen Zufall, der ihre Glaubwürdigkeit erhärtete, knapp vor der Erschießung wieder freigesprochen und später zurückgeschickt. Die Anekdote wird immer zu den besten deutschen Kurzgeschichten gehören. Mit großem Abstand, in knappster Form, gibt sie ein anschauliches Bild der handelnden Personen, der ritterlich klaren Haltung der Offiziere, die dem Tod mit Größe ins Gesicht sehen, des sauberen Benehmens der meisten Franzosen, gibt einen Einblick in die Stimmung jener an den späteren Frontjahren gemessen seltsam fremden und fast unglaubhaft romantischen ersten Kriegszeit. Heinrich Zillich.

Neue Inselbücher. Unter den in der letzten Zeit erschienenen Inselbüchlein verweisen wir besonders auf die berühmte Novelle Josef Pontens „Die Bockreiter", die in dieser wohlfeilen Ausgabe viele neue Freunde gewinnen wird; weiter auf eine ausgezeichnete Darstellung Schillers von Eugen Kühnemann „Schiller und seine Welt", der man weite Verbreitung wünscht, weil hier Deutung des Dichters und seines Schaffens in einer Form erfolgt, die jedermann packen und bereichern muß. Von Friedrich Schnack erschien eine Bilderbogengeschichte „Land ohne Tränen", ein kleines Weihnachtsspiel in entzückendem Einband, das sich für allerdings technisch nicht leichte Aufführungen vor Kindern und Erwachsenen wohl eignen mag. Das Land ohne Tränen ist das Spielzeugland, das Hans und Grete durch die Schaufenster sehnsüchtig erblicken und in das sie plötzlich Eintritt finden, um dort die Gewährung aller Wünsche zu finden. Die Inselbücherei bringt seit einiger Zeit auch illustrierte Bändchen heraus, die großen Anklang finden. Uns liegt zum Beispiel eine Schattenbildersammlung des verstorbenen bedeutenden Schriftkünstlers und Graphikers Rudolf Koch „Häusliches Leben"

vor — mit einem Nachwort von Ernst Keller. Das Buch lebt wirklich aus dem Geist seines Titels und verlockt immer wieder, es in die Hand zu nehmen, um in die einfache und ewige Welt einzutauchen, die von Koch rein, freudig und schön gestaltet wurde. — Ein Büchlein für kleine und bärtige Knaben ist die Deutsche Soldatenliedersammlung „Wer will unter die Soldaten", die mit lustigen farbigen Bildern nach alten Uniformen von Fritz Kredel geschmückt ist und überall dort, wo Deutsche wohnen, Freude bereiten wird. Heinrich Zillich.

„Das Herz ist wach." Briefe einer Liebe. Herausgegeben von M. B. Kennicott. Rainer Wunderlich-Verlag, Tübingen 1934.

Der Verlag behauptet, diese Liebesbriefe zwischen einem sechzigjährigen Engländer und einer etwa vierzigjährigen politisch beschäftigten Deutschen seien wirklich 1930 gewechselt worden. Wäre dies wahr, so könnte man sich die Umstände nicht vorstellen, die schon nach so kurzer Zeit die Preisgabe solcher Bekenntnisse rechtfertigen können, ohne sie innerlich zu entwerten. Echte Liebe kann sich nicht selbst in die Auslage setzen. Das Buch ist m. E. von einer einstigen deutschen Politikerin geschrieben worden. Eine bestimmte Vermutung sei verschwiegen. Weiblich ist die in den Briefen ersichtliche Einstellung zur Politik, womit nicht gesagt sei, daß die Naivität weiblich sein müsse, mit der, bei völligem Übersehen der osteuropäischen Räume mit ihren Deutschen und anderen Völkern, von einem Sichverstehen der westlichen Jugend allein die Rettung erhofft wird. Peinlich, daß dies Sichverstehen in der Form landschaftlich schön umrahmter, von Geldsorgen nicht bedrückter, in kränzchenhaft guten Formen ablaufender Diskussionen einer mit „Verständnis" gezeichneten Jugend vorgeführt wird. Wie blutleer erscheint hier die Aufgabe der Kriegsgeneration! Peinlich die politische Geschäftigkeit der schönen Briefschreiberin, die immer den Eindruck hinterläßt, als wollte sie das Heilmittel nun bald verraten, das sie nicht kennt; peinlich, daß der viel überlegenere Mann all dies versteht und das Recht seiner Liebe gegen die Frau nicht rücksichtslos durchsetzt, die sich so wichtig erscheint an einem Flecke, wo sie redet, anstatt dort, wo sie echt ist und liebt. Der Mann muß fliehen, ehe sie begreift, und beide merken nicht, was sich im Grunde abspielte. Das Buch ist wortreich, tatleer, geschäftig, es trieft von Bildung und Intellekt, es ist sentimental — man denke bloß an die ewigen Blumenbeschreibungen — und dennoch erklingt die Liebe darin oder die Sehnsucht nach ihr. Hinter dem Peinlichen des Vordergrundes liegt viel Erleben, gute Beobachtung, Wissen, Liebe, Zartheit (im Kampfe mit der Bewußtheit intellektueller Menschen, die natürlich auch wissen, wie nötig Natur ist), überschwemmt vom Wort, aber doch da. Vielleicht gerade darum, weil in dem Buch neben dem großen Akkord der Menschenseele der Wirrwarr der Zeit, noch dazu im äußeren Gewand der guten Form und der Reife ertönt, nach der sich so viele Europäer, die vom Erdacker gelöst sind, sehnen, ist es zu dem Buch der Saison geworden, ehe es, für ein Bleiben doch

zu ballonhaft aufgeblasen, in die Gefilde der Vergessenheit entschweben wird. Heinrich Zillich.

Hans Georg Brenner: „Fahrt über den See", Roman. Bruno Cassierer-Verlag, Berlin.

H. G. Brenner stellt in feinen Stimmungsbildern die versuchte Flucht eines Mannes aus der ihm unerträglich gewordenen Bürgerlichkeit seines Lebens in die Vergangenheit, in seine Jugendzeit, dar. Gerade der Besuch der Heimat und das Wiedersehen der Jugendgeliebten führen ihn aber in seine Ehe, die davor steht, in die Brüche zu gehen, und zu seiner ihn mit viel Verständnis liebenden Frau zurück. Das ganze Geschehen umgibt die subtil gesehene und mit zarter Pinselführung gezeichnete Landschaft Nordpreußens.

Meinrad Inglin: „Die graue March". L. Staackmann Verlag, Leipzig 1935.

Dies Buch schildert das Leben der Menschen und Tiere im Alpenhochland der Schweiz, dort wo der Mensch nur noch spärlich siedelt und wo das Tier schon herrscht. Er reicht nur noch mit seinen Streifzügen auf der Jagd in das Gewaltige der Natur, in deren Wäldern und auf dessen Grasbändern zwischen Felsen das Wild lebt. Er flieht das Wetter und nützt seine Klarheit, er holt sich mit schwerster Anstrengung die Jagdbeute und ist doch dem Schicksal unterstellt, das sich in gleicher Weise hier oben an Mensch und Tier und jedem Gewächs erfüllt.

Tiernahe ist der Mensch und dadurch naturgebunden. Er ist zum einfachen, hemmungslosen und triebhaften Wesen geworden, das die Augen aufreißt, wenn es von einem Menschen — nicht mehr seinesgleichen — nicht verstanden wird.

Doch die Hauptsache und die Hauptstärke dieses Buches sind die Vögel und die gejagten und jagenden Tiere, die so nahe berühren als greife man sie in der Wildnis. Sie sind die Wesen, denen unsere größte Aufmerksamkeit gilt, die wir verfolgen und bedauern, denen zuliebe dies Buch gelesen werden muß.

Es gehört eine außerordentliche Begabung dazu, ein solches Buch zu schreiben. Daß Inglin als Künstler so naturnahe bleiben konnte, beweist sein Können. Kurt Scherg.

Deutscher Kalender für Rumänien 1935. Verlag „Bukarester Tageblatt", Bukarest. 224 Seiten, Preis 35 Lei. In dem soeben erschienenen „Deutschen Kalender für Rumänien 1935" finden wir außer dem kalendarischen und dem informativen Abschnitt (Angaben über Post-, Stempelgebühren usw.) einen umfangreichen schöngeistigen Teil, der sorgsam ausgewählt wurde und dessen Beiträge Heinrich Zillich, Erwin Wittstock, Oskar Kraemer u. a. lieferten. Über Sprache, Dichtung, Volkstum und völkisches Leben in den verschiedenen deutschen Siedlungsgebieten Rumäniens haben Dr. B. Capesius, Harald Krasser, Ludwig Schmidts

usw. Aufsätze beigesteuert. Die großen Ereignisse des Jahres sind in der Chronik 1933—34 festgehalten und in verschiedenen Aufsätzen. Zahlreiche Bilder, durchwegs gelungene Originalaufnahmen, bilden einen reichen Schmuck des geschmackvoll ausgestatteten Kalenders, dessen Titelblatt H. W. Meschendörfer, Kronstadt, zeichnete.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Im Mittelpunkt unseres Heftes steht vor allem der Beitrag von Otto Folberth mit den im Wortlaut veröffentlichten Briefen um Stephan Ludwig Roth. Er sei unseren Lesern ans Herz gelegt. — Der Aufsatz von Hans Lienert schildert die Grundgesetze unseres Volkslebens, wie sie sich in den Jahrhunderten unseres Bestandes entwickelten und bis in die Gegenwart nachwirken; gewiß sind heute manche Einzelheiten anders zu beurteilen, auch traten in den Jahren nach dem Kriege verschiedene Entwicklungstendenzen hervor, die sich in das von Lienert gezeichnete Bild nicht restlos einfügen; der in der Gegenwart stehende Sachse wird von seiner persönlichen und ständischen Gebundenheit her geneigt sein, die im Leben eines Volkes immer vorhandenen Gegensätze für wesentlicher zu halten als Lienert; besonders wird man mit einigem Recht eine gewisse Übersteigerung kapitalistischer Erscheinungen auch in unserer Gemeinschaft seit dem Kriege mitunter bemerken können, die früher fehlte, und schließlich auf die notwendige Läuterung unseres Volksgewissens, die Aufnahme neuer Lebensideale, den Schwung einer lebendigen Gemeinschaftsbewegung hinweisen müssen, um das von Lienert gegebene Gemälde der Jetztzeit anzupassen, dennoch aber bleibt die Hauptlinie seiner Ausführungen, die das Gesetzliche hervorhebt, gültig: durch alle zeitlichen Wandlungen drückt sich das alte Wesensgefüge unseres Volkes auch heute noch hindurch.

Der Herausgeber, der mehrere Monate in Deutschland zubrachte und nun wieder in die Heimat zurückgekehrt ist, las in den letzten Wochen im Rahmen der Goethegesellschaft in Riga aus eigenen Schriften, ebenso in Königsberg, außerdem sprach er eigene Dichtungen durch den Rundfunksender Königsberg. Der erste Preis im Novellenwettbewerb der Berliner Zeitschrift „Die neue Linie" wurde für 1935 wieder Heinrich Zillich zugesprochen, und zwar für seine Novelle „Der baltische Graf". Damit hat Heinrich Zillich zum zweiten Male in diesem großen und anonymen Erzählerwettbewerb den ersten Preis davongetragen. Zum ersten Male errang er ihn 1933 mit seiner inzwischen als Buch erschienenen Novelle „Der Urlaub" (Verlag Albert Langen-Georg Müller in München).

Ein neuer Gedichtband des Herausgebers. In einigen Wochen erscheint unter dem Titel „Komme, was will!" ein neuer Gedichtband von Heinrich Zillich im Albert Langen-Georg Müller-Verlag in München.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Raţiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Hans Eder, Selbstbildnis

Photo-Reproduktion: Atelier O. Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR MAI 1935 HEFT 5

Gedichte

Von Erwin Neustädter

Kreuze am Weg

An den Straßen die wir zogen
einst in müden Marschkolonnen,
alle Rücken schwer gebogen,
vom Granatenbraus umflogen,
stehn nun Kreuze, grasumsponnen.

Stehn in Reihen ausgerichtet
gleich und gleich ob jedem Haupte;
alles wurde hier geschlichtet
und zu Einem nur verdichtet,
ob der Leib auch drunten staubte:

Nichts als unsrer Völker Namen
blieb von unsrem ganzen Wesen.
Daß sie lebten, waren wir Samen
wenn sie uns auch alles nahmen:
Volkes Name steht zu lesen!
Und aus uns keimt sein Genesen —

Bruder Baum

Ach schweige mein Herz!

Dein Leid ist das größte nicht.
Sieh, wie die Bäume das ihre tragen!
Ohne zu klagen
sie mit verstümmelten Armen gen Himmel ragen —
ein stummes Gericht.

Sie schneiden euch zu,
die Menschen, so wie es ihnen gefällt —
und das Gleiche wollen sie mit mir! —
Jedes Tier
ist freier als ich und ihr —
keine Wurzel es hält!

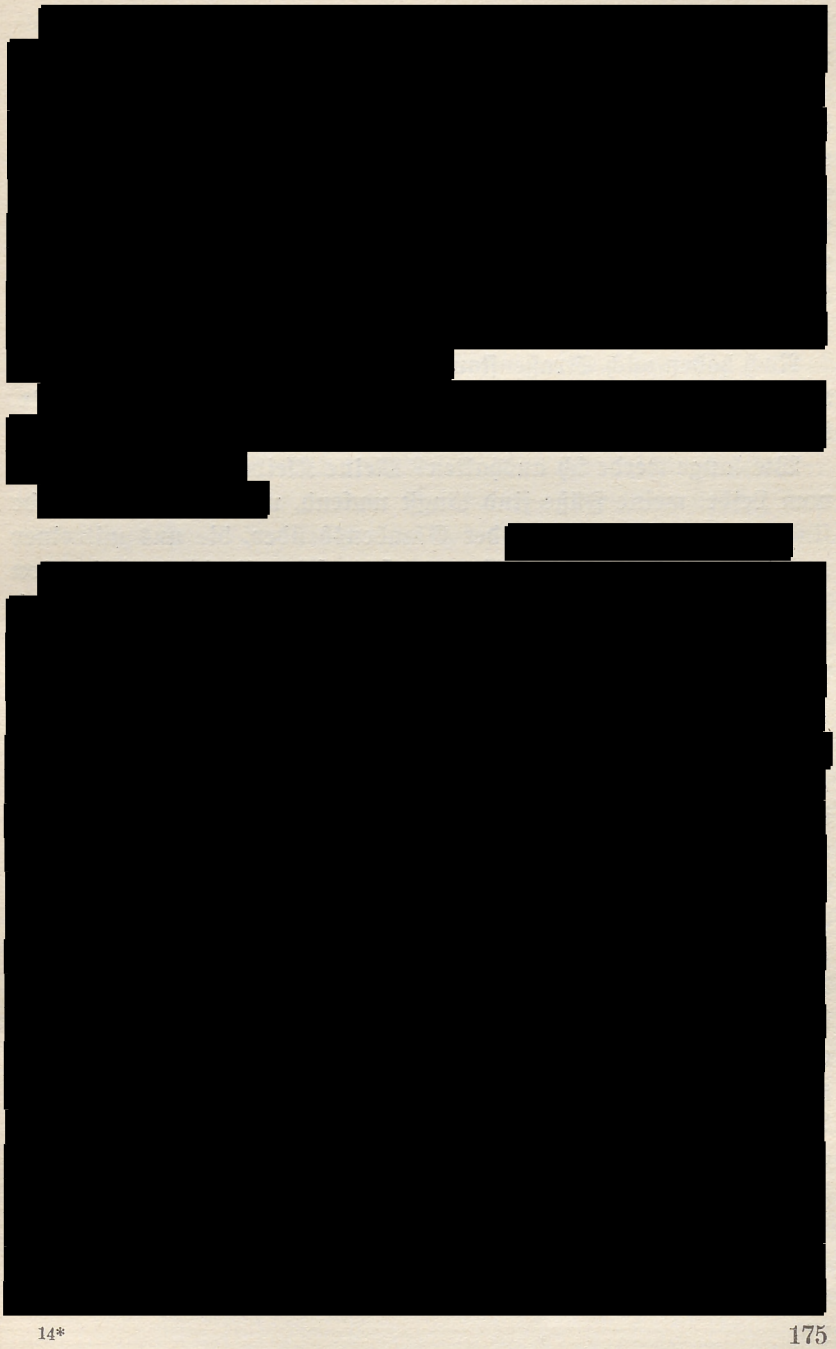
Wir sind gebannt.
Wo ich auch wanderte, bin ich wie ihr
für ewig in diese Erde gebunden.
Doch alle Wunden
die sie uns schlägt, sind überwunden
so Frucht und Blütenzier
unsres Leids sie erquickt.

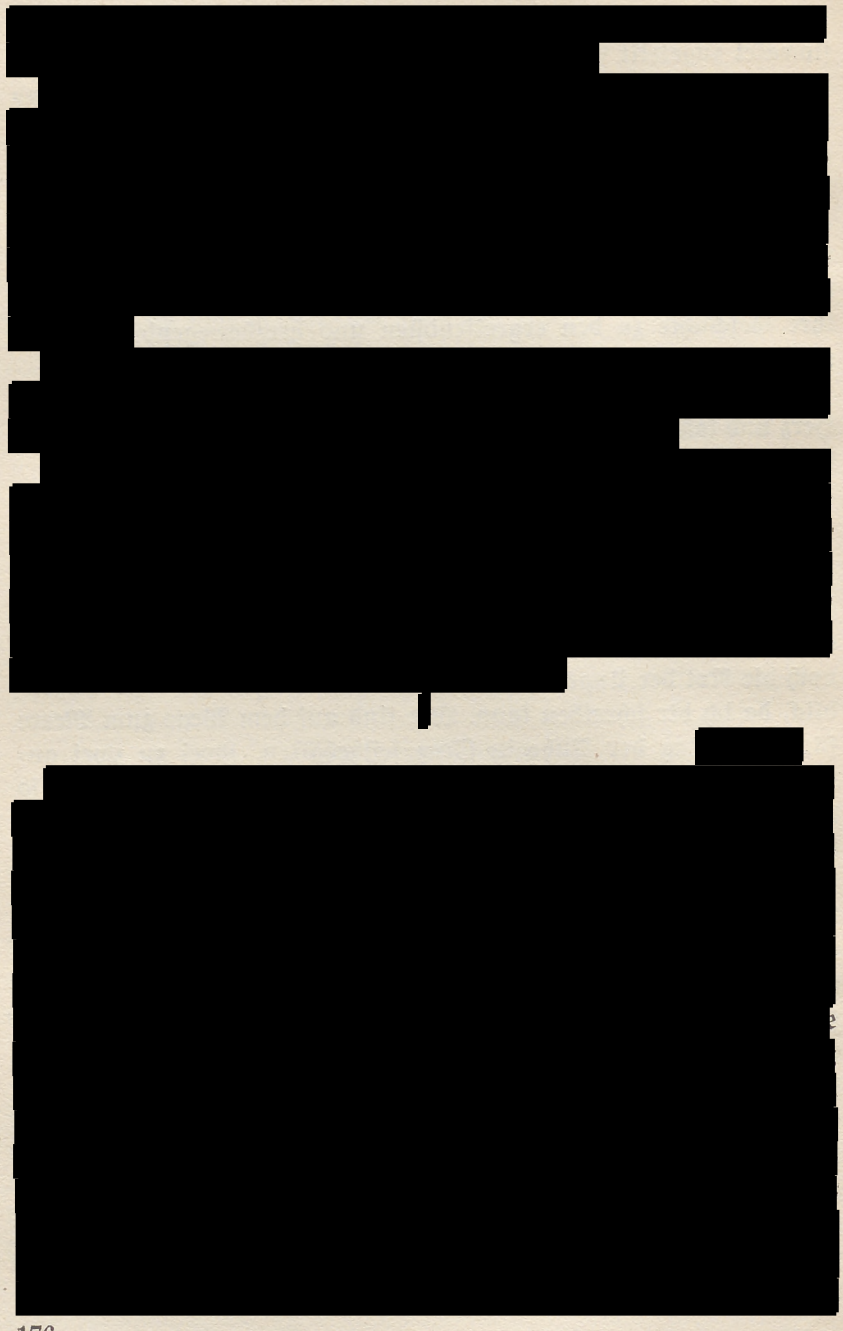
Dann haben sie nicht umsonst uns gequält,
dann wollen wir, ihrer harrend, ragen
und lautlos tragen —
vielleicht — einst — kommen welche, die deuten und sagen
was uns beseelt.

Galeerensklaven

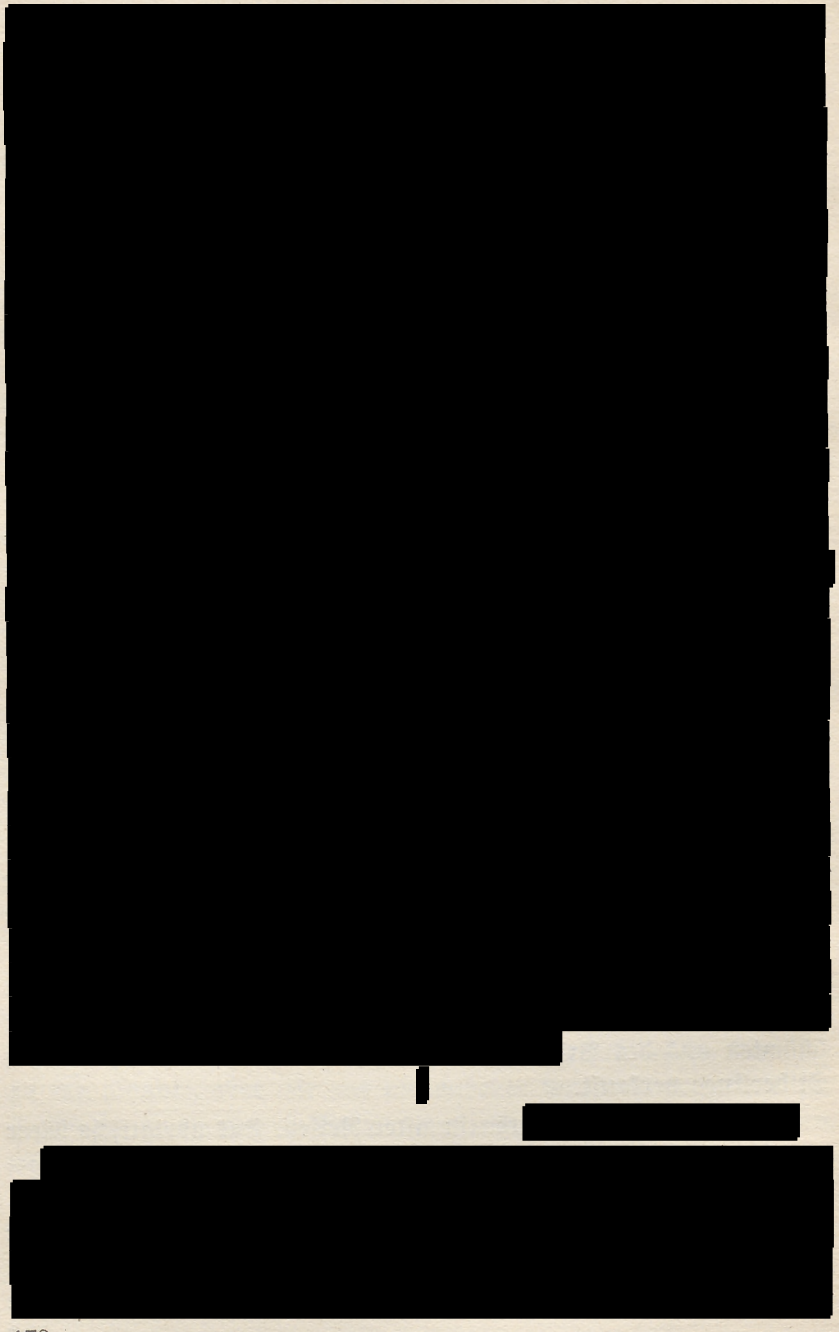
Von Egon Hajek

[redacted]



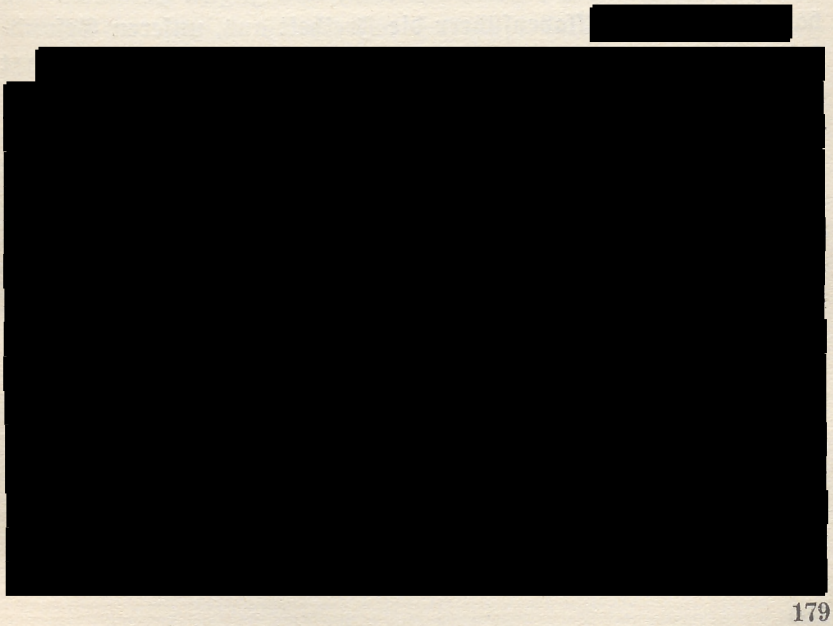


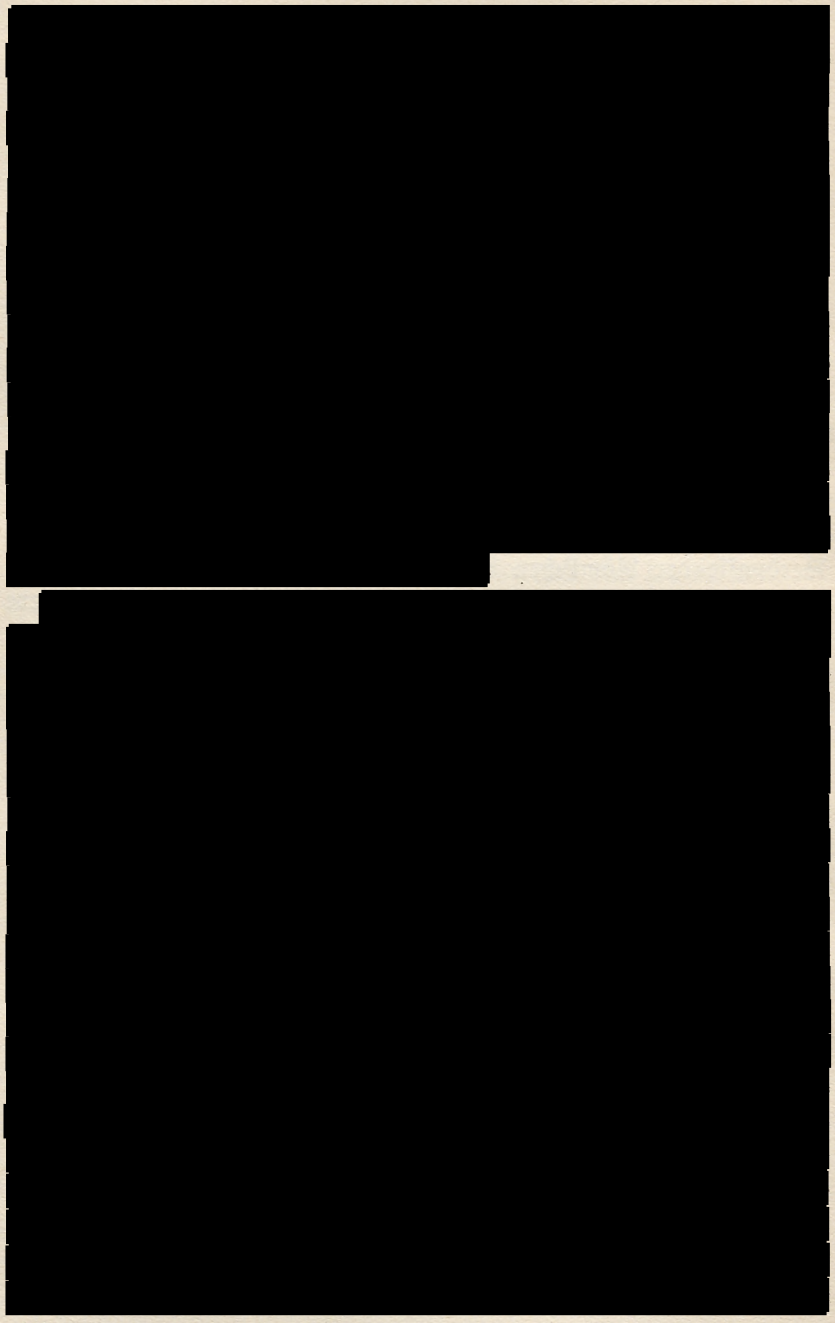


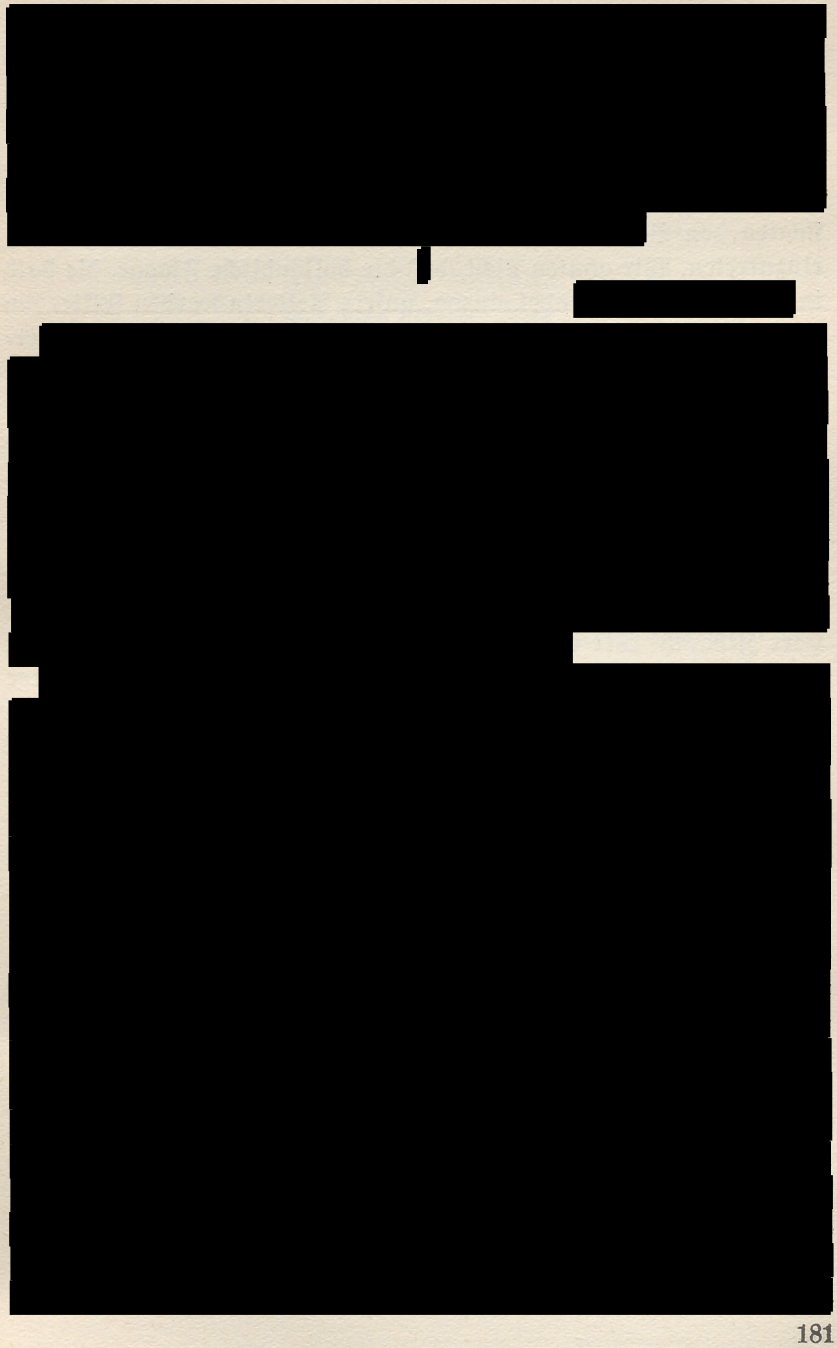


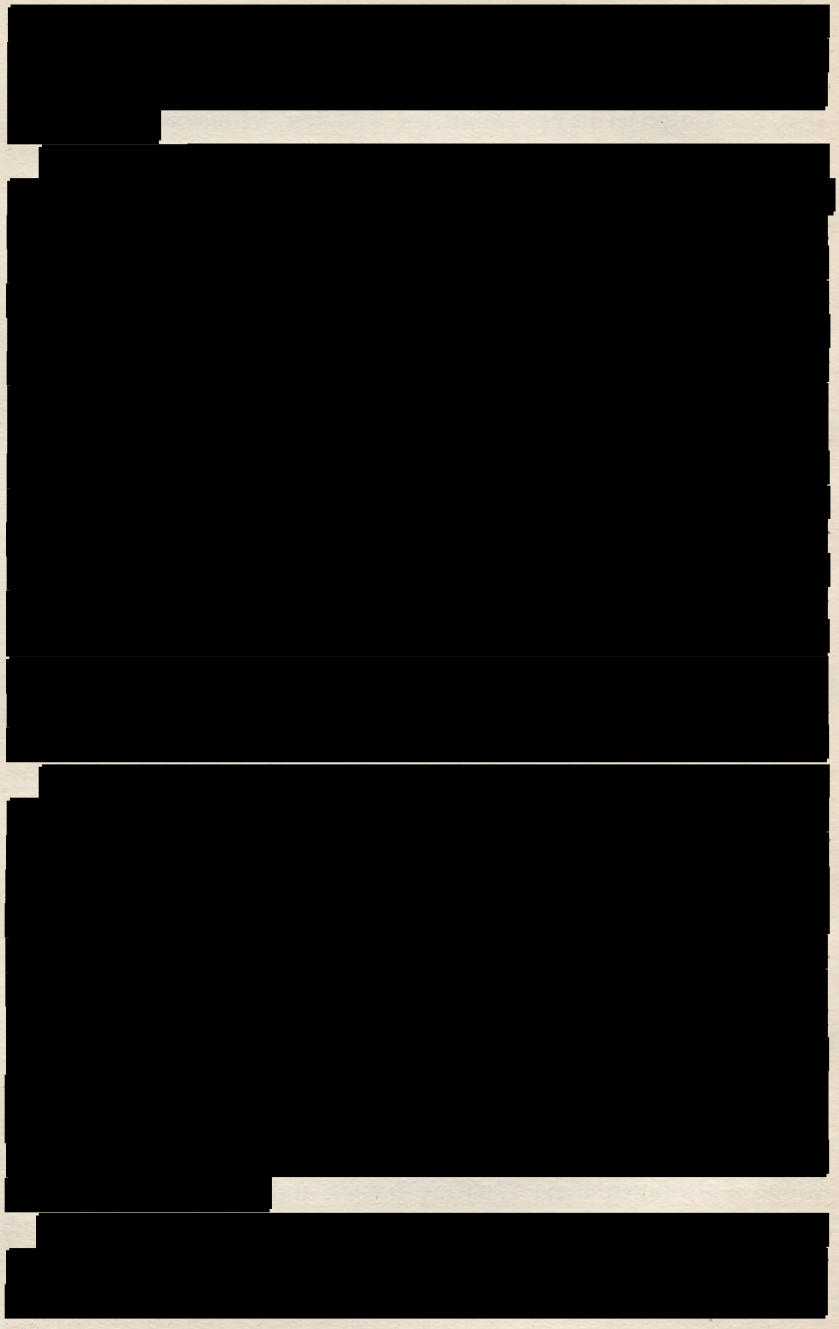


*











Der ewige Heiland

Gedanken um eine Idee

Von Hans Lienert

1.

Die Heilandsidee ist unter den großen Menschheitgedanken, die immer wieder zum Lichte drängen und um Verkörperung ringen, wohl die wesentlichste und stärkste, weil notwendigste. Heiland heißt der Heilende, der Arzt; er ist der Soter, der Retter, Helfer, Erlöser; er ist der Messias, griechisch: Christus, deutsch: der Gesalbte, Geweihte; wobei die Salbung eines Manneshauptes mit dem köstlichen Öl zu deuten ist als ein Weiheopfer, das dargebracht wird dem Genius oder der Gottheit, die im Gesalbten als lebendig vorhanden und wirksam geglaubt wird. Jesus von Nazareth ist unserer Überzeugung nach bis heute die reinste Verkörperung dieser Idee. Aber als solche Verkörperung ist ohne Zweifel auch ganz eindeutig anzusprechen etwa Moses, Zoroaster, Mohammed, mancher der Propheten Israels, aber auch Alexander der Große, verzerrt: Napoleon, klarer: Lenin, Mussolini, für Millionen wieder ganz rein: Adolf Hitler.

2.

Wo die Heilandsidee geboren und wirksam werden soll, muß Gemeinschaft vorhanden sein. Niemals ist es der einzelne Mensch, um den es geht. Es ist nicht der Arzt und Retter, der den einzelnen heilt und erlöst. Der Heiland kommt nur zu den vielen, die lebendige Gemeinschaft bilden. Nicht zu den vielen an sich; denn eine Masse Menschen, die wohl vorhanden ist, ißt und trinkt, geboren wird, Kinder zeugt und wieder stirbt, ohne lebendige und tätige Verbindung ihrer Glieder untereinander, kann noch keinen Mutterschoß bilden, weder für die Idee selbst, noch für ihre hervorbrechende Verkörperung.

Diese lebendige und tätige Verbindung der Seelen macht erst

wahre Gemeinschaft. In solcher Gemeinschaft hat das Wort die rechte Statt: leidet ein Glied, so leiden alle Glieder, wird ein Glied herrlich gehalten, so sind es alle Glieder. Gemeinsame Not und gemeinsame Herrlichkeit, gemeinsame Schmach und gemeinsamer Stolz, — das sind die Merkmale, auf die es ankommt.

So wird die Heilandsidee mit Notwendigkeit überall dort geboren, wo es einer lebendigen Menschengemeinschaft so schlecht geht, daß sie keine Hilfe, keine Rettung vor dem Untergang mehr sieht, außer in der wunderbaren Errettung durch einen „Heiland". Die Not einer Gemeinschaft, wenn sie untragbar wird, gebiert Verzweiflung, dann starke Sehnsucht nach Rettung, dann die gewisse Hoffnung auf endliche Erlösung.

3.

Wo Not die Rücken krümmt und die Gesichter zerfurcht, wo brechende Augen dem Tod entgegenstarren und der drohende, richtende Untergang seine Eiseswellen bis ins Lebensmark hineinstößt, da gräbt Verzweiflung die Krallen ins Herz. Stumpfheit, stummes, tierisches Bereitsein und Tragen reißt nicht vom Abgrund, wendet keine Not. Es muß waches Gefühl für dies Elend, für die Schmach dieses Elendes aufbrausen, um die Fahrt noch umzureißen.

Die Masse als solche freilich hat dies Gefühl nicht. Aber es wird, wenn noch Mark in ihren Knochen sitzt, geweckt und gestärkt durch die „Propheten". Die Propheten öffnen dem Volk die Augen für seine Not, bringen sie ihm zum Bewußtsein, sprechen aus, was die vielen unbewußt leiden. Aber sie sind nicht nur Erwecker zu wahrer Erkenntnis der Lage, sie sind jedesmal auch unerbittliche Zuchtmeister ihres Volkes: „Seht da, eure Sünde, seht da, eure Schuld!" So gellt ihr Ruf ins Land, so flitzen ihre Geißelhiebe den empörten Führern und Verführern ins Gesicht. Die nächste Folge ist freilich zunächst meist die, daß Propheten verlästert, gesteinigt und getötet werden, — Prophetenlos ist der bittere Untergang. Aber es bleibt in den Herzen ein Stachel sitzen, der Widerhaken hat und nicht herauszureißen ist. Und plötzlich weiß mans, hört mans klar, was man in der ersten Erstarrung und dem brennenden Schreck beim Worte des Propheten überhört hatte: es sind Wege gewiesen zu neuem Aufstieg, es sind Lockbilder (aus der Vergangenheit, aber in die Zukunft hineingeworfen) aufgeleuchtet, es ist unwiderstehliche Sehnsucht erwacht. Diese Sehnsucht kann man eine Zeitlang tragen, aber sie drängt

ihrem Wesen nach auf Erfüllung. Eine Sehnsucht, die niemals gestillt wird, die den Glauben an die Möglichkeit ihrer Erfüllung verliert, muß zerfallen, verbröckeln, erlöschen. Darum drängt echte Sehnsucht, sich mit der Zeit steigernd, immer heftiger ihrem Ziele zu, verdichtet sich schließlich in allen Herzen so mächtig und wird so gegenwartsnah, daß „die Zeit erfüllt" erscheint. Hat das Erlösungsbedürfnis die höchste Spannung in den Seelen erreicht, so m u ß der Heiland kommen, — oder der Untergang ist da.

4.

Dieses M u ß brennt in allen Herzen; fast unerträglich ist es und zwingt zu ständiger Ausschau, zu dauerndem gespanntem Lauschen und Horchen. Wo kommt er her? Wer ist es? Ist er schon geboren? Wandelt er bereits unerkannt unter uns? Es gehört, nebenbei bemerkt, unzertrennlich zur Idee, daß der Heiland, der Retter, aus der Niedrigkeit kommt; er wird im Stall geboren oder aus dem Schlamm des Nils zurückgeholt, springt herüber von der Insel der Korsen oder aus der kleinen Irredentaredaktion im Feindesland, oder er kommt aus dem bescheidenen Zollhaus an der Landesgrenze; war zufällig ein Palast der Ort seiner Geburt, so muß er erst in die Niedrigkeit hinabsteigen, um aufs neue ins Licht emportauchen zu können.

Der Heiland lebt also zunächst in der Idee, freilich zugleich als stärkste Wirklichkeit. Aber er kommt nicht einfach so, daß er sagt: „Ich bins; hier bin ich nun!" Nein! Meist weiß ers selber nicht, hat noch keine Ahnung von seiner Berufung. Darum glaubt er vielleicht erst Vorläufer zu sein, als Wegbereiter wirken zu müssen; er predigt erst Buße und bringt Sehnsucht und Verheißung wie die Propheten. Zum Heiland wird er erst im Verlauf des Geschehens, der „Handlung". Das Volk, die Sehnsucht der Herzen hebt ihn hoch und hämmert ihm seine Sendung ins Bewußtsein; zwingt ihm den Glauben an seine Berufung in die Seele. Damit treibt es ihn zunächst in die „Wüste", wo die Entscheidung im Herzen des Berufenen zu reifen hat. Es wird gewiß nirgendwo und in keinem Fall dabei ohne Zagen und Zweifel, ohne „Versuchungen" abgehn. (Moses, Jesus, Paulus in Arabien usf., — entsprechende Tatsachen bis zum heutigen Geschehen sind leicht zu finden.) Nun muß der Held selber wissen: bist dus oder bist dus nicht? Verzichtet er auf ein klares Ja vor sich

selber, so ist seine Rolle ausgespielt, er wird höchstens noch von seinem enttäuschten Volk als falscher Prophet und Betrüger verworfen.

5.

Für den Bejahenden beginnt aber mit dieser Entscheidung die Arbeit, das Wirken. Da kommt dann die große Spaltung, die zu schwindelnder Höhe sich türmende Gefahr: mit dem Volk — gegen das Volk. Beides wird wohl immer nötig sein. Niemals sind alle Herzen gleichgerichtet; immer wird es tausende geben, die da rufen: Verräter, Betrüger, Gotteslästerer!, die damit das Echo erwecken: Kreuziget ihn! Es gibt keine Lebensgemeinschaft ohne Pharisäer, Schriftgelehrte und Hohepriester, auch keine, wo nicht Teile dieser Gemeinschaft auf deren Weisheit schwören. Jedes Heilandswirken steht daher notwendigerweise bald am Gabelweg: der eine führt zur Herrlichkeit, der andere ans Kreuz; Erhebung oder Tragik sind feststehende Endziele.

Kann der „Retter" einfach den Weg wählen aus eigener Macht, mit eigenem „Willen"? Wir fühlen wohl alle, daß man hier an letzte Dinge und Möglichkeiten rührt, die unserem Menschsein noch gegeben erscheinen; daß man berührt wird von Tatsachen, Wirklichkeiten und Kräften, die hinter dem großen Schleier liegen. Ein „Heiland" kann nicht so oder auch anders; er geht seinen Weg wie er muß; und sein letztes Müssen kommt aus der Gnade. Aber ganz gewiß nur aus der Gnade, an die er glaubt, auf deren Wurzelgrund er fußt, die ihm Lebenssäfte und Wirkenskräfte in die Seele heraufschickt. Der „Heiland" ist niemals ohne Glauben; ohne diesen Wurzelgrund müßte er zum Betrüger werden, zum wahren Volksverderber und verfluchten Gotteslästerer.

6.

Jeder „Heiland" ist einmalig, gottgesandt. Er ist da, wenn die Zeit „erfüllt" ist, wenn die Leere aus den Herzen gewichen ist, wenn sie der Fülle den Platz geräumt hat; ja eigentlich: er wird gradezu aus dieser Herzensschwangerschaft geboren. Darum kommt er „aus dem Volk", darum gehört er dem Volk; in ihm ist die Seele des Volkes lebendig; er fühlt am tiefsten und klarsten, was die Herzen bewegt, er verkörpert am reinsten die Hochziele, die des Volkes Himmel vergolden; er ist der Wegbereiter und Schrittmacher zum Leben.

Heil und Segen dem Volk, das seinen „Heiland" erkennt und ihm auch durch Nacht und Not zum Licht und Leben zu folgen bereit und stark genug ist. Denn es wird leben in der Gnade und von der Gnade seines Gottgesandten.

Reiter im Dom zu Bamberg

Von Josef Mühlberger

Der Trab verebbt noch in des Tieres Flanken,
Die schweiß'gen Nüstern atmen aus den Duft der Wälder,
Die langen, weiten Rittes hinter sie versanken
Nach einem Lande karger Felder.

Die lange Unrast weiter Wanderzüge
Hält sinnend Einkehr; der Erinn'rung dunkler Fahrten
Entsteigen kühn gespannter Wünsche Flüge
Und sammeln sich in einem tiefen Warten.

Ist es der scharfe Wind von salz'gen Fluten,
Den schon des Pferdes Nüstern ahnend wittern?
Entfacht ein Bild im Aug' des Mann's verhaltne Gluten,
Verhält die Hand geballt mühsam ein Zittern?

Der Blick erreichte über dunkler Wälder Dämmern
Den blauen Schimmer eines fernen Streifen. —
Da fühlt das Tier schon jenes Hämmern
Des Blutes aus des Reiters Schenkeln, ahnt: bald greifen

Sie straff, die Zügel spannen sich, ein Ruf
Des vollen Mundes schafft vor ihnen maßlos Raum,
In den sie stürzen, halb in Wirklichkeit, halb Traum. . .
Gewärtig des Befehls hebt leis es schon den Huf.

Das Recht auf unsere Muttersprache

Von Fritz Schnell

Der Augenblick erfordert es gebieterisch, daß wir uns einmal vom Standpunkt des heute in Rumänien geltenden Rechts Klarheit darüber verschaffen, was wir als unser verbrieftes und gesetztes Recht auf den Gebrauch unserer Muttersprache im öffentlichen Leben in Anspruch nehmen dürfen. Wer zu kämpfen gezwungen ist, muß vor allem seine Waffen kennen lernen! Den bedauerlichen Anlaß dazu liefern uns unsere Gesetzgebenden Körperschaften, die, wie sich bei der Verhandlung des Entwurfs zum neuen Verwaltungsgesetz gezeigt hat, den Gebrauch der Minderheitensprachen in der öffentlichen Verwaltung Rumäniens völlig zu verbieten entschlossen sind. Haben die Kammer und der Senat überhaupt das Recht dazu? Ist so ein Entschluß nicht verfassungswidrig? (Der Begriff „Recht" wird hier bewußt in einem einschränkenden Sinne gebraucht, indem wir darunter nur das sich aus den Gesetzen des Staates ergebende positive Recht verstehen. Denn vom Standpunkt des uns angeborenen Menschenrechtes auf den freien Gebrauch unserer Muttersprache kann es kein noch so hoch gestelltes Forum geben, das ein „Recht" hätte, derartige Verbote zu erlassen.)

Besinnen wir uns auf die Rechtsquellen! — Als zeitlich älteste Rechtsquelle für die Frage, die uns beschäftigt, erkennen wir das berühmt-berüchtigte ungarische sog. Nationalitätengesetz von 1868. Liest man heute seine Bestimmungen, auf die hier näher einzugehen der Raum verbietet, so glaubt man sich ins goldene Zeitalter versetzt, gewährt es doch, gemessen an unserer heutigen bedrängten Lage, in einem geradezu verschwenderischen Umfang das Recht auf den freien Gebrauch der Muttersprache in der Verwaltung, in der Kirche und vor Gericht. (Was sagt man zu einer solchen Bestimmung: „§ 21. Die Gemeindebeamten sind verpflichtet, in ihrem Verkehr mit den Gemeindebewohnern deren Sprache zu gebrauchen" oder „§ 23. Jeder Bürger des Landes kann seine an die eigene Gemeinde, an seine Kirchenbehörde und Jurisdiktion [d. h. Komitat, d. Verf.] an deren Organe und an die Staatsregierung gerichteten Eingaben in seiner Muttersprache einreichen"?) Man vermerke: Dieses Gesetz ist vom siebenbürgischen Rumänentum seinerzeit als völlig ungenügend abgelehnt worden! Das ungarische Na-

tionalitätengesetz ist, ganz im Geiste der Karlsburger Beschlüsse, durch das 1. Dekret des Hermannstädter Leitenden Regierungsrats (Consiliul Dirigent) vom 24. Januar 1919 ausdrücklich „bis auf weiteres" in Kraft belassen worden und ist damit auch heute noch in den einstmals ungarischen Landesteilen voll in Kraft. Und noch mehr: Dieses 1. Dekret des Leitenden Regierungsrats hat im Sinne der wohlbegründeten Ansicht des Staatsrechtslehrers der Klausenburger rechtswissenschaftlichen Fakultät verfassungsmäßigen Charakter, er nennt es ein Staatsgrundgesetz. Tatsächlich hat auch die heute geltende Verfassung das Dekret des Regierungsrates und damit das Nationalitätengesetz, wenn auch nicht in ihren Text aufgenommen, so doch auch nicht außer Kraft gesetzt. Die Gesetzgebenden Körperschaften haben das Recht nicht, in dem zu schaffenden neuen Verwaltungsgesetz, das ja nicht verfassungsändernden Charakter hat, über die obigen Feststellungen hinwegzugehen, ohne in schroffen Widerspruch zu den Grundgesetzen des großrumänischen Staates zu geraten. Daß dem so ist, ergibt sich in unwiderleglicher Weise aus den noch viel gewichtigeren folgenden Feststellungen.

Durch die von der Verfassunggebenden Nationalversammlung des neuen Großrumäniens geschaffenen Vereinigungsgesetze, durch welche juristisch erst in endgültiger Form die Vereinigung der neuen Provinzen mit dem Mutterland vollzogen wurde (Amtsblatt Nr. 206 vom 1. Januar 1920), sind die berühmten Karlsburger Beschlüsse zu richtigen Landesgesetzen mit unzweifelhaft verfassungsmäßigem Charakter erhoben worden. (Wir dürfen als unsere Gewährsmänner unter anderen wieder die Professoren für Staatsrecht und Verwaltungsrecht an der Klausenburger rechtswissenschaftlichen Fakultät nennen.) Die in der Regelung der Sprachenfrage so großzügig verfügenden Karlsburger Beschlüsse sind und bleiben für Großrumänien Staatsgrundgesetze, mit denen kein gewöhnliches Gesetz im Widerspruch stehen darf. Sie zu verleugnen — wie heute allgemein beliebt — bedeutet nicht weniger als die rechtlichen Grundlagen des rumänischen Staates zu verneinen. „Imperium eis artibus retinetur, quibus partum est." Was sagen dazu die rumänischen Staatsmänner?

Wir dürfen ferner wieder einmal auf den Pariser Minderheitenschutzvertrag vom 9. Dezember 1919 verweisen, in dessen erstem Artikel sich Rumänien ausdrücklich verpflichtet, kein Gesetz zu

schaffen, das mit ihm in Widerspruch steht, wobei Rumänien zugleich die Verpflichtung übernimmt, die Bestimmungen des Vertrages im Staatsgrundgesetz, also in der Verfassung, anzuerkennen. Daß dies in der Verfassung von 1923 tatsächlich nicht erfolgt ist, entkleidet diesen Vertrag nicht seines verfassungsmäßigen Charakters, es beweist bloß, daß Rumänien den Vertrag nicht beachtete. Merkwürdigerweise enthält dieser Vertrag — wir wollen es nicht verschweigen — keine ausdrückliche Regelung der Sprachenrechte in der Verwaltung. Dennoch dürfen und müssen wir ihn in diesen Ausführungen, die über den einmaligen Anlaß der Schaffung eines neuen Verwaltungsgesetzes hinaus zu grundsätzlichen Feststellungen gelangen, erwähnen, und zwar nicht an letzter Stelle: Seine Bestimmungen über den Gebrauch der Muttersprache in der Religion, der Presse und vor Gericht machen ihn kraft seines zwischenstaatlichen Charakters zu einer Rechtsquelle erster Ordnung.

Wir können uns abschließend sogar auf die bestehende Verfassung berufen, so dürftig sie auch in der Regelung der Sprachenrechte verfährt. Wer unvoreingenommen urteilt, erkennt sogleich, daß eine Verfügung, die uns den Gebrauch der Muttersprache in der Verwaltung nimmt, verfassungswidrig ist.

Die Schlußfolgerungen? Wir werden in der Zukunft der Beschneidung unserer Sprachenrechte mit größter Entschlossenheit begegnen müssen! Nicht nur im Parlament, nicht nur in der Presse und in Versammlungen. Bringen wir doch die Anschläge auf unsere Sprachenrechte vor den Kassationshof! Möge der Oberste Gerichtshof untersuchen, ob ein Gesetz, das uns den Gebrauch der Muttersprache in der Verwaltung völlig raubt, verfassungsmäßig ist oder nicht! Das Recht ist klar auf unserer Seite! Geht es nach Recht und Gesetz, so kann an seiner Entscheidung kein Zweifel bestehen.

Zum Beschluß noch einen Blick der Erinnerung. Das ungarische Nationalitätengesetz ist vielfach auf dem Papier geblieben; angewendet wurde es aber in seinem vollen Umfang in der Verwaltung unserer unter deutscher Führung stehenden siebenbürgischen Städte. Obgleich die Amtssprache deutsch war (man glaubt zu träumen!), wurde in allen drei Landessprachen amtiert; der rumänische Bürger konnte sich an den sächsischen Magistrat in rumänischen Eingaben wenden, die Antwort darauf bekam er rumänisch; der rumänische

Stadtverordnete sprach in der Stadtvertretung selbstverständlich nicht anders als rumänisch und nahm sich kein Blatt vor den Mund; es herrschte der vollkommen durchgeführte Grundsatz der Dreisprachigkeit. Wir Sachsen haben uns zu der Idee der Achtung fremden Volkstums bekannt, auch als wir die Macht gehabt hätten, sie zu verleugnen. Wir dürfen stolz darauf sein! Was aber sagt unser rumänischer Mitbürger zu diesem Rückblick? Er wird sich doch dessen erinnern können, was hier vor noch nur 20 Jahren Wirklichkeit war?

Die deutsche Kunst in Siebenbürgen

Von Harald Krasser

Man war bisher gewohnt unsere geschichtliche Entwicklung so zu sehen, wie sie sich unserer eigenen landeskundlichen Forschung vor allem darstellte: in ihrer Eigengesetzlichkeit als kolonistisches Dasein. Auch die Wertungsmaßstäbe waren immer wieder diesem besonderen Geltungsbereich angepaßt. Man hat zwar niemals vergessen, daß sich unser geistiges Werden jederzeit als Spiegelung gemeindeutscher Wandlungen in verjüngtem Maßstab vollzog. Aber die letzten Folgerungen daraus zu ziehen, das Abhängigkeitsverhältnis für die einzelnen geistigen Bereiche wissenschaftlich zu bestimmen war unserer Geschichtsschreibung erst in den wenigsten Fällen möglich. Das Ergebnis einer solchen allseitigen Erhellung dieser Beziehungen wäre eine Darstellung, die Siebenbürgen nicht nur in seinem Sonderdasein, sondern als Glied eines östlichen kolonialdeutschen Kulturzusammenhanges und letzten Endes als Provinz in einem großen volksdeutschen Raum erfaßt, eine Kulturgeschichte also ausgerichtet nach den beiden Koordinaten „deutscher Geist" und „siebenbürgische Seele" (um mit schon geprägten Begriffen diese Grundspannung formelhaft zu umschreiben).

Es ist kein Zufall, daß im gleichen Augenblick, da unsere Dichtung aus dem begrenzten Bezirk eines Provinzschrifttums zu gemeindeutscher Geltung reift, in dem für unsere Problematik hellhöriger gewordenen Reich auch die ersten Versuche gemacht werden, unsere sächsische Geistes- und Kunstgeschichteentwicklung dem gemeindeutschen Entwicklungsvorgang einzugliedern. Vor einigen Jahren ereignete sich in Josef Nadlers mächtigem Werk die Einord-

nung unseres Schrifttums in die „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" in einer trotz aller perspektivisch begründeten Knappheit so neuartigen und aufschlußreichen Weise, daß man sich wundern muß, wie wenig (oder wie unzulänglich) dieses Werk und seine für uns besonders fruchtbaren Gedankengänge bei uns beachtet und ausgewertet wurden.

Nun ist für unsere Kunstgeschichte in dem von der Deutschen Akademie herausgegebenen Buch „Die deutsche Kunst in Siebenbürgen"[1] Ähnliches geleistet worden, mit dem wesentlichen Unterschied, daß das, was Nadler im weiteren Rahmen nur in großen Umrissen tun kann, hier mit monographischer Deutlichkeit und auch mit einer Fülle völlig neuer Einzelergebnisse geschieht. Die Bedeutung dieses Buches für unsere Kunst-, aber auch für unsere gesamte Wissenschaftsgeschichte kann schwer überschätzt werden: es ist das erste Mal, daß reichsdeutsche Forschung uns das entscheidende Wort über ein ganzes reiches Gebiet unserer Kulturgeschichte abnimmt und mit dem Aufwand modernster wissenschaftlicher Methoden uns eine umfassende Darstellung gibt, die aller zukünftigen Einzelforschung die Richtung weist. Gerade diese verhältnismäßig jüngste unserer Geschichtswissenschaften (wenn wir von einer erst im entstehen begriffenen Musikgeschichte absehen wollen) mußte notwendig am frühesten unserer begrenzten Leistungsfähigkeit entwachsenden Bemühungen reichsdeutscher Gelehrter anheimfallen: denn sie war als erste an die Grenze gelangt, die ohne ausgebildeteren Methoden und die reichen Vergleichsmittel westeuropäischer Institute nicht zu überschreiten war. Die Sammler- und Sichtertätigkeit Viktor Roths hatte sie bis zu dieser Grenze vorgetrieben. Sein Lebenswerk, das sich schon vor einem Menschenalter zu den in der Bewältigung des noch unbehauenen Stoffes erstaunlich frühreifen Übersichten über die Baukunst und die Plastik verdichtete und bald durch die Geschichte des Kunstgewerbes und der Altäre zu einer übersichtlichen Bestandaufnahme unseres Kunstbesitzes abgerundet wurde, klingt unter dem Eindruck der ungeheuren

[1] Die deutsche Kunst in Siebenbürgen. Im Auftrage der Deutschen Akademie herausgegeben von Viktor Roth, bearbeitet von C. Theodor Müller, Alexander Freiherr von Reitzenstein, Heinz R. Rosemann, mit einem Geleitwort von Wilhelm Pinder. 1934. Deutscher Kunstverlag, Berlin, Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt-Sibiu.

Fortschritte deutscher Kunstwissenschaft in den letzten Jahrzehnten, aus in der Erkenntnis der ungelösten Problematik der von ihm geschaffenen Kunstgeschichte. Aber unser Kunstbesitz war nun griffbereit in das Arbeitsfeld reichsdeutscher Forschung gehoben. Es liegt eine tiefe Gerechtigkeit und zugleich auch die typische Resignation des auf vorgeschobenem Posten schaffenden auslanddeutschen Forschers in der Tatsache, daß Roth selbst den Band herausgibt, in dem nun die Münchener Gelehrten die Quintessenz aus seinen Forschungen ziehen — zur Krönung und Überholung seines Lebenswerkes.

So leisten denn C. Theodor Müller, Alexander Freiherr von Reitzenstein und Heinz R. Rosemann mit jener Blickschärfe, die sich gerade Wilhelm Pinder und seine Schule für die anonyme Kunstgeschichte des Mittelalters erarbeitet hat, das, was von Siebenbürgen aus nie endgültig zu leisten war: die Einordnung der siebenbürgischen Kunstprovinz in die abendländisch-deutsche Kunstgeschichte durch Freilegung der Verbindungslinien, die unsere bescheideneren Schätze zu den großen Werken des Westens in Beziehung setzen. Das starke Erlebnis dieses Buches ist die deutsche Kunstprovinz Siebenbürgen als Ganzes und als Teil eines Größeren. Sie tritt aus ihrer inselhaften Isoliertheit heraus, wird sichtbar als Glied eines großen ostdeutschen Kunstzusammenhanges, als südöstlichster steiler Wellenkamm einer abendländischen Strömung, die sich am Wall der Karpathen bricht und nur noch tropfenweise hinüberschäumt in einen fremden, den byzantinischen Bereich. Siebenbürgen erscheint hier eingesponnen in ein Netz herüberwirkender binnendeutscher Ausstrahlungen, „ein für sich weitergewachsenes Altdeutschland auf engerem Raum". Die reife Spätromantik Bambergs, Naumburgs, Magdeburgs wiederholt sich schon früh im Karlsburger Dom. Die Zisterzienserbauhütte der Kerzer Abtei strahlt die aus Burgund übertragenen Traditionen Maulbronns über das ganze Land aus. Um 1350 beginnt das Prag des Dombaumeisters Peter Parler aus Schwäbisch-Gmünd, die Kaiserstadt Karls IV., stärkster Ausstrahlungspunkt spätgotischer Raumgestaltung, seine in diesem Werk erst erkannte ungeheure Auswirkung in diesen südöstlichen Raum. Unter dieser Befruchtung, die noch den Abschluß des ersten sakralen Großbaus einer sächsischen Stadt in Hermannstadt bestimmt, reift nun die siebenbürgische Kunst zu ihren er-

habensten Leistungen. Die plastische Gedrungenheit des Mühlbacher Chors, die übersteigerten Höhenmaße der Kronstädter Schwarzen Kirche sind Zeugnisse dieser höchsten Entfaltung. Die deutschen Städte der Zips, erste Ablagerungsstätte dieser abendländischen Baugedanken auf ihrem südöstlichen Weg übernehmen nach dem jähen Verstummen Prags in der Hussitenkriegszeit die Weiterleitung seiner baukünstlerischen Überlieferung. Die außerordentliche Bauschöpfung der Klausenburger Michaelskirche, die Schäßburger Bergkirche, die jüngeren Teile der Schwarzen Kirche stehen im Kraftfeld des Kaschauer Domes. Um diese städtischen Großbauten lagern sich, mit den wechselnden Stilepochen immer zahlreicher, die kleineren, ländlichen: die überraschende (und in ihren Ursprüngen unbestimmbare) Romanik Mönchsdorfs, St. Bartholomae in der Kerzer Einflußsphäre, die späten Mediasch, Meschen, Birthälm und alle übrigen — Schöpfungen einer unausgesetzt vom Westen befruchteten Baufreude, die, erst in einem einzigen Fall — Bistritz — durch Rennaissanceformen umorientiert, in der Not der Zeit am Anfang des 16. Jahrhunderts erstickt, in derselben Schicksalsstunde, da in Deutschland „das große Sterben" der altdeutschen Meister anhebt.

Im Rahmen dieser geistlichen Baukunst entfalten sich Plastik und Malerei. Und wieder stammt von Prag her die Neubewertung des Plastischen, die straffere Formung selbständiger Körperlichkeit. Wie sinnvoll erscheint es da, daß gerade auf dem Hradschin in Prag das St. Georgstandbild der Brüder Martin und Georg von Klausenburg, ein epochemachendes Werk für die Entwicklung des europäischen Reiterstandbildes, steht, „als trügen die Wellen, welche ehedem nach dem Osten fluteten, nun gerade das wertvollste Gut wieder zurück". Merkwürdig übrigens wie das mittelalterliche deutsche (unserem Bewußtsein kaum geläufige) Klausenburg in diesem Buch als stärkste schöpferische Kunststadt sichtbar wird. Denn nicht nur der Heilige Georg und der Michaelsdom, auch der Graner Altar des Meisters Thomas, das formal und technisch reifste Werk der frühen siebenbürgischen Malerei ist Klausenburger Ursprungs. Deutlicher als bei der Baukunst tritt neben Böhmen Österreich als immer wieder erkennbarer Ausstrahlungsherd. Petrus Lantregen, der Bildhauer des Hermannstädter Kalvarienberges ist von dort gekommen, die Pieta — eine der bedeutendsten gotischen Beweinungsgruppen — und das

Kreuzigungsfresko in Hermannstadt (um nur einiges zu nennen) haben österreichische Voraussetzungen und vom Kreuzigungsgemälde des Mediascher Altars grüßen die Türme des mittelalterlichen Wien. Und Veit Stoß, der große Nürnberger Bildschnitzer, dessen unruhiges Leben so auffällig nach dem Osten gravitiert und dessen Söhne sich über den südöstlichen Kolonialboden zerstreuen, nach Krakau, der Zips, Siebenbürgen, Curtea des Arges — Veit Stoß und seine Schule bestimmen das Gesicht der letzten Meisterleistungen deutscher Plastik im Lande: der Mühlbacher und Radelner Altar sind ohne sie nicht zu denken. Die entfesselte Leidenschaftlichkeit der Heldsdorfer Altartafeln steht als letztes, höchstes Aufflackern vor dem Verlöschen der großen Zeit siebenbürgischer Kunst. All dies ist nicht isoliertes Geschehen, „ist aus dem Ganzen ostdeutscher Kolonialkunst nicht zu lösen", zugehörig einem geistigen Raum der von Böhmen und Österreich aus Krakau und die Zips ebenso wie Siebenbürgen umgreift.

Was nach den Stürmen des Reformationsjahrhunderts entsteht, ist Absinken ins Provinzielle, ferner Nachhall der großen Barockkunst, der nur im Gefolge der Gegenreformation ein wenig voller klingt. Selbst die Blüte des Porträtgrabsteins im 17. Jahrhundert erhebt sich selten über phantasiearme Manier. Allein das Kunstgewerbe, die Goldschmiedekunst vor allem, behält und steigert seinen alten Wert und gipfelt in Sebastian Hanns meisterlicher Kunst.

Diese ohne den Ehrgeiz einer fachwissenschaftlichen Untersuchung angestellten Betrachtungen müssen es sich versagen bei der methodischen Neuartigkeit (wenigstens innerhalb der siebenbürgischen Kunstwissenschaft) und bei den über das bisherige Wissen hinausführenden mannigfachen neuen Einzelergebnissen zu verweilen, so sehr eine solche Absicht im zweiten, der Einzeldarstellung und Bildwiedergabe der Kunstdenkmäler gewidmeten Teil Nahrung fände. Aber weit über das Begrenzt-Fachliche hinaus weist das Schlußkapitel des ersten Teiles, das aus dem oben zusammengedrängt wiedergegebenen Ablauf und aus den Eigentümlichkeiten der übernahme und Abwandlung abendländischer Kunstmotive die „künstlerische Eigenart" der Landschaft zu erschließen sucht. Hier ist wieder die Frage: „deutsch oder siebenbürgisch" aufgeworfen. Denn dessen muß man sich bewußt sein: es handelt sich um „deutsche Kunst in Siebenbürgen" (und nicht um siebenbürgisch-sächsische

schlechthin) im Sinne einer Zugehörigkeit mancher Denkmäler zu außersächsischen Bereichen (z. B. Karlsburg), im Sinne aber auch eines wohl binnendeutschen Ursprungs zahlreicher schaffender Meister. „Aber Kunst wandert nicht ohne die Tatsache der Wanderung als formale und inhaltliche Veränderung in Erscheinung zu setzen; die verändernde Kraft ist ein schlechthin gegebenes landschaftliches Vermögen: die besondere gleichbleibende Art, eine von außen hereingebrachte Kunstform in einer unterscheidenden Weise abzuwandeln." (S. 60.) Diese prägende Kraft der Landschaft aber muß der hauptsächlichsten „Bedingung ihres In-Erscheinung-Tretens" entraten: einer im Lande beheimateten Tradition. Diese Tatsache und der zeitliche und räumliche Abstand vom Kerngebiet, der häufig als „Verspätung", als „Nichtmehr-Zeitgemäßheit" in Erscheinung tritt, lassen es „fraglich erscheinen, ob es überhaupt gelingen kann, siebenbürgische Kunst als eine unterscheidend charakterisierte Einheit aus dem Großen und Ganzen deutscher Kunst im Osten befriedigend klar herauszulösen." (S. 60.)

So kommt es letzten Endes darauf an, die Umbildungsweisen dieser ostdeutschen Kunst auch aus ihren siebenbürgischen Denkmälern abzulesen. Die Verfasser des Buches finden dabei die Gegensatzbegriffe Vereinfachung und Vervielfachung. Vereinfachung meint die Wiedergabe bloß des faßlichsten Teils einer vorbildlichen Form und spricht sich etwa in der Tatsache aus, daß das gotische Bausystem zunächst in seiner letzten Vereinfachung übernommen wurde. Vervielfachung aber bedeutet „Wucherung der Teilformen in eine ihren ursprünglichen Zusammenhang erweiternde bzw. engmaschig aufteilende Häufung hinein", ein typisch östliches Prinzip, dem eine aufs dekorative gerichtete Absicht zugrunde liegt. Es wirkt sich am Kronstädter Westportal ebenso aus, wie am Birthälmer Altar oder an den Marienburger Kapitellen — aber man ist gleich versucht den Geltungsbereich des gleichen östlichen Gestaltungswillens auch in unserer Volkskunst zu suchen. (Man muß, wie Hans Wühr in einer kürzlich erschienenen Besprechung des Buches, bedauern, daß sie nicht auch einer solchen Darstellung teilhaftig geworden ist.) Und schließlich wird die Gültigkeit solcher Erkenntnisse auch außerhalb der Bildenden Kunst eigentümlich bestätigt, wenn eine kluge reichsdeutsche Besprechung der siebenbürgischen Lyrikauswahl „Herz der Heimat" aus zeitgenössischen Ge-

dichten „Stärke und Ursprünglichkeit ornamentaler Seelenerlebnisse" als offenbar landschaftlich bestimmtes Merkmal herausliest.

Die Auseinandersetzung über unsere Kunstgeschichte ist mit diesem Werk auf eine hohe Ebene gehoben, deren sich kaum ein Zweig unserer Landeskunde rühmen kann. Vor allem aber ist für weitere Forschung ein neuer Anfang gesetzt: die Zeit der Materialsammlung ist vorüber, was in diese Richtung noch zu leisten ist, ist nur Nachtrag zum Lebenswerk V. Roths. Die Zeit der Deutung und Einordnung in größere Stilzusammenhänge hat begonnen, aber gleich mit einem Werk, das schon die Keime der weiteren Aufhellung unserer Kunstgeschichte enthält.

Wilhelm Pinder schließt sein schönes Geleitwort mit den Sätzen: „Indem wir mit diesem Buche etwas geben wollen, wissen wir zugleich mit Dank, daß wir einem tapferen deutschen Stamme gegenüber die Empfangenden sind. Wir selbst und die Deutschen im ganzen sind die Beschenkten." Ein Geschenk empfängt seinen Wert durch das Bewußtsein seines Besitzes. Was Siebenbürgen dem Deutschtum an künstlerischen Werten zu schenken vergönnt war, erfährt die große deutsche Welt erst durch dieses Buch. Auch wir selbst müssen uns dieses Besitzes nach dieser Bestätigung aus berufenstem Munde stärker bewußt werden als bisher. Wieviel unter uns kennen Mönchsdorf und Malmkrog, den Heldsdorfer Altar und die Hermannstädter Pieta so gut, daß ihnen diese Denkmäler in nächster Nähe so geläufig wären wie manche länderweit entfernte Sehenswürdigkeit? Solche Gaben wie dieses Buch verpflichten, so wie die außerordentlichen Bildaufnahmen dieses Bandes jeden verlocken sollten sich die Urbilder gründlicher anzusehen. Dann erst hat es seinen Zweck über die Grenzen einer toten Wissenschaft hinaus erfüllt.

Sittlichkeit und Moral

Von Georg Maurer

Sittlichkeit ist ein im Innersten des Menschen wurzelndes Gesetz seines Handelns. Die Moral legt von außen Gebote auf. Die Sittlichkeit tritt oft in schärfsten Gegensatz zur Moral. Große religiöse und reformatorische Bewegungen sind oft die Auflehnung des wahrhaft sittlichen Menschen gegen die Moralgesetze. So stand Jesus gegen die Moral der Pharisäer und die Gesetze des alten Bundes auf und Luther gegen die Gebote der Kirche.

Gebote und Gesetze sind gewiß einmal notwendig aufgestellt worden und hatten ihren Sinn. Aber in den wechselnden Zeiten blieben sie starr; mit ihrer Zeit ging auch ihr Sinn verloren. Mit den moralischen Geboten geht es wie mit den Gesetzen des Rechtes, von denen es im „Faust" heißt:

Es erben sich Gesetz und Rechte
wie eine ew'ge Krankheit fort,
sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh' dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
von dem ist leider! nie die Frage.

Sind aber so die Gebote hohl geworden, drohen sie das innere Leben zu ersticken, indem sie es einschnüren, so müssen sie zerbrochen werden. Denn Moralgesetze, geschriebene und ungeschriebene, töten das sittliche Empfinden ab, wenn ihre Befolgung zu einem seelischen Leerlauf wird oder sie gar zur Heuchelei verführen. Denn wahre Sittlichkeit will frei und lebendig sein. Dann tritt der Reformator auf, der erst einmal notwendig zerbricht — und darum seinen Gegnern immer wieder als der Böse erscheint. Dieser Eindruck wird dadurch noch verstärkt, daß der in seinem Innersten Sittliche niemals ein System von Geboten und Verboten anbietet und befolgt, sondern jede Tat — vielleicht auch die widersprechendsten — mit ruhigem Gewissen wagt, weil er von sich weiß, daß er im Grund sittlich ist und darum seine Handlungen, mögen sie nach außen erscheinen wie sie wollen, auch niemals böse sein können. Das ist die organische Struktur des Sittlichen: daß aus dem sittlichen Kern keine bösen Taten hervorgehen können.

Das Natürlich-Organische in der Welt des Sittlichen hat Jesus stark betont; so lauten die klassischen Sätze: „Also ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen!" Wer im Grund gut und sittlich ist, braucht keine Gesetze und Gebote zu befolgen, um innere Seligkeit zu erlangen. Er ist frei und erlöst. Wer aber im Innern „faul" ist, der mag noch so sehr alle Gebote befolgen — er wird doch nicht zur Freiheit und zum wahren sittlichen Leben sich durchringen.

Im Leben, wie es nun einmal ist, werden Sittlichkeit und Moral sich immer wieder durchdringen, gegeneinander und miteinander gehen. Denn Gebote werden immer notwendig sein, auch in ihrer beengenden und erstickenden Art, solange nicht alle Menschen sittlich sind, d. h. aus Freiheit das Gute tun. Dann aber sind die Gebote der Moral der eigentliche Prüfstein, inwieweit sich jemand aus wahrer Sittlichkeit über sie hinwegsetzt und ohne sie bestehen kann oder inwieweit solche Freiheit dann doch als Willkür und Unsittlichkeit sich herausstellt — und eine leere Anmaßung war! Denn nur der kann sich über sie erheben, der die Gesetze in ihrer Wucht empfunden hat und sich durch sie in seiner sittlichen Freiheit und Eigenwüchsigkeit getroffen fühlt. Man denke nur an den Luther im Kloster, wie ungeheuer ernst er es mit all den Geboten nahm, mit denen er vor Gott zu bestehen hoffte, bis er den Mut fand, all diese quälenden Forderungen abzuwerfen — und dann auch ohne sie selig wurde.

Moralische Gebote wechseln zu allen Zeiten. Es gab z. B. eine heimliche Moral im letzten Jahrhundert, die den Wert des Menschen von äußeren Dingen abhängig machte, so vom Erfolg, von der Karriere, von Titeln, von der Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Stand. Heute versucht man wieder, diesem äußeren Tun und Sein den sittlichen Wert des Menschen als den wahren Wert entgegenzustellen.

Die Sittlichkeit ist das Höchstziel des Menschen, der das Gute und Richtige aus Freiheit tut. Die Moral ist nur eine Krücke auf diesem Weg.

Kultur

Von Paul Ernst

Der folgende Aufsatz des großen verstorbenen Dichters ist vor Jahren geschrieben und auf jene Zeit bezogen worden. Keineswegs kann er auf das heutige Deutschland gemünzt werden, schon eher auf manche Erscheinungen unserer Heimat. Er enthält aber — und deshalb bringen wir ihn — eine Fülle von Wahrheiten, die für alle Zeiten gelten. Die Schriftleitung.

Es ist nicht selten, daß einzelne Personen heute sehr große Einnahmen haben; meistens machen sie dann auch sehr große Ausgaben. Bedürfnisse sind bekanntlich persönlich sehr verschieden, und man kann es

mit leichter Mühe dahin bringen, daß man bei einer Ausgabe von 100.000 Mark jährlich doch immer noch nicht alle Ansprüche befriedigen kann, zu denen man sich berechtigt glaubt; durch nichts leichter gewinnt ja der kindliche Durchschnittsmensch die Ansicht, er sei ein höheres Wesen mit besonderen Rechten, als wenn er viel Geld ausgibt, denn neunundneunzig von hundert Menschen, mit denen ein solcher Mann zusammenkommt, kennen ja keine höhere Pflicht, als die, eine solche Vorstellung in ihm zu erwecken. Wer viel Geld ausgibt, sieht mehr Sklaven um sich, als der mächtigste Fürst.

Wer viel Geld ausgibt, macht aber nicht nur andere zu Sklaven, sondern auch sich selber. Das köstlichste Gut, das ein vernünftiger Mensch besitzt, ist seine freie Zeit. Der Unglückliche, welcher sich für verpflichtet hält, jährlich hunderttausend Mark unterzubringen, opfert diese freie Zeit aber den Geschäftsleuten, Dienstboten, der Geselligkeit, den sogenannten Verpflichtungen, der Nachahmung anderer Leute, dem Sichwehren gegen die Personen, die ihm noch mehr abzapfen möchten. Man kann mit Recht klagen, daß alles höhere geistige Leben bei uns im Rückgang begriffen ist. Der Grund ist nicht, wie so oft gesagt wird, daß die Leute zu viel verdienen, sondern daß sie zu viel ausgeben; nicht daß sie zu viel arbeiten, sondern daß sie sich zu viel in dummer Weise vergnügen. Der arme Mann wird das ja nicht glauben, aber es ist doch so: es ist leichter, Verstand zu haben mit zu wenig Geld, als mit zu viel; am besten fährt man natürlich, wenn man ein mäßiges Auskommen hat bei einer nicht sklavischen Arbeit, die es immerhin auch heute noch gibt.

Die deutsche Kultur hat etwa von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinein geblüht; ihr Träger war der wenig oder gar nicht begüterte Mittelstand; nicht die eigentliche Aristokratie, auch nicht ein Großbürgertum, das es ja gar nicht gab, sondern die Gelehrten, Beamten und Offiziere, also das gebildete Kleinbürgertum und ein Teil des kleinen Adels, der ja doch nach seinen Lebensverhältnissen zu jenen gehörte. Noch die Männer, welche die großen Kriege geschlagen und Deutschland geeinigt haben, gehörten ihm an. Unter diesen Schöpfern und ersten Trägern der Kultur stand dann eine große Klasse der Handwerker und Gewerbsleute, welche in ihrer Art mit dieser Kultur einen Zusammenhang hatten, oft auch hervorragende Männer für sie geliefert haben. Diese Schicht des gebildeten Kleinbürgertums gab

damals denn auch gesellschaftlich den Ton an. Noch ein Fürst wie der alte Kaiser Wilhelm lebte in ihren Anschauungen. Vieles, was wir heute als eigentümlich deutsch bezeichnen, von dem wir uns fälschlicherweise einbilden, daß wir es noch haben, war Eigenschaft dieser bestimmten Klasse: Weites und Enges, Großes und Kleines, Starkes und Schwächliches.

Der außerordentlich schnell gewachsene Reichtum hat eine neue Klasse geschaffen, das Großbürgertum, zum größten Teil aus den Nachkommen jener eben erwähnten unteren Schicht des damaligen Bürgertums, und nicht immer aus ihren vorzüglichsten Bestandteilen. Große Einnahmen, welche aus Handel und Großgewerbe fließen, und aus ihnen sich bildende Vermögen prägen den Menschen immer einen bestimmten Charakter auf, treiben vor allen Dingen immer zu großen Ausgaben. Die Geschichte zeigt uns, daß diese in den meisten Fällen verrohend wirken. Das große Unglück in Deutschland war, daß die früher tonangebenden Klassen vor dem Reichtum ihr Selbstbewußtsein verloren haben; statt festzuhalten, daß allein auf Höheres gerichtete Gesinnung und ein geistiges Sein in Verbindung mit Tüchtigkeit im Beruf und Rechtschaffenheit in der äußeren Lebensführung einem Manne Ansehen verleihen, gab man den Anschauungen aus der anderen Gesellschaft nach, bei denen nur solche Dinge maßgebend sind, welche man durch Geld haben kann. So nahm die Überschätzung des Geldes einerseits, anderseits die Sklaverei durch das Geld, im Einnehmen wie im Ausgeben, auch in dieser Gesellschaft überhand mit dem natürlichen Ergebnis, daß die führende Stellung in der Gesellschaft denn doch auf die Reichen überging und nicht bei den andern blieb. Durch geistige Leistung ist nur in den seltensten Fällen nennenswert zu verdienen; das Ergebnis war, daß die geistigen Leistungen abnahmen, daß Künste und Wissenschaften dem gemeinsten Erwerb dienstbar gemacht wurden, und daß ein elendes Strebertum überall Platz griff.

Was haben die Menschen eigentlich davon?

Das Lesen der Alten hat in dieser Zeit ja auch aufgehört; so mag denn folgende Stelle aus einem sehr berühmten Schriftsteller vielen neu sein.

Der jüngere Plinius war gewiß nichts weniger als ein bedeutender oder auch nur selbständiger Mann. Aber er hatte Kultur. Dieser Mann, der einen fürstlichen Reichtum und Rang besaß, schreibt ein-

mal in einem Briefe an einen Bekannten, dem er scherzhafte Vorwürfe macht, daß er nicht einer Einladung zu ihm gefolgt sei: „Auf den Mann warteten ein Kopf Salat, drei Schnecken, zwei Eier, Grütze mit Milch und Eis, Oliven, Mangoldwurzeln, Melonen, Trüffeln, tausend andere ebenso leckere Sachen. Du hättest einen Schauspieler oder Vorleser oder Leierspieler gehört oder — Du kennst ja meine Freigebigkeit — alle zusammen. Aber da hast Du, ich weiß nicht bei wem, Austern, Euter, Seeigel und Tänzerinnen aus Cadix vorgezogen."

Wenn heute ein armer Geheimrat seine belächelte Gesellschaft gibt, so würde er ja erröten, wenn er als Hauptgericht einen Kopf Salat, Schnecken, Eier und Grütze auf den Tisch setzen sollte; wenn er schon nach einem Vorbilde für seinen Speisezettel im Altertum suchte, so könnte der nur beim Petron stehen, etwa: ein bekränztes Schwein, das mit Bratwürsten, gestopften Vögeln, Mangold und Schwarzbrot gefüllt war; kalte Torte mit warmem Honig übergossen; Erbsen- und Bohnen-Salat; Bärenschinken; Käse; Weinsuppe; Schnecken; ein Gemenge von Leber, Eiern, Rüben und Senf; Austern (man greift in die Schüssel mit Fäusten); Schweineschinken ... Der Schluß der Speisenfolge fehlt; sie wurde aber bei einem Freigelassenen gegessen als Totenmahl für einen gestorbenen Sklaven. Wir haben in unserer Zeit in der Schule gelernt, daß die Römer durch ihre Üppigkeit zugrunde gegangen seien; das war ja wohl nur eine fromme Sage, die Dinge gingen anders vor sich; aber was hätten unsere alten tüchtigen Schulmeister wohl zu dem heutigen Aufwand gesagt? In Kaufmannskreisen geht das Wort, daß ein Vermögen selten in die dritte Hand kommt; die Nation hat sich die Kaufmannsgesinnung in der Lebensführung zu eigen gemacht, und wird ja einmal sehen, ob sich das Wort auch im Großen bewahrheitet, ob den Enkeln nicht einmal die Zähne stumpf sein werden von den Herlingen, welche heute die Väter essen.

Wenn eine Klasse das Bedürfnis hat, sich zugrunde zu richten, so kann kein Mensch sie zurückhalten. Der französische Adel vor der Revolution in seinem wahnsinnigen Taumel wurde genug gewarnt, und es hat nichts genutzt. Aber das Furchtbare ist, daß mit dem Untergang einer solchen Klasse doch nicht bloß Menschen zugrunde gehen, sondern eine ganze Kultur, die ja von diesen Menschen doch

nicht geschaffen ist, die nach Pflicht und Gewissen von ihnen verwaltet werden soll. Und ein solcher Untergang ist nicht ein plötzlicher Zusammenbruch: der französische Adel war schon tot, ehe er die Blutgerüste bestieg, und das deutsche Bürgertum, das so stolz ist auf den neuen Reichtum, auf die noch vorhandene Tüchtigkeit, hat längst schon die ersten Schritte zum Untergang getan, als es dem Geld die Rolle anwies, die der Kultur zukommt. Noch immer fürchtet man sich ja vor dem roten Gespenst, trotzdem die Sozialdemokratie längst verspießert ist und ein genau so materialistisches Bürgertum vorstellt, wie die Menschen über ihr; noch immer klagen weiche Gemüter über Not und Elend der unteren Klassen, und regt sich dann bei den Reichen das schlechte Gewissen. Aber in unserer Gesellschaft — wer weiß, wann sich eine neue Gesellschaft formt, wie die aussieht — muß es Oben und Unten geben, und wenn einer das Bewußtsein hat, daß er die Freiheit seiner höheren Stellung anwendet, um am geistigen Leben der Nation mitzuarbeiten, sei es auch nur als Aufnehmender, so braucht er kein schlechtes Gewissen zu haben und keine Unzufriedenheit zu fürchten.

Natürlich nützen solche Predigten ja nichts. Im besten Fall bei dem älteren Geschlecht, sagt der Eine oder Andere: Der Mann hat recht, das habe ich auch immer gesagt; und wenn nicht meine Stellung wäre, der ich dies oder das schuldig bin, so würde ich auch ganz anders leben. Im schlimmeren Fall, der heute bei dem jüngeren Geschlecht wohl schon häufig ist, ist ein Lächeln der Ueberlegenheit die einzige Antwort, und das Bewußtsein, daß ein guter Schneider, ein erster Schuhmacher und ein Auto unwiderlegliche Beweismittel sind: Es fehlt bereits die Fähigkeit, über Anzug und Auto hinauszudenken. Deshalb möge denn nun, da doch einmal ein Ausspruch des Plinius gegeben ist, noch ein anderer Ausspruch aus ihm folgen, welcher die Richtigkeit des gemeinen Lebens hübsch schildert: „Es ist seltsam, wie man in der Stadt bei jedem einzelnen Tage die Rechnung seiner Zeit richtig findet oder zu finden glaubt, und wie dies doch nie der Fall ist, wenn man Alles oder das Meiste zusammenrechnet. Denn fragt man: Was hast Du getan?, so wird die Antwort sein: Ich wohnte einer Bekleidung mit der männlichen Toga bei, ich war bei einer Verlobung oder Hochzeit; dieser bat mich als Zeugen zu seinem Testament, dieser nahm mich zum Rechtsbeistand an, jener fragte mich um Rat. Alles das ist notwendig, wenn man

es tut; wenn man aber bedenkt, daß man es alle Tage tut, so erscheint es gehaltlos, besonders wenn man sich aus der Stadt zurückgezogen hat. Dann erst fällt einem ein: an welchen Nichtigkeiten habe ich so manchen Tag verschwendet. So geht es mir, wenn ich auf meinem Laurentinum etwas lese oder schreibe oder des Körpers pflege, dessen der Geist zu seiner Unterstützung bedarf. Dort höre ich nichts, was mich reut gehört zu haben, rede nichts, was mich reut geredet zu haben; dort wird niemand herabgesetzt, ich selbst tadele niemand als mich selbst, wenn ich ungeschickt schreibe. Mich plagt weder Furcht noch Hoffnung, mich kümmert kein Geschwätz. Ich rede bloß mit mir und meinen Büchern. O süße und achtungswerte Muße, fast schöner als jedes Geschäft! O Meer! O Gestade! Du wahrhafter und heimlicher Musensitz! Wie vieles dichtet und schafft in mir! Darum verlasse auch Du bei der ersten Gelegenheit jenes Getöse, jenes nutzlose Hin- und Herrennen, jene abgeschmackte Geschäftigkeit, und ergib Dich der Wissenschaft oder der Muße. Denn wie unser Acilius so gelehrt als witzig sagt: „Besser müßig sein als nichts tun."

Heltau

Von Elfriede Pflüger

Trotzig und ernst, so wie die Bauern hier
Breitspurig in der fremden Erde wurzeln,
Steht auch die Kirchenfestung hinter düster grauem Wall.
Ein kleines Pförtchen schließt sich dir
Unwillig in den Angeln kreischend, auf
Und schon hält dich ein Zauber tief im Bann.
Der enge Hof, die Steine grasbewachsen,
Uralte Bäume leiser Windgesang,
Und Rosen, Rosen, die den grauen Stein umranken
Als zausten warme Kinderhändchen Vaters Bart.
Inmitten grüßt die alte Kirche dich
Geduckt ein wenig von der Last der Jahre,
Von all den Sorgen, die ihr gläubig anvertraut.
Und dennoch stolz und frei hebt sich der Turm
In blaue Sommerluft.

Ein kleines Vogelkehlchen zittert süß und fein
Sein Abendlied in goldnen Sonnenuntergang.
Das schwere dunkle Kirchentor
Führt dich in lichten weiten Raum
Voll kühler Klarheit. Ruh und Zuversicht
Und tiefe Ehrfurcht vor den Ahnen
Kommt über dich im schlichten Holzgestühl.
Die Glocken singen leis Vergangenheit.
Du deutsches Herz, durch Blut und Not und Tod
Dem Feind zum Trotz gestählt
Spiegelst dich hier ins eigne Herz!

Rundschau

Chronik. Europa und die Welt sind Zeugen eines großen Vorganges, der geistig schon einsetzte, als die Kriegsschuldfrage geklärt war: der Zerbröckelung des Versailler Systems. Daß dessen Fehler nicht großzügig beseitigt, natürlich aber auch gegen ein innerlich gefestigtes Deutschland nicht mehr aufrechterhalten werden können, vermehrt die europäische Unsicherheit.

Auf der Ententeseite kämpften einige osteuropäischen Völker für ein berechtigtes nationales Ziel. Dies wurde erreicht. Die verbliebenen großen nationalen Ansprüche, die trotz ihrer Begründetheit unbefriedigt sind, erhebt das deutsche Volk. Seine Ansprüche schneiden die Belange der zwei mittelgroßen Länder Rumänien und Südslawien nicht. Daß aber auch zwischen Deutschland und Polen eine unmittelbare Einigung möglich ist, wurde schon durch die Tat bewiesen.

Die französischen und englischen Kriegsansprüche waren machtpolitisch, denn England hatte keine nationale Forderung anzumelden und die französische Anforderung des Elsasses ist nur einseitig begründet gewesen, aber seit 1918 befriedigt, ebenso wie die Ansprüche Italiens, das sich nachher gleich den beiden anderen Ländern machtpolitisch hochreckte und seine Hand heute in einen Raum ausstreckt, auf den es kein Recht hat. Die Selbstbesinnung Deutschlands und die Wiederherstellung seiner Wehrmacht beginnen das Gleichgewicht wieder zu schaffen; und nun geschieht das Unerwartete: Frankreich als die Hochburg des Finanzkapitalismus zieht seinen sozialen Hauptgegner Rußland in die europäische Auseinandersetzung hinein. Die für Europa durch Hitler beseitigte bolschewistische Gefahr wird damit durch Frankreich wieder wirksam gemacht. Es spielt das alte Spiel, das es mit den Türken trieb. Auch damals unterstützte es den Todfeind des Abendlandes, wohl in der Hoffnung, daß es ihm nicht gelingen werde, das Reich zu überrennen, dessen Bestand ja eine französische Notwendigkeit

ist; zugleich in der Erwartung, daß das Reich den Rücken in diesem Kampfe entblöße. Dies geschah, Frankreich nahm die westdeutschen Länder. Die Lage ist heute ähnlich, nur liegt jetzt die Grenze des Abendlandes weiter östlich und umschließt außer Polen auch alle sogenannten Nachfolgestaaten, in vorderster Linie Rumänien. Gleichgültig, ob die Russen als Bundesgenossen oder als Feinde diese Länder betreten oder ob sie sie links liegen lassen bei ihrem Vormarsch nach Deutschland — der Vormarsch selbst dehnt ihr soziales System, den Bolschewismus, räumlich aus. Dies berührt die östlichen Länder ganz besonders. Polen hat daraus die Konsequenz gezogen. Englands Aushalten an Frankreichs Seite im Kriegsfalle ist unwahrscheinlich. Man ist, wobei man sich auf ein Unbehagen mancher französischer Kritiker berufen kann, versucht zu fragen, ob die französische Rußlandpolitik überhaupt realisierbar und nicht bloß als Drohung aufzufassen ist. Aber die Russen werden sich die Gelegenheit, die ihnen hier zum Vorstoß ihrer Weltrevolutionspläne geboten wurde, nicht entgehen lassen. Allerdings ist, ganz abgesehen vom unbekannten Kampfwert der Russen, die Einkreisung Deutschlands im Ernstfalle — es gibt auch eine Abstimmungseinkreisung in Genf, die kaum eine Probe auf das Exempel aushielte! — weniger eng als 1914, um so weniger als auch die überseefeinde wegfallen. Das ist ein Grund, auf den Bestand des Friedens zu hoffen. Je länger aber Frankreich den militärischen Ausbau Rußlands fördert, je schwieriger dessen Inlandslage wird und damit die Lust, sich durch außenpolitische Abenteuer innerlich zu entlasten, um so bedrohter wird der Frieden. Genf und Stresa sind deshalb nur Verschleierungsetappen einer sich anbahnenden neuen Frontenziehung, die durch die Nähe und Weite der russischen Gefahr bestimmt wird. Alle Sicherheits- und Defensivklauseln, in die diese Gefahren eingewickelt sind, vermögen sie nicht zu beseitigen. Sie haben sie nur überdeckt. Daß sich Deutschland gegen Rußland erklärt, sichert auf weite Sicht allein den Bestand der östlichen Mittelstaaten. Die Überprüfung der Fronten ist darum für alle notwendig geworden. Als Spekulant auf jede Expansion drängt sich Italien vor, das in letzterer Zeit manche außenpolitische Niete, besonders das Einschwenken in die französische Abhängigkeit, zu verzeichnen hat; daß es heute die weise Pose eines Säbelrasselns an sich bevorzugt, ist weder für Frankreich, noch für den Balkan, geschweige für Deutschland, selbst für den Vasallen Österreich — dessen deutsches Volk augenblicklich stumm sein muß — und auch nicht für England erfreulich. England will nur eins: zwischen all diesen Kräften nach ihrer jeweiligen Bedeutung so zu vermitteln, daß sie sich nicht offen schlagen. Darum wird es jede reale Tatsache anerkennen und alles drein setzen, den Frieden zu erhalten.

Hört man angesichts solcher Tatsachen die üblichen Kommentare und das Pathos der Diplomaten, so erkennt man erst die Gefahr verschiedener Bewegungen, die dazu geeignet erscheinen, die wichtigeren Angelegenheiten der großen Politik zu verwischen. Hiezu gehört der in allen östlichen Staaten bemerkbare Ansturm gegen die Minderheiten. Die italienische „Kulturarbeit" in Südtirol mag dabei ein Vorbild abgegeben

haben. Rechtsenteignung vermag wohl Volkssplitter in einem andersnationalen Staate zu vernichten, wenn sie nicht — wohl in den meisten Fällen — gerade das Gegenteil davon bewirkt; aber sie ist immer wie ein Gift, das unbedingt jeden frißt, der es andern verabreicht. Hier zeigt sich eine neue ungeheure Gefahr für die gesamteuropäische Situation. Man darf Schädlinge aus der Macht entfernen, wie das in Deutschland mit den Juden im öffentlichen Dienste (und nur dort!) geschah — wobei immer beachtet werden muß, daß die deutsche Judenfrage erst begriffen werden kann, wenn man das jüdische Prinzip der Tarnung in Rechnung setzt, des Bestrebens nämlich, jüdische Interessen unter dem Deckmantel fremdnationaler oder idealer Ziele zu betreiben — man kann aber keine Minderheit, die sich offen als solche bekennt, ihrer Rechte entledigen, ohne sich selbst sittlich zu gefährden. Dies gilt auch für die Bewegung zur Schaffung eines privatwirtschaftlichen numerus clausus, wie er von dem Mitschöpfer der Karlsburger Beschlüsse Vaida-Voevod unter dem Beifall vieler gefordert wird. Die östlichen Staaten entstanden, wie das ununterbrochen erklärt wird, um der Verfolgung ihrer Volksangehörigen ein Ende zu machen. Sie entstanden also, um die Freiheit der Völker zu verwirklichen. Wer unter diesem Anspruch auftritt, ist ihm dreifach verpflichtet.

Obgleich die Bewegung gegen die Minderheiten im Raum von Budapest, Bukarest, Riga und Prag vieles übersteigt, was die heutigen Staatsvölker früher erlitten, entspringt wie aus jeder Schuld auch aus dieser der Anstoß zu ihrer Überwindung, die Tatsache nämlich, daß die Minderheiten nun nicht mehr verneint, sondern bestätigt werden. Auf ihre Entnationalisierung wird verzichtet, die Volkssonderung wird gestärkt, entscheidende und scheidende Werte damit gewahrt, gerade weil Märtyrer zu Millionen entstehen. Zwangsweise werden schwache Minderheiten erweckt. So bereitet das Unrecht das kommende Recht vor.

Europa ist von all diesem als Gesamtheit berührt, denn die Einführung der nationalen Hörigkeit wäre mit den heutigen Grundlagen der Kultur unvereinbar, unvereinbar mit den weltpolitischen Aufgaben der weißen Rasse. Weil einige im Aufbau befindlichen europäischen Völker es Millionen von Minderheiten verwehren, als Europäer in Europa ruhig zu leben, ist ja Europa gelähmt.

Der Sinn des gegenwärtigen Chaos liegt darin, daß eine allen Völkern gerechte Ordnung gefunden werde. Sie kann nur gefunden werden, wenn sich die Achtung vor jedem echten Volkstum zur unverrückbaren Rechtsgrundlage entwickelt. Dieser Zukunft hat auch das Deutschtum in Rumänien dadurch zu dienen, daß es zu einer nicht bloß in Worten geforderten, sondern tatsächlichen Lebens- und Abwehrgemeinschaft zusammenwächst. Deren Schaffung setzt voraus, daß die führenden Männer aufbauende Fähigkeiten, Weitblick, Verantwortungsgefühl, Treue zum eigenen Wort und Entschluß beweisen, daß sie mit ihrer politischen Tätigkeit für sich keine Vorteile oder gar Einkünfte erstreben, daß sie jenen entscheidenden Mut, der nichts anderes ist als Ehrgefühl, haben, der jede Volksbedrohung bekämpft, weil Duldung einer Rechtsbeeinträchtigung

des Volkes diese rechtmäßig, das Volk ehrlos macht. Innerhalb des Deutschtums in Rumänien haben sich neue Umlagerungen durch die Ausbreitung der Deutschen Volkspartei angekündigt, die kürzlich in Billed einen großen Volkstag veranstaltete und die eben geschilderte lebendige Volksgemeinschaft all unserer Inlandssiedlungen begeistert auf ein neues Banner schrieb. Hierüber soll demnächst gesprochen werden.

Heinrich Zillich.

Die Matthäus-Passion in Bukarest. Daß Joh. Seb. Bach in diesem Jahr in den deutschen Siedlungsgebieten Rumäniens gefeiert wird, ist selbstverständlich. Schon seit Jahren ist in Hermannstadt und Kronstadt Bachsche Musik sehr eindringlich gepflegt worden und nimmt sozusagen den Vordergrund der ganzen Musikpflege ein. So war man hier auf das Bachjahr gut vorbereitet und es überrascht nicht, daß Hermannstadt in diesen Tagen mit der Matthäus-Passion nun auch den Gipfel erstiegen hat, während sie in Kronstadt heuer wohl zum achtenmal erklingen wird. In beiden Städten wirkt je ein großer Chor, der sich nach Bach benennt. Der Kronstädter Bach-Chor hat, obwohl er der jüngere ist, durch mehrmaliges Auftreten vor dem Mikrophon des Bukarester Senders einen guten Ruf auch in den nichtdeutschen Hörerkreisen des Landes bekommen, der ihm die ehrenvolle Einladung brachte, im Rahmen der Bukarester Bachfeiern die Matthäus-Passion zu singen. Die Einladung erging von der ersten Vereinigung zur Musikpflege Rumäniens, die alles umfaßt, was hohe musikalische Kunst im Lande treibt und fördert; sie wurde mit Freuden angenommen und es gelang dem Kronstädter Bach-Chor, seine Aufführung (24. März 1935) auch für Bukarest zum Gipfel der Bachfeiern zu machen und diese Feier zu einem weithin beachteten Ereignis zu gestalten. Daß dies möglich gewesen und auf der ganzen Linie glänzend gelungen ist, darf nicht als selbstverständlich angesehen werden. Man hätte es gerade in diesen Tagen, da man uns Deutschen in Rumänien sonst alles andere als freundlich begegnet, in Bukarest sehr viel lieber gesehen, wenn ein rumänischer Chor Bachs Werk rumänisch gesungen hätte; und es hat im Hintergrund nicht an Versuchen gefehlt, die deutsche Aufführung irgendwie unmöglich zu machen. Indes müssen wir mit Hochachtung anerkennen, daß das tiefe Verständnis und der gute europäische Geschmack der leitenden Männer der Rumänischen Musikgesellschaft, vor allem Herrn Radulescus, alle Hindernisse überwanden, und daß es ihnen dadurch gelang, für alle Teile hohe Ehre einzulegen. Es war das Athenäum, der schönste und würdigste Konzertraum der Landeshauptstadt, zur Verfügung gestellt worden; das beste Orchester des Landes, die Bukarester Philharmoniker, wirkten mit. Das Haus war etwa zwei Wochen vor dem Tag der Aufführung ausverkauft, die nichtdeutschen Gesandtschaften der europäischen Mächte hatten sich ihre Logen besorgt, und in der Hofloge saß die Königin-Mutter Maria, die sich gegenüber dem Leiter der Aufführung, Musikdirektor Bickerich aus Kronstadt, in Worten ganz ungewöhnlichen Lobes aussprach. Die Presse ist einmütig in der Bewertung der

Leistung: nach jeder Richtung ungewöhnlich. Auch die Rundfunkübertragung hat bestätigt, was die Zeitungen in den Landessprachen schrieben: Diese Aufführung stand auf einer Höhe, die kein Konzertpodium der Welt hätte zu scheuen brauchen. Neben dem Leiter und der Seele der ganzen Veranstaltung, Musikdirektor Bickerich-Kronstadt, und Herrn N. Radulescu, der selbst am Cembalo saß, haben zu dem großen Erfolg durch die Kunst ihres Gesanges beigetragen: Frau Rose Baumann-Radulescu (Bukarest), Herr Aurel Alexandrescu (Tenor) und die Mitglieder des Kronstädter Bach-Chors Frau M. Fabritius (Alt), die Herren Dr. A. Witting (Jesus) und A. Schmidt (Baß-Nebenrollen).

Das Hochwerk evangelischer Kirchenmusik, das größte religiöse Chorwerk aller Zeiten, von einem deutschen Chor in deutscher Sprache, in Bukarest in unseren Tagen mit allseitig anerkanntem, zwingendem Erfolg aufgeführt, — diese Tatsache muß in ihrer ganzen Größe gewürdigt und soll mit herzlichem Dank an alle Beteiligten zur Kenntnis genommen werden. H. L.

Prof. I. Sân-Giorgiu und die sächsische Dichtung. Professor Ion Sân-Giorgiu hielt im März in Bukarest einen Vortrag über das siebenbürgisch-sächsische Schrifttum und behandelt das gleiche Thema in einer Aufsatzreihe der Zeitschrift „Libertatea", die, noch unabgeschlossen, eben bei den „Karpathen" und der letzten Vorkriegsepoche hält. Im heutigen den Minderheiten unseres Landes nicht gerade freundlichen Zeitpunkt muß die Tatsache mit doppelter Dankbarkeit hervorgehoben werden, daß ein rumänischer Universitätsprofessor mit Verständnis, warmer Teilnahme und reicher Sachkenntnis für unser geistiges Leben eintritt. Aus einer geschichtlich begründenden Wesensdeutung des Siebenbürger Sachsentums und seiner Kultur leitet er die Eigenart eines Schrifttums ab, das jahrhundertelang weniger absolute Kunst als Waffe im völkischen Selbsterhaltungskampf ist, dilettantisch und in seiner unausgesetzten Ausrichtung auf die große deutsche Dichtung epigonenhaft. Mit dem richtigen Blick für das Eigentümliche unserer Geistesart gliedert er in die Übersicht des Werdens unserer Kunstdichtung Betrachtungen über die Volksdichtung, über die geistesgeschichtliche Bedeutung solcher Mittelpunktgestalten wie Honter oder Brukenthal und über den Aufstieg unserer Geschichtsschreibung ein. Mit sehr anerkennenden Worten und wachsender Ausführlichkeit stellte sein Vortrag die jüngste den Dilettantismus überwindende Phase unserer Dichtung dar, deren bedeutendste Leistungen er in Meschendörfers „Stadt im Osten" und in Zillichs Novelle „Der Urlaub" („eine der stärksten Weltkriegsdichtungen überhaupt, die es verdient, bald ins Rumänische übertragen zu werden") sieht.

Man kann im einzelnen vielleicht manche Meinung Sân-Giorgius nicht teilen, man möchte ihm vor allem, wenn er von der ausschließlich einseitig-unfreundlichen Zeichnung des Rumänentums im sächsischen Schrifttum spricht, mit dem Hinweis auf zwei Werke antworten, die zu

nennen er leider versäumt hat: auf Josef Marlins Horia-Roman, der vor einem Jahrhundert den rumänischen Freiheitshelden und seine Erhebung gestaltete, und auf Emil Wittings „Hirtenfeuer" mit seiner Verherrlichung rumänischen Hirtentums. Aber diese Einwände beeinträchtigen nicht die herzliche Zustimmung, die Sân-Giorgius schöne Aufgeschlossenheit für die geistigen und kulturellen Werte unseres Volkes verdient, und dieser einsatzbereiten Sympathie für deutsches Geistesleben in unserem Lande sind wir uneingeschränkten Dank schuldig.

H. Krasser.

Zwanzig Jahre „Páßtortüz". Die in Klausenburg erscheinende ungarisch-siebenbürgische literarische Zeitschrift mit dem schönen Namen „Hirtenfeuer", mit der uns trotz gelegentlicher Polemiken freundliche Beziehungen verbinden, gab ihre letzte Nummer als Festheft ihres zwanzigjährigen Bestehens heraus. Die umfangreiche Nummer enthält Beiträge wohl aller Mitarbeiter des „Páßtortüz". Es sind die bedeutungsvollsten Namen des ungarischen Geisteslebens unserer Heimat darunter. Zwischen den Bildbeilagen bemerken wir mit Vergnügen auch eine Zeichnung Fritz Kimms. Die Zeitschrift wurde im Kriege gegründet, hielt sich nach dem Niedergang der ungarischen Machtstellung in Siebenbürgen, gewann an Ansehen und Gewicht besonders in der Nachkriegszeit. Ihre Leiter, jetzt Reményik Sándor, Csáßár Károly und Dsida Jenö, verstanden es, den Blättern ein sowohl volkstümlich-verständliches, als auch geistig-bewegtes Antlitz zu geben, das dem „Páßtortüz" eine weite Verbreitung ermöglichte und seine tief in die ungarische Bevölkerung hineinpflügende Wirkung. Besonders hoch ist auch bei Deutschen und Rumänen Siebenbürgens das Verdienst des „Páßtortüz" als Verkünder heimischer Seelenwerte zu veranschlagen. Von dieser gemeinsamen Grundlage her seien der Zeitschrift unsere herzlichen Glückwünsche dargeboten!

Heinrich Zillich.

Ehrungen. Die Deutsche Akademie ernannte zu ihrem außerordentlichen Senator Adolf Meschendörfer und zum Mitglied ihrer Wissenschaftlichen Abteilung, Sektion für deutsche Geschichte, Prof. Dr. Karl Kurt Klein.

Verwahrung. Im Februar des Vorjahres wies ich im Klingsor darauf hin, daß sich bestimmte ungarische Blätter des Inlandes nicht genug tun können in Mißdeutungen deutscher Ereignisse in einer Form und Sprache, die jeden Deutschen verletze. Ich erwähnte dabei die kulturellen Zusammenhänge zwischen Deutschen und Ungarn und die minderheitliche Zielgleichheit beider in Siebenbürgen. Die unbefriedigende Lage der Deutschen in Ungarn müsse der Durchschlagskraft jener Rechtsforderungen schaden, die die ungarischen Minderheiten in allen Nachfolgestaaten mit Fug erheben. Mit Hinweis auf die kulturelle Dankverpflichtung der Ungarn den Deutschen gegenüber forderte ich Gerechtigkeit in der Beurteilung des deutschen Volkes. Ich unterstrich hiebei die Achtung und Verbundenheit, die wir der ungarischen Minderheit gegenüber empfinden und die

wir auch dort verlangen müssen, wo es um Deutsche geht. Um jede Mißdeutung meiner Ausführungen zu verhindern, beschwor ich die zahlreichen Fälle, wo sich unsere Zeitschrift für ungarische geistige Belange eingesetzt hat. Abschließend betonte ich, daß meine Vorwürfe nicht das ungarische Volk, sondern eine bestimmte Publizistik treffen.

Ich wurde nach dem Erscheinen jenes kleinen Aufsatzes im „Pásztortüz", im „Erdély Helikon" und anderswo heftig angegriffen. Um nicht eine jener unfruchtbaren Aussprachen zu führen, wo der eine Teil zu seinen Lesern, der andere wieder nur zu den seinen spricht, antwortete ich im „Pásztortüz", dem ich bis heute dankbar bin, daß er meine Erwiderung brachte. Sie erschien mit einer neuerlichen gegen mich gerichteten Stellungnahme, auf die ich eine zweite Antwort einsandte. Ob die erschienen ist, weiß ich nicht, weil ich inzwischen verreiste und die Angelegenheit aus dem Auge verlor. In den Wochen allerdings, die ich nach jener ersten Antwort und gegnerischen Erwiderung noch in Kronstadt zubrachte, wurde sie nicht veröffentlicht. In den Polemiken, die gegen mich erschienen, hatte man versucht mich als einen voreingenommenen Menschen hinzustellen und ein ununterrichteter Leser konnte daraufhin meinen, ich sei den Ungarn nicht wohlgesinnt. Diesem Vorwurf hatte ich nicht bloß ein gutes Gewissen entgegenzusetzen, sondern wer sehen wollte, konnte mit Händen greifen, wie sich meine Einstellung zu den siebenbürgischen Ungarn im Laufe vieler Jahre kundgegeben hat. Erfreulich waren aber die Stellungnahmen deshalb, weil sich darin die Absicht zeigte, eine offene Aussprache zu führen, die uns überall nottut.

Nun zerrt ein gewisser Abafáy Gusztáv („Független Ujság", Klausenburg) jene Aussprache bei einer Kritik meiner kürzlich prämiierten Novelle „Der baltische Graf" in einer Weise hervor, die mich als einen Feind des ganzen Ungarntums abzustempeln geeignet ist. Mit Berufung darauf, daß ich vor einem Jahre die Ungarn heruntergemacht hätte, sucht er in der Novelle Beweise, um mir unterzuschieben, ich wolle sein Volk besudeln. Ein Schriftsteller ist nicht berufen, über Wert oder Unwert seiner Leistungen zu streiten, aber er kann sich gegen unverantwortliche Mißdeutungen seines Wollens zur Wehr setzen.

Wie kommt Abafáy zu seinen Anwürfen gegen mich?

Er macht es so: Wenn in der historischen Novelle steht, daß aus den ungarischen Tälern aufrührerische Horden 1849 gegen die kaisertreuen Sachsen mit Feuer und Mord drangen, so habe ich — nach Abafáy — die Ungarn besudelt. Ich weiß sehr wohl, daß die Ungarn die Ereignisse des Jahres 1849 anders beurteilen als Deutsche, aber die Niederbrennung Sächsisch-Regens und die Ermordung des größten Sachsen, des unschuldigen Stephan Ludwig Roth — darüber kann es nur ein Urteil geben! — waren Ausbrüche eines Hasses, den zuchtvolle Truppen gewöhnlich zu bändigen vermögen. Wer aber bezeichnet in der Novelle die Rebellen als Horden? Eine Gestalt der Novelle, ein österreichischer Offizier, dessen Gedanken wiedergegeben werden, also eine Partei! Weiter sagt, als eine Frau schutzlos zwischen vordringenden ungarischen Freischärlern hindurch-

fahren muß, ein österreichischer Offizier, daß Gott sie vor den „Hunden schützen" möge, also wieder eine Partei, ein Soldat in einer Stunde, wo er selbst vor den Ungarn flüchtet. Soldaten reden eben so, auch ungarische. Abafáy genügt dies, um zu erklären, ich hielte die Ungarn für Hunde. Was leistet er sich weiter? Der österreichische Hauptmann der Novelle, der die Schmach empfindet, zur Rettung der deutschen Sache die Russen nach Siebenbürgen rufen zu müssen, ist erleichtert, dabei wenigstens deutsche Offiziere zu treffen und somit „unter Herren zu bleiben". Diese Seelenregung, die auch bei ungarischen Herren im analogen Falle anzunehmen ist, könnte vielleicht ein engstirniger chauvinistischer Russe als Beleidigung empfinden; aber daß Abafáy sie als ein Zeichen meines Rassedünkels hinstellt und sie überdies als gegen die Ungarn gerichtet ausgibt — mit denen sie nicht das geringste zu tun hat —, mutet geradezu krankhaft an.

Es ist für ihn auch ein Vergehen, wenn der baltische Graf, dem die Tataren das Weib geraubt haben, über das „schwarzäugige Schmutzvolk zwischen Krim und Kaukasus" urteilt und froh ist, nach „verlausten Dörfern" wieder deutsche Menschen zu sehen. All dies sind ihm Beweise für meine rassenüberhebliche Einstellung, für die „kriegerische" Tendenz der Novelle, noch mehr für ihre „imperialistische" Tendenz, denn ich wolle nicht mehr noch weniger, als mit der Schilderung dieser, übrigens einen wahren Kern umschließenden Episode aus dem Jahre 1849 dem deutschen (?) Bestreben, ein Reich vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer zu errichten, Vorschub leisten. Er überschreibt sein Pamphlet gegen mich deshalb mit dem Titel: Die „imperialistische" Novelle. Von der Verleumdung zur D e n u n z i a t i o n ist hier nicht einmal ein Schritt!

Daß in dieser Novelle ein verhärteter, in soldatischen Standesansichten aufgewachsener Herrenmensch an ein unkriegerisches deutsches Bürgertum stößt, dem er durch seine Brutalität gegen einen armen Dieb zum Entsetzen wird, daß er in dieser milderen Luft an sich selbst irre, von der Qual um seine verlorene Frau ins Verbrechen geworfen wird, davon merkt ein Kritiker nichts, der nicht einmal die Handlung der Novelle richtig nacherzählen kann, sie also ganz oberflächlich las, wohl aber mit der Lupe nach Möglichkeiten suchte, um mich zu verleumden und zu denunzieren. Mit der gleichen Voreingenommenheit könnte mir jemand vorwerfen, ich hätte das deutsche Volk herabgesetzt, das in dieser Novelle für alle einander feindlichen Heere Mitkämpfer stellt; welch ein Volk, das den Russen, den Ungarn, dem Kaiser zugleich dient, welch eine deutsche Verächtlichkeit zuzugeben, daß General Puchner vor den Ungarn das Weite gesucht habe; da müßte man doch den schönen Ausdruck „strategischer Rückzug" verwenden, sonst wird das deutsche Volk beleidigt! Und welcher Volksverrat, einen Deutschen zu schildern, der Kinder stiehlt!

Wenn ein Journalist sich blamieren will, wird ihn niemand davor bewahren können. Wie aber verantwortet er den Kniff, unter den ersten Titel seines Pamphlets den zweiten zu schreiben: „Neuer Angriff gegen das Ungartum in den Spalten des Klingsor"? Ist die Novelle im Kling-

sor erschienen? Nein. Hier liegt jener alte Journalistendreh vor, im Titel zu behaupten, was im Text dann doch nicht steht, was überhaupt nicht wahr ist. Ich weiß, wie sich dieser Menschentyp, wenn er antworten sollte, um diese Finte winden wird, die den Ungarn weißmachte, sie seien in den „Spalten des Klingsors" angegriffen worden. Solch ein Mensch nimmt sich die Berechtigung, nicht nur mich zu verleumden, sondern überdies zu behaupten, daß die „imperialistische" Tendenz der Novelle es notwendig gemacht habe, daß sie prämiiert wurde, wohlgemerkt in Deutschland prämiiert, in dem „imperialistischen" Lande. Und ich, ein Sachse, bin darein verwickelt. Hier riecht es ganz penetrant nach Denunziation. Die bekannten Namen des Preisgerichtes brauche ich gegen diesen Anwurf nicht zu verteidigen. Es ist aber festzustellen, daß es Menschen gibt, die kein, aber wirklich kein Mittel scheuen, um ihren Deutschenhaß auf Kosten der Wahrheit zu betätigen. Zur Groteske wird diese Tätigkeit, wenn sie in die theatralische Frage ausartet, ob sich das sächsische Volk mit meinen Bestrebungen einverstanden erkläre. Ich hätte nämlich, behauptet dieser Abafáy, mit meiner Novelle die Antwort auf ein Interview gegeben, das man mit mir vorhatte in der Absicht festzustellen, wie ich mich zu einem gemeinsamen minderheitlichen Kulturkampf verhalte.

Nun, die Antwort darauf habe ich schon in Taten erteilt, ein Jahrzehnt hindurch, ehe es Abafáy einfiel, mich zum Ungarnschreck zu machen. Das Unerhörte an diesem Abafáy liegt nicht so sehr darin, daß sein Deutschenhaß, seine chauvinistische und krankhafte Schnüffelsucht ihn dazu verleiten, mein wahres Tun und Lassen in den Wind zu schlagen, mich ohne den geringsten haltbaren Grund in meinem Wollen, Denken und Sein umzulügen und ein deutsches Preisgericht, dem große Schriftsteller wie Wilhelm von Scholz angehören, zu besudeln; das Unerhörte liegt nicht so sehr in der muffigen Befangenheit, mit der dabei zu Werke gegangen wird, nicht im überheblichen sittenrichterlichen Ton, nicht einmal in der Schmierigkeit, mit der solcher Eifer zur Denunziation gesteigert wird — all dies ist leider nicht unerhört, es gehört zum täglich immer wieder auftauchenden Gesinnungsbild jener, die sich aus der Verleumdung deutscher Menschen und Ereignisse eine Aufgabe machen, und das ist ja nicht mehr unerhört; aber es ist unerhört, daß ein Abafáy sich zum Wortführer des ungarischen Volkes aufrecken will, indem er das sächsische Volk auffordert, ihm eine Antwort zu geben, und daß er mit allen Kräften die von anderen längst wahrgenommenen minderheitlichen Kulturbeziehungen zu vergiften bestrebt ist, während er vorgibt, sie fördern zu wollen.

Heinrich Zillich.

Neue Bücher und Schriften

Paul Ernst, Tagebuch eines Dichters. Mit einem Bild des Dichters. Albert Langen / Georg Müller, München, 1934. — Es ist ein reiches Geschenk, das uns der Verlag Albert Langen / Georg Müller mit diesem Buche gibt. Die Aufsätze von Paul Ernst, die er knapp vor dem Krieg

und während des Ringens bis in die ersten Jahre der Nachkriegszeit verfaßte, sind hier, noch vom Dichter für den Druck bestimmt, gesammelt. Der Titel besteht zu Recht, denn wenn Dichten Sinndeutung des Lebens heißt, so muß der Dichter auch in seiner Zeit sehend und deutend stehen, wobei es natürlich nicht seines Amtes sein kann, mit allen Zeiterscheinungen handelnd verbunden zu sein. Er soll den Sinn des Wegs und Abwegs erspüren und sagen. Dazu dient hier Ernst der Aufsatz, der unmittelbarer als das gedichtete Wort, wenngleich nicht tiefer, die Gedanken des Dichters zu unserer Zeit umfaßt. Es ist ein Tagebuch eines Sehenden und Voraussehenden, der seiner Gegenwart die Schritte maß und das Notwendige erkannte, ehe ein anderer es bemerkte. Dies gibt den Aufsätzen, von denen kaum einer veraltert ist oder Problemen nachgeht, die uns heute nicht mehr so heftig bewegen wie damals, als Ernst sie schrieb, ihre bleibende Bedeutung, zugleich auch ihre Einmaligkeit. Das Gebiet, das Ernst umgreift, ist groß; es kann mit einem Worte nicht bezeichnet werden. Es umgrenzt die Kunst und alle Erscheinungen der Kultur, aber auch der Lebenshaltung, soziale und politische Fragen. Vielleicht findet man in diesem Buche am deutlichsten die Konfession Paul Ernsts in einer Form, die jedermann zugänglich und leicht verständlich ist. Die Aufsätze sind nur in einem begrenzten Sinne zeitkritisch, denn ihr wahrer Wert ergibt sich ja gerade in ihrer positiven und fruchtbaren Haltung, die von einer gesicherten Weltanschauung bestimmt wird, die uns viele Bausteine der Zukunft gibt. Wir staunen immer wieder, wie dieser tiefe Geist in einem Chaos der Ansichten und Geschehnisse niemals den Blick verlor für das dauernd Werthafte, wie er sich nie von Schlagworten verwirren ließ und seine Linie einhielt, die das Leben in seiner Wirklichkeit in Rechnung stellte, aber zugleich alle Hintergründe des Daseins erschaute. Es wird die Pflicht dieser Zeitschrift sein, immer wieder auf Ernst hinzuweisen als auf einen der bedeutsamsten Männer im deutschen Kulturraum. Zugleich mit diesen Zeilen erscheint ein Abschnitt aus dem hier behandelten Buch. Heinrich Zillich.

Wie das Banat von den Deutschen besiedelt wurde. Acht Kreidezeichnungen von Karl Mahr mit Worten von Herbert Kranz. Kunstblatt in dreifarbigem Offsetdruck. Format 28 × 66 cm. Preis RM. —.30, zuzüglich Verpackung und Postgeld. Berlin W. 30 und Stuttgart 1934, Verlag Grenze und Ausland. — Dieses Blatt greift auf die publizistische Form der alten Neuruppiner Bilderbogen zurück; aber es vereinigt mit der eindringlichen Bild- und Schriftwirkung noch den hohen künstlerischen Reiz der acht Kreidezeichnungen von Karl Mahr und die sprachliche Vollendung des Textes. Das Blatt soll als Wandschmuck in Schulklassen, Arbeitsstätten und Versammlungsräumen an die unerhörte Lebensleistung der Banater Schwaben erinnern. Möchte ihm an recht vielen Stellen Gelegenheit gegeben werden, diesen Zweck zu erfüllen!

Coriolan Petranu, Bisericile de lemn ale Românilor Ardeleni în lumină aprecierilor străine recente. — Die Holzkirchen der Siebenbürger Rumänen im Lichte der neuesten fremden Würdigungen. Krafft und Drotleff, Hermannstadt 1934. — Petranu, durch seine Arbeiten über die rumänischen Holzkirchen der Komitate Arad und Bihor bekannt, breitet in einem umfangreichen Sonderdruck sämtliche ihm bekannten Besprechungen fremder Kunstforscher über das von ihm besonders eindringlich herausgerückte Thema des rumänisch-siebenbürgischen Holzkirchenbaues aus. Aus zweifachen Gründen: einmal, um die schwer zugänglichen Belegstellen einheitlich zu sammeln, dann aber vor allem auch, um seine, des Verfassers, Ansichten über Wert, Ursprung, nationale Zugehörigkeit und fremde Beeinflussung der rumänischen Holzkirchen durch die verschiedenen Gelehrtenurteile zu stützen. Es handelt sich hauptsächlich um deutsche, schwedische und französische Forscher, die zu seinen Behauptungen stehen, und auf der anderen Seite um ungarische und ukrainische, die gegenteiliger Meinung sind. Man wird es wohl mit der ersten Gruppe und damit mit Petranu selbst halten müssen, die „den künstlerischen und historischen Wert der siebenbürgischen Holzkirchen" und dann ihre Originalität und ihren nationalrumänischen Charakter anerkennen, wenn auch dies Problem schon durch die unvollständige Aufnahme der Holzkirchen noch durchaus nicht erschöpfend behandelt erscheint. Der Schlußabschnitt, der sich mit den ungarischen und ukrainischen Urteilen befaßt, ist aus einer gewissen Unruhe des Angegriffenen geschrieben, jedoch sind auch die vorgebrachten gegnerischen Äußerungen nicht in der Lage, die persönlich großen Verdienste Prof. Petranus um die Erforschung der siebenbürgischen Holzkirchen irgendwie zu schmälern. Hoffen wir, daß es ihm gelingen wird, diese Kunstdenkmäler restlos zu erfassen und damit zu einer großen und erschöpfenden Überschau zu kommen, die für die siebenbürgische Kunstgeschichte ein dringendes Bedürfnis ist. Erhard Antoni.

Neue Bändchen der Kleinen Bücherei. In der Kleinen Bücherei des Albert Langen / Georg Müller Verlags in München, die eine ausgezeichnete Auswahl aus dem Schrifttum unserer Tage zu sehr billigem Preise enthält, erschienen wieder einige Bände. Auf die Erzählung von Emil Strauß, „Der Laufen" genügt ein Hinweis, weil wir sie, die auch in einem anderen Gewande vor kurzem erschien, im Klingsor schon gewürdigt haben. Viel Freude bereitet das Bändchen von Knut Hamsun, „Ein Gespenst", weil man in diesen fünf kleinen Erzählungen den großen Dichter ebenso greifbar lebendig spürt wie in seinen riesigen Sinfonien. Die Geschichte „Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe" war mir schon bekannt. Köstlich ist auch die „Vortragsreise", besonders aber die Titelerzählung, die in jene Räume greift, durch die Hamsun uns schon oft führte, wobei uns der Atem kurz wurde. Noch sei auf eine sehr schöne Liebesgeschichte von Helene Voigt-Diederichs, „Luise", hingewiesen, auf ein reifes, sprachlich zwingendes

Werk aus dem norddeutschen Bereich. Verschlossen und verhalten wie ihre Gestalten ist auch die Kunst der Dichterin, die kein überflüssiges, aber wohl das notwendige Wort äußert, klar schildert, das Wesenhafte sieht und zu fügen weiß. Eine tiefe, menschliche Erzählung zugleich, über der die Stimmung schicksalhafter Trauer liegt, der äußeren Erfolglosigkeit wahrer Liebe, echter Demut und Reinheit. Hier ist ohne zu reden nordisches Wesen gestaltet und aus solchem gestaltet worden.

Heinrich Zillich.

Reden und Einführungen. Der Verlag Albert Langen und Georg Müller in München gibt in leicht kartonierten, schmucken Bändchen in zinnoberrotem Einband zu dem volkstümlichen Preis von einer Mark eine kleine Reihe zeitgemäßer Reden und Einführungen heraus. Der bedeutende Künder deutschen Wesens Wilhelm Schäfer, der Autor der „Dreizehn Bücher der deutschen Seele", setzt sich in einer großen Rede mit dem Werk des Johann Sebastian Bach, des größten Künstlers, wie er ihn heißt, auseinander und kämpft in der Christophorusrede, die von der christlichen Legende des Riesen Christophorus, der das Jesuskindlein kaum über den Fluß zu tragen vermag, ausgeht, gegen den bürgerlichen Fortschrittsglauben. Siegfried Casper führt uns an Hand der Hauptwerke, deren gründlicher Kenner er ist, in die metaphysische Welt, in der der Dramatiker Hanns Johst lebt, ein.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. In diesem Hefte erscheinen zwei Gedichte von nichtheimischen Autoren. Josef Mühlberger ist als einer der bekanntesten sudetendeutschen Dichter schon früher einmal im Klingsor zu Wort gekommen. Elfriede Pflüger ist Wienerin. Zur Novelle von Egon Hajek sei bemerkt, daß sie mit vier anderen demnächst im Verlage Ungelenk in einem Bande erscheinen wird, der den Titel „Das Martyrium" trägt.

Alfred Pomarius hat in der mehrere Monate umfassenden Abwesenheit des Herausgebers von der Heimat die Rundschau des Klingsor in ausgezeichneter Weise geleitet. Besonderes Aufsehen erregten seine „Chroniken". Es sei ihm auch hier dafür herzlich gedankt.

Zum Beitrag Otto Folberths im vorigen Heft ist zu bemerken, daß infolge Versehens der Druckerei die vom Verfasser gelesene Korrektur beim Druck der betreffenden Bogen nicht berücksichtigt worden ist und daher einige Fehler im Text stehen geblieben sind. Der Verfasser hat nun einige fehlerfreie Sonderabzüge seines Beitrages herstellen lassen und bittet solche Leser, die einen einwandfreien Text der veröffentlichten Briefe um St. L. Roth besitzen möchten, diesen von ihm anzufordern. (Anschrift: Mediasch, St. L. Roth-Schule.)

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Brașov-Kronstadt, Ion-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Nagy Imre, Landschaft

Photo-Reproduktion: Atelier O. Netoliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR JUNI 1935 HEFT 6

Um den Retter

Von Gerda Mieß

O Herr, noch jedesmal in höchster Not
erstand ein Retter uns nach dem Gebot,
das du uns gabst, und unser Volk gewann
auf's Neue Mut und Kraft durch deinen Mann.

Wir sind in Not, o Herr, und in Gefahr.
Wann stellt sich uns der heilige Retter dar?
Wo ist der Mann, nach dem die dunkle Zeit,
nach dem dein Volk als nach dem Lichte schreit?

Verwirrung, Widersinn und Wankelmut
vergiften unser altes, edles Blut,
es eitern Schwören auf an unserm Leib,
krank ist das Volk, hat nicht mehr Halt und Bleib'.

Wo ist er, dessen Herz noch nicht verstockt,
den eigner Glanz und Reichtum nicht verlockt,
der rein von Haß und Neid und Schuld und Trug,
den eitle Ehrsucht nicht in Fesseln schlug?

O Herr, des guten Willens ist so viel,
und alle wollen wir dasselbe Ziel,
und alle leiden wir die gleiche Not,
und alle stehn wir unter dem Gebot!

Und dennoch sind wir einer Herde gleich,
die ihren Pfad verlor. Der Boden weich,
er droht uns einzeln auf den Grund zu ziehn,
und keiner führt uns auf das Feste hin!

Wo ist der Hirte der verirrten Schar?
Wir sind zerstreut: Stell' uns den Hirten dar!
Den Retter, zeige uns den Retter an,
o Herr, wir flehen, schick' uns deinen Mann!

Im Zigeunerlager

Aus einem unveröffentlichten Roman von Emil Witting

Géza sah tief unter sich am Altfluß die braungebeizten Zelte der Zigeuner. Rauch zwirnte schwellend, nackende Brut tollte, Hunde bissen sich. Die Bande schien auf Streife gezogen, denn da hockte bloß ein Weib in bunten Fetzen, und da kam ein Zigeuner in weiß und schwarz, stellte sich vor sie, schwang die Arme und schrie, daß man es bis herauf hörte, denn sie hatte vorhin drei Schritte vor seiner Brust ihm den Weg gekreuzt, was ein Zigeunermädchen nie vor dem Mann tun darf, weil es eine Mißachtung bedeutet. Und sie hatte im Dorf gestohlen und hatte es nicht mit dem Vataf geteilt.

Géza hatte den Plan gefaßt, das Zigeunerlager zu zeichnen und die Dianetta zu malen. Nachdem er sich überzeugt, wo es wäre, schlenderte er mit Staffelei und Werkzeug zwischen Heukogeln gemächlich hinab. Überall waren die Leute zu Feldarbeit, erstem Grasschnitt auf der Scholle verteilt. Geißeln schnalzten. Er hatte sich, damit er um die Vertrautheit der braunen Gesellen mit Erfolg buhlen könne, in einen Anzug geworfen, der längst schon auf dem Aufboden gelegen hatte und für einen Zigeuner bestimmt war. Hosenboden und Knie hingen in Fetzen, die rotbraune Haut sah überall durch, am kneistigen Hemd klebte Harz und Teer, und die Mäuse hatten viele Fenster hineingefressen. Von den bloßen Füßen krustete sich Morast.

So trat er, nachdem er den Flußsteg überschritten, an das Lager heran. Etliche räudige Hunde fielen ihn belfernd an, er hielt sie sich mit Steinwürfen vom Leib. Schon im Umkreis verriet sich der Menschenabwurf durch widerlichen Gestank. Auf dem Platz roch es übel nach Fäulnis und Aas, am Rande des Lagers bewegten sich matt die tiefgerippten Gestelle dreier Schindergäule, die fast schon zu schwach waren, um zu fressen. Eines trat lahm mit Sehnenklapp, eines humpelte gefesselt, das dritte schlich lose herum.

Aus den Lumpen erhob sich ein Weib in gelbem Kopftuch. Es war Dianetta. Ein Zigeuner stieß sie zur Seite und jagte sie zurück. Sie gehorchte nicht. Géza schritt eilig heran. Die Dianetta hatte ihr braunes Wams verloren, die rote Schärpe ringelte an einer Seite herunter, das Kopftuch hing gebauscht im Nacken, die Haarschwaden fielen wie geschnittene Garben tief am Gesicht herab über die glatten begehrlichen Brüste; und aus den Fetzen des Rockes stahl sich schamlos das Braune der vollen Schenkel. So aufgelöst lief sie herzu, faßte die Hand des Mannes, drückte sie an die Brust, küßte sie, sah ihn wild sinnlich wie ein Raubtier an, und dann drehte sie mit zarter Kinderhand seinen Handteller heraus und blickte murmelnd, vergleichend, lesend, wie abwesend hinein. Ihr Haar bedeckte sie ganz, sie sah aus wie Sibylle.

„Liebeslinie, Frauen" — sie sprach es katzschmeichelnd . . . . . „Liebe . . . Glück in der Liebe, viel Glück . . . Berühmtheit . . . kein Geld; Lebenslinie" —, sie wurde ernst, sie fuhr entsetzt auf, blickte verstört dem jungen Mann ins Antlitz — „O — weh — arme Dianetta! Armer Herr! Unglück . . . Blut . . . Krankheit . . . eine schöne Frau."

Géza lächelte. „Weiß gut . . . Hast recht, bist jung und klug." Er ergriff ihre Hand. „Laß mal sehen, es weiß der Königssohn auch etwas von eurer Kunst." Die zarte Kinderhand zuckte leise in seiner sanften Umspannung. Er erschrak. „Jung — so jung, Glück in der Liebe . . . ganz kurz . . ." Er sprach es nicht laut aus: „Jäher Tod!"

Sie sah ihm forschend ins Auge. Ihre Züge bekamen etwas Verzweifeltes. „Dianetta weiß auch, was der Herr weiß und sieht . . Dianetta ist nicht wie die andern" Sie neigte sich näher heran — „Dianetta liebt, aber es haßt sie einer!" Sie spuckte aus — „Dianetta kann nicht fliehen, wird bald sterben. Die Urmen haben es ja nach der Taufe so bestimmt. Im Totenreich ist es ja schön. Da ist nicht Hunger, nicht Kälte, nicht Arbeit und die Frauen sind schön und müssen nicht gebären." Sie lief zur Seite und holte aus dem Zelt einen Stein. Es war ein Beil mit Schaftloch aus der Steinzeit. „Der Donnerstein!" sagte sie, „der im Blitz vom Himmel gefallen ist auf den glücklichen Berg in Drei-Stühlen. Ist vom Moschu, dem Alten, gibt Zauberkraft zum Weissagen dem, der ihn besitzt."

Der Zigeuner im Hintergrund stand brütend und unbeweglich

wie ein Baum; er hatte den Fremden gemessen und gewogen. Aber es mochte in ihm brennen und beißen, denn seine Lippen bebten als er herbeikam. Er brach stoßweise heraus: „Ich bin der Vataf — war beim Militär. Will der Herr etwas? Hier ist mein Buch!" Er reichte großtuerisch sein Dienstbuch mit dem Lichtbild hin.

Der Mann ist unter Menschen gewesen, umso leichter also zu verhandeln mit ihm. „Jawohl, freut mich, dich kennen zu lernen . . mit deiner Erlaubnis möchte ich bei euch verweilen, möchte Bilder von euch machen! Du bist ja der Herr hier, dein Befehl gilt! Willst was haben dafür? Werd dir schon was geben! Diesen Anzug hier kann nachher einer von euch bekommen."

Die Unterhaltung floß in rumänischer Sprache. Die grünbraunen Augen des Zigeuners stachen wie Pfeile. Géza betrachtete aufmerksam den Mann, während er sprach. Die rasche Veränderung in dessen Gesicht unter dem Eindruck seiner Worte war auffällig. Die scharfgeschnittene Pontacnase beherrschte das ganze Antlitz. Die Nasenflügel zuckten noch fiebrisch, dann spannten sie sich, und über die flache, weichgeschwungene Rundung der Wangen breitete sich verstehender Ernst; schon aber schwang unter zartem Bartflaum die feine Linie von der Backe zum Kinn zu gezwungenem Lachen, indem sich der Mund öffnete, daß die weißen Zähne wie die eines Luchses blitzten. In diesem Lachen, einem tierisch geilen Lachen, stak die ganze Tücke, Leidenschaft und Bosheit des Mannes, durch Blutbad gefeites Verbrechertum.

Vor diesem Mann muß man sich in Acht nehmen! Sein Schrei vorhin vor der Dianetta war ganz Ausdruck von Gemeinheit, Feigheit und Roheit.

Er rief höhnisch, während seine schwarzen Haarsträhnen zu zischen schienen: „Geld, Herr? Gib es jetzt schon her! Will der Herr den Anzug hierlassen und nackt nach Hause gehen? Oder geht der Herr auch sonst gern nackt?" Géza wußte nun, wer jener Schatten am Fluß war, der ihn und die Dianetta belauscht hatte, und es dämmerte auch anderes auf . . .

Géza ließ sich nicht aus der Fassung bringen, aber er mußte etwas sagen wegen der Dianetta: „Im Bad, daß du es weißt, bin ich nackt! Man schwimmt so am besten . . . die Dianetta weiß es, denn sie ist zufällig heut früh dort am Fluß vorbeigestrichen als ich im Wasser war . . ."

„Wie eine läufige Hündin", spießte der Vataf dazwischen.

„Ist vorbeigestrichen nach Pilzen und Blaubeeren . . . hab sie ihr abgekauft. Wenn du dort gewesen wärst, hättest du auch meine Kleider am Ufer gesehen."

Der Vataf lenkte ab: „Will der Herr noch hier bleiben? Meine Leute werden erst gegen Abend kommen, sie sind in die Dörfer gegangen, um Vieh und Pferde zu heilen. Auch sollen sie die Brände beschwören und gegen Hagelschlag und Blitz den Bauern Talismane verkaufen."

Die Dianetta, die das Gespräch mit sichtlicher Anteilnahme und, ohne einen Blick von dem Herrn zu lassen, verfolgt hatte, widersprach: „Werden gleich zurück sein, sind ja nur ins Dorf betteln und stehlen gegangen; erwischt sie niemand, haben ja Hände und Füße eingetaucht in Blut — auch Dianetta war im Dorf, eine Stute heilen."

Sie verschwieg, daß sie sich zum Erfolg der Besprechung ausbedungen hatte, von der Stute drei Tage die Milch trinken zu müssen, was sie zu tun hatte, bevor sie dem glücklichen Berg den großen Wunsch überbrachte.

Sie brachte eine Kürbisflasche und stellte sie vor den Herren. „Willst du trinken Herr?"

Géza nahm die Flasche. Sie war in vier Streifen geteilt. Im obersten Feld standen Kreuze — sie bedeuteten, wie die Dianetta sagte: „Sei du glücklich!" Im zweiten Feld wanden sich Schlangen: „Habe keine Feinde!" Im dritten rollten kleine Kreise: „Habe stets Geld!" Im untersten zickzackten einige Linien: „Bleibe gesund!"

Der Vataf schien unschlüssig, er ging in das Zelt, tat die Ledertasche um und nahm, um sich noch wichtiger zu zeigen, einen kurzen Stock mit, seinen Spazierstock. Allerlei Figuren waren auf ihm eingeschnitten: Haus, Kreuz, Mond und Stern, Teufel, gekrönte Schlange, Pferd und Mensch.

Géza gewann Zeit, das Lager nach der wirkungsvollsten Seite zu überprüfen, Entfernung und Beleuchtung zu schätzen und seinen Standplatz zu wählen. Die rauchgebeizten Zelte hingen nach verschiedenen Richtungen, als ob ein Wirbelwind Spiel mit ihnen getrieben hätte. Über Flicken und Risse durften unbehindert Sonne und Regen streichen. Irgend etwas wie Reste von roten Polstern, braunen Decken lag in und zwischen den Zelten, Stroh, Heu, Hüh-

nerfedern füllte das Gelumpe auf, zwei Maiskessel bauchten sich neben beuligen Blautöpfen, angekeilten irdenen Mulden, zwischen Pferde- und Hundemist. Eine rostige Axtschneide, ein Krampenstiel spreizten sich wie Fallen gegen die Vorbeigehenden. Hunde rochen an dem Geschirr, hoben ehrfurchtsvoll den Lauf und näßten es an. In einem Dunenzeug nistete die Hündin mit eben gesetzten Jungen. Die nackende Kinderbrut — wohl ein Dutzend an Zahl — sprang bettelnd um Géza und kratzte die lausgebissenen Glieder. Die drei Pferde aber wunderten sich, daß sie keine Prügel bekamen.

So ist der Zigeuner! Wenn er von der Streife kommt, legt er sich hin und schläft — ob ihm der Mond oder die Sonne in den Mund scheint. Was ist ihm Tag, was Nacht? Tag ist ihm, was seinem Lebenserhalt dient — Nacht die Zeit des Müßigseins. Was ist ihm Heim und Dach? Das, was ihm die größte Sicherheit bietet. In Wetter und Wind ist er am sichersten; und niemals zu Haus, ist er am schwersten zu finden. Wer will ihm sagen, was rein und was schmutzig? Schmutzig ist, was verletzt: Die Schlange, der Stier, der Hofhund, der Gendarm. Vor ihnen muß man sich hüten. Die Schweine wälzen sich überall und sind deshalb so fett. In Betten zu schlafen, ist Selbstmord. Da kann man nicht spähen nach dem Wetter, dem Vorbeigehenden, dem Feind, dem Verfolger. Jeden Tag anderswo ein gutes Lager zurücklassen, würde einem leid sein, und im Winterlager bloß wegen eines Winters sich ein weiches Bett schaffen, verlohnt nicht der Mühe. Das wilde Tier legt sich auch auf die bloße Erde und ist am gesundesten. Und den wilden Völkern ist die beste Kleidung die eigene Haut.

Die Dianetta reizte Géza. Ohne Haus und Sitz, in Lumpen, im Nichts ein volles Weib mit allem, was an ihm hängt ein heißes Mädchen, frei wie der Vogel, prankenbereit wie die Katze, durch kein Wissen, keine Unbildung gestört, Weib, nacktes Weib unter freiem Himmel mitten in der wuchernden Natur, üppig an Jungwuchs, berauschend an Körper und Blut, mit wildverwachsenem Haargewüst, reichem Prachtbesteck der Zähne, gesund bis zur Rohheit, geschmiedet in Wasser und Feuer, schwül und süßgiftig, tödlich grausam in Leidenschaft, Haß und Liebe, Furchtlos vor Liebe und Tod: so war sie Dianetta, die Zigeunerin!

Aber solch Blühen, solch Entfalten ist kurz, beeile dich Falter, zu naschen von der reifen Blume, ehe es zu spät.

Wie eine Hündin folgte Dianetta jedem Schritt des Herrn, schlang seine Gestalt, jede Bewegung, jedes Wort in sich hinein. Wenn Géza zurückblickte, traf ihn ein dunkler Augenstrahl, tief einbohrend und haftend, wie mit Widerhaken. Fing er dann den Blick auf und warf ihn zurück, hielt sie nicht stand und senkte wie ertappt bei sträflichem Beginnen die nachtschattenden schweren Wimpern und ihre braunen Lippen öffneten sich wie im Trunk zu stummem Stammeln. Dann wieder forderte sie ihn wild heraus, indem sie voransprang, die Fetzen fliegen ließ, die Schärpe löste und durcheinanderschlang und im Zurückwurf der fliegenden Haare die lockenden Brüste aufdeckte. Zögere nicht, Mann! Beuge dich herab, Königsohn! Das Leben schwindet — die Zeit ist kurz.

Géza nahm das Skizzenbuch, setzte sich auf ein Wagenrad und schmierte in einigen Strichen einen Gaul hin. Hinter ihm stand der Vataf, und die Dianetta lugte verstohlen dem Zeichner über die Schulter. Sie staunten, wie der Stift über das Papier flog und in kurzem ein Pferd erstand; und sie nahmen es als Wunder, wie er in raschen Zügen ein Kind nach dem andern hinwarf.

Da kamen in Zwischenräumen die ausgeflogenen Lagerbewohner zurück, flatterhaarige Männer und zerlumpte, zerbissene Weiber, sie scharten sich argwöhnisch um den Zeichner, bequackelten in ihrer Sprache den Fall.

„Ich werde dich besonders zeichnen," sagte Géza zum aufgedonnerten Vataf, und siehe schon konnte er aus dessen Handbewegungen, aus Miene und Ton schließen, daß der das Volk nun in Pilatushafter Unsicherheit füchsig eines andern als vorhin belehrte.

Der Fall schien erledigt. Die Leute schwatzten und gurgelten in dumpfrauher Sprache und sahen auf den hinschleudernden Stift; und sie wieherten und gröhlten, als ein Zigeunergesicht in peitschenden Haarraufen mit der Pfeife im Mund aus dem Papier hervorgrinste. Sie griffen nach des Zeichners Arm, einer tat den schwarzen Fingernagel auf das Papier, fuhr den Linien nach, verglich, meckerte — und schließlich hingen sie alle wie Kletten an ihm, bestürmten ihn, zerrten an ihm, jeder wollte gezeichnet werden. Die nackten Kinder hängten sich in den Knäuel zu einer langen Kette, jauchzten, überkugelten sich. Die Staffelei lag schon längst auf dem Boden zwischen den Wüstlingen. Géza war froh, daß ihm das Skizzenbuch noch nicht entrissen war. Er hielt es krampfhaft in der Hand, und sie schmierten ihm toll über das Blatt.

Da sprang er auf: „Seid ihr verrückt geworden, Bande?"

Sie erschraken, verstanden nicht, prallten zurück. Da lachte er schallend auf, streckte den Arm befehlend empor: „Halt! Wenn ihr mich in Ruhe laßt, zeig ich euch das Schönste. Aber jetzt weg von da!" Zwei Hunde rochen an ihm und wollten ihn annässen. Ein Fußtritt machte sie aufheulen. Und nun zeichnete er einen nackten Hinterteil, riß das Blatt ab und drückte es einer alten Bettel vor die Nase. Das platzte wie eine Bombe. Sie stürzten auf die Alte, wollten das Papier entreißen, schon blieb jedem ein Stück in der Hand, und die Balgerei war fertig. Géza bog sich vor Lachen, er war von ihnen befreit. Rasch zeichnete er noch ein so schönes Bild und warf es ihnen zu, ein drittes und viertes — „Jeder bekommt eins", schrie er, und er zeichnete und warf, zeichnete und warf — in einem unbewachten Augenblick erwischte ein Purde den Stift, lief heulend zwischen die andern und ging in dem nackten, zukrallenden Kinderstrudel unter.

Géza öffnete alle Register seiner Schimpfwörter. Er schickte sie in ihre Mutter, wie es ja landesüblich ist, und kalauerte ihnen einige ungewaschene Ordinärheiten vor. Und siehe, da war seine Popularität für immer gesichert. Zwei Jambas umarmten ihn — er aber packte die eine rechts, die andere links, hob sie in die Luft, schwang sie um sich und tanzte. Im Nu griffen sich alle Hände, und ein echter rechter Zigeunertanz wirbelte um ihn. Einer holte aus irgend einem Winkel eine Geige dunkeln Ursprunges, ein zweiter hatte schon eine Fluera zur Hand, und im Gefiedel und Gedudel sprangen sie, duckten sich, hopsten, wirbelten in fliegendem Ring — die Jambas und Ziaves mit Fetzen und zerrauften Haaren, die Dades mit rüttelndem Gesträhne, die Purdes nackt, halbnackt... Schweißruch wehte, Ausdünstung von Weibern wogte, Geplärr stieg — und es lief der Kreis in Windeseile, sie sprangen vor und zurück in wildem Rhythmus, eintönig, verloren. Und sie mochten den Himmel bespotten und den Devhla, den Gott, herausfordern.

Géza hatte Staffelei und Skizzenbuch gerettet, nur der Stift war weg. Und so wie er war, tanzte er mitten unter ihnen, sprang und heulte mit ihnen.

Der Leierkasten

Von Jon Sân-Giorgiu

Und unten auf der Straße seh' ich wieder
Den Greis und seines Vogels blau Gefieder,
Wie er sich nun zu meinem Fenster kehrt
Mit dem verstimmten Leierkasten,
Der alte Lieder spielt auf immer gleichen Tasten
Als sei die Zeit vom Wege umgekehrt.

Ich schau' auf ihn, den kleinen Papagei,
Der seine Zettel aus der Schachtel zieht,
Ich seh' und hör', doch von der Dudelei
Versteh' ich nichts, indes das Lied
Vergeßne Märchen aus dem Schlaf gesungen
Und an begrabne Zeit Erinnerungen.

O, ist vielleicht auch meiner Liebe Fleh'n
Für dich nur eines Leierkastens seufzend Dreh'n
Und eines Papageis Geleit,
Von dem du Zettel dir mit Märchen ziehst,
In denen heute du doch nicht mehr liest —
Süßliche Mär sentimentaler Zeit?

Doch horch, es schweigt des Leierkastens Lied,
Der Mann heischt milde Gaben für die Zettel —
Vor deinen Fenstern hin mein Lieben zieht
Wie ein unnützes Flaschinettel,
Das in der Lederbrust hält eingespannt
All meines Leides ganzen Unverstand...

(Übersetzt von B. Capesius.)

Haus Hundsrücken vier

Von Hermann Klöß

Mitten im Hof standen eng nebeneinander zwei Akazienbäume, deren Kronen ineinander gewachsen waren und über die niedrige Feuermauer zum Nachbarn hinüberlangten; in den schmalen Zwischenraum zwischen ihre beiden Stämme pflegte der Hausmeister

abends die berauchte Hoflaterne hineinzuklemmen, deren schwaches Licht von dem aus der nahe gegenüberliegenden offenen Küchentüre herausfallenden Lampenschein fast aufgesogen wurde. Zu dieser offenen Küchentür führten von den Wurzeln der Akazien drei steinerne Stufen, die schon wackelten, weil die hier wohnende Frau Perea sie mit ihren schweren Tritten am Tage ungezählte Male auf- und niederstieg. Frau Perea wog etwa 140 Kilogramm; ihre nackten Arme, für zwei Männerhände kaum zu umspannen, bildeten mit ihrem faßartig gewölbten Busen eine unförmliche Masse, die sich bloß durch einen flachen Einschnitt von ihrem noch unförmlichen Hüftengestell abhob, mit dem sie vollends sobald sie in der Türe erschien, jedem Gast den Eintritt versperrte.

Ihr Sohn Nikolai, ein Zuckerbäcker, kam täglich viermal zu ihr; am Morgen brachte er im Einkaufskorb Fleisch, Gemüse, Brot und wartete ehrerbietig vor dem steinernen Treppchen, den linken Fuß auf die unterste Stufe gesetzt, wie seine Mutter diese Gaben für ihre Küche in Empfang nähme: „Sieh, einen Krautkopf hab' ich gekauft, rund wie eine Kugel; schieb sie, und sie rollt den Hof hinunter, rings um die Erde; aber sie wird sich nicht abwetzen, ihre Blätter nicht verlieren." Er sagte dies, um die Frau zu erheitern, auf deren fettgepolsterter Stirne eine wulstige Zornesfalte senkrecht herabzuckte: „Gib", schrie sie und riß den Korb an sich; „wer schickt dich einkaufen, Geld verschwenden? Sorg du dich um deine Zuckerbäckereien, nicht um Krautköpfe. Rings um die Erde rollen, Draku!.." Damit griff sie blitzschnell einigemale nacheinander in die Tiefe des Einkaufskorbes und warf jeden Gegenstand daraus einzeln mit übernatürlicher Wucht an die beiden Akazienstämme, Fleisch, Brote Grünzeug in ganzen Büscheln, eine neue Teekanne samt den Tassen zuletzt den Krautkopf, der ihren Haß erregt hatte, daß er zerblättert teils in der schuppigen Baumrinde hängen blieb, teils sich über das Trümmerfeld auf dem Steinpflaster ausstreute.

Der Sohn Nikolai duckte sich demütig, um nicht getroffen zu werden, und murmelte, als er den Korb leer sah, vor sich hin: „Heilige Maria, schütz sie vor Hunger; wenn ich sterbe, wer wird ihr Speise zutragen, damit sie's wegschleudert an die Mauer? Weh, weil solch' ein böser Geist sie anfaßt!"

Doch die Frau, die jeden ihrer Würfe mit sinnlos wütendem Gekeif — wobei ihre Stimme sich öfter überschlug, in höchste Ton-

lagen hinaufschnellend — begleitet und wie nach einem Ziel, auf heranstürmende Todfeinde, ihre Küchengeschosse abgesandt hatte, geriet plötzlich in ein Zittern, das ihren mächtigen Körper durchlief wie Erdbeben einen Turm, und begann zu weinen. Die Tränen liefen ihr, ohne daß sie sie abwischte, in kleinen Bächen an den breiten Wangen und dem roten fleischigen Hals hinunter zum halbnackten Busen, wo sie langsam versickerten: „Nikolai, mein süßes Honigbübchen, hab' ich dir deine Freude vergällt, dein sauer Erworbenes nicht beachtet, deine kindliche Anhänglichkeit mit Undank vergolten! Undank ist schwarz, meine Seele, aus der er aufsteigt, dunkel. Darum gehör' ich ins Irrenhaus, ins rote Irrenhaus, damit mein böser Geist nicht deine Seele, wie meine, zerstör'!" Obgleich sie bat, mit der vollen Kraft ihrer herrischen Natur flehte und sich dabei einen halben Schritt aus dem Türrahmen herausbewegte, um ihrem Wunsche drohenden Nachdruck zu verleihen, wollte ihn der Sohn ihr dennoch nicht erfüllen, sondern er kniete auf die steinernen Stufen und barg sein Gesicht in die von der Küchenarbeit fleckige und nach scharfen Gewürzen riechende Schürze:

„Ich werde nicht freveln an dir, Mutter; will Gott dich schlagen, biet' ich ihm eilig meinen Rücken für dich dar; so ziemt sich's mir. Und zeichnet er dich aus, hab ich als dein Kind teil an allen Ehren, die sich auf deinen grauen Scheitel häufen. Doch ins rote Irrenhaus schafft man dich nicht mit Büffeln; ich duld's nicht!"

Während er dies sagte, stand Frau Perea da, ihre beiden Hände über das Haupthaar des Sohnes gebreitet, als stützte sie sich mit ihrem ganzen Gewicht auf ihn. Was in ihrem Innern vorging, konnte keiner von den Mitbewohnern des Hauses Hundsrücken vier ergründen, die sich in den Hof herausdrängten, halb neugierig, halb andächtig und darüber staunten, wie unbekümmert um die Zuschauer Mutter und Kind versunken blieben in das Geheimnis ihrer gegenseitigen untrennbaren Zugehörigkeit zueinander. Der Stiefbruder, Irinie, hatte auch bloß von Ferne versucht, in diese Beziehungen zwischen Nikolai und seiner Mutter einzugreifen. Er kam gerne in den meist schwach besuchten Zuckerbäckerladen, lehnte sich dann auf seinen Ellenbogen über das Verkaufspult nahe zu seinem Bruder heran und warnte ihn:

„Wo du nur die Geduld noch hernimmst, um ihre Raserei zu ertragen? Statt sie in die Narrenanstalt unterzubringen! Merkst

du's nicht, wie ihre Blicke lodern, als glühte das Feuer des Teufels dahinter und nicht die Seele? Aus Haß oder aus Liebe wird sie dich einmal erwürgen." Auch warf Irinie seinem Stiefbruder vor, er vernachlässige sein Geschäft, schleppe jede Tageseinnahme zur Mutter, die sie oft ins Spülschaffel leere, verschwende Geschenke an sie, die Irrsinnige, die ihr umnachteter Geist gar nicht zur Kenntnis nehme, sondern zerstöre, weil sie ihr fremdartig erschienen gleich Fetischen und ihr Gewalt antun könnten: „Willst du dich selbst in Not stürzen ihretwegen, daß bald der Trommler dir deinen Laden versteigert? Bedenk, sie ist nicht mehr unsere Mutter, weit weg mit ihrer Vernunft von dir, wie im Wirrwarr eines Schneesturmes oder im Getöse eines Fabriksbrandes, besinnungslos!"

Nikolai ließ sich nicht überreden, obgleich es ihn schmerzte, daß es in seinem Laden leer und öde genug aussah, um sich ungestört über solche heikle Familienfragen zu besprechen. Seine Mutter erschien ihm wichtiger als sein Geschäft; und wenn ihn auch einige Male vor ihrem Wahnsinn das Grauen ergriff und er gerne geflohen wäre davor über die Landesgrenze, ja in den Tod, so erholte er sich schnell wieder, sobald ihr Geist zur Klarheit zurückkehrte und sie sich ihres Sohnes erinnerte, ihn zu liebkosen begann, daß es wie ein warmer Platzregen auf ihn niederstürzte und er sich gleichsam in ihren mütterlichen Schoß zurücksinken fühlte, wo er von neuem selig wartete auf das Werden zum Götterbilde: „Du verstehst nicht Irinie, bist nicht ihr Kind; dein Blut entspringt nicht aus der gleichen Quelle mit ihrem wie meins, um als ein Strom sich dorthin zu ergießen, wo es uns bestimmt ist, ins Weltall zu münden. Ich zieh' mit ihr; und ihr Wahnsinn kann nicht Fluch sein für mich, nur verhüllter Segen, ein Rufen nach mir, daß ich mich nicht von ihr verliere, schrecklicher Befehl, eher zu sterben. Die heilige Maria weiß es!"

Auch der Stiefsohn besuchte Frau Perea jeden Nachmittag mit seiner Ehehälfte, einer braunäugigen gedrungenen Rumänin, die weit ausschreiten mußte, um die drei hohen Steinstufen aus dem Hofe zu erklimmen, und im Ausschreiten ihre beweglichen Blicke bis zum zweiten Stock hinaufblitzen ließ. Frau Perea empfing sie förmlich, fast unterwürfig und setzte sie beide ins Sofa, daß sonst auf ihr dringendes Geheiß unberührt stand. Man sprach vom drohenden Ausverkauf des Zuckerbäckerladens. Die Mutter häufte

eine Schuld nach der anderen auf den Rücken ihres Sohnes Nikolai: seine Geste gegen die Kundschaft sei nicht vornehm genug, auch jetzt kauere er, wie ein Dorflümmel vorgebeugt, hinter dem Kachelofen, statt mit hochgestreifter Bügelfalte, lässig in seinen Sessel gelehnt, zu wetteifern mit der Weltgewandheit seines Stiefbruders; sein Geld verschwende er auf unnütze Kücheneinkäufe, obgleich ihr Kochen und Essen gleicherweise widerstrebe, statt es Irinie gleichzutun an seiner Kleidung, die ihm Einlaß bewirkte an den Türen Bukarester Paläste; Spinat schaffte er herbei, breitblätterig wie Fledermausflügel, rohes Fleisch, noch blutig vom Schlachthaus, daß ihre Seele daran erschreckte, häßliche Krautköpfe gelbgrün wie das Antlitz ihres Seligen im Sarg — sie kreischte auf:

„Er quält mich, stachelt jeden bösen Geist in meinem Blute gesondert an, aufzuschießen nach meinem Gehirn, daß mich Tobsucht überfällt. Boshafter du, erquickst dich dran, wenn ich rase, dir den Dämon abgeb', deinen Heiligen, davor zu beten! Häsch, pack dich!"

Sie jagte ihn zur Küchentür, stieß ihn dazu mit der flachen Hand wider das Kreuz, daß er die Steinstufen hinunterstürzte in den Hof mit seinen Knien auf die katzenköpfigen Pflastersteine. Betrübt raffte er sich auf und schritt zum Gassentürchen hinaus, fühlte noch hinter sich die Mutter in ihren Weinkrampf ausbrechen, ihre beiden schweren Arme aus dem Türrahmen gestreckt und die Hände tastend nach seinem Scheitel. Dann lieh er sich von einem Freunde Rucksack und Bergstock und stieg ins Gebirge, der Negoispitze zu. Ohne Rast erreichte er den Drachenweg, wo er in Gedanken sich vorzubereiten begann auf den nahen Ausblick ins Altreich, von der früheren Landesgrenze hinab: „Ich suche mir ein Brot drüben; in meiner Zuckerbäckerei ist schon das letzte Mehlstäubchen verpfändet, und die Mutter verführt mein Anblick zur Tobsucht; sie weiß, ich bewundere sie, kindlich-schwärmerisch, auch in ihrem Wahnsinn; denn was in ihr rast, ist nur Mutterliebe, von Gott zum übermaß entfacht. So wandere ich, zu sorgen für sie aus der Fremde." Da trat, mitten aus seiner Vertieftheit, sein Fuß in ein Geröllrinnsel, das den Weg überquerte, und geriet ins Gleiten. Erst nahm ihn das Geröll gelinde mit sich wie auf fröhlicher Rutschbahn, plötzlich aber verlor sein Körper den Grund unter sich und fiel, sich überkugelnd, wie von einem Turm senkrecht in die Schlucht. Dort staute sich das Wasser des in der Talfurche fließenden Bergbachs an dem Toten

und schäumte an ihm empor, nicht anders, als an den ins Bett gestreuten Felsstücken; und wenn er noch hören könnte, so klänge ihm mütterlich das Geräusch der Wellen ins Ohr bald klagevoll auftosend um sein jähes Endgeschick, bald harfengleich jubilierend über ihr unlösbares Vereintsein mit ihm.

Der auslanddeutsche Dichter

Von Heinrich Zillich

Auslanddeutsche Verhältnisse sind für Fremde und Reichsdeutsche schwer verständlich, ja viele leben lange Jahre in ihnen, ehe sie sie erfassen, weil sie die Haltung nicht finden, die ein in sich beruhendes, staatlich nicht vertretenes Volkstum gewährt und fordert. Ein solches Deutschtum aber umschließt die ganze Weite wahren Volksgefühls, dann nämlich, wenn es von einem bluthaft verankerten Wissen um die räumliche und seelische Grenzenlosigkeit des eigenen Volkes zu jener wunderbaren freien Bewußtheit erhöht wird, die nicht gebrochen werden kann durch Not und Verfall eigener Staatsgebilde, weil sie an ein ewiges volkhaftes Bestehen glaubt.

Dieses volksweite Denken und Empfinden wuchs in Deutschland erst nach dem Krieg in die Massen hinein und wurde durch den nationalen Umbruch lebhaft angeregt. Das frühere staatsverengte Denken, das 30 Millionen Deutsche vergessen konnte, ist heute im Schwinden. Das Auslanddeutschtum konnte in jenem staatlich begrenzten Denken nur eine Entartung sehen, aber es gab die Hoffnung nie auf, daß einmal nicht bloß von ihm gefordert werde, sich seines Volkstums zu jeder Sekunde zu erinnern, sondern daß sich auch die 66 Millionen des Reichs der Auslanddeutschen entsinnen würden, die des deutschen Volkes geistige Weltgeltung gefördert und ermöglicht hatten. Erfüllt wurde diese Hoffnung bisher nur in bescheidenem Ausmaß. In vielen unzutreffenden Ansichten und einer gewissen laxen Betrachtung auslanddeutscher Fragen wirkt der Mangel volksdeutschen Bewußtseins noch immer nach.

Man hat viel gegen diese peinlichen Tatsachen geschrieben, viel Aufklärung versucht, aber so groß die Erfolge solcher Mahnungen waren, wirklich tief ins Bewußtsein eines Volkes tritt erst die Erkenntnis, die sich in einfacher Anschaulichkeit enthüllt. Das kann ge-

schehen durch die Geschichte, die man selbst erlebt, oder durch die Dichtung. Der Dichter aber, der auch hier nur die großen Tatsachen des wirklich wirkenden Schicksals, des hintergründigen Daseins zu enthüllen hat, kann aus jedem deutschen Lande kommen, wenn er angerührt ist von dem Wissen um sein Volk — wir denken an Hans Grimm, an Josef Ponten in diesem Zusammenhang — aber er wird sich besonders dann angerufen wissen, wenn er selbst Auslanddeutscher ist.

Der auslanddeutsche Dichter steht unter der Spannung, Kind seiner Heimat zu sein, vom deutschen Binnenland ferne, umgeben von fremdem Volkstum, verpflichtet einem anderen Staat, und Kind zugleich des großen Volks, das nicht auf eine Landschaft begrenzt ist, nicht auf einen Staat, und das gerade er in voller Realität als eine einmalige unvergleichliche Erscheinung unter allen Völkern der Welt erkennen muß. Kein anderes liegt so verstreut und doch beheimatet in der Welt, kein anderes so breit in der Mitte des noch immer wichtigsten Erdteils, kein anderes wie mit zahllosen Fingern in den zukunftsschwangeren Osten Europas hineingestreckt, dessen Kultur hauptsächlich aus der deutschen in die landschaftlichen Sprachen aufgenommen wurde. Der Dichter drückt diese Tatsache seines Volkes vielleicht niemals mit Worten aus, seine Dichtung schweigt vielleicht über all dies und geht ganz anderen Problemen nach — denn es wäre eine lächerliche Meinung anzunehmen, daß ein auslanddeutscher Dichter immer bloß vom Schicksal der Auslanddeutschen sprechen müßte — aber hinter seinem Lebensgefühl steht doch ewig die Frage nach dem Sinn der beispiellosen deutschen Volkssiedlung. Diese Frage muß sich ihm einbrennen, wenn er Dichter ist, also Mensch, der die Bedeutung der Dinge sucht und eine so ungeheure Erscheinung wie die deutsche außerordentliche Volksdichte im Mutterland, Volksweite in der räumlichen Lagerung, Volksgröße in der Gesamtheit, nicht anders bewerten kann als in einer ständigen Frage an den Sinn der Vorsehung, die dies fügte. Über eine solche Frage kann der binnendeutsche Dichter hinwegsehen, der im Landschaftlichen und Menschlichen wurzelnd vielleicht hohe Räume erklimmt. Er steigt dann wie eine Lerche über dem kleinen Kreis seiner Brut empor. Aber der auslanddeutsche Dichter kann niemals so fadensteil aufschweben, denn er muß immer wieder in Gedanken und Gesichten hinüberblicken in das Binnenland, wo der Urquell alles Deutschen floß

und wo der Reichtum deutscher Schöpferkraft aufgestapelt ist. Viele sind nur deswegen ins Reich abgewandert, weil sie diese Helle anzog. Aber dann wandten sich ihre Blicke wieder zurück: immer blieb die Spannung.

Immer bleibt die Frage nach ihrem Sinn. Die erste Antwort wird die sein, daß der auslanddeutsche Dichter der Größe wahrhaft bewußt wird, die das deutsche Volk hat. Es ist ein herrliches Gefühl, einem großen Volk anzugehören, das tief in die Vergangenheit zurücktaucht und dessen Gegenwartswipfel in verwirrender Mannigfaltigkeit unübersehbar nach tausend Seiten ausstrahlt. Der auslanddeutsche Dichter sieht daran gemessen die räumliche Begrenztheit vieler anderer Völker. Er sieht mit klarem Auge auch, daß die staatliche Weite anderer Völker wie etwa des englischen keine volkshafte gleich große Körperlichkeit deckt, der Mantel hier mächtiger ist als der Leib, und der Vergleich, den er dabei für sein Volk zieht, zeigt ihm dessen noch vielfach unbewußt sich dehnenden Leib, der den Mantel sprengt wie jede Jugend. Aber Jugend nicht ohne Geschichte, Zukunft nicht ohne Leistung der Vergangenheit! Die wunderbare Mischung von Alter und Jugend, Wissen und Einfalt, Erkenntnis und Gläubigkeit, Klarheit und Traum im deutschen Volke wird ihm ebenso wie die räumliche schicksalsbestimmte Siedlungsweise eine Besonderheit seines Volkes beweisen, die nur darum, weil sie eine Aufgabe zu erfüllen hat, noch in so pochender Lebendigkeit dem eigenen Volke Mühe und Not bereitet, von den anderen Völkern so leicht mißdeutet wird, ihnen aber auch Segen bringt.

Es ist die Aufgabe, eine europäische Ordnung zu erstreben, die unter klarer Scheidung und Gliederung nach Werten, Völkern, Ständen und Menschen eine allen entsprechende Gerechtigkeit gewährt. Kein Volk, das durch eine ungerechte Ordnung so schwer in Mitleidenschaft gezogen wird wie das unsere, keines, das nur dann eine gerechte Ordnung für sich zu schaffen vermag, wenn sie zugleich den anderen Völkern gerecht wird! Unsere äußerliche, aber noch mehr unsere geistige Verzahnung mit dem bestimmenden Erdteil und seinen Völkern, unsere mittelnde Stellung zwischen der westlichen Formenerkaltung und der östlichen Gärung ist ja kein Zufall, sonst wären wir diesem tragischen Standort längst erlegen, sie ist Schicksal. Ging eine Idee nicht durch unsere nachformende Hand oder entstand sie nicht aus unserem Schöpfertum, so wurde sie leicht zum Tyrannen,

wenn sie Gewalt erhielt; zum Tyrannen, weil sie jenen europäischen, wägenden und duldenden Geist nicht achtet, der den Deutschen angeerbt ist, die es immer vielen recht machen müssen. Dies erklärt auch, warum sich französische Oberherrschaftsansprüche über Europa nie lange halten konnten. Es fehlt ihnen das völkerachtende Denken, das Europa seit dem frühen Mittelalter bis tief in die Neuzeit unter deutsche Führung stellte. Inzwischen sind die jungen europäischen Völker erwacht und staatlich selbständig geworden. Ihr Erwachen ohne den sie beeinflussenden Geist der deutschen Romantik wäre nicht möglich gewesen. Deutscher Geist selbst hat sie erweckt und frei gemacht. Er wird auch — in eigenstem Interesse — mithelfen, die heutigen zwischenvölkischen Spannungen zu mildern. Er hat bis zum heutigen Tage seine geistige Mittelpunktslage in Europa aufrechterhalten können, und damit meinen wir nicht bloß Wissen, Kunst, Fertigkeiten, sondern auch die Haltung im Leben, das stille Gesetz, das den einzelnen in seinem Handeln führt — der ganze Osten steht hier unter deutscher Beeinflussung. Und dieser Einfluß ist volles Leben, denn er liegt noch immer in Auseinandersetzungen, er siegte sich nicht in einer Schablone tot. Darum lockt östliches Wesen auch immer wieder das deutsche Volk, das daraus das Übernehmbare abfiltert.

Wie die Wege der Völker äußerlich gehen, ist zu entscheiden nicht Sache des Dichters. Er regiert nicht die Dinge, er spricht ihren Inhalt aus, indem er sie nachgestaltet. Hat ihn aber das Wissen um die deutsche geistige Lage in Europa berührt, wie es vor allem den auslanddeutschen Dichter berühren muß, so wird er der Hüter eines deutschen Lebensempfindens sein, das nicht klein und begrenzt ist, sondern das auch dort, wo es stofflich verengt scheinen mag, durchstößt zur seelischen Weite. Man wird vom auslanddeutschen Dichter weniger die Abschrift des landschaftlichen Lebens, in dem er wurzelt, erwarten, sondern eine weltoffene, völkerbegreifende Haltung, die das wesenhafte Geheimnis der deutschen Mittlerfähigkeit und des auslanddeutschen Schicksals ist.

Der Binnendeutsche sieht oft die Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern nicht. Der Mangel eines solchen Blickes vernichtet die Wahrheit des Lebens, fördert eine Unsicherheit der Betrachtung, die Deutschland schon häufig schädigte. Der Auslanddeutsche spürt eigenes und fremdes Wesen sehr genau. Aus innerem Gefühl, von Treue und Liebe für das ihn tragende Heimatland erfüllt, bleibt er immer wägend, wissend und in die Ferne blickend, wo sich irgendwo

im Unsichtbaren erst deutsches geistiges Suchen verliert. Die Spannung zwischen seiner Heimatsenge und der Größe des Volkes, der er angehört und die ihm nicht verhüllt bleiben kann, ist seinem Dichten eingefügt.

Man wird schon dankbar sein dürfen, wenn der auslanddeutsche Dichter stofflich dieser Spannung genügt. Oft kann ein einziges Buch blitzhaft die Gefühlslage eines ganzen Stammes erhellen — man denke z. B. an Pleyers Roman aus dem Sudetenland „Der Puchner", durch den wir trotz unzähligen früheren betrachtenden Äußerungen über dies Gebiet zum erstenmal in voller Saftigkeit die Wirklichkeit sehen lernten, man denke an Ponten, an Meschendörfer, an Wittstock, man denke, an die Balten. Durch all diese Dichter wurde nicht bloß unser Volk in seinen Standorten fixiert, sondern es nahm sich gewissermaßen selbst wieder in Besitz. Solche Besitznahme ist ein Akt der Seele, nicht der Überlegung.

Man wird zufrieden sein, wenn die Dichtung ein großes Thema anschlägt, wie Grimm in seinem Roman „Volk ohne Raum", durch den dem Reichsdeutschen seine überseeischen Möglichkeiten wieder bewußt wurden. Man wird aber weniger in stofflicher, als vielmehr in geistiger Hinsicht von den auslanddeutschen Dichtern etwas erhoffen können. Wenn sie durch einen Roman ein Gebiet, wo Deutschtum sich entfaltet, in unser Bewußtsein rücken, geben sie uns nicht bloß einen Teil unseres Volkes wieder, sondern sie rücken uns auch das Menschentum nah, das in jenen Gegenden mit dem deutschen handelnd, sich auseinandersetzend und sich ergänzend lebt — und hiermit wird unserem geistig-ausgleichenden Volksgeschick geradezu eine Teilaufgabe gestellt.

Wir können zusammenfassen: die Spannung, unter der der auslanddeutsche Dichter steht, ist im Grunde die Spannung unseres Volkes selbst und richtet sich darauf, dessen Verstreutheit sinnhaft zu erleben, Heimat und Volksweite seelisch zu umschließen. Der auslanddeutsche Dichter wird seine Heimat sprechen lassen und damit unser Volk sich selbst nahebringen, er wird uns stofflich unzählige Tatsachen des Volkslebens vermitteln, er wird vor allem den Geist verkörpern, der ein so weitschwingendes und bewußtes Empfinden wirklich zu gestalten vermag. Und da ist es nun gleichgültig, ob der auslanddeutsche Dichter stofflich in seiner Heimat bleibt; ob er seine Wesensspannung unmittelbar zum Ausdruck bringt, wobei es zwi-

schen dem realistischen und dem bloß auf die seelische Wirklichkeit erstreckten Werke unzählige Möglichkeiten gibt; ob er ein Lied singt oder eine Fabel erzählt — er bringt etwas von unseren Weiten in jedem Falle und unbewußt ins deutsche Bewußtsein hinein und dies ist, auch wenn wir gar nicht darnach fragen wollen, ob sich aus solcher Spannung nicht einmal naturnotwendig ein ganz großes, vielleicht über Zeiten ragendes Dichtwerk heben muß, Gewinn und Bereicherung des Schrifttums.

Aber gerade deswegen müssen wir uns hüten, an die auslanddeutschen Dichter einen anderen Maßstab anzulegen als an andere künstlerisch Schaffende. Der auslanddeutsche Dichter darf keine mildere Kritik um seiner Heimat willen finden.

Zu Cornel Abel's „Karst"

Einem Buch vom Isonzo (Anton Pustet Verlag, Salzburg, 1934)

Von Erwin Neustädter

Der Krieg hat die Namen vieler Ortschaften, Höhen, Wasserläufe und sonstiger Teile der Landschaft, die vor ihm der Menschheit gänzlich unbekannt oder doch gleichgültig waren, ins Bewußtsein gehoben, hat mehr oder weniger bestimmte Vorstellungen sich daran knüpfen lassen: Flandern, die Masurischen Seen, Verdun, die Somme — sind diese Namen nicht Begriffe geworden für die Nationen, weit über Europas Grenzen hinaus, — ganz zu schweigen von denen, die mit dabei waren, deren Mittun und Mitdulden den Klang mitschaffen half, der für sie viel mehr bedeutet als einen bloßen Begriff, der zu einem Stück ihres Wesens geworden ist, das in Schwingung gerät, sobald der Name anklingt.

Innerhalb dieser großen Sammelnamen: Verdun, Flandern usw., die ganze Landschaften und das Schicksal ganzer Heere in sich fassen, mittels deren sich gewissermaßen die Völker verständigen, gibt es aber noch kleinere, weniger bekannte und gewichtige, aus denen sich doch jene großen so zusammensetzen, wie die Heere aus den einzelnen Divisionen, Regimentern, Kompanien. Und ob sie nun Waldstückchen, Hügel, Dörfer, oder gar nur Stützpunkte und einzelne Grabenabschnitte bezeichnen, sie waren Schicksalstätten jener kleinern Einheiten von Regimentern und Kompanien, sind unlösbar und tausendfältig

mit der Seele derer verwachsen, die ihr Leben und ihre Toten eben jenem Flecken Erde anvertrauen. Eine seltsame Beziehung besteht zwischen jenen Stätten und denen, die ihr Antlitz prägten und durch sie geprägt worden sind. Ihr Gedenken webt einen Schimmer um ihre Namen, und diese Namen sind wie zu Losungsworten geworden, bei deren Aussprechen eine geheime Brüderschaft sich erkennt und bekennt, über die einstigen Fronten hinweg; die andern haben kein Teil daran, der Sinn bleibt ihnen verborgen. Aus diesen Einandererkennen und Sichverbundenfühlen aber strömt eine seltsame Kraft, Werthaftigkeit und Versöhnlichkeit, die abermals der nicht zu verspüren vermag, der dieser Brüderschaft nicht angehört.

Warum eine so lange, umwegige Einleitung für ein Buch, das sich „Karst" nennt und das Antlitz dieser Front, von der das Weltbewußtsein wohl die geringste Vorstellung ahnt, und die doch an Furchtbarkeit und menschlicher Leistungskraft des Aushaltens es mit jeder andern aufnehmen kann, beschwört? Es ist keine Einleitung, es ist eine Totenklage. Eine Totenklage um den Geist dieser Front, der als einziger von allen gestorben, schlimmer noch: geschändet, verleugnet worden ist, durch den Willen so Vieler, die seine Macht nicht wünschten, denen sein Wirken zuwiderlief. Die Einheit und Brüderschaft, die der Karst geschaffen aus Felsgestein und Sonnenglut, aus Durst und Borafrost, aus Stahl und Blut, sie ist zerbröckelt. Der Staat, für den die Front sich opferte, zerfiel, das Heer zerfiel, sein Geist versickerte mit den zerrinnenden Regimentern, Kompanien. Die ihnen angehört, die hausen nun in verschiedenen Staaten, sprechen verschiedene Sprachen, und was dazumal kein Hindernis war, das ist nun eines, weil man ein anderes wünscht, und dieserhalb sogar die Vergangenheit nicht gelten lassen will und umfälscht.

Drüben, beim ehemaligen Feind, mag das Gedenken und die Tradition gefeiert und in Ehren gehalten werden — es dringt nichts herüber. An wen sollte sich Wort oder Hand auch wenden, wie es doch bei den einstigen Gegnern anderer Fronten möglich ist? Nein, bei uns lebt das Gedenken und der Geist dieser Stätten nur im Versprengten, Einzelnen fort, und einsamer Stolz und einsame Trauer verbindet die Unbekannten hier und dort, wenn sie die Stimme Eines vernehmen, der das heraufbeschwört, was ihnen allen einst gemein war.

So aber ist das mit diesem Buch vom Karst und Isonzo. Mag es auch nur einen kleinen Ausschnitt geben, die Schicksale nur einer Brigade auf dem südlichen Karst vom Juni bis November 1916, so hat es doch das Wesen dieser Landschaft, ihrer Verteidiger und der ganz besondern, ihr entwachsenen Kampfart so erfaßt, daß es für alle übrigen Regimenter und Abschnitte, bloß abgetönt nach deren nationaler Eigenart, stehen kann.

Was dem Verdunkämpfer die Seele füllt, wenn die Namen „Kalte Erde", „Fleury", „Fuminschlucht" usw. an sein Ohr klingen, das füllt die Seele des Karstkämpfers wenn irgendwoher die Namen Doberdo, San Martino, San Michele, oder auch nur die nüchternsachlichen und doch unvergeßlich eingebrannten Meterzahlen der Höhen auftauchen, wie z. B. Kote 144, Trigonometer 208 usw. Von diesen beiden Letztgenannten ist im Buche vornehmlich die Rede; wie es dort aussah, wie es ihnen und den Regimentern erging, die sie im Sommer 1916 besetzt hielten, erzählt es.

Es ist kein Roman, es sind nicht die Schicksale Einzelner, die da geschildert werden (nur im letzten Drittel sind einige Episoden, Einzelschicksale, mitgeteilt) der Karst selbst und die Schicksalsgemeinschaft seiner namenlosen Verteidiger gewinnt hier noch einmal Gestalt und Leben. Es zerfällt nicht in die hundert Einzelheiten wie sie der zufällige Ablauf der Ereignisse und der Alltag des Grabens zusammenhanglos verteilte, es hat sie eingeschmolzen und zu den wesentlichen Zügen verdichtet, wie sie die Rückschau oder auch Überschau, etwa vom Beobachtungsstand eines Regiments- oder Brigadekommandos, bot: noch nahe genug der Kampflinie, um sie nicht nur genau zu kennen, sondern auch um sie noch fühlen zu können, und doch schon mit dem Überblick, den dieser Abstand gewährte. Auf diese Art kommt ein Werk zustande, das Eindringlichkeit und Erlebniskraft mit sinnvoller Verdichtung und sachlicher Überschau sehr glücklich verbindend, auch dem der nicht dort war, einen Begriff von dem, was Karstfront bedeutet, vermitteln kann. Für jene aber, die auch nur von ferne die grauen, zerfurchten Kuppen der Koten 144 und 208 in der Hitze flimmern und unter den Einschlägen der Granaten qualmen sahen, die auch an Steinriegeln entlangkeuchten und in Dolinen sich bargen, gehetzt vom Stahlorkan; die auch gedörrt von Hitze und Durst der Nacht und dem Becher brackigen, lauen

Wassers entgegenlechzten: die in Kleidern und Lungen die beizenden Dünste der Explosionen, den Stank der Verwesung und Notdurft noch lange mit sich trugen, für immer aber den Stempel dieser Front in der Seele: für alle diese ist es bei weitem mehr.

Der Bauernpoet

Von Michael Wolff-Windau

So gehts immer! Verse geschrieben,
jedem Tag etwas schuldig geblieben,
jedem Buche Wert gezollt,
jeder verlornen Stunde gegrollt!

Mit den Bauern Stoppeln gemäht
hat mich der Herbstwind scharf umweht,
habe den Klee zu arg verletzt
und meine Sense blieb ungewetzt!

Schalten die Männer: du bist dumm,
lauscht du der Erde? die ist stumm,
lausche der Sense, die klingt gut,
nimmt dir nicht wie der Wind den Hut!

Früh im März das Pflügen verträumt,
spät im Herbst nur den Acker geräumt,
selten reiche Ernten erzielt
und zuviel nach den Büchern geschielt! —

So gehts immer! Verse geschrieben,
jedem Tag etwas schuldig geblieben,
halb geackert und halb gemäht
bin ich Bauer und Ackerpoet!

Geist und Wesen der sudetendeutschen Dichtung

Von Josef Mühlberger

In höherem Maße als vielen anderen Landschaftsgebilden sind den historischen Ländern der böhmischen Krone Grenze und Bodengestalt zweitausendjähriges Schicksal geworden. Den Blick hält auf der Karte Europas immer wieder jenes von drei hohen Randgebirgen streng

umschlossene, auf die Spitze gestellte Quadrat fest, das seine Stirn in das mittlere Europa vorstößt, zugleich sich von ihm absondernd. In Böhmen, einer fast vollkommenen geographischen und wirtschaftlichen Einheit, dem sich ergänzend Mähren und Schlesien anschließen, wohnen nach der Erstbesiedlung des Landes durch Kelten und Germanen in ewigem Hin- und Herwogen von Gunst und Mißgeschick zwei Völker beisammen — Deutsche und Tschechen —, die sich, zuweilen nicht unbeeinflußt voneinander, einen reichen und eigenartigen kulturellen Besitzstand geschaffen und bewahrt haben.

Der Begriff einer Schweizer Literatur ist längst jedem gebildeten Deutschen geläufig; der einer sudetendeutschen nicht, obwohl im Sudetendeutschtum die Wurzeln schöpferischer Kultur tiefer reichen als in der Schweiz und seine neuzeitlichen Leistungen denen der Schweiz ebenbürtig sind.

In der mittelalterlichen Dichtung steht das sudetendeutsche Schrifttum dem der meisten westdeutschen Landschaften nach, es bleibt hier in erster Linie aufnehmend und nachahmend. Doch in einzelnen Leistungen (so im Herzog-Ernst-Epos des Ulrich von Eschenbach) überragt es schon den Durchschnitt. Die große Heidelberger Liederhandschrift zeigt den böhmischen König Wenzel II. als Gönner und Freund deutschen Minnesangs; der König auf Böhmens Thron zu Prag selber sang in herzlicher Innigkeit und voll sinnlich-farbiger Glut:

Reht als ein rôse diu sich ûz ir klosen lât,
Swenn sie des süezen touwes gert,
Sus bôt si mir ir zuckersüezen rôten munt.

Die Renaissanceträume, die dieser König in seinem Herzen trug, reiften schließlich in Karl IV. zur Erfüllung. Nicht nur äußerlich weitete sich damals das bescheidene Land zum Mittelpunkt des römischen Reiches deutscher Nation — der böhmische König war deutscher Kaiser, Prag des Reiches Hauptstadt geworden —, der gewaltigste Geist, der das Land je beseelt hat, zerbrach alle Fesseln äußerer Begrenzung und trug geistige Weite in die landschaftliche Enge. Petrarca ist dem Kaiser befreundet, Cola di Rienzo, der in Böhmen weilt, will ihn zum Erfüller seiner politischen Pläne machen, die Abschrift von Dantes Divina Comedia wandert nach Prag. In Böhmen sproßt, lange vor allen anderen deutschen Landschaften, der neue Geistesfrühling des Humanismus. Mit der Gründung der Universität, der ersten im Deutschen Reich, wurde Prag der geistige Kernpunkt Mittel-, Nord-

und Osteuropas. Mit alledem ist Böhmen noch immer nehmend, doch auch dieses Aneignen bedarf höchster geistiger Spannkraft und Frische. Ein Schwabe, Meister Peter Parler aus Gmünd, setzt auf den Burgberg der Stadt, einer wahrhaftigen Akropolis, neben die altertümliche Burg aus Vätertagen die Krone des gotischen Domes. Das starke religiöse Fühlen, beim Kaiser selbst zu Inbrunst und Schwärmerei gesteigert, ist der zweite Takt des Rhythmus', in welchem das Herz dieses Landes schlägt. Humanitas mit dem Grundzug von Schönheit und religio. Als drittes: natio. In Kalsteyn, nahe Prag, läßt sich der Kaiser eine Burg nach Wolfram von Eschenbachs Schilderung der Gralsburg erbauen. Das Wichtigste aber und in Wert und Wirkung Unabsehbare ist die Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache aus dem Stil der Prager Hofkanzlei. Das war die von Böhmen aus vollbrachte Tat — Schlesien hat daran den wesentlichsten Anteil —, die für das Gesamtvolk von ausschlaggebender Bedeutung werden, ja, erst volksbildend wirken sollte.

Neben diesem dreifach begründeten und dreifach getürmten Staatsbau Karls IV. hatte sich längst eine zweite Welt zu bilden begonnen, eine neue Erfassung von religio, natio und humanitas: die zwiespältige Welt des in seiner Art grandiosen, an den letzten Toren der Erkenntnis rüttelnden Hussitentums. Kommunismus, Nihilismus und Traum vom Reich Gottes auf Erden in einem, zugleich aber — das erste nationale Aufflackern in Europa — die Ansicht vom auserwählten Volk. Die Fluten des tschechischen Hussitentums wachsen und überschwemmen die deutschen Randgebiete, manche Teile für immer vernichtend.

In der Seele des Stadtschreibers Johannes von Saaz verdichtete sich das leidenschaftliche Lebens-Nein des Hussitentums zum Bild des Todes, dem er als Ankläger von trunkener Lebensbejahung entgegentritt. In der noch von allen Kräften der Jugend durchbrausten neuen Sprache wird der geistige Gehalt des damaligen Europa gestaltet: das Streitgespräch zwischen dem Ackermann Leben und dem Schnitter Tod, das erste Denkmal neuhochdeutscher Schriftsprache. Es ist genährt von den Kräften des Heimatbodens, durchbebt von den Kämpfen des Landes und in die letzte Sphäre aller menschlichen Deutung erhoben. Ein im Sinne Goethes wahrhaft deutsches Werk, reich in der Fülle und schön zugleich; Gegensatz und Kampf, die Brennpunkte Leben und Tod sind überstrahlt von den sanften Farben des versöhnenden Bogens.

Nach den hussitischen Kriegen, die das Land an den Rand des Verderbens gestoßen hatten, entstand eine bedrohliche Leere. Als sich das Tschechentum von den eigenen Schrecknissen einer zu letzten Höhen und Tiefen gepeitschten Seele erholt hatte, und die verborgenen Wurzeln des Deutschtums wieder grünten und wuchsen, war es ein Grundton, auf welchen diesmal beide Nationen einhellig abgestimmt waren: religio. Das deutsche Element war läuternd zu der flackernden Inbrunst der Tschechen hinzugetreten. Allenthalben schlossen sich die utraquistischen Gemeinden der Böhmischen und Mährischen Brüder zusammen, ein praktisches und seelenvolles Christentum pflegend, in allen Stücken von der gesamtdeutschen Reformation ausgehend und von ihr getragen, aber in keiner Weise so militant wie diese. Das Brüdertum hat außer Erbauungsschriften und Gesangbüchern keine bedeutenden Dichtungen hervorgebracht (den Tschechen schenkte es den größten Geist: Comenius), aber es blieb lange Zeit, im geheimen bis in unsere Tage nachwirkend, als religiöser Untergrund gegenwärtig. Mit dem Brüdertum verbindet sich, schon zweihundert Jahre nach den hussitischen Kriegen — kaum daß sich das Land erholt hatte —, die zweite Katastrophe: die Vertreibung der Böhmischen und Mährischen Brüder aus dem Lande, wovon Deutsche wie Tschechen gleicherweise betroffen wurden. Die Bibliothek des Landesmuseums zu Prag enthält sechs Päckchen, welche die Aufschrift tragen: „Entfremdete und verlorengegangene Künstler aus Böhmen". Der Hauptanteil entfällt auf die Deutschen. Mit dem beginnenden 17. Jahrhundert reift diese Aussaat in der Mystik Schlesiens. Jakob Böhme — klingt der Name nicht aus dem unglücklichen Lande? Schleiermacher erhält seine maßgebende geistige Formung durch den Geist der Brüderschule, Gerhart Hauptmanns Vorfahren entstammen dem südlichen, böhmischen Anteil des Riesengebirges. (In seinen Werken ließe sich Linie um Linie der Geist des Brüdertums nachzeichnen.) Die Zahl der Deutschen, die böhmischen Exulantenfamilien entstammen, ist Legion.

Es bedurfte neuerlich zweier Jahrhunderte, ehe das Land, im Vergeuden der eigenen Kräfte so groß, wieder zu neuem Leben erwachte. Nun war es ein gewaltiger Aufbruch. Vorerst aber, ehe ihm noch seine eigenen Gestalter fehlten, verschenkte es aus seinem reichen Füllhorn an Fremde. Wieviel geistige und körperliche Kraft und Gesundung verdankt — um nur wieder dies eine Beispiel zu nennen —

Goethe dem Lande, in welchem er siebzehnmal, alles in allem drei volle Jahre, weilte. Die Heilquellen erquickten und belebten ihn, die bedeutende Gesellschaft ermunterte ihn, in einer sanften, schönen Landschaft spielten sich heftige seelische Krisen ab, beide gemeinsam spiegeln sich in seinen Werken. Die Natur sprach hier deutlich und vernehmlich zu ihm, sowohl in den vulkanischen Gebieten Westböhmens als in der granitenen Ruhe und Ewigkeitsnähe des Risengebirgskammes.

Goethes lautester Nachfahre, nicht allein Nacheiferer, sondern im besten Sinn Fortsetzer, entstammt böhmischem Land: Adalbert Stifter. Mit Stifters Werk ist nach langer Unterbrechung der erste künstlerische Höhepunkt nach dem Ackermann aus Böhmen erstiegen. Wir hören über fünf Jahrhunderte den einen Grundton wieder, die Sehnsucht nach einem Bestehenden im Wandel, die Hingabe an eine Gelassenheit und Wandellosigkeit, den edlen Schwung einer Ellipse, die Tod und Leben als Brennpunkte umschließt und einschließt. Hier ist Griechentum nicht ein historischer Augenblick, sondern ein Zustand der Seele, über Zeit und Landschaft hinaus. Von den romantischen Frucht- und Blumenstücken fand er zur strengen und unverrückbaren Gestalt des Gesteins — „Bunte Steine" gelten nicht als schmückender Buchtitel, Seelisches steigert sich im Symbol der verschiedenen Gesteine, die, gleich dem Wein verschiedener Landschaften, ihre eigene Seele ausstrahlen. Die großartige, unberührte Böhmerwaldlandschaft steigert Stifter zu dem homerischen Geschichtsbild des „Witiko"-Romanes; über den „Nachsommer" hin, durch ihn fluten die Kräfte Goethes zu Nietzsche. Der Grundton bleibt bei Stifter der des Schönen, empfangen aus dem Geist des Griechentums, in welchem sich ihm der europäische Mensch am reinsten und ungeteiltesten geoffenbart hat. In dem Begriff des Schönen ist ihm der des Guten mit einbeschlossen, denn beide gelten als höchstes, vollendetes Maß. Ja, selbst der Katholizismus gilt ihm keineswegs als dem antik Schönen gegensätzlich. Aus dem Geiste des Griechentums und dem Erlebens seiner Böhmerwaldheimat schuf er — neben Jean Paul, seinem überwundenen Lehrmeister — das Bild des deutschen Jünglings, das ein Leitlied in fast allen seinen Erzählungen und Romanen ist.

Einer adeligen Frau, Träume von Glanz, Schönheit und Ruhm im Herzen, gelang es nach zahlreichen dichterischen Irrfahrten, lange

vor und abseits vom programmatischen Naturalismus, die Welt der kleinen Menschen und des Alltags der Dichtung zu erschließen. Der Grundton dieses Werkes ist Liebe und Güte, Ethos. Marie von Ebner-Eschenbach entstammt Mähren. Ihre Werke sind genährt von diesem Land üppiger Felder und vollblütiger, heftiger, oft harter Menschen, von einem fruchtbaren Bauernland, von dem Rodin sagte, daß in ihm die Antike wieder geboren sei. Es ist jenes Land, das den Juden J. J. David zum Heimatdichter schuf. Aus diesem Bereich gestaltet die Ebner ihre Schloß-, Dorf- und Kleinstadtgeschichten, die lange Reihe der Armen, Elenden und Enterbten, der Herzensträgen und Verstockten, der Unverstandenen, Geknechteten und Zertretenen. Sie leuchtet ihnen mit dem unerbitlichen Licht ihrer Wahrheitsliebe ins Herz, zornig verwerfend und in Güte verklärend. Derart wird ihr gesamtes Werk zum Gerichtstag, aber auch zur Lebenshilfe.

Man bezieht Stifter und die Ebner gern in den Bereich österreichischer Dichtung ein; sie gehören ihm nur in einem beschränkten, äußeren Maß an. Die Hauptstadt Mährens, Brünn, war der weichen Luft, die von Wien her wehte, viel eher zugetan; dieser Stadt konnte ein dem Formalen so anhängender Künstler wie Richard von Schaukal erwachsen, dessen Strenge und mystische Neigungen aber schon wieder dem Osten angehören. Preßburg, die noch südlichere, Wien nähere Stadt, ist schon voll der leichten Schwingungen, der ausgesprochenen Neigung zu lebendig-blühender Schönheit. Nicht nur Wien ist in dieser Stadt, auch Budapest und der Balkan. In Preßburg, das Hebbel geliebt hat, hat Lessing sein anakreontisches Trinklied gesungen; Oeser, der Anreger Winckelmanns und Zeichenlehrer Goethes, ist ein Preßburger Kind.

Nächstes und Fernstes wird von diesem Willen, leises Fluten des Seelischen in strenge, kühle Formen zu fassen, durchtränkt und gestaltet. In der Heimatkunst Gustav Leutelts, über den engsten Bereich des Isergebirges nicht hinausgreifend, wird die Natur, wie bei Stifter, Maßstab für Leben und Kunst. Diese Landschaft ist einsam und wälderreich, von ihr lernt Leutelt seine Sätze formen: deutlich und klar wie der Schwung eines ruhigen Wipfelzuges, auf den klaren Himmel gezeichnet. Gesinnung und Form haben die Klarheit und Kühle von Bergwassern. „Ein schwermütiges Gefühl entsagender Kraft" ist es, das von den Iserwäldern her den Grundton in Leutelts Dichtungen trägt. — Bei Robert Michel wird auch

die fernste und fremdeste Umwelt in der nämlichen Gesinnung begriffen. Die ehemals österreichischen Reichslande Bosnien und Herzegowina, Länder im Zwielicht dreier Kulturen, hat Michel in der Urkraft ihres einfältigen Hirtenvolkes und in der letzten Verfeinerung moslemitischer Lebensführung und -haltung erschlossen. Seine Form ist nördlich kühl, schlicht und von nüchterner Vornehmheit, die aber nie Härte oder Kälte wird. Bei Michels Art zu erzählen denken wir an gute Webware, die bunte Musterung nach Art südslawischer Hauskunst in sparsamem Reichtum verziert. Die strenge Umschließung einer fließenden, in vielen Anstufungen schimmernden Seelensubstanz hat Werke erlesener Art geschaffen, die am Heimlichsten deutscher Kunst Anteil haben.

Allein die sudetendeutsche Dichtkunst gedeiht nicht in den Städten. Auch in Prag nicht. Diese Stadt vielfältiger Mischung, diese Stadt der Unruhe und Gärung, hat nach Karls IV. großen Tagen zur Zeit Rudolfs II. noch einmal ihren Aufschwung genommen. Doch nicht Dichtung wurde gepflegt; die schönen Dinge aus aller Welt, bis aus China, wurden gesammelt, vielfältige Musik durchtönte die Stadt, Tycho Brahe und Kepler erforschten den Gang der Gestirne, eine Zunft von Alchimisten suchte aus minderwertigen Stoffen Gold zu erzeugen, jüdische Gelehrte durchforschten die alten Weisheitsbücher ihrer Vorväter. Welche Dichtung immer Prag berührt, diese wundersamen Elemente kehren fast als stehende Formel wieder. Über die Trümmer nach dem dreißigjährigen Kriege — wie ein Schatten steigt die Gestalt Wallensteins auf, in seiner geistigen Haltung ein echtes Kind seines Landes! — wölbten sich prachtvolle barocke Kuppeln, hoben sich die Zeichen des neu erstarkten katholischen Glaubens, Prag wird die hunderttürmige Stadt. Sie wird die große Zauberin, die alle in ihren Bann zieht: Eichendorff, Hebbel, Raabe, Liliencron, selbst Kleist. Goethe blieb dieser seinem Geist geradezu entgegengesetzten Stadt fern.

Prag war stets von reger Aufnahmebereitschaft. 1783 war das Landestheater mit einer Aufführung von Lessings „Emilia Galotti" eröffnet worden, Graf Anton Nostiz-Rhineck, der es hatte errichten lassen, verkündet: „Sollten wir Böhmen allein eine Ausnahme machen, und weniger deutsches Blut in unseren Adern fühlen? Diesen Vorwurf zu vermeiden, wird das Nationalspektakel in unserer Muttersprache mein Hauptaugenmerk sein." Das Theater wurde ein Brennpunkt des geistigen Lebens der Deutschen in Böhmen, haupt-

sächlich aber war es wieder die musikalische Kunst, die darin gepflegt wurde und Feste feierte. Das größte dieser Art war die Uraufführung des Mozartschen „Don Juan", vom Komponisten in Prag vollendet und selber geleitet. 1813—1816 war Karl Maria von Weber Leiter des Hauses. Lange vor seiner allgemeinen Anerkennung feierte Richard Wagners Kunst in Prag Triumphe. Auch der bildenden Kunst wurde Prag Mittelpunkt, nicht der Dichtung. Es ist eine ruhelose, untergründige, dem klaren und ruhigen Aufbau nicht geneigte Stadt. Jüdische Dichtung, auf sehr alten Überlieferungen fußend, hat sich hier vor allem entfaltet: Werfel gestaltet aus dem Geist östlich-slawischen Barocks, Brod aus dem kabbalistischer Metaphysik. Kafka schließlich gestaltet traumhafte Visionen in beklemmender Durchsichtigkeit und Klarheit. Der einzige deutsche Dichter des Landes, auf den Prag einen maßgebenden Einfluß ausübte, ist Rainer Maria Rilke. Zunächst ist es die Fülle des Barocks, die Pracht der hunderttürmigen Stadt, welche die frühen Gedichte widerspiegeln, immer mehr aber tritt das religiöse Moment in den Vordergrund. In dem riesigen inneren und äußeren Raum, in welchem sich die Entwicklung Rilkes vollzieht, wandelt sich religio fort von jedweder Form einer confessio in ein Reich körperloser Wesenhaftigkeit, in ein Innensein ohnegleichen. Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge sind die erste Station dieser Wandlung, ein Emportauchen aus aller Körperlichkeit in Seelenklarheit; Nächstes und Gegenwärtiges wird Letztem zugeführt. Überall weht hier die strenge, klare Luft von Bergeshöhen, schimmert das Licht vom einförmigen Goldgrund des Ikonasts. Von Malte Laurids Brigge ab spaltet sich das Rilkesche Werk zu einer bedeutsamen Zweiheit, die im Grunde aber jene Einheit der elliptischen Linie bildet, welche die Brennpunkte Erde und Himmel um- und einschließend umkreist. Wie tragende Säulen den gesamten Gehalt sudetendeutscher Geistigkeit sinnbildlicht aufzeigend, ragen die beiden letzten Gedichtbücher Rilkes; das irdische Lied des Orpheus in Gestein, Wasser, Baum und Tier, Ding und Geste, und das Ringen mit dem Engel in den Duineser Elegien. Welch unermeßlich weite Landschaft, geistige und deutsche Landschaft in beiden Büchern! Nördliche Kühle und nördlicher Silberglanz, der Blaublick südlicher Meere, die östliche Weite und Inbrunst, westliche Klarheit und Nüchternheit. Jauchzen und Ergebenheit, das ist der Grundton, auf den beide Werke abgestimmt sind.

Dies ist das Schicksal des ostdeutschen Menschen: nicht zu besitzen, sondern stets zu erwerben, nicht zu beruhen, sondern hin- und hergetrieben sein zwischen Erde und Himmel (ja, Hölle und Himmel). Die sudetendeutschen Dichter, Stifter und Rilke vor allem, haben dieser Unruh eine reine, klare und edle Form abgerungen, und dem Ewigfließenden das sammelnde Gefäß gefunden.

Strenge und Zucht bannen die Leidenschaft zu Schönheit, Ethos und religio. Von E. G. Kolbenheyer wird in dieser Strenge auch noch die natio erfaßt. Sein Werk bemüht sich letzten Endes um die Ergründung und Darstellung des deutschen Menschen. Kolbenheyer umfaßt seiner Herkunft und dem Blute nach den weitesten Raum des Sudetendeutschtums: den Bogen von Westböhmen zum Deutschtum des Karpathenlandes. Auch der Bildhauer Franz Metzner ist Westböhme; er schuf jene gigantische Totenhalle des Leipziger Völkerschlachtdenkmals, die an die Monumentalität der früheren ägyptischen Zeit und an die erhabenen Grabgewölbe des kyklopischen Mykene erinnert. Auch bei Kolbenheyer — völlig und ganz dem deutschen Bürgertum verpflichtet, es gegensätzlich zu Heinrich und Thomas Mann erfassend, bejahend — ist der Grundzug das Heroische. Er ist der strengste, der am meisten protestantische Geist des Landes, ohne aber den leichten Schmelz Österreichertums abgestreift zu haben. Hier wird noch einmal auf weitem Feld der ostdeutsche Seelenkampf ausgefochten, dem Angelus Silesius den Schlachtruf formte: Mensch werde wesentlich! Reformatio, nicht Renaissance bedeutet das Werk Kolbenheyers, das sein Ziel in der Auflösung des Ich in der Gemeinschaft sieht. Dem Lande entwachsen, das am frühesten in ganz Europa den Begriff der Nation kannte, werden Kolbenheyers Werke, vor allem die Paracelsus-Trilogie, aber auch seine modernen Dramen, eine Verkündigung des Deutschtums der Verantwortung, Entlagung und Pflicht.

Über zahlreiche Abstufungen und einem vielfach abgetönten Zwischenspiel sind nur die Höhepunkte aufgezeigt worden. Die besten Leistungen sudetendeutscher Dichtung aneinandergereiht gleichen einer Kammlinie mit einzelnen, sich deutlich abhebenden Gipfeln, in ihrer Mannigfaltigkeit nicht unähnlich den Bergkämmen, die das bunte Landschaftsmosaik zusammenhalten und umschließen.

Nicht nur als äußeres Bild, auch als Zeichen für die innere Sinngebung gilt dieser Vergleich. Denn eine gewisse Kühle und steinerne Strenge ist das gemeinsame Merkmal in Stifters Schönheit, im Ethos

der Ebner, in der religio Rilkes, in der natio Kolbenheyers. Eine Strenge nicht nur im Gehalt, sondern auch in der Gestalt. In allen sudetendeutschen Dichtern lebt die Unruhe des Ostens, die Erde und Leben nicht als Besitz, sondern als Erwerb, ja Kampf kennt. Das Ringen mit der Leidenschaft — in welcher Form immer — macht alle genannten Dichter aufs innigste miteinander verwandt. Unruhvoll und bewegt ist der Gehalt, die Gestalt aber sucht und findet die edle, klare Rundung, so sehr, daß die Form Stifters und Rilkes als vorbildlich gelten kann. Und dieser Gestaltwille ist es letzten Endes, der die sudetendeutsche Dichtung als eigenartig aus dem ostdeutschen Zusammenhang heraushebt und es am gesamtdeutschen Erbe, es vielfach bereichernd, teilhaben läßt. Über der inneren Unruhe liegt die Form versöhnender Klarheit. In des Saazer Stadtschreibers Streitgespräch liegt, im ductus der Rede, die Ordnung und Ruhe eines gepflügten Ackerfeldes; Stifters bis in den tiefsten Grund durchzitterte Seelenschilderungen haben die Stille des Gesteins, die Klarheit fallender Bergwasser, die Ruhe weitgedehnter Wälder; bei der Ebner liegt über dem ärmsten Lebensschicksal der Adel eines unverrückbaren Sittengesetzes gebreitet; Rilke teilt mit Stifter die Wandlung von blumenhafter Zartheit und Duftigkeit zur Ruhe und Strenge des Kristalls; bei Kolbenheyer erkennen wir die wohlgeordnete Linie, die reine Absicht im Aufbau des mittelalterlichen Domes — das Werk, das seine Dichtungen philosophisch begleitet, nennt er „Bauhütte" —, aber auch die Ordnung in der Vielfalt des Gedächs einer mittelalterlich-deutschen Stadt.

Vielleicht ist mit diesem Umriß das Bild sudetendeutscher Dichtung klarer geworden; vielleicht wurde daraus auch klar, daß der Sudetendeutsche im Verhältnis zum Mutterland nicht nur immer Nehmender gewesen ist. Kräfte fluten hin und her, wie die Bergwälder des Böhmerwaldes, des Erz-, Iser und Riesengebirges keine Grenzen kennen. In diesem Sinne besteht die Bezeichnung Auslanddeutschtum für das Sudetendeutschtum nur in einem gewissen, und zwar äußeren Sinn zu Recht. Auslanddeutsche sind jene Deutsche, die in einem Staatengebilde außerhalb Deutschlands wohnen. Was aber ist der Staat anderes als eine irdisch-leibliche Einrichtung von praktischem Ordnungswillen begründet und geleitet? Der Sudetendeutsche wird in einem Staat, welchem er durch landschaftliche und geschichtliche Entwicklung angehört, seine irdisch-leiblichen Pflichten erfüllen, soweit er als Freier unter Freien leben darf. Völkisches aber greift über diese

irdisch-praktischen Bindungen hinaus in ein Reich, das keine Grenzen kennt. So ist dem Sudetendeutschen jenes Deutschland, das jenseits von Zeit und Ort liegt und wirkt, innere Heimat und Landschaft. Wie sehr er ihr verbunden ist, erweisen die Werke des geformten Wortes, die seine besten Söhne hervorgebracht haben.

Rundschau

Chronik. Die schon seit Jahren andauernden inneren Auseinandersetzungen des Deutschtums in Rumänien haben es vielfach verhindert, daß wir die völkische Schwächung genau erkennen, in der wir uns befinden. Das Jahr 1918 sicherte das nationale Erwachen der Schwaben und brachte mit der Schaffung Rumäniens die Möglichkeit, das Deutschtum eines ansehnlichen Teils des europäischen Ostens zusammenzufassen. Diese noch keineswegs voll lebendig gewordene Volksgemeinschaft der Deutschen Rumäniens dünkte uns ein Ersatz dafür, was uns durch die geschichtlichen Wandlungen und die staatliche Abtrennung vom mitteleuropäischen Raume an Positionen verloren ging. Die Karlsburger Beschlüsse boten uns überdies, als das vor Gott und der Welt freiwillig und rechtsschaffend gegebene Versprechen des rumänischen Volkes, einen gesicherten Bestand. Sie sind nicht durchgeführt worden — eine Tatsache, deren Tragik nicht bloß für uns besteht! Wir verloren das Mitbestimmungsrecht über die von uns bewohnten Orte weitgehend. Wir verloren die innegehabten Beamtenstellen zum größten Teil. Die Erringung neuer ist ausgeschlossen. Die Sprachrechte vor Gericht und in der Verwaltung, die wir in Ungarn gleich den Rumänen besaßen und mit ihnen zusammen als ungenügend angesehen hatten, sind unbeachtet. Die staatliche Unterstützung unserer Schulen und der Kirchen wurde äußerst geschmälert. Mit besonderer Schärfe sind hier gerade wir getroffen worden, die wir uns freiwillig Rumänien angeschlossen haben. Unsere Kirchengründe sind dahin, unsere Nationswaldungen dahin, eine Interimskommission mit rumänischer Mehrheit wurde kürzlich über die Nationsuniversität gesetzt. Die Verringerung der Kirchenunterstützung und die Unmöglichkeit, unsere kirchliche Selbstbesteuerung zu erhöhen — sie ist die höchste der Welt! — bedeutet eine erzwungene Verringerung von Pfarrstellen. Unser kirchliches Gemeinschaftsleben wird damit gefährdet. Unsere Wirtschaft ist durch die Steuergebarung und die damit zusammenhängenden Belastungen schwer gefesselt. Einengung der Sprachenfreiheit zeigt sich auch schon auf diesem Lebensgebiet. Die Bestimmungen zum Schutz der nationalen Arbeit werden scharf durchgeführt. Aus der Fortentwicklung ihrer Ideen ergibt sich die Drohung einer Teilenteignung des schaffenden Privatbesitzes und der wirtschaftlichen Handlungsfreiheit der Minderheiten. Wir stehen an Abgründen. Eine gemeinsame Abwehrfront der Minderheiten gibt es

nicht. Die Juden tun seit Jahren in der Presse alles, um die Deutschen des Landes zu schädigen. Die deutsche Position im Großkokler Komitat konnte nur durch die Mithilfe der Ungarn gebrochen werden. Im Gebiet von Sathmar versuchen Priester noch immer deutsche Bauern zu madjarisieren.

Unser eigener Abwehrwille ist zersplittert. Nun hat sich allerdings durch das Scheitern der Einheitsbewegung, die sich neulich selbst auflöste, und durch die Volksratswahlen in der Bukowina, weiter durch den Vorstoß der Deutschen Volkspartei auch im Banat, eine Klärung angekündigt. Wahrscheinlich wird schon die nächste Sitzung der Verbandsleitung der Deutschen Rumäniens endlich zu praktischen Arbeiten gelangen und den Einsatz der ganzen Volksgemeinschaft herbeiführen können. Dies ist dringend nötig. Spätestens bis zum Herbste muß unsere Handlungsgeschlossenheit verwirklicht sein, denn auf Grund von Erklärungen verschiedener rumänischer Staatsmänner ist mit einer Besserung der Minderheitenlage kaum zu rechnen. In Siebenbürgen endlich harren die Burzenländer Verhältnisse einer Klärung, die vermutlich in diesem Monat erfolgen kann, und die Pläne der Volksratsleitung (Schiedsgerichts- und Nachbarschaftsordnung, Universitätsfrage usw.) der Durchführung.

Heinrich Zillich

Das dreitägige Bachfest in Kronstadt. Ein dreitägiges Fest als Bekenntnis zu Johann Sebastian Bach, das hat Kronstadt in den Tagen vom 11. bis 13. Mai l. J. auf Anregung und unter Führung Musikdirektor Viktor Bickerichs erlebt. Das Fest wurde eingeleitet mit einer Abendmotette am Samstag, den 11. Mai. An der Orgel der Schwarzen Kirche saß der Organist der Bukarester evang. Gemeinde Johannes Stadelmann, ein Straubeschüler, der mit Meisterhand auf dem schwer zu spielenden Instrument der schwarzen Kirche Bachs Praeludium und Tripelfuge Es-Dur nachschuf und drei Choralbearbeitungen vor uns entfaltete. Neben Bach kamen an diesem Abend seine zwei großen Vorläufer zu Gehör: Vier Teile der deutschen Messe von Heinrich Schütz, zugleich als Huldigung zu dessen 350. Geburtstag, gesungen vom Honterus-Chor (Schülerkirchenchor) unter Leitung V. Bickerichs, der das überaus schwere Werk sehr schön bewältigte; davon als Ausklang des Abends Pachelbels Orgelchoral „O Lamm Gottes unschuldig", gespielt von Johannes Stadelmann. — Sonntag, 12. Mai sang im Festgottesdienst in der Schwarzen Kirche der Bach-Chor die Kantate Bachs Nr. 68 „Also hat Gott die Welt geliebt" (mit Orgel und Orchester), unter Mitwirkung der Solisten Frau Baumann-Radulescu (Bukarest) und Dr. A. Witting (Kronstadt). Die Festpredigt hielt Stadtpfarrer Dr. Möckel (über den Text der Kantate, mit Bezugnahme auf Bach), Liturg war Pfarrer Hans Roth. Was die Predigt in ihrem Rahmen mehr nur andeuten konnte, wurde in einer anschließenden Morgenfeier in der Aula der Honterusschule fortgesetzt und vertieft: durch den Festvortrag Bickerichs über „Johann Sebastian Bach und wir." Die Feier begann mit der Arie „Bekennen will ich deinen Namen" für Altsolo (Frau M. Fabritius), zwei Geigen (Willy Teutsch

und Samuel Biemel) und Cembalo (Prof. Bickerich), die zu dem nun auch in Worten des Vortrags ausgesprochenen Bekenntnis zu Bach überleitete. Prof Bickerich ist als hervorragender Redner bekannt; niemals aber spricht er besser und überzeugter, als wenn seine Worte dem über alles geliebten und über alle gestellten Johann Sebastian Bach gelten. Und er hat ohne Zweifel recht: es gibt kein anderes Kunstwerk, das wirklich der ganzen Kulturmenschheit so zugänglich wäre und tatsächlich so alle umfassen könnte und umfaßt, wie Bachs Matthäuspassion. Darum ist auch dies Bachfest nicht nur als Gedenkfeier für einen Großen anzusehen, sondern es will wesentlich dazu beitragen, daß nun künftig Joh. Seb. Bach auch bei uns als der große Mittelpunkt aller Musik erkannt und bekannt werde. In dieser Feier wurde der Öffentlichkeit zum erstenmal das neue Cembalo des Bach-Chores vorgeführt; der Vorstand des Chores Dr. Witting konnte den zumeist anwesenden Spendern, die die Anschaffung dieses schönen Instrumentes mitermöglicht haben, herzlich danken. Der helle Silberklang des Cembalo (gespielt von N. Radulescu-Bukarest) hat in der anschließenden Sonate F-Dur für Flöte (Josef Fehnl) vor aller Ohren in glänzender Weise sich selbst rechtfertigt und viel Freude erweckt. — Der Sonntagnachmittag und -abend brachte die Matthäuspassion, diesmal fast ungekürzt und in zwei Teilen, mit einer zweistündigen Unterbrechung. Der Bachchor sang sie mit den Solisten, die in Bukarest mitwirkten (siehe Aprilheft des „Klingsor"). Die Aufführung war auch diesmal hervorragend, wobei gegen Schluß des zweiten Teils eine (nach allem Vorangegangenen nicht verwunderliche) Ermüdung der Mitwirkenden kaum wesentlich zu merken war, da Bickerichs anfeuernde Stabführung immer wieder alle hochriß. — Der dritte Tag des Festes brachte das von den Philharmonikern Kronstadts unter Generalmusikdirektor Paul Richters Leitung gebotene abschließende Orchesterkonzert. Frau Anna Voileanu-Nicoara (Klausenburg) spielte erst das 5. Brandenburgische Klavierkonzert mit Violine (W. Teutsch), Flöte (J. Fehnl) und Orchester; dann das Klavierkonzert D-moll mit Streichorchester. Die Künstlerin hat ihrem ausgezeichneten Ruf als Bachspielerin erneut unter bekräftigenden Beweis gestellt und wurde stark gefeiert. Im Doppelkonzert D-moll für zwei Geigen (Willy Teutsch und Samuel Biemel) mit Streichorchester schufen die beiden Solisten in stilechtem, köstlichem Zusammenspiel den Zuhörern eine große Freude und nach dem Verklingen der D-dur-Suite für Orchester wurde auch der Leiter des Konzertes Paul Richter mit herzlichem Beifall überschüttet.

Das dreitägige Fest ist verklungen. Kein Zweifel: Für viele ist Bach nun neu erstanden, im Bewußtsein lebendig geworden als der ganz Große, den man noch lange nicht gebührend erkannt, an dessen Reichtum man daher vorübergegangen ist. Es soll, so hoffen wir, weiterhin anders werden. Das größte Verdienst daran hat Prof. Viktor Bickerich, der unentwegte Vorkämpfer für Bach, der das ganz Ungewöhnliche zustandegebracht hat: das erste siebenbürgische Bachfest in Kronstadt zu veranstalten, bei dem nicht nur in schönem Zusammenwirken bester Kräfte das Gebotene durch-

aus auf westeuropäischer Höhe stand, sondern das auch eine große Hörerschaft in erfreulicher Weise drei Tage lang in das Erleben des Wunders Johann Sebastian Bach hineinstellen konnte. Ihm und allen Mitwirkenden an dieser großen Tat gebührt herzlicher Dank.

H. Lienert

Eine heimatliche Grammophonplatte. Unter meinen Weihnachtsgeschenken befand sich eines, von meinem Freunde, dem Stadtkantor Franz Xaver Dreßler, das mir immer wieder Freude macht. Es ist eine heimatliche Grammophonplatte, die anläßlich der Deutschlandreise 1934 unseres Brukenthalchors von der Electrola-Gesellschaft in Berlin mit diesem Chor aufgenommen wurde. Wieder und wieder hört man diese Platte von den verschiedensten deutschen Sendern her im Rundfunk als ein Zeichen der innigen Verbundenheit der Deutschen im Reich mit den Deutschen im Ausland. Und immer wieder freuen sich auch die Deutschen im Reich, wie ich aus Zeitungen entnehme, an unserer Liedkunst, an der strahlenden Lebendigkeit unseres Knabenchors. Auf der Grammophonplatte finden sich zunächst zwei von Professor Franz Xaver Dreßler fein gesetzte Volkslieder. Ueffschied (Abschied) ist ein schmerzlich bewegtes Abschiedslied von der Heimat, ganz getragen von der herben, gehaltenen Schwermut unseres Volkes: „Ech gohn af de Breck und kun nemi zereck. Ech gohn af den Stin und kun nemi him", das aus Kronstadt stammt. Daneben steht das Lied von dem freiheitsdurstigen Waldvögelchen, das auf alle Herrlichkeit dieser Welt verzichtet, nur um seine Freiheit zu bewahren, ein beziehungsreicher, tiefgefühlter Volksgesang, der von Mühlbach herkommt. Auf der anderen Seite der Platte ertönt tapfer und durchdringend Michael Zikelis Wehrlied „Sachs, halte Wacht", dieser mutige Bekenntnisgesang, der heute für uns noch vor dem schönen Siebenbürgen-Lied steht. Alle diese Lieder singen unsere Jungen gemütstief und mitreißend. „Gestern haben wir den Brukenthalchor aus Hermannstadt im Rundfunk gehört. Sie sangen das Siebenbürger Lied. Es war eine Schallplatte, aber sie vermittelte einen eigenartigen Zauber von hoher, auslanddeutscher Kultur. Sie schlugen eine Brücke zu uns", lese ich in einer reichsdeutschen Zeitung. In diesem Lichte erscheint diese Grammophonplatte als ein zukunftsträchtiges Symbol in schwerer Zeit, an dem wir uns die Freude durch kein noch so böses Dräuen vergällen lassen wollen. Dr. Ernst Jekelius

Deutsche Verlagsarbeit auf der Bukarester Buchausstellung. An der Bukarester Buchausstellung, die im Rahmen der „Woche des Buches" vom 12. bis 15. Mai stattfand, nahmen, eingeladen von der „Fundatia Regele Carol II.", zum ersten Male die deutschen Verleger Siebenbürgens mit ihren wichtigsten Erzeugnissen teil. Die deutschen und ungarischen Aussteller — Erdélyi Szépmives céh erregte mit einer ganzen Reihe von gut ausgestatteten Übersetzungen rumänischer Dichtung Aufsehen; sollten wir uns nicht auch, intensiver als bisher, durch Übersetzung das Wertvollste des rumänischen Schrifttums zu eigen machen? — die ausstellenden Minderheitenverlage mußten sich in einen einzigen Stand teilen. Der

moralische Erfolg stand in umgekehrtem Verhältnis zum beschränkten Raum. Denn rückhaltlos wurde von Universitätsprofessoren und Schriftstellern, von Verlegern und Buchhändlern die buchtechnische und -künstlerische Überlegenheit der deutschen Ausstellung anerkannt. Werke wie Jorgas monumentale Mappe rumänischer Fürstenbildnisse, Petranus Bihorer Kunstdenkmäler, Puscarius Rumänische Literaturgeschichte u. a. — alle bei Krafft & Drotleff erschienen — bezeugten die Bedeutung der sächsischen Verlagsarbeit auch für das rumänische Geistesleben, unser geschichtliches und schöngeistiges Schrifttum gewährte den Besuchern einen Einblick in eine Welt, die ihnen kaum je vor das Bewußtsein gerückt worden war. Die häufige Feststellung, man habe gar nicht gewußt, daß es all dies in unserm Lande gebe, die immer wiederholte Forderung, es müsse eine große deutsche Buchhandlung an günstiger Stelle geschaffen werden, in der das deutsche Buch auffällig sichtbar und immer erreichbar zu finden sei, bringen uns ein kulturpolitisches Versäumnis zum Bewußtsein. Wir haben das Buch und die Werbekraft unserer buchtechnischen Leistungsfähigkeit viel zu wenig eingesetzt als Mittel kultureller Verständigung mit dem Staatsvolk. Das scheint mir die wertvollste Erfahrung dieser Buchausstellung und eine gute Lehre für die Zukunft zu sein.

H. Krasser

Volksdeutscher Schrifttumspreis 1935. Am 9. Mai, dem Todestage Friedrich Schillers, nahm Oberbürgermeister Dr. Karl Strölin als Vorsitzender des Deutschen Ausland-Instituts und Träger des Preisgerichts in einer Festsitzung im Hause des Deutschtums in Stuttgart zum ersten Male die Verkündigung des Volksdeutschen Schrifttumspreises vor. Der gemeinsam von der Stadt Stuttgart und dem Deutschen Ausland-Institut gestiftete Schrifttumspreis, der am 10. Februar 1935 öffentlich bekannt gegeben worden war und alljährlich den besten Roman oder die beste Erzählung volksdeutschen Inhalts mit einem Preise von 2000 Mk. auszeichnen soll, wurde dem Lehrer Karl Götz für sein Buch „Das Kinderschiff" zuerkannt. Zusammen mit dem Buch von Karl Götz standen, wie Oberbürgermeister Dr. Strölin mitteilen konnte, die Werke von Hans Grimm „Lüderitzland" und von Erwin Wittstock „Bruder nimm die Brüder mit" in engster Wahl. Da aber Hans Grimm und Erwin Wittstock Mitglieder des Preisrichterkollegiums sind, kam eine Zuerkennung des Preises an sie nicht in Frage. Ferner sind folgende Werke als besonders geeignet befunden worden, auslanddeutsches Wesen nahe zu bringen (in alphabetischer Reihenfolge): Hans Friedrich Blunck „Die große Fahrt"; Johannes Kirschweng „Der Widerstand beginnt"; Wilhelm Kohlhaas „Die Schillerbrüder"; Ludwig Mathar „Das Schneiderlein im Hohen Venn"; Adolf Meschendörfer „Die Stadt im Osten"; Wilhelm Pleyer „Der Puchner"; Josef Ponten „Im Wolgaland"; Hans Tolten „Die Herden Gottes"; Hans Watzlik „Der Teufel wildert".

Neue Bücher und Schriften

Der neue „Große Brockhaus" ist abgeschlossen. Vor kurzem erschien der 20. Band des „Großen Brockhaus". Damit ist das Werk abgeschlossen, das in seiner ganzen unübersehbaren Fülle vor wenig Jahren in ungünstigen wirtschaftlichen Zeiten begonnen worden ist. Da mitten in die Erscheinungszeit entscheidende geschichtliche Ereignisse fielen, wird der Verlag noch in diesem Jahre einen Nachtragsband erscheinen lassen, der den neuen Tatsachen Rechnung trägt. Der neue Brockhaus ist eine große Tat. Erst wenn man in den letzten Jahren fast täglich zu ihm griff und immer beraten wurde, ahnt man etwas von der Riesenaufgabe, die sich der Verlag stellte und bewältigt hat. Es haben an diesen zwanzig Bänden über 1000 Fachleute mitgearbeitet. Ihre in unzähligen kleinen Aufsätzen niedergelegten Berichte sind einfach; sie belehren ohne uns mit Nebensächlichem zu belasten, zugleich aber sind sie in einem praktischen Sinne vollständig. Hier fehlt nichts. Hier entbehrt man nichts und findet, was man wissen will. Besonders geglückt erscheint das reiche Bildmaterial. Es hilft mit, daß in diesen zwanzig Bänden eine Zusammenfassung des menschlichen Wissens geboten ist, wie sie sonst nirgend besteht. Heinrich Zillich

Edmund Schilling: Altdeutsche Meisterzeichnungen. Einführung und Auswahl von E. Sch. 56 ganzseitige Abbildungen in Kupfertiefdruck, vierfarbiges Titelbild in Offset. Quart, gebunden in altdeutsch Bütten RM. 2.70.

Deutsche Romantiker-Zeichnungen. Einführung und Auswahl von E. Sch. Titelbild und drei vierfarbige Tafeln in Offset, 46 ganzseitige Abbildungen in Kupfertiefdruck. Quart, gebunden in altdeutsch Bütten RM. 3.20. — Beide Bücher im Prestel-Verlag, Frankfurt am Main. (1934 und 1935.)

Zwei selten kostbare Werke seien hiemit angezeigt. 58 (eigentlich 59) altdeutsche Zeichnungen (15. und 16. Jahrhundert) sind in dem ersten Buche wiedergegeben in einer Art, die heute füglich als unübertrefflich bezeichnet werden kann. In einer Auswahl, die im Bilde schon Einführung und Uebersicht über das Wesentliche dieser Kunst bedeutet. Mit der lebendigen Feder des Urs Graf und dem Meisterstift des Jüngeren Holbein ganz in der herben Natur dieser fünf Dutzend Zeichnungen hat der Leiter des Kupferstichkabinetts am Städelschen Institut, Edmund Schilling, die wesentliche Einleitung als Einführung geschrieben und zu jedem Blatte kurze Erläuterungen gegeben.

Ebenso wesentlich und erfreuend das zweite Buch. Ergreifend nicht nur in den großen Blättern. Sondern auch etwa aus dem Kinderkopf von Cornelius oder dem wandernden Caspar David Friedrich spricht hier deutsches Wesen zum Herzen des Beschauers, so eindringlich, wie jede Romantik zu sprechen wünscht, so deutsch, wie jede Romantik ist, die sich gerade aus diesem kleinen Werkchen als ein grundlegender Wesenszug deutschen Kunstschaffens überhaupt erweist. — Und im Ein-

zelnen: was ist alles aus der Gegenüberstellung etwa des weiblichen Aktes von Schnorr v. Carolsfeld und dem Mädchenkopf von Wasmann, was aus der zufälligen Tönung der Blätter von Olivier und Ramboux gegenüber der gefühlsmäßigen Unterstellung der Farbe unter die Zeichnung im Richterischen Blatt (Überfahrt am Schreckenstein) herauszulesen!

Das ist das Wesentliche dieser Bücher, daß sie aus der restlosen Beherrschung des Stoffes und der Bescheidenheit des Auswählenden gegenüber den Künstlern werden; nicht zu Büchern äußeren Genießens, sondern inneren Wachstums. Es hat den Anschein, als ob diese vorläufig anscheinend planlose Reihe von Büchern fortgesetzt werden solle. Es wäre daneben und darüber aber nichts mehr und dringender zu wünschen, als daß sich Verfasser und Verlag zu einem Werke entschließen könnten, das Schilling in seinen Grundzügen im letzten Absatz seiner Romantikereinführung umreißt. Missen möchte man aber diese kleineren Bände dabei in keinem Falle. Fritz Holzträger

Kinderbücher in der Inselbücherei. Unzählige werden nach diesen hübschen, billigen Büchern greifen. Uns liegen fünf Bändchen vor und aus ihnen läßt sich ein Rückschluß auf die anderen ziehen. Es ist ein Buchgut, das sich für Kinder eignet, aber auch den Erwachsenen fesselt. In einem Bande (25) vereinigt sind die vier ersten von Wilhelm Busch veröffentlichten „Bilderpossen", die man nur selten sah. Schon in diesen Arbeiten zeigt sich die volle Meisterschaft des späteren Busch. Mit noch größerer Freude nehmen wir den „Struwwelpeter" (66) in seiner ersten Gestalt zur Hand. Die Fassung weicht in mancher Hinsicht von der heute bekannten ab, ist kräftiger und ursprünglicher. Viel unnötiger Zierat fehlt zum Vorteil der Zeichnungen. Besonderes Vergnügen bereiten auch die beiden Büchlein (309 und 402) mit je „Fünfzig Fabeln für Kinder" von W. Hey, mit Bildern von O. Speckter. Auch in diesen beiden Ausgaben ist altes Gut gesammelt worden. Die schönen Lithographien mit den einfachen und treffenden Versen dazu werden unsere Kinder immer wieder beschäftigen. Und zum Schluß die „Kinderlieder aus des Knaben Wunderhorn" (60). Sie bilden den Anhang zum dritten Band des Wunderhorns, sind Lieder des Volkes und darum doppelt willkommen in der leicht zugänglichen Ausgabe. Es sei noch nachdrücklich auf die entzückende Ausstattung aller Bände verwiesen. Heinrich Zillich

„Ja!" Ein Fritz-Müller-Buch. Preis gebunden Rm. 2.50. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Wenn im Bereiche der deutschen Sprache — auch im Ausland und bei seinen Deutschen — der Name Fritz Müller-Partenkirchen genannt wird, da glätten sich die Gesichter in frohem Lächeln. Denn allen deutschen Menschen, soweit sie überhaupt etwas lesen, ist er bekannt, gibt es doch selbst kein bescheidenstes Provinzblättchen mehr, das nicht gelegentlich eine seiner köstlichen Kurzgeschichten abdruckt. Nun ist am 24. Februar Fritz Müller 60 Jahre alt geworden. Sein Verleger hat dem Tag Bedeutung verliehen durch Herausgabe dieses Sammelbändchens „Ja!", das ge-

widmet ist „allen, die zum Leben ja sagen", und das zwanzig für den Dichter kennzeichnende Geschichten umfaßt. Von der einfachen lustigen Begebenheit, die in wenig Zeilen prächtig erzählt ist („Müssen"), bis zu der tiefen, aufwühlenden, prophetischen Erzählung „Du!", — eine bunte Perlenreihe, die in allen Farbentönen glänzt. Wie zu diesem Bändchen, so sagen wir zu seinem ganzen Schaffen, ihn und uns beglückwünschend, von Herzen „Ja!" Hans Lienert

Hermann Grimm: Michelangelo, Phaidonverlag, Hermann Grimm, der Verfasser dieser erleuchteten Kunstgeschichte der italienischen Renaissance, die uns nun durch eine reich mit Bildern geschmückte prächtige und wohlfeile Volksausgabe des Phaidonverlages wieder geschenkt wird, ist ein klarer und feiner Kopf aus der Zeit der Nachblüte der deutschen Romantik, dieser geistigen Hochzeit unseres Volkes. In einer Atmosphäre geistiger Verantwortung und der Liebe zur Kunst aufwachsend und lebend, ist er doch der Sohn Wilhelm Grimms, Jacobs Neffe nicht nur, sondern auch Gisela von Arnims Gatte, der Schwiegersohn Achim von Arnims und der Bettina Brentano, wird dieser begeisterte Kunstenthusiast, der was er erlebt, mit glühender Lebendigkeit, plastischer Anschaulichkeit und von tiefen Erkenntnissen begleitet darzustellen weiß, einer der bedeutendsten Verkünder der Hochblüte italienischer Kunst. Das ganze Leben dieser Zeit ersteht von neuem vor uns: Der Kampf der kunstfreudigen Päpste um die Macht der Welt, vor allem der jenes rastlosen Stürmers im Greisenalter, Julius des Zweiten. Und der Bau der Peterskirche, der Abstieg des deutschen Kaisertums, die Kämpfe Deutschlands, Spaniens und Frankreichs auf italienischem Boden, Aufstieg und Verfall der Medicäer, das letzte, grandiose Ringen der Bürger von Florenz um ihre Freiheit, Savonarolas Prophetenrufe und Flammentod und die Schrecken der Inquisition, die Auswirkungen der deutschen Reformation auf Italien und der edle Kreis religiöser Gestalten um die hohe Frau Vittoria Colonna, wie die Schmähungen Aretins, des ersten Zeitungsschreibers. Und in diesem Hin und Her eines bewegten Lebens erstehen vor uns die großen Gestalt der Künstler und ihre Welt: der zarte, fromme Fra Angelio und seine Engelsgestalten, der zauberisch anziehende Lionardo da Vinci mit seinem Abendmahl und der rätselvollen Mona Lisa, der königliche Raphael, der Liebling der Welt, mit seinen Päpsten und Madonnen, die Tatensymphonien Tizians, die erschütternde Kreuzabnahme des Michelangeloschülers Volterra. Und mitteninne in dies bewegte Treiben und Schaffen ist das Leben Michelangelos gestellt, das Leben eines der wenigen, ganz großen Künstler. Ein karges Leben voll von Leid und Qual und Demütigung, ein Leben ohne die große, erhebende Liebe und fast ohne Freunde, ein Leben zuhöchst des einsamen Ruhmes. Aber ein kühnes und gewaltiges, ein werkfrohes Leben, ein Leben der Arbeit. Der berstenden Arbeit vom frühen Morgen bis in die späte Nacht bei Kerzenlicht, bei der oft auf Speise und Schlaf vergessen wurde. Oft wurden nur einige Früchte während des Werkens genossen; oft mußten einige Stunden der Ruhe, die auf der Pritsche des Arbeitsraumes unruhig zugebracht wurden, genügen der Kräfte fordernden Arbeit am Marmorblock oder auf dem schwanken Gerüst der mit Wandbildern zu schmückenden Kapellen, der Arbeit, die im großen Planen und machtvollen Gestalten Frieden fand:

So entstanden die gewaltigen Bildhauerwerke: die vom erhabenen Tod umfangenen Grabmäler der Medicäer, die herrlichen biblischen Gestalten: der strahlende David und der weise Moses, die ergreifende Pietà, die Beweinung Christi, aber auch jene erschüttert in das ewige Licht schauende Auferstehende. So die wundervollen Wandgemälde der Schöpfung und das große Fanal des jüngsten Gerichtes in der sixtinischen Kapelle. All das erwacht uns durch Hermann Grimms Buch zu neuem Leben. All das und das Bewußtsein dessen, daß dies Werk möglich wurde nur aus gläubigem Herzen und zur höheren Ehre Gottes. Dr. Ernst Jekelius

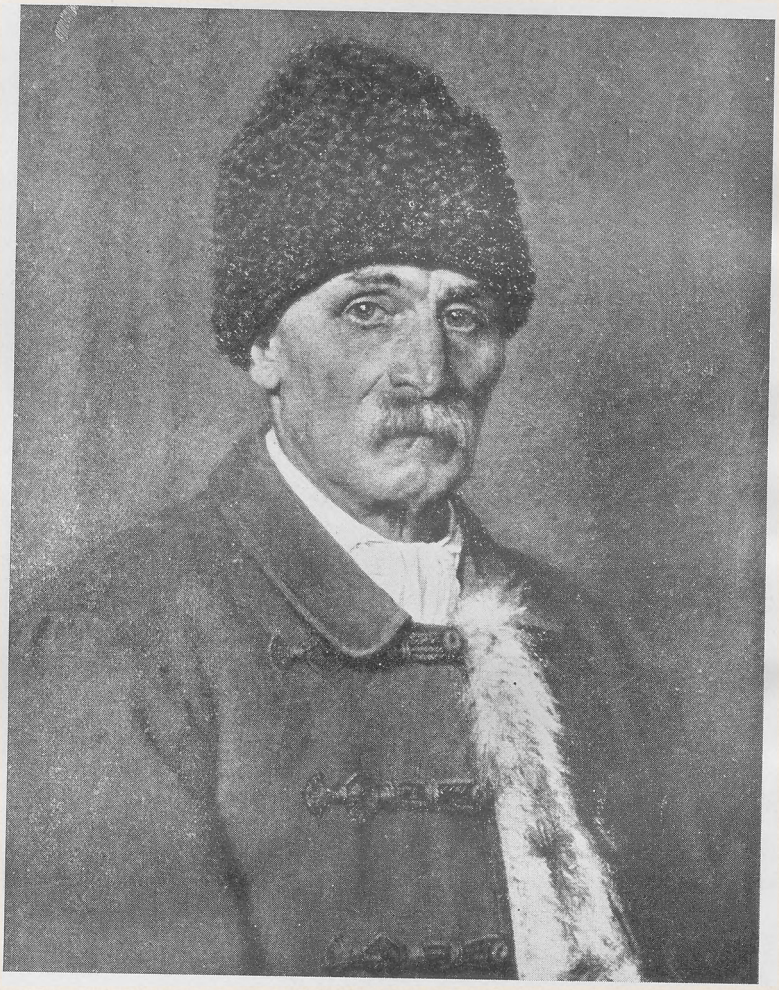
Neuerscheinungen in Reclams Universalbibliothek. Der Verlag Reclam veröffentlicht in dem Weltbau seiner Universalbibliothek eine ganze Reihe guter Novellen zeitgenössischer Erzähler. Da sind zunächst Geschichten des flämischen Dichters Felix Timmermann: „Kleine Leute in Flandern", dessen urwüchsige Menschen, die ihr humorvolles Leben in flandrischen Kleinstädten führen, gerade uns Sachsen so herzensverwandt sind; da ist Heinrich Sohnrey mit seiner „Jungfernauktion", einer gemütvollen Bauerngeschichte aus dem Hannoveraner Bergland, seiner Heimat; da ist endlich des Kriegsfliegers Peter Supf Novelle „Der Tod der Flieger", ein erhebendes Totenmal für seine an der Westfront gefallenen Kameraden. In Johann Sebastian Bachs Leben und Schaffen führt Joseph Müller-Blattner in einer kenntnisreichen und außerordentlich lebendig geschriebenen Studie vorbildlich ein. Dr. Ernst Jekelius

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Unser Heft ist ein Heft der Dichtung. Jeder Beitrag besteht entweder selbst aus einem schöngeistigen Werk oder weist auf ein solches hin. Den Überblick über die Dichtung der Sudetendeutschen schrieb einer der bedeutendsten Vertreter dieses Schrifttums, Josef Mühlberger, unseren Lesern als Dichter schon bekannt. Besondere Freude bereitet es uns, an die Spitze dieser Nummer ein Gedicht der siebenbürgischen Dichterin Gerda Mieß stellen zu können. Der Stoff dieses Heftes faßt nicht bloß allgemeine Erlebniswerte unserer Zeit und besonders der jüngeren Generation zusammen, wie sie durch den Aufsatz von Erwin Neustädter sichtbar werden, nicht bloß in betonter Dichtigkeit auslanddeutscher Fragen und Tatsachen wie in den Essays von Zillich und Mühlberger, sondern greift in den Arbeiten von Witting und Klöß tief in das völkerbunte Leben der Heimat ein. Unter den Mitarbeitern begrüßen wir den bekannten rumänischen Dichter Jon Sân-Giorgiu und den ungarischen Maler Nagy Imre.

Berichtigung. Im Maiheft auf Seite 192, Zeile 22 und 23 von oben (Aufsatz Krassers über die deutsche Kunst in Siebenbürgen) soll es anstatt „entwachsenden Bemühungen reichsdeutscher Gelehrter" richtig heißen: „entwachsen, den Bemühungen reichsdeutscher Gelehrter". In der nächsten Zeile fehlt nach dem Wort „ohne" ein „die". Auf Seite 193, 11. Zeile von unten, heißt es nicht „Spätromantik", sondern „Spätromanik".

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Brașov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Friedrich Miess, Bildnis eines Rumänen

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR JULI 1935 HEFT 7

Sommernacht

Von Erwin Neustädter

Stille über dem Haus.
Vom längstversunkenen Tag noch immer
Ein Schimmer
Am Firmament.
Nur langsam erblühet von End zu End
Der Sterne Geflimmer.

Reglos der Baum
Über das schlafende Haus sich neigt
Und schweigt.
Allein der Zikaden
Lied aus dem Dufte gemähter Schwaden
Zum Himmel steigt.

Kindlein im Traum
Lallet vom Tage, dessen es nun erruht.
Der Schwalbe Brut
Unter dem Dache
Im Schlafe schilpt — Nur ich noch wache,
Und alles ist gut.

1 Geschütz, 16 Pferde, 20 Mann!

Bruchstück einer Erzählung

Von Otto Folberth

Der Abend dämmerte, als Gerö und Möß sich in den Sattel schwangen, ihr Nachtquartier zu erreichen. Sie ritten der untergegangenen Sonne nach. Dunkle Waldränder begleiteten sie bald zur rechten, bald zur linken Hand. Hinter ihnen klirrte eine Weile lang die kleine Geschützkarawane. Da aber schnalzte Gerö einmal mit der Zunge, und sein kleiner Rappe fiel in Galopp, zum gewohnten Endspurt des Ta-

ges freudig ausholend. Die Karawane blieb in den Schatten des Waldwegs zurück.

Noch ehe es völlig dunkel geworden war, trafen die beiden Reiter im Lager ein. Gerö pflegte es auch seine „Ausgangsstellung" zu nennen. Er hatte überhaupt seine eigene taktische Sprache, und ob sie mit der des „k. u. k. Reglements für das Heerwesen" übereinstimmte, kümmerte ihn wenig. Reglementsmäßig, das war überhaupt ein Begriff, den er nicht übermäßig zu schätzen schien. Alles an seinem kleinen Unternehmen ließ darauf schließen.

Erstens war Gerö nicht Gebirgsartillerist und niemals einem Gebirgsartillerieregiment auch nur zugeteilt gewesen. Ja, keiner seiner Leute war es je.

Er hätte infolgedessen von Rechts- und Reglementswegen gar nicht Hand anlegen dürfen an das kleine putzige Ding, das er eines Tages auf einem Ritt in die Etappe in einer Reparaturswerkstätte entdeckte. Er hätte es um so weniger tun dürfen, als diese 10-Zentimeter-Gebirgshaubitze Muster 14, die es ihm angetan hatte, weder der Division noch dem Korps noch überhaupt der Armee gehörte, in deren Verband Gerö stand. Sie gehörte einem Gebirgsartillerieregiment, das in den Karpathen wohl dieser Armee unterstellt gewesen, aber seither schon längst auf einen anderen Kriegsschauplatz verschoben worden war. Was hätte man nach dem großen Durchbruch bei Gorlice mit ihr in den Hügeln, Sümpfen und Steppen Galiziens auch anfangen sollen?

Die nackte Wahrheit ist, daß Gerö sich dieses in der Reparaturswerkstätte aus irgend einem Grund zurückgebliebene Gebirgsgeschütz — übrigens ein Modell jüngster Bauart, Reichweite sieben Kilometer — vollkommen unrechtmäßig angeeignet, gradheraus gesagt, daß er es gestohlen, jawohl, einfach gestohlen hatte.

Freilich, nachher kriegte er seine Vorgesetzten damit herum. Bei manchen, besonders den Ungarn, hatte er ja gottseidank einen Stein im Brett. Sie wußten, daß keinesfalls selbstische Gründe seinen absonderlichen Plan hatten reifen lassen, sondern Einsicht in die wahren Gegebenheiten des Frontkrieges, wie er sich nun einmal entwickelt hatte und wie ihn niemand besser kennen konnte als gerade Gerö. Denn wer hatte sich mehr da vorn herumgetrieben? Wem machte es Spaß wie ihm, alle Schützengräben im Umkreis seines Beobachtungsstandes zu durchstapfen und gewissermaßen auf ihre Widerstandsfähigkeit hin abzuklopfen? Wem, die Schlupfwinkel des Frontgeländes nah

und fern zu durchstreifen wie ein Jagdhund, stets mit irgend einer Witterung in der Nase? Wer brachte seine freie Zeit wie Gerö zu, der sich niemals genug darin tun konnte, „die Gegend hierherum kennenzulernen", sein schwarzes Kosakenpferdchen satteln ließ und alle wichtigen Punkte, Brücken, Wege, Sümpfe und Wälder abritt?

Sein Kriegsplan aber, den er den Herren vorgelegt hatte, bestand darin, täglich ein Geschütz frontauf-frontab zu verschieben, um den Feind zu beunruhigen und über Lage und Stärke der eigenen Artillerie zu täuschen. Ein fliegendes Geschütz in jeder Division, ein einziges, das bald aus diesem, bald aus jenem Loch spuckt, muß den feindlichen Generalstäblern Haarwurzelkrätze verursachen, hatte er gesagt. Außerdem läßt sich durch kleine artilleristische Zauberstückchen aus vorgeschobenen Stellungen das verloren gegangene Vertrauen der Infanterie in unsere Waffe leicht wiederherstellen.

Das hatte er gesagt und noch manches andere, und die hohen ungarischen Herren hatten den Diebstahl des Gebirgsgeschützes zu diesem Zwecke und bis auf weiteres auf ihre Kappe genommen.

Abend für Abend, nun seit Wochen schon, kehrt also Gerö mit seiner seltsamen Karawane in diese „Ausgangsstellung" zurück. Morgen wird er sie nach einer anderen Richtung wieder verlassen. Möglichkeiten dazu bieten sich ihm genug. Denn an dieser Stelle kreuzen sich, von allen Seiten eines unübersichtlichen Wald- und Wiesenreliefs kommend, mehrere Wege. Das ist ihre strategische Bedeutung gewissermaßen.

Fein übrigens, wie Möß sich diesem Einritt ins Lager, dieser abendlichen Heimkehr heute einfügt, als sei es nicht die erste, an der er teilnähme. Wie sie beide gleichzeitig aus dem Sattel springen, so als geschehe es schon zum hundertstenmal! So, als sagten sie: da wären wir denn wieder! Gut doch, daß der Mensch sein Zuhause hat.

Dabei sieht es nach viel Zuhause hier gerade nicht aus. Ein Lagerplatz unter hohen Buchen. In seiner Mitte die Feuerstelle, über der ein Kessel hängt. Auf dem Boden verstreut Säcke, Kisten, schmutzige, erdfarbene Bündel. An den Zweigen der nächststehenden Bäume hängen Stutzen, Bajonette, Pferdegeschirre. Räder, Karren, ein Panjewagen mit einem runden Wagendach . . .

Auf ein Haar wie ein Lager von Wanderzigeunern in Siebenbürgen, muß Möß denken.

Und doch, und doch — ersetzte ihm die Nähe seines neuen Herrn nicht

tausendmal alle Bequemlichkeiten der Erde? Fühlt er sich im Augenblick irgendwo mehr beheimatet als an seiner Seite? Ist es ihm nicht geradezu, als habe er dies alles schon irgendwann einmal — aber wo? aber wo? — genau so erlebt: dies fröhliche Wiedersehen mit den Zuhausegebliebenen, dem Koch Toncian, der schmunzelnd die Meldung erstattet, das Essen sei fertig, dem Burschen Imre, der herbeiläuft, seines Herrn Rüstung: Überschwung, Pistole und Kartentasche, in Empfang zu nehmen, und den paar Leutchen noch, die sich rings um Küche und Kochstelle unentbehrlich gemacht haben?

Unter lautem Hühoschreien der Fahrkanoniere, unter Prusten und Schnauben der Pferde rückt schließlich langsam auch die Geschützkarawane heran. Damit ist alles da. Die ganze Familie beisammen. Viel mehr als eine Familie ist es wahrlich nicht. „Ein Geschütz, sechzehn Pferde, zwanzig Mann!"

Pferde, dann Mann, jawohl, so hat jede Meldung in der Heeresgruppe Oberleutnant von Gerö zu lauten. Auf alle Arten wird den Leutchen hier eingeimpft, daß sie einen Dreck wert seien, alle miteinander, wenn einmal die Tiere, die braven Tiere da verreckten.

Auch jetzt, nach der Ankunft im Lager, müssen zuerst sämtliche Pferde abgeschirrt, an die Bäume gebunden und gewartet werden, bevor auch nur ein Mann seine Nase über den Kochtopf hängen darf. Als das endlich gestattet wird, ist die Nacht bereits ganz aus den hohen Buchen gefallen und die Feuerstelle übt doppelte Anziehungskraft aus. Sie ist nun auch die einzige Lichtspenderin im einsamen dunkeln Wald.

Und da liegen sie denn auf ihren Mänteln: Möß neben Gerö, der sich merklich bemüht, in dem Kreis der Mannschaft, diesem verwachsenen, etwas strubbelig verwachsenen Haufen, Raum dem neuen Kameraden zu schaffen. Imre hat den Auftrag, für sein leibliches Wohl bis auf weiteres genau so zu sorgen wie für das seines Herrn. Er springt also häufiger als gewöhnlich zwischen der Feuerstelle und dem Mantellager der beiden hin und her, holt Brot und Salz und nachher Wein in einem Aluminiumbecher und überlegt sich, womit er dem Kadetten später die Strohschütte für die Nacht bereiten soll.

Da liegen rings um das Feuer auch die anderen, die Unteroffiziere, die Telephonisten, die Kanoniere, die Fahrmannschaft des kleinen Zugs. Und immer noch tritt einer aus dem Dunkel des Waldes in das flackernde Licht der Feuerstelle und hält seine blecherne Schajka an den Rand des Kessels hin.

Das Gespräch hüpft von einer Gruppe zur andern. Kaum daß sich einmal die ganze Runde daran beteiligt.

Am häufigsten lebt es in der Gruppe der Telephonisten auf. Natürlich. Ihnen hat der Beruf die Zunge gelöst, hat sie leicht und locker gemacht. Außerdem sind sie ja an sich schon die Intelligenzler im Schwarm, sind seine verflixten Kerle, die mehr oder minder fließend sämtliche Sprachen sprechen, die in diesem kleinen Kreis herüber und hinüber schwirren: Ungarisch, Rumänisch und Deutsch. Ei ja, sie sind bei Gott nicht Leute, die sich verkaufen lassen!

Lauter können nur noch die Ungarn um Korporal Köteles herum sein. Doch quasselt's bei denen nicht so leicht und lebhaft über alle Nichtigkeiten der Welt daher. Ihre Art, lärmvoll und polternd zu sein, hat sich vor allem am Umgang mit den Pferden geschult. Sie gehören fast ausschließlich der Fahrmannschaft an und wissen, was für Pflichten einer mit Halfter und Hafersack übernimmt. Vergessen sie es zuweilen, so werden sie von Köteles handgreiflich daran erinnert. Er kann wild werden, sobald einer sich die geringste Gelegenheit entgehen läßt, Futterdiebstähle für seine vierbeinigen Schutzbefohlenen zu begehen. Ihr lautes Wesen glauben sie aber schon deshalb ungezwungen zur Schau tragen zu dürfen, da ihr Herr und Führer ja auch Ungar ist wie sie und dem Ungarischen ihrer Meinung nach also ein gewisser Vorrang vor den beiden anderen Lagersprachen zukommt.

Gedämpfter und gehemmter unterhält sich die Gruppe der Sachsen und Rumänen am Feuer. Es ist die Bedienungs- und Munitionsmannschaft des Geschützes. Leute, die gewohnt sind, immer die gleichen Handgriffe gehorsam und ohne viel Nachdenken auszuführen. Sie haben sich nicht viel zu sagen, und wenn schon, so geschieht es stockend und fast auf heimliche Weise. Keiner von ihnen hat Lust, seine breite, schwerfällige Mundart zur Zielscheibe irgend eines dummen Witzes der Telephonisten oder der übermütigen Fahrkanoniere zu machen.

Wie seltsam, denkt Möß, alle Sprachen meiner Heimat klingen mir aus diesem Haufen hier entgegen!

Und als Toncian, der Koch, ein letztes Holzscheit in die Glut stößt und diese prasselnd noch einmal aufflammt, zuckendes Licht auf die rings liegenden Gestalten werfend, da hat er den Eindruck: diese Handvoll Menschen hier ist wie eine Palette meiner Heimat. Alle Farben, aus denen Gott ihr Bild gemalt, liegen drauf herum. Buchstäblich alle. Selbst die Juden sind durch Telephonisten Fischer, den mit

der schmalzigen Stimme, vertreten. Und die Zigeuner durch Nummer 2 der Bedienungsmannschaft, den schwärzesten aller dieser dunkeln Gesellen, durch den Zigeuner Duma.

Mehr als an der Buntheit der Palette hat aber Möß seine Freude an der ruhigen männlichen Hand, die sie hält. Da gibt's kein Zweifeln hin und her, keine halbverstandenen oder halbdurchgeführten Befehle. Überhaupt gibt es wenig Befehle. Es ist eigentlich immer alles klar. Und wenn schon einmal nicht — eine Handbewegung, ein Achselzucken, ein Zungenlaut, schlimmstenfalls ein Schimpfwort, eines jener siebenbürgischen Schimpfworte, deren urige Kraft sich aus der Humusschicht dreier Volkssprachen herleitet, klärt restlos alles auf.

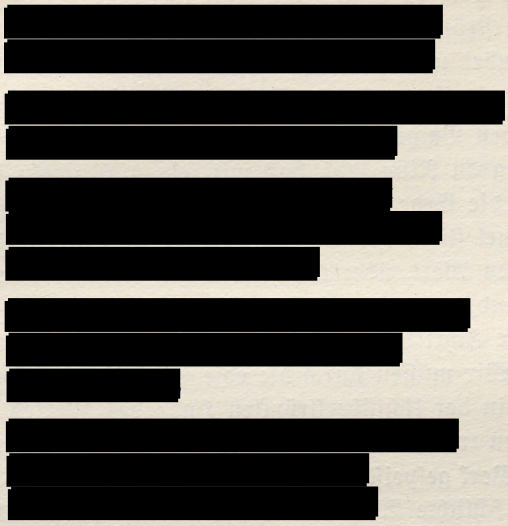
Gedichte

Von Egon Hajek

Der Himmel weiß

[redacted]

Begegnung mit einer Eule



Die Welt des Johann Sebastian Bach

Von Ernst Jekelius

Um in die Welt der Wunder des Johann Sebastian Bach einzudringen, genügt es nicht, eine Episode aus seinem Leben aufleuchten zu lassen. Seinen großen Zeitgenossen Georg Friedrich Händel sehen wir ganz vor uns in dem großen Augenblicke seiner fast gewaltsamen Bekehrung. Wir sehen ihn vor uns in jenem Jahre 1742, wie er nach dem Bankerott seines Operntheaters, nach einem übermenschlichen Kampf gegen übermächtige Feinde, aller Mittel entblößt, körperlich und seelisch gebrochen, aus der Welt des schönen Scheins, der Oper, flieht und fassungslos, von Freunden verlassen und von der Welt verhöhnt, durch die bewegten Straßen Londons irrt. Wir sehen ihn vor uns, wie er sich aus der Verzweiflung in die Lektüre des ihm zufällig in die Hände geratenden Manuskriptes zum „Messias" rettet und am Leiden Jesu wieder auferbaut. Und wir sehen ihn vor uns, wie die Welt des Glaubens erschütternd auf ihn einbricht und er von den Gewalten des großen Erlebens bedrängt, in fünfundfünfzigtägiger Arbeit ohne Rast und Ruhe sein gewaltigstes, sein ihm teuerstes Werk, den „Messias" schafft. Es ist die Zeit,

von der er bekennt: „Ob ich im Leibe gewesen bin oder außer dem Leibe, ich weiß es nicht, nur Gott weiß es", die Zeit, da man ihn tränenüberströmt und laut schluchzend über der Arie „Er wird verachtet" findet und da er glaubte, als ihm der Hallelujachor wurde, den Himmel offen und den Schöpfer aller Dinge selbst zu sehen.

Im Leben Bachs, das sinnvoll, wie ein mächtiger Baum Jahr für Jahr Ring an Ring setzt, das mit seinen Wurzeln immer tiefer und weiter in die Erde dringt, während sein Wipfel höher und höher in den Himmel stößt, gibt es solch gewaltige Umbruchsstellen nicht. Bei Bach, dessen Werk, überirdisch, wie ein gotischer Dom in eine andere Welt ragend, vor uns ersteht, müssen wir Stein auf Stein betrachten, Schritt für Schritt vorgehen, um uns in diesem Wunderbau nicht zu verirren. Wir müssen durch die edle Einfalt der Pforte dieses Lebens eintreten, in der lichtüberströmten Halle des Werkes die Grundpfeiler zu erkennen trachten und in das Allerheiligste, zu dem Lichtquell, aus dem das Werk gespeist wird, vorzudringen suchen. So wollen wir denn durch die schlichte Welt des äußeren Lebens des Thomaskantors in die Welt der Musik, für die er lebte und von da in die Welt des Glaubens, aus der er lebte, zu gelangen suchen, um ihn ganz zu halten.

Johann Sebastian Bach stammt aus einem Bauerngeschlecht, das besinnlich seinen Boden in dem schönen Thüringer Lande bebaute. Eine unbändige Lust an der Musik trieb die Nachfahren dieser Bauern als Spielleute in die Städtchen des Landes. Die fruchtbare und so musikalische Familie versorgte, sich weiter und immer weiter ausbreitend, bald Städte und Dörfer des Landes mit gottseligen Kantoren, die auf der Orgel zur höheren Ehre Gottes jubilierten, und Spielleuten, die der Lebensfreude zum Tanze aufspielten. Die Beziehungen zwischen der Familie und der Musik wurden so innige, daß Spielleute in diesen Landesteilen geradezu „die Bache" hießen. Als Sohn eines solchen Kantors zu Eisenach wird Johann Sebastian am 21. März 1685 in behäbigen Bürgerstuben geboren. Früh verwaist kommt der neunjährige Sängerknabe der Eisenacher Kurrendeschule, der in einem Jahre Vater und Mutter verloren hat, in die musikalische Lehre seines gestrengen Bruders Johann Christoph, der Organist in dem Städtchen Ohrdruff ist. Schon der fünfzehnjährige Junge, dem das brüderliche Hauswesen zu enge wird, stellt sich auf eigene Füße, indem er mit einem Freund nach Lüneburg wandert, wo er besoldete Bestellung als Mettenschüler im Chor des evangelisch gewordenen

Michaelisklosters erhofft und erhält. Hier, an einer Stätte traditionsbewußter Pflege sakraler Musik, machte er drei entscheidende Lehrjahre mit. Weitere Stationen seines Lebens sind: 1703: Weimar, als Hofmusikus bei dem kunstfreundlichen Prinzen Johann Ernst; 1703—1707: das Städtchen Arnstadt, als Organist und Singlehrer an einer verwahrlosten Schule, wo er seine musikfreudige Base Maria Barbara Bach ehelicht; 1707—1708: das von einem Kirchenstreit zwischen Orthodoxen und Pietisten verheerte Mühlhausen; 1708—1717; Weimar, als Hoforganist und Konzertmeister des frommen, die Kirchenmusik liebenden Herzogs Wilhelm Ernst, die goldene Zeit seiner Orgelkunst; 1717 bis 1722: Köthen, als Kapellmeister des jungen, leutseligen Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen, der ihm ein wahrer Freund ist. Hier trifft ihn ein schwerer Schlag: Mit seinem Fürsten von einer Lustreise heimkehrend, findet er sein Heim verwaist, die plötzlich verschiedene Gattin schon begraben. Seinen vier mutterlosen Kindern schenkt er nach achtzehn Monaten in Anna Magdalena Wülken, mit der ihn eine Ehe bis zum Tode von seltenem Seeleneinklang verbinden soll, eine zweite Mutter. Als sich sein Fürst nach der Heirat mit einer jungen, die Kunst nicht liebenden Prinzessin, scheinbar von der Musik abwendet, ist auch in Köthen seines Bleibens nicht mehr. Er bewirbt sich 1722 um das freiwerdende Thomaskantorat in Leipzig und erhält die Stelle, die er bis zu seinem Tode, am 28. Juli 1750, achtundzwanzig Jahre hindurch, unter Sorgen und mit viel Liebe betreut.

Auf das Große gesehen erkennen wir, daß in diesem Leben auf eine ruhelose Wander- und Lehrzeit, reich an Anregungen und Erlebnissen, an Auseinandersetzungen und Eroberungen sinnvoll eine seßhafte, in der Stille ausreifende und wirkende Zeit der Meisterschaft folgt. Wenn wir näher zusehen, wird uns offenbar, daß Johann Sebastian Bach, dieser stämmige Mann, der größer wirkte, als er war, mit dem lebensvollen Schädel, der wuchtigen Stirne, den großen, strahlend-gütigen Augen, der kräftigen Nase, dem lebensfrohen, üppigen Mund und dem eigenwillig vorgeschobenen Kinn eine Kampfnatur war. Überall, wohin er kam, stand er mitten im Kampfe. Und er trat in diesem Kampfe mannhaft und leidenschaftlich für seine geliebte Musik ein. In Arnstadt gegen die zügellosen Chorschüler, in Mühlhausen gegen die musikfeindlichen Pietisten und in Leipzig gegen verständnislose Leiter der Thomasschule und einen kleinbürgerlichen, aufsässigen Rat. Seine überzarte Empfindlichkeit und eigen-

willige Halsstarrigkeit erschwerten ihm den Kampf außerordentlich. Sie erregten seine Gegner, verbitterten ihm sein Dasein, ja brachten ihn in Weimar in das Gefängnis. Erst in seinem Alter wandte er sich der Händel dieser Welt überdrüssig von ihnen ab, um mit nach Innen gewandtem Blick immer tiefer in die aus dem Jenseits erhellte Welt des Glaubens hineinzuwachsen.

Fürstengunst begleitete ihn getreulich durch das Leben: der junge Fürst von Anhalt-Köthen war sein Freund; König August der Starke von Sachsen hielt während der Leipziger Streitigkeiten schützend seine Hand über ihn; Friederich der Große legte die Flöte aus der Hand, als ihm Bachs Ankunft in Berlin bekannt wurde, sagte aufatmend: „Der alte Bach ist angekommen", ließ ihn sogleich, noch in der Reisekleidung, zu sich kommen und empfing ihn unter großen Ehren. Das ihm von Friederich gestellte Thema gestaltete Johann Sebastian in seinem „Musikalischen Opfer" zu einer herrlichen Schöpfung. Er überreichte dem Herrscher das wahrhaft königliche Geschenk mit einer Widmung von brüderlicher Geste. Er war ein König unter Königen.

Schicksalsschläge treffen immer wieder sein liebevolles Herz schwer: der frühe, rasch aufeinander folgende Tod der Eltern, das unerwartete, plötzliche Ableben der teueren, ersten Gattin, der Tod und die Krankheit mancher seiner Kinder, die Ungezügeltheiten des Lieblings Friedemann. Dazu kommt in seinem Alter die herannahende und zuletzt die völlige Erblindung. Aber es ist fast ein Sinnbild, daß er einige Tage vor seinem Tode das Augenlicht wieder erhält und die große Freude hat, alle seine Lieben zum Abschied noch einmal zu sehen.

In dem Kreise der Familie findet er immer wieder Trost und Aussprache. Zwei geliebte Frauen haben ihm zwanzig, zum Teil reich begabte Kinder geschenkt. Er war ein liebevoller Gatte, ein herzensguter, glühend verehrter Vater. Und wie der Knabe und der Jüngling seine persönlichsten, seine eigensten Erlebnisse mit der Musik hatte, so verbrachte auch der Mann seine schönsten Feierstunden im Kreise seiner Familie bei der Musik. Sehen wir nicht den zehnjährigen Knaben vor uns, wie er, dem der brüderliche Lehrer seinen reichsten Schatz, eine Abschrift von Stücken der großen Orgelmeister, vorenthält, das Büchlein Nacht für Nacht aus dem Gitterschrank klopfenden Herzens entwendet, um sich in sechsmonatlicher, mühseliger Arbeit, oft nur beim Mondenschein, eine Abschrift davon zu machen, die ihm dann freilich

wieder weggenommen wird. Sehen wir nicht den zwanzigjährigen Jüngling, der in frohgemuter Wanderschaft von Arnstadt nach Lübeck gepilgert war, um den berühmten nordischen Organisten, Meister Buxtehude, zu hören, so sehr in den Bann dieses allumfassenden Mystikers geraten, daß er Zeit und Raum vergißt und ihm erst nach vier Monaten andächtigen Lauschens und Lernens zum Bewußtsein kommt, daß er eigentlich Kantor in Arnstadt ist und seinen vierwöchentlichen Urlaub um ein Vierteljahr überschritten hat, was der gestrenge Rat von Arnstadt natürlich nicht begreifen kann. Und so sehen wir dann auch Bach, den Familienvater, am liebsten inmitten seiner Hauskapelle, in der Frau und Kinder alle Stimmen und Instrumente hochbegabt bestellen, fröhlich und bewegt schalten und walten. Wie schreibt er seinem Freunde doch beglückt über seine Kinder: „Insgesamt sind sie geborene Musici und kann versichern, daß schon ein Konzert vocaliter und instrumentaliter mit meiner Familie formieren kann, zumahle da meine itzige Frau gar einen sauberen Sopran singet, und auch meine älteste Tochter nicht schlimm einschläget."

Dies Leben in seiner ganzen Fülle, Freude, wie Leid, Natur und Seele, sprechen mit der Wahrhaftigkeit und Größe eines hohen Menschen erfahren, aus seinem Werk. Diese Offenheit dem bewegten Leben gegenüber und das Licht, das in diese Welt aus dem Jenseits fällt, schaffen in ihm das unsterbliche Werk.

Denn ein zweites, innerliches Leben führte dieser Mann in der Musik. Führte er mit seiner klaren, lauteren Schrift über Notenblätter gebeugt, wo er von der Fuge zum Präludium und zum Orgelchoral, von dem Lied zur Kantate und zur Passion fortschreitend, ein großes, fast unübersehbares Werk schafft. Führt er in gotischen Kirchen an der Orgel und am Dirigentenpult, vor allem in der Thomaskirche, in deren von einem hochstrebenden Dach übersteilten, breiten Raum mit dem tiefen, buntfenstrigen Chor sich der wesentlichste Teil des Bachischen Lebens abspielt. Hier, wo er Sonntag für Sonntag seine Kantaten und Orgelchoräle zur höheren Ehre Gottes erschallen ließ.

Bach arbeitete mit der angestrengten Andacht eines großen Mathematikers, der die Aufgabe im Geiste vor sich sieht und nur die kühnste Lösung sucht. Aus dem Thema fließt bei ihm alles Geschehen. Wie bei einer präzisen Rechnung sind in seinen Kompositionen alle zum Aufbau nötigen Komponenten da, aber keine Note zu viel. Einen einmal gefaßten Gedanken denkt er in allen möglichen Formen zu Ende, be-

vor er Neuland betritt. Dabei werden die Werke des Meisters immer größer, einfacher und kühner. Nie fehlt aber seinen immer kristallklarer und zielstrebiger zum Himmel aufsteigenden Gebilden die große Unbekannte: die Seele.

Um tiefer in das Werk Bachs dringen zu können, müssen wir seine Sprache kennen. Alle Kunst redet in Zeichen, in Gleichnissen. Bach war die Kunst gegeben, Töne reden zu lassen. Er wird vom Worte, vor allem vom Worte Gottes inspiriert. Aber nicht nur der Leib, auch die Seele des Wortes, nicht nur die Erscheinung dieser Welt, sondern auch ihr jenseitiger Sinn stellt sich in Bachs Werk dar. Das Unausgesprochene, das hinter dem Worte steht, wird offenbar. Sein Geschehen ist voll bewegter Lebendigkeit und doch sehen wir durch dies Leben ins Jenseits. Es überwältigt uns in seiner berstenden Naturfülle und kräftigen Plastik. Es überwältigt uns aber noch mehr, weil alles mit der verhaltenen Leidenschaft des Christen gesehen ist, die alles Geschehen dieser Welt auf die letzten Dinge bezieht. Jubel und Schmerz packen ihn daher ganz.

Wie auf einem aus Gold getriebenen Kunstwerk sehen wir alles Handeln und Geschehen vor uns. Der Gehalt der Texte wird vor uns lebendig. Oft halten große Bewegungen mehrere Zeilen der Choräle hindurch, oft flitzen die Gedanken nur schattenhaft an uns vorüber. Immer aber ist seine Sprache wasserklar und eindringlich. Zwar wird seine Kunst, wie die Reembrandts, in seinem hohen Alter immer unirdischer und geheimnisvoller. Es ist, als ob schon ein Licht aus einer anderen Welt in das Werk dieser begnadeten Greise fiele. Aber gerade in diesen Werken, wo die Bilder nur Gleichnisse für das Letzte sind, offenbart sich die ganze Größe einer wahren Kunst.

Auf den Spuren des Urwaldmissionars Albert Schweitzer, der ein erlesener Orgelspieler und der wesentlichste Deuter Bachs in unseren Tagen, nach dem großen Biographen Spitta, ist, wollen wir das Gesage bildhaft zu machen suchen. Das Chorvorspiel „Das sind die zehn Gebote" vermittelt uns zunächst das völlig ungeordnete Chaos der Welt, bis — bei der Offenbarung der Gebote Gottes ein machtvoller Kanon durchbricht, der das ruhelose Auf und Nieder besänftigt und beherrscht, um majestätisch bis zum Schlusse durchhaltend, — die wunderbare Ordnung Gottes zu verkünden. Das Hinabsteigen in das Totenreich wird in der Kantate „Ich steh mit einem Fuß im Grabe" durch eine herrliche, absteigende Tonleiter versinnbildlicht,

die in seligem Frieden ausklingt. Bei dem Worte Satan ringeln sich wilde Schlangenlinien empor; die Engel umschweben uns in selig auf- und absteigenden Tonleitern; ein Heiligenschein, aus leuchtenden Geigenklängen gewoben, umschwebt den Heiland in der Matthäuspassion.

Und da strömt nun auch schon die Menge der Werke auf uns zu, die in ihrer barocken Fülle auch das Unermeßliche zu erstreben scheinen. Wir beschränken uns hier auf die für den Gottesdienst geschaffenen sakralen Werke, die das Herzstück seiner Schöpfungen sind. Hierher gehören die Orgelwerke, die als wahre Kirchenmusik tongewordener Kirchenraum sind. Alle Regungen der menschlichen Seele, das Süße, wie das Schwermütige, das Bewegte, wie das Besonnene, das Tragische, wie das Heroische finden in ihnen im Christlichen ihren Grund. Hierher gehören die Choralvorspiele, die Meditationen, ja Gebete aus der Einsamkeit sind. Hierher die großen Orgelwerke, die Brüder der Choräle, in denen uns das Überirdische als sieghafte Macht überwältigt.

Hierher gehören die geistlichen Lieder, diese Lieder voll warmen Atems, die aus einsamer Seele quellend zur einsamen Seele sprechen. Diese Lieder, die bald von sanfter Milde überfließen, bald von Todessehnsucht widerklingen, bald auch von Glaubensgewißheit jubelnd künden. Sie sind Bachs Gebetsbuch.

Hierher gehören die Kantaten, Bachs Predigten, die vor die Verkündigung des Wortes gestellt sind, weil sie den Boden aufackern wollen, in den die Saat des Wortes fallen soll. Sie sind wahre Predigten, da sie ihren Text wunderbar erschöpfend auslegen, das Unsichtbare sichtbar machen. Die Kantaten muß die evangelische Kirche wieder in ihre Gottesdienste einführen, will sie nicht einen ihr gegebenen, reichen Schatz brach liegen lassen.

Hierher gehören endlich als Krönung seines Werkes das Weihnachtsoratorium und die Passionen, die die Hochfeste des Kirchenjahres wahrhaft würdig zu gestalten berufen sind. Sinngemäß gehören das Weihnachtsoratorium in den Weihnachtsabendgottesdienst und die Passionen in den Vespergottesdienst des Karfreitags. Sie sind nur in der Kirche denkbar. Während das Weihnachtsoratorium den Jubel der Christenheit über die Geburt des Jesusknäbleins verkündet, gestalten, die Passionen, die leidenschaftlich bewegte Johannespassion und die königlich einherschreitende Matthäuspassion, das erschütternde, christliche Weltdrama, das Opfer Christi. In dieser Musik gelangt die un-

sichtbare Gemeinde, der alle wahrhaft Gläubigen angehören, zu mystischer Versenkung in das Geheimnis dieses Vorgangs, der da so ganz allein steht. Des Vorganges, der die Geister durch die Jahrtausende hindurch scheiden soll und der die Wende ist im Leben der Menschheit. Das dem sich in völliger Hingabe dem Werk darbringenden Bach die Gnade wurde, dies Unsagbare auszusagen, ist das Wesentliche.

Dazu trägt dann nun freilich, wie bei einem großen Dombau im Mittelalter, alles bei: der seinen Bericht, im Innersten bewegt, miterlebende Evangelist, der herrliche Gottmensch, der Heiland, der in königlicher Majestät und völlig ungebrochen, als ein Held, sein Opfer bringt, die vom Erleben des Dramas hingerissenen Chöre von zum Teil diabolischer Wucht, die Glaubensmacht der Choräle, die erschütternde Herzensinnigkeit der Tochter Zions, der Kirche. Hier ringen aus dem Inferno dringende, unheimliche Haßgesänge der Hohepriester und des Volkes mit dem überirdischen Licht, das die Abendmahlseinsetzung und das endliche Erkennen des Sohnes Gottes, das Ewige, das Heil in dem ganzen Geschehen, durchleuchtet. Und dann löst sich der Herzkrampf in sanftem Abendfrieden, der heimlich schon den kommenden Morgen kündet. Wie sagt doch Oscar Bayer, dem dieser musikalische Teil viel zu danken hat, so schön in seiner tiefen Studie über Bach: „Nur so, mit dem Gesichte nach vorwärts, in den schon dämmernden Tag hinaus, konnte das christliche Drama enden."

Wie ein großer Strom nimmt das Werk Bachs all die flutenden Wasser der heiligen Musik von der frühchristlichen Hymne an über die Fülle der reich strömenden Anbetung im Mittelalter bis zu den Jubelchören seiner Zeit in sein Bett auf. Es nimmt all diese klingenden Gebete in seine machtvollen Fluten auf, um sie noch einmal voll tiefer Bedeutung aufrauschen zu lassen. Aber auch um sie weiter zu tragen durch den Lauf der Zeiten bis in unsere Tage. Mozarts, Haydns, Beethovens, Bruckners, Regers tiefste Werke sind unvorstellbar ohne die erschütternde Begegnung dieser Tondichter mit dem großen Vater Bach. Ihre unvergleichliche Größe verdankt die deutsche Musik dem ewigen Gehalt, den Bach in ihr vorfand, von neuem in sie hineintrug und ihr in seinem Werk und den Musikern durch die Begegnung mit seinem Werk bis in unsere Tage bewahrte.

Worin liegt nun dieser ewige Sinn der deutschen Musik? Er liegt, wie in aller ganz großer Kunst, im Irrationalen, in der Religion. „Die Menschen sind so lange schöpferisch, als sie noch religiös sind,"

sagte der alte Goethe einmal. Als Albrecht Dürrer einmal nach dem Sinn der Kunst gefragt wurde, äußerte er: „Durch Malen mag angezeiget werden das Leiden Christi." Auch die Staatskunst bekommt von hier ihre letzten Vollmachten: „Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß er mich schickt und mein Leben zuschnitzt, wie er es braucht", sagt Bismarck. Und die Musik? Von ihr bekennt Bach: „Des Generalbasses Finis und Endursache soll anders nichts, als nur zu Gottes Ehre und Rekreation — Wiedergeburt — der Seele sein. Wo dieses nicht in Acht genommen wird, da ist keine eigentliche Musik, sondern teuflisches Geplärre und Geleier." Wie aktuell das doch klingt! Bach weiß, daß ihm in der Musik von Gott ein Pfund verliehen wurde, mit dem er zu wuchern hat. Ich brauche wohl nicht mehr zu sagen, daß hier von der christlichen Glaubenswelt die Rede ist.

Bachs Werk umfaßt in musikalischer Darstellung das ganze Heilsgeschehen von der Schöpfung bis zur Auferstehung. „Wohl erinnere ich mich bei dieser Gelegenheit an den guten Organisten in Berka," schreibt Goethe an seinen Freund Zelter, „denn dort war mir zuerst bei vollkommener Gemütsruhe ein Begriff von eurem Großmeister Sebastian Bach geworden. Ich sprach mir's aus, als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben. So bewegte sich's auch in meinem Inneren und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte". Und der Kulturphilosoph Chamberlein erkennt mit hellsichtiger Intuition, daß der christliche Charakter allen Werken Bachs, auch den instrumentalen, wesentlich zu eigen sei. „Das wohltemperierte Klavier", sagt er, „gehört in dieser Beziehung zu den erhebendsten Werken der Menschheit und ich könnte dem Leser ein Präludium nennen, in welchem die Worte „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", so deutlichen, ergreifenden Ausdruck gefunden haben, daß jede andere Kunst verzweifeln muß, jemals diese reine Wirkung zu erzielen. In der Kantate: „Jesus Christus, unser Heiland, der von uns den Zorn Gottes wand durch das bittere Leiden sein half er uns aus der Höllenpein", sind die musikalisch vertonten Wunder des Heilands, die Schläge Gottes, die an die Geißelung Christi in der Matthäuspassion gemahnen, der wehe Schmerz der bitteren Leiden, all dies nur Vorbe-

reitung dafür, am Schlusse machtvoll und blitzartig auf die Auferstehung hinzudeuten. Weil Bach so wahrhaft evangelisch von dem Worte ausgeht, hat ihn ein bedeutender, protestantischer Bischof der Gegenwart, Nathan Söderblom, mit Recht den fünften Evangelisten genannt.

Dies ist sein Raum in der Christenheit. Und er selbst? Auch er selbst ist evangelisch. Er ist evangelisch in seiner herzergreifenden Gemütsinnigkeit, in seiner erschütternden Begeisterung, in seiner vollen Hingabe, denn er ist es, der weinend und jubelnd aus seinen Arien spricht. Er ist da wie ein stiller Beter, der in der Mitte eines großen Doms kniet und sich in einer Zwiesprache mit Gott, der Schattenhaftigkeit dieses von Tod und Sünde bedrohten Erdenlebens bewußt, nach der Herrlichkeit des Reiches Christi sehnt. Er ist der Mensch mit seiner ewigen Sehnsucht, seiner irdischen Hinfälligkeit und seinem sieghaften Glauben.

Überwölbt wird aber dieses persönliche Gebet durch die zum Himmel sich erhebende Kathedrale, die den Beter, wie die ewige Gerechtigkeit Gottes, umschließt und die wie ein lebendig gewordener Dom aus den Chorälen steigt. Der Dom ersteht vor uns ganz wirklich mit den zur Höhe strebenden Pfeilern, mit dem mystischen Dämmerlicht des Chors, mit der Farbenglut der Fenster und der vom Altarraum her uns entgegenströmenden Lichtfülle. Und doch ist er da, um uns trotz der Kraft der Gebete fühlen zu lassen, daß eine Kreatur nur etwas ist, wenn sie etwas Höherem dient, jenem etwas, das sich bei Bach in den drei Buchstaben S. D. G. andeutet, mit denen er jedes größere Werk beendet und die zu deutsch da heißen: „Gott allein zur Ehre". So führt uns Bach mit allen seinen Werken in die unsichtbare Kirche, in die Gemeinde der Heiligen ein.

Wo liegt nun der Sinn der Wiedergeburt der Werke von Johann Sebastian Bach, die wir in diesen Tagen erschüttert miterleben? Bachs Aufgabe war es während des grauenvollen Jahrhunderts gänzlicher Erloschenheit des deutschen Volkes das Licht des wahren Geistes wie eine Fackel durch die Nacht zu tragen. „Wer das Christentum völlig verlernt hat, der hört es hier wirklich wie ein Evangelium", sagt Nietzsche, der Gotteslästerer. Wenn man heute wieder nach Gott und der Gerechtigkeit, nach der wahren Gemeinschaft und der Liebe, nach der Ordnung der Welt und dem Geist dürstet, so muß man nur durch die Formen dieser Musik zu ihrem urchristlichen Sinn vordringen, in dem allein all das, was wir erhoffen und erwünschen, ins Ewige seine Anker schlagen kann.

Das Neueste über Johannes Honterus

Von A. Scheiner, Heidendorf

Noch im Jahre 1922 hatte Oskar Netoliczka geschrieben: „Als die am meisten genannte und gepriesene Gestalt unserer Vergangenheit schreitet Johannes Honterus dennoch, was sein persönliches Leben und Werden anbelangt, als der große Unbekannte durch die Gegenwart, und der wird er uns wohl bleiben."[1] Trotzdem hat die Forschung nicht geruht, sondern unermüdlich nach neuen Erkenntnissen gegraben. Netoliczka selbst war es vergönnt, einen bis dahin unbekannten Brief Bullingers an Honter zutage zu fördern; Bullinger war der Nachfolger Zwinglis in Zürich.[2] Karl Reinerth[3] und Friedrich Müller[4] haben neue Gesichtspunkte geltend gemacht. Und endlich hat Kart Kurt Klein die Ergebnisse dieser und zahlreicher eigener Arbeiten, ja das ganze bisher erschienene Schrifttum über Honter und seine Zeit zusammengefaßt und gekrönt durch die Herausgabe eines Buches, das als 22. Heft der Schriften der Deutschen Akademie erschienen ist: „Der Humanist und Reformator Johannes Honter" (Hermannstadt und München 1935). Ich stehe nicht an, diesem Buch die größte wissenschaftliche Bedeutung beizumessen. Sie wird sich darin äußern, daß nicht nur das Fragen nach des Reformators äußerem und innerem Werdegang für lange Zeit hieher als zu einer reichbesetzten Tafel, an der man sich satt essen kann, zurückfinden wird, sondern daß sich ganz neue und überraschende Ausblicke ergeben haben, und als letzte Wirkung gerade nicht das Gefühl der Sätte, sondern des Verlangens nach mehr, also das, was echte Wissenschaft kennzeichnet, den Leser gefangen nimmt.

Klein hat richtig erkannt, daß mit dem Grundsatz, die Werke Honters als „die einzige Grundlage der leider so lückenhaften Erkenntnis seines Lebensganges anzusehen,[5] gebrochen werden muß. Kein

[1] „Honterus-Probleme und Tatsachen." Aus der Festschrift zum 70. Geburtstage Bischof D. Friedrich Teutschs, S. 155.

[2] „Der Bullingerbrief an Honterus und Martinus Hentius Transylvanus." Aus der Festschrift zum 25jährigen Bischofsjubiläum D. Fr. Teutschs, S. 179—190.

[3] Im Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 1929, S. 97—114 und andere Aufsätze.

[4] In „Schule und Leben" 1933/34, Heft 2 und 3.

[5] Netoliczka, „Honterus-Probleme und Tatsachen." S. 157.

Mensch lebt nur aus sich heraus, sondern wir alle spiegeln in unserer Seele die Umwelt unseres geistigen Verkehrs. Darum ist die Schilderung der Zeitumstände, unter denen ein Leben verläuft, immer ein Beitrag zur Geschichte dieses Lebens selbst. Das gilt für keinen in höherem Maße als für Honter, der so vieles in sich verschließen mußte, was ihn zwar innerlich bewegte, aber sich weder durch ihn formen ließ, noch stark genug war, ihn zu formen. Schweigsame Menschen sind oft darum verschlossen, weil sie zur Entwicklung der Dinge nicht ja sagen wollen und nicht nein sagen können. Ihr Handeln ist Standhaftigkeit und wird gerecht beurteilt, wenn wir es vergleichen mit dem, was es hätte sein können und sich weigerte zu sein. Das gilt für auslanddeutsches Schicksal überhaupt. Das gilt auch für unseren Reformator Johannes Honter.

Darum hat Klein die Bausteine für sein Denkmal von weither zusammengetragen. Und er hat beides getan: gesammelt und gestaltet; und nun steht es da, ein Werk aus einem Guß!

Schon der Humanist, d. h. der Schulmann und Gelehrte Honter ist für uns auf geradem Wege nicht mehr zu erreichen. Wir verzeichnen stolz die Lobsprüche, die ihm seine Zeitgenossen gespendet haben, und stellen beim Durchblättern seiner Schriften fest, daß er sich in der Tat auf ungewöhnlich vielen Gebieten ausgekannt haben muß. Auch sein Latein nötigt uns Achtung ab, sofern wir überhaupt noch ein Verhältnis zu dieser Sprache gewinnen können. Aber wem würde es einfallen, Honter zu lesen? Selbst wenn wir den Wert humanistischer Bildung noch so hoch einschätzen, verblüfft uns die Auswahl der Schriftsteller, die seiner Druckerei entstiegen sind. Es ist nicht der heutige Begriff des Klassischen, der ihn geleitet hat. Ein Honter, der sich ausgerechnet durch die Sittensprüche Katos, die Weisheiten des Ausonius oder des Pythagoräers Sixtus, die Lehren des Publilius Syrus, des Nilus, des Thalasius vertreten läßt, ist uns eine vermummte Gestalt. Das Rätsel löst sich, wenn wir erfahren, daß Gelehrsamkeit und Lehrertätigkeit damals ein und dasselbe war, daß also Honters Ruhm nicht auf dem beruhte, was man heute Wissenschaft nennt, sondern daß er ein Schulmann war, der in Kronstadt ein allerdings auf ungewöhnlicher Höhe stehendes Schulwesen errichtet hat. „Wählt man als Ordnungsgrundsatz für eine sachliche Gliederung der Schriften Honters das Trivium und Quadrivium" — d. h. den Lehrplan des zur Hochschule im engeren

Sinn überleitenden Unterrichts —, „so schwindet alles Befremdende wie mit einem Zauberschlage."[1] Honter hat einfach die zur Erlernung der sieben freien Künste erforderlichen oder ihm erforderlich scheinenden Schulbücher neu herausgegeben, zum Teil auch selbst verfaßt. Und nur der Umstand, daß er dabei der Schule, die er leitete — es war eine „nicht öffentliche, aber vom Rat durch namhafte Geschenke und Zuschüsse unterstützte höhere Schule"[2] — ein Ziel steckte, wie es auch im Ausland nur wenige Schulen erreichten, und daß er dieses Schulwesen mit einer Druckerei verband, deren Veröffentlichungen auch auswärts Anklang fanden, begründete letzthin seinen Ruhm. Wenn wir aber so auf dem Umweg über die Bildungsgeschichte jener Zeit dem, was Honter wollte, näher gekommen sind, kann uns allerdings auch das andere nicht entgehen, wie sehr er als Humanist im Banne der — scholastischen Überlieferung des Mittelalters gestanden hat. „Mit Entschiedenheit, aber vorsichtig und langsam, hat Honter sich auf dem Boden der neuen Tatsachen eingerichtet, kein blinder Nachahmer, sondern ein Umschöpfer der Gedanken der neuen Zeit in bewußter Anpassung an die in seiner Persönlichkeit, der Überlieferung, in der Geschichte und dem Boden der Heimat vorliegenden Werte."[3] Ein Zug, der uns auch beim Reformator Honter in anderer Form wieder begegnen wird.

Es folgt die Schilderung der äußeren Lebensverhältnisse, wobei es sich zeigt, daß wir durchaus nicht über so wenig Nachrichten verfügen, wie man gemeinhin glaubt. Nur gilt es jede, auch die kleinste Andeutung, die wir den vergilbten Papieren der Kronstädter Stadtkanzlei: Rechnungen, Verzeichnissen entnehmen können, sorgfältig abzuwägen und in das Gesamtbild einzufügen, wobei wir dann allerlei über die bürgerliche Stellung des Elternhauses und Honters selbst erfahren. Dann folgt ein Abschnitt, den Klein „Politisches Zwischenspiel" überschreibt. Er behandelt die wirren Vorgänge nach dem Mohatscher Zusammenbruch, die vorübergehend zur Auflösung der sächsischen Volkseinheit führten. Markus Pempflinger und Lukas Hirscher erscheinen als die beiden Gegenpole, um die sich das Schicksal der Sachsen dreht. Sie werden trefflich gekennzeichnet sowohl in ihrer Größe wie in ihrer Gebundenheit. Der eine großdeutsch gesinnt, opferbereit, stolz und kühn, durch Verwandtschaft und Unternehmungen die Schranken sächsischen Herkommens weithin durch-

[1] S. 18. [2] S. 45. [3] S. 41.

brechend, der andere das Urbild des bodenständigen, anpassungsfähigen, klugen und zähen Bürgers, dem vor allem die Kraft des Zusammenhaltens eignet, und der schon um des so ganz anders gearteten Lebensgefühls willen seinen politischen Gegner auch als Menschen haßt und ablehnt. Dazu die anderen Zeitgenossen, Sachsen und Nichtsachsen, die wir im Parteienstreit nur zu oft die Farben wechseln sehen, ja die manchmal innerhalb desselben Lagers blutige Kriege miteinander führen. Eine tolle Zeit voll Not und Schrecken! Und nun ist es allerdings nur eine Vermutung Kleins, aber eine Vermutung, die sehr vieles für sich hat, daß auch Honter diesen Auseinandersetzungen nicht ferngestanden ist, daß er ein Parteigänger des jungen, ferdinandistisch gesinnten Fuchs und darum für Hirscher, der sich früh an „König Hans", d. i. Zapolya, angeschlossen hatte, ein Dorn im Auge gewesen ist. Denn so läßt sich am besten seine Achtung erklären, die ihn von der verheißungsvoll begonnenen Schularbeit fort zum zweitenmal ins Ausland, nach Krakau und Basel, trieb. Als dann der Gegensatz zwischen Alten und Jungen in Kronstadt sich auszugleichen begann — ein Gedanke, den auch Friedrich Müller im erwähnten Aufsatz angedeutet hat —, vor allem aber als man den Verfall erkannte, dem die ihres Meisters beraubte Schule unaufhaltsam entgegentrieb, rief man ihn zurück (1533) und ehrte ihn, indem man ihn rasch in die Hundertmannschaft, ja in den städtischen Rat aufsteigen ließ. Sein Vermögen, das beschlagnahmt worden war, erhielt er zurück. Er diente nun dem König Zapolya und der Königin Isabella, wie übrigens nach dem Falle Hermannstadts das ganze sächsische Volk.

Genau so auffallend wie in politischer Beziehung das Nebeneinander der großdeutsch empfundenen Verse seiner Sachsenlandkarte 1532 und der Verbeugung vor dem Hause Zapolya im Buchschmuck der 1539 er Drucke ist aber auf kirchlichem Gebiet seine Stellungnahme zu den miteinander ringenden Glaubensbewegungen der Zeit. Und auch hier erweist es sich von Vorteil, daß Klein, bevor er auf die eigentliche reformatorische Tat Honters eingeht, zuerst die maßgebenden Gestalten und Kräfte des kirchlichen Lebens, soweit sie als Hintergrund seines Auftretens eine Bedeutung haben, vor unserem Geiste aufmarschieren läßt.

Es ist gelockerter Boden, den es zu bestellen galt. Nicht alle Geistlichen waren so verbissene Gegner einer kirchlichen Erneuerung wie

der gewaltige Utiesenovic-Martinuzzi, der Kanzler der Königin Isabella. Es gab höchste und allerhöchste Würdenträger, die vom Humanismus her gewohnt waren, in diesen Dingen entgegenkommend zu urteilen. Um nur einen zu nennen: der Freund Honters (und Jeremias Jekels) Anton Wrancic-Verantius. So versteht man, daß Honter eine ausgesprochen protestantische Schrift dem katholischen Bischof von Fünfkirchen Johannes Essekius widmen konnte. So versteht man vor allem, daß er sich lange Zeit nicht bewußt war, mit der Aufrichtung der Bibel an Stelle der bischöflichen Lehrgewalt aus dem Kreise des in der katholischen Kirche Möglichen endgültig ausgeschieden zu sein. Auch die Hereinziehung der katholisch-sächsischen Bischofsvikare von Weißenburg Adrian Wolfhard und Franz Zekel, von denen der erste der Reformation freundlich, der andere abwehrend gegenüberstand und denen unser Verfasser ein eigenes Kapitel widmet, wird unter diesem Gesichtspunkt nicht als überflüssig empfunden werden.

Die schwierige Frage, wie die erwähnte Schrift an Johannes Essekius eigentlich zu verstehen sei — es handelt sich um den Ketzerkatalog des Augustin, den Honter mit einer eigenen Vorrede im Jahre 1539 herausgegeben hat —, will ich hier übergehen, wiewohl gerade von ihr aus die Honterusforschung neu in Fluß gekommen ist. Karl Reinerth liest nämlich aus dieser Schrift eine luthergegnerische Haltung heraus, und Klein pflichtet ihm bei. Man kann hier verschiedener Meinung sein. Dagegen sei auf die hochbedeutsame Rolle hingewiesen, die allem Anschein nach dem Kronstädter Stadtpfarrer Jekel in unserer Reformationsgeschichte zugefallen ist. Während nämlich in Hermannstadt die Geistlichkeit sich die längste Zeit der Erneuerungsbewegung feindlich gegenüberstellte, waren es im Burzenland gerade Jeremias Jekel und ein Teil der Landpfarrer, die auf eine Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse drängten. Im Mai 1542 feierte Jekel im Beisein des ganzen Kapitels seine Hochzeit. In den Gemeinden wurde drauflos reformiert. Das Schlagwort, unter dem dies geschah, war die christliche Freiheit auf Grund der Rechtfertigung allein aus dem Glauben. Damit wußte Honter wenig anzufangen. Er sah nur die Unordnung, die täglich wuchs. Auch der Rat war ein Gegner überstürzter Neuerungen. Als Johannes Fuchs Stadtrichter wurde, entschloß man sich zwar zur Einführung

des evangelischen Gottesdienstes, aber in der zurückhaltenden Weise Honters, der als Ratsherr mit der Durchführung dieser Angelegenheit betraut worden war. Durch seinen Schüler Valentin Wagner setzte er sich mit Wittenberg und im besonderen mit Melanchthon in Verbindung. „Am 25. September 1542 trat das Burzenländer Kapitel in Kronstadt zu einer Sitzung zusammen; ein Verhandlungsbericht ist nicht vorhanden, aber die Geschichte gewordener Tatsachen zeigen, was erörtert und beschlossen wurde. Die Kapitelsgeistlichkeit unterwarf sich dem Vorgehen der weltlichen Obrigkeit. Der Dechant Jeremias Jekel, der nach seiner persönlichen Stellung, aber auch wegen seiner persönlichen Verdienste um die Erneuerungsbewegung die Leitung des Reformwerkes für sich in Anspruch nehmen konnte und wohl auch gefordert hat, legte sein Amt nieder; der Rosenauer Pfarrer Magister Nikolaus Stephani trat an seine Stelle. Der Wechsel in der Kapitelsleitung erfolgte aber nicht in der Absicht, der von Honter als dem Beauftragten der weltlichen Obrigkeit geführten Reformation Hindernisse in den Weg zu legen. Das Kapitel beschloß im Gegenteil, das Vorgehen des Rates nach Kräften zu unterstützen. Der Streit, der die Gemüter gestern noch entzweit hatte, legte sich mit einem Male. Niemals ist, schreibt Honter, die Messe in Kronstadt andächtiger und mit größerer Hingabe gefeiert worden als zu dieser Zeit.“ [1]

Es folgt die Veröffentlichung des Reformationsbüchleins. Es folgt das Weißenburger Glaubensgespräch und die anderen Geschehnisse des Jahres 1543, die den Beweis erbringen, daß die Altkirchlichen zu schwach sind, den ins Rollen geratenen Stein aufzuhalten. Und wieder greift Jeremias Jekel vor. In Fühlung mit dem Ungarn Devay, der vom Luthertum zur schweizerischen Form des Protestantismus übergegangen war, ist auch er mit dem Erreichten nicht zufrieden, sondern veranstaltet zu Beginn des Jahres 1544 einen regelrechten Bilderstурm. Da schreitet der Rat ein. „Der tiefgehenden Bewegung trug Fuchs zwar Rechnung. Er ließ die Bilder und Altäre fertig abbrechen, auch den Hauptaltar. Zugleich aber ging er mit Entschiedenheit gegen die Unruhestifter vor. Stadtpfarrer Jekel mußte sein Amt aufgeben,[2] drei Kapläne wurden mit dem Tag des Amtswechsels Jekels abgelohnt (d. h. entlassen), Rektor Heinz“ — es ist derselbe, durch den der Kronstädter Stadtpfarrer auch mit Zürich

[1] S. 226/227.

[2] Er wurde Pfarrer in Tartlau.

in Verbindung stand und der den Brief Bullingers an Honter veranlaßt hatte — „wich nach Hermannstadt." [1] Honter aber, der nicht gesonnen war, dem Zuge der Zeit wie Jekel und die anderen Stürmer (Helth, Davidis) Folge zu leisten, sondern bei dem einmal eingenommenen Standpunkt (Wittenberg) verblieb, wurde durch Fuchs und die Bürgerschaft auf den Altar erhoben und zum Stadtpfarrer eingesetzt. Das geschah mit Umgehung der kirchenrechtlichen Formen, und es dauerte immerhin eine Zeitlang, bis er sich das Vertrauen der darob entrüsteten Kapitelsbrüder endlich errang.

Diese Beziehungen Honters zu Jeremias Jekel sind wohl das Überraschendste, was uns Klein zu sagen hat, und es wird hier noch manches überprüft werden müssen. Bei der Beschaffenheit der Quellen, die uns zur Verfügung stehen, liegt es nämlich so, daß das meiste nicht belegt werden kann, sondern erschlossen werden muß. Alle Beweiskraft entspringt hier aus der Lückenlosigkeit der Gesamtschau und dem Licht, das sich von da aus über die Urkunden breitet. Aber es muß anerkannt werden, daß dieser vorläufige Beweis unserem Verfasser glänzend gelungen ist. Wer das Buch zu Ende liest, kann nicht zweifeln, daß die Geschichte, die uns da erzählt wird, durch neu auftauchende Funde keine wesentliche Änderung, sondern höchstens eine Ergänzung und Abrundung erfahren wird.

Im Vorwort schreibt Klein, daß ihm während der Ausarbeitung manche aus den Urkunden erlesene papierene Weisheit durch die Ereignisse des Tages überraschend lebendig geworden sei. Er wünscht, daß es vielen ähnlich erginge, weil auf diesem Umwege die absichtslose Forschung doch einem lebendigen Ziel dienen könnte: aus der Anschauung der Vergangenheit die Gegenwart klären zu helfen. Und der letzte Satz lautet: „Heraus aus der Weltweite der katholischen Kirche, der die Siebenbürger Sachsen als Volkspersönlichkeit unendlich viel zu danken haben, führte Honter sein Volk in eine keineswegs engere, wenn auch von anderen Ausdehnungen beschlossene geistige Heimat: das Weltreich des evangelischen deutschen Geistes." So wollen denn auch wir die Anklänge an heutiges Geschehen, die sich durch das ganze Buch ziehen, nicht überlesen, sondern sie fruchtbar machen für die Erkenntnis, daß das Kind nun einmal von der Mutter nicht loskommt. Und wenn Honter zwei Umbrüche erlebt hat, wenn der Herold der factio germanica zum siebenbürgisch-

[1] S. 273.

deutsch gesinnten Anhänger des Königs Hans wurde, um dann über die Kirchenerneuerung doch wieder den Anschluß an Deutschland zu finden, so wollen wir diesen zweiten Umbruch als den verheißungsvolleren und dem Blute Honters und seines jüngsten Lebensbeschreibers gemäßeren ansehen und darnach handeln.

Die deutsche Dichtung Siebenbürgens in unserer Zeit

Von Harald Krasser

Der nachfolgende dichtungsgeschichtliche Versuch ist zum erstenmal vor Jahresfrist in der Zeitschrift für Literaturgeschichte „Dichtung und Volkstum" (vormals „Euphorion") erschienen. Dieser auf Bitten des Herausgebers erfolgte Neudruck trägt in einigen Änderungen und Ergänzungen neueren Erkenntnissen des Verfassers, sowie den Neuerscheinungen des letzten Jahres Rechnung — die auf eine übersiebenbürgische Leserschaft abgestimmte Grundanlage des Aufsatzes, der übrigens nicht Bildnisse der Dichter geben, sondern ihre Funktion in einem geistesgeschichtlichen Ablauf deutlich machen will, ist unverändert geblieben und nur ihres — in einer Fachzeitschrift unerläßlichen — bibliographischen Ballastes entkleidet worden. Auch diesmal aber sei der literaturgeschichtlichen Tätigkeit K. K. Kleins als einer der Voraussetzungen dieser Arbeit dankbar gedacht.

Voraussetzungen

Wesen und Eigenart der siebenbürgisch-sächsischen Dichtung wird von vornherein durch zwei Grundtatsachen bedingt: durch die Eigengesetzlichkeit des deutschen Lebens in diesem Lande, die nach Ausdruck und Deutung sucht, und durch Bedürfnis und Gewohnheit eines Vorpostenvolkes im Rhythmus der mutterländischen Geistesentwikkelung mitzuschwingen. Es ergibt sich also das Doppelgesicht eines Schrifttums, das isolierte provinzielle Entwickelung und doch zugleich Glied oder Widerhall gesamtdeutscher Wandlungen ist. So steht es in der Spannung zwischen diesen beiden Grundtendenzen, die sich durchdringen oder auseinanderfallen. Im letzteren Falle droht als Gefahr hier die Bescheidung einer Heimatkunst, die im Provinziellen steckenbleibt, dort der Leerlauf einer eklektischen Bildungsdichtung ohne Verwurzelung im naturgegebenen Lebensgrund. Vom Dichter aus gesehen, der in diesem kleinstädtischen und ländlichen Lebenskreise schafft, stellt sich dieser Gegensatz dar als Widerstreit zwischen

der Enge des heimatlichen Erlebnisraumes und dem Drang nach stärkeren und weiteren künstlerischen Erlebnismöglichkeiten. Die Frage, wie verschiedene Generationen und Einzelpersönlichkeiten diese Spannung auf ihre Weise zu lösen versuchen, muß eines der Leitmotive der folgenden Darstellung sein.

Josef Nadler hat als erster siebenbürgisch-sächsische Literaturgeschichte als Widerspiel der einzelnen, in ihrer Eigenart klar ausgeprägten siebenbürgischen Städte gesehen, ohne im weitgespannten Rahmen seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" der Stimmverteilung im einzelnen nachgehen zu können. Doch hat er richtig bemerkt, daß die außergewöhnlich fruchtbare Generation, die um 1848 mündig wird, in zwei Flügeln aufmarschiert: Mühlbach stellt den dichterischen, den revolutionären Flügel — Revolution kommt gewöhnlich vom Rande des Siedlungsgebietes —, Schäßburg den konservativen, der die Hinwendung zur geschichtlich-volkskundlichen Wissenschaft durchsetzt und zum Siege führt. Die Mühlbächer Gruppe, durch frühen Tod und berufliches Schicksal ihrer Glieder zersprengt, tritt in den Hintergrund. Das geistige Leben steht hinfort im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter der Vorherrschaft der Volkskunde — auch Geschichte wird durchaus als Kunde vom eigenen Volk getrieben. Denn in sichtbarer Wechselwirkung mit dem Aufstieg dieser geschichtlichen Volkskunde vollzieht sich unter dem Druck politischer Zustände eine Verengerung des politischen Raumgefühls aus einem siebenbürgischen Gemeinschaftsbewußtsein — letztem Erbe politischer Mitverantwortlichkeit aus der Fürstenzeit — in ein gesteigertes und gesondertes sächsisches Volksbewußtsein — ein Vorgang, dessen Auswirkung auf das Geistesleben blitzartig nur durch die Tatsache beleuchtet sei, daß St. L. Roth noch deutlich die von den Sachsen zu schreibende Siebenbürgische Geschichte fordert und der größte dichterische Wurf der Revolutionszeit — vom Mühlbacher Marlin! — den Rumänen Horia zum Helden hat, daß die geistig und volkserzieherisch entscheidende Tat der Schäßburger Generation aber eine „Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk" wird.[1]

[1] Die Ausführung der in diesem Abschnitt angedeuteten Gedanken, sowie einen eingehenderen Versuch, Nadlers Betrachtungsweise der sächsischen Geistesgeschichte methodisch dienstbar zu machen, muß ich besonderen Aufsätzen vorbehalten.

Wenn auch seit den vierziger Jahren die ununterbrochene Kontinuität literarischen Lebens läuft und man gewohnt war, um 1880 eine dichterische Blütezeit anzusetzen, so werden deren Leistungen doch überschattet von dem mächtigen Aufschwung der volkskundlichen Wissenschaft, der 1853 mit G. D. Teutschs erstem Band der Sachsengeschichte einsetzt und nach dem Weltkrieg in den letzten Werken F. Teutschs und A. Schullerus' langsam verebbt. Diese Signatur des Zeitalters prägt sich bestimmend auch der Dichtung auf: um die Jahrhundertwende ist sie zum Teil noch letztes Epigonentum klassisch-romantischer Strömungen oder abgezogene Butzenscheibenpoesie, meist aber Heimatkunst, getreue Aufzeichnung sächsischen Dorflebens, völkischen Tendenzen dienstbar ohne künstlerischen Ehrgeiz, gewissenhafter in der Wiedergabe volkskundlicher Tatbestände als in der Befolgung ästhetischer Gesetze, wohlwollend und rücksichtsvoll gelobt und gefördert von einer Kritik, die dieses Schrifttum als ästhetische Leistung gar nicht ernst genug nahm, um an sie einen höheren Maßstab anzulegen.

Auftakt

Die Gründung der Zeitschrift „Die Karpathen" (1907) durch den Kronstädter Adolf Meschendörfer (geb. 1877) leitet die neuere Dichtung der Siebenbürger Sachsen ein. Kronstadt, die Stadt an der Peripherie, schrofferen und unbedingteren Menschenschlages als die Haupt-Hermannstadt und gerade im eben anbrechenden Zeitraum mit einer Fülle künstlerischer Begabungen jeder Art gesegnet, reißt die literarische Führung an sich. Das bedeutet Revolution, Absage an den bisherigen, von der Schäßburger Generation geschaffenen Zustand, Autonomie der Dichtung, Kritik gegen Lobhudelei, Leistung gegen Gesinnung. Meschendörfer läßt für Kunst nur einen Maßstab gelten, auch in Siebenbürgen: den überall und ewig geltender ästhetischer Gesetze. Er vollzieht ein rücksichtsloses Gericht an den literarischen Größen, die ihre Geltung verbindlicher Rücksicht und dem Respekt vor ihrer Gesinnung verdanken. Er sucht den Anschluß an das zeitgenössische literarische Leben. Dehmel, G. Falke u. a. sind Mitarbeiter der „Karpathen", Liliencron besucht, beispiellos gefeiert, Siebenbürgen. Meschendörfer und sein Kreis kämpft für eine Durchdringung des Volkes mit der ästhetischen Kultur der Zeit im Sinne der „Kunstwart"-Bewegung. Seine „Vorträge über Kultur und Kunst", „Die Karpathen", „Moderne Büchereien", der „Sebastian-

Hann-Verein für heimische Kunstpflege" sind die einzelnen Ablagerungen einer ästhetischen Welle, die Siebenbürgen überflutet. Es ist heute leicht, das Zeitbedingte und Vergängliche an dieser Bewegung zu sehen. Ihr Kultus der „Moderne" (der übrigens nie in Modenarrheit ausgeartet ist und unbeirrt das dem Volk Gemäße heranholte), ihre Fortschrittgläubigkeit und liberal-individualistische Haltung, ihre Befangenheit im Einseitig-Ästhetischen und ihr Pochen auf die Unwandelbarkeit ästhetischer Normen — all dies war nicht siebenbürgische Sonderkrankheit, sondern allgemeines Zeitsymptom. Aber die Klärung der künstlerischen Lage, die kritische Säuberungsarbeit, das Zurückdämmen der Masse zugunsten des Wertes dichterischer Erzeugnisse hat die Bahn für aufkeimende Kräfte freigelegt. Durch diese ästhetische Erziehung sind Schaffende und Aufnehmende gegangen, auch wenn sie nachher die geistige Haltung der Zeit überwunden haben. Darin liegt Meschendörfers erstes geschichtliches Verdienst.

Er steht, typischer Beginner eines jungen Schrifttums, an dessen Eingang auch als Dichter, der den Kunstrichter nicht verleugnen kann: sein Tagebuchroman „Leonore" ist übersät mit ästhetischen Betrachtungen auch un- oder übersiebenbürgischer Probleme. Trotzdem ist er der erste Versuch aus dem neuen Geist an die Problematik siebenbürgischen Daseins heranzukommen, allerdings mit der Zurückhaltung „eines nach Siebenbürgen verschlagenen" typischen kulturmüden Modernen, dem „die Eskimos genau so interessant sind wie die Siebenbürger Sachsen", deren Lebensverhältnisse sich nun vom „künstlerisch-psychologisch-ethnographischen Standpunkt" in seinen Augen spiegeln. Waren siebenbürgische Erzähler bisher immer wieder der Abstandlosigkeit zum heimischen Stoff erlegen, so geht nun Meschendörfer von außen an diesen heran, schafft sich in der fremden Maske den nötigen Abstand, zugleich auch die Möglichkeit, die Kulturkampfstimmung der „Karpathen" einfließen zu lassen. Eines der brennendsten Themen wird ironisch und sentimental zugleich der kommenden Epoche vorgeformt: der Widerstreit zwischen heimatlicher kleinstädtischer Enge und der Weltweite modernen Lebensgefühls. In der anfangs blasiert gemeisterten, dann ihn überwältigenden Liebe zum Kronstädter Mädchen erlebt der Held dessen Heimat. So entsteht hier „das erste Werk, in dem die märchenhafte Sonderbarkeit unserer herrlichen Stadt mit Dichteraugen entdeckt ist" (K. Nußbächer), das hinfort am meisten

umworbene landschaftliche Motiv der neuen Dichtung ist gewonnen: „Die Stadt im Osten" als Stoff und Gehalt, hinfort episch, dramatisch, lyrisch abgewandelt auch Meschendörfers Hauptthema. „Leonore" ist der erste sächsische Roman, der trotz Schwächen und Zeitgebundenheit (in der aphoristisch-impressionistischen Form, in der müden ästhetisch-individualistischen Lebensstimmung des Helden) seit seinem ersten Erscheinen in noch zwei weiteren Auflagen vor den veränderten Zeiten bestand.

Der erste Dichter aber, der im neugeschaffenen literarischen Raum sich und sein Werk vollendet hat, ist Meschendörfers Generationsgenosse und Landsmann Eduard Schullerus (1877—1914), dessen Reifezeit gerade die Lebensdauer der „Karpathen" umspannt. Reif und abgeschlossen trotz oder gerade wegen des frühen Abbruchs, der dieses befriedete Dasein vor den aufsteigenden Stürmen bewahrt hat, menschlich erfüllt und stofflich umgrenzt durch die drei Sphären Heimat, Familie, Krankheit, künstlerisch erlebt mit daseinsfroher Hingabe an die Schönheiten einer tiefenlosen Welt, über der doch schon das ergebene Wissen eines vom Tode Gezeichneten liegen, und ausgesprochen mit den impressionistischen Stilmitteln etwa der Norddeutschen Storm, Falke und Liliencron. — So steht sein schmales lyrisches Werk[1] am Beginn eines neuen künstlerischen und zugleich am Abschluß eines geschichtlichen Zeitalters seines Volkes.

Lag Schullerus' Erlebnisschicht noch durchaus auf einer gemeinschaftverbundenen Ebene, so ist der zweite Lyriker, der im Bereich der „Karpathen" mit einem abgeschlossenen Werk sichtbar wird, Hermann Klöß (geb. 1880 in Hermannstadt), eine sensible, selbstbewußte Künstlernatur, deren Gedichte aus durchaus individuellem Schaffensgrund quellen. Um den Tod der Braut als Erlebniskern ordnen sich die Gedichte des Bandes „Unsere Liebe in Liedern" (1913) zu Monologen eines erschütterten Ich an ein entrücktes Du. Die heimatliche Landschaft, durch das Prisma dieser einsamen Künstlerseele in gedämpften Farben gesehen, liefert ihre Motive als Gleichnisse einer mit impressionistischen Mitteln festgehaltenen subjektiven Stimmung.

Der Weltkrieg

Dieser jungen Literaturbewegung, deren heute schon vergessenen Verästelungen in müdes Ästhetentum und fin de siècle-Stimmung

[1] Von Meschendörfer im Bande „Astern" erst 1926 gesammelt.

wir nicht mehr zu folgen brauchen und deren stärkste Begabungen uns noch begegnen werden, stellt sich ein Elementarereignis in den Weg, das aus siebenbürgischen Sondernöten in ein überprovinzielles Schicksal hinüberreißt: der Weltkrieg. Im selben Jahr 1914 stellen die „Karpathen" ihr Erscheinen ein.

Der Weltkrieg in seiner Auswirkung auf die nach ihm schaffenden Generationen greift in die eingeleitete Entwicklung vertiefend und umwandelnd ein; als entscheidendes Erlebnis, das aus allen siebenbürgischen Befangenheiten in den Geltungsbereich letzter Menschheitsfragen hinausführt, vor denen jene befriedete schönheitssuchende Welt des Vorkriegs versinkt. Wir sehen deutliche Unterschiede der seelischen Haltung zwischen der Generation, die das für jeden Siebenbürger Sachsen entscheidende erste Deutschlanderlebnis schon vor dem Weltkrieg hatte, und jener, die von der Schulbank fort an die Front ging. Bis diese im Kriege mündig Gewordenen ihren eigenen Ton finden und stürmisch in die geistige Entwicklung eingreifen, steht die literarische Lage im Zeichen der Zwischengeneration, die „zweier Zeiten Schlachtgebiet", nach rückwärts in der Vorkriegsstimmung verhaftet, doch schon dem kommenden Geist zugewandt ist.

Der politische Raum aber, in den der Weltkrieg seine siebenbürgischen Soldaten entläßt, hat ein vollkommen verändertes Gesicht und erlegt ihnen eine neue Sendung auf. Der Sendungsgedanke einer siebeneinhalbhundertjährigen Geschichte, nach Südosten vorgeschobener Vorposten und Grenzwächter westeuropäisch-deutscher Kultur zu sein in einem mitteleuropäischen Staatsgefüge, war durch die Folgen des Weltkrieges ausgelöscht. Jetzt steht das siebenbürgische Deutschtum im Mittelpunkt eines südosteuropäischen Staates vor der neuen Aufgabe, Kristallisationskern einer Volksgemeinschaft der über den Raum dieses Staates verteilten, minder erfahrenen deutschen Volksgruppen zu sein. Gleichzeitig aber rückt das Minderheitenschicksal als solches in das Licht europäischer Diskussion und bildet eine eigene, in Siebenbürgen in mancher Hinsicht schon vorgeformte Ideologie heraus, und schließlich als Drittes und für unseren Zusammenhang Wichtigstes: Deutschland beginnt allmählich dem volksdeutschen Gedanken entgegenzureifen, der über alle Staatsgrenzen hinweg die Volkssplitter im Ostraum in ein geistiges, „inneres Reich" zusammenfassen wird.

„Ostland."

Die geschichtliche Stunde ruft nach dem Umsturz zunächst den Mittelpunkt des Siedlungsgebietes, Hermannstadt, zur Führung auf — das bedeutet Kulturpolitik, Organisation, Zusammenschluß aller Kräfte, Ausgleich der Richtungen. Die neue Zeitschrift „Ostland" (1919—21) tritt hier auf den Plan, ohne polemische Geste; es ist bezeichnend, daß sie sich gegen den Vorwurf zu großer „sächsischer" Bedächtigkeit und Zurückhaltung verteidigen muß, daß sich sehr bald in ihr alle Altersklassen finden und ihr Herausgeber Richard Csaki sie einem kulturpolitischen Grundgedanken unterstellt: der Sammlung der geistigen Kräfte im großrumänischen Deutschtum zur Herausbildung einer ihnen allen gemeinsamen Ideologie. „Ostland" ist für Csaki der erste Schritt in seine bald viel größere Räume umspannende, kulturpolitische Tätigkeit, die sich in der Durchführung der Hermannstädter Ferienhochschulkurse, in der Schaffung des Kulturamtes der Deutschen in Rumänien fortsetzte. In seiner nächsten Zeitschrift, wieder „Ostland" genannt, umfaßt sie schon das geistige Leben aller Auslanddeutschen, 1933 stellt ihn das neue Deutschland an die Spitze des Deutschen Ausland-Instituts.

Meschendörfers Saat geht also in völlig gewandelter Atmosphäre auf, merkwürdig gefördert durch die von zwischenstaatlichen Verwickelungen verursachte Unterbindung der Bücherzufuhr aus dem Binnendeutschtum. Siebenbürgen, von der unausgesetzten binnendeutschen Befruchtung abgeschnitten, muß kurze Zeit ein autarkes Geistesleben führen und ist auf einheimisches Schrifttum angewiesen. Der heimische Büchermarkt ist so reich bestellt wie nie vorher, schöngeistige Zeitschriften („Das Ziel", „Das neue Ziel", „Frühling") schießen aus dem Boden und verschwinden dann freilich ebenso schnell.

Csaki hat als erster in programmatischen Ausführungen (Ostland III, 419) das Wesen dieser neuen, den Dilettantismus überwindenden „Literaturwelle" gesehen im „bewußten Streben . . . den Rahmen unserer bisherigen Literatur zu sprengen, Menschheitsprobleme aufzunehmen, an der Formgestaltung mitzuschaffen, zuerst Mensch, dann Dichter, dann Sachse sein zu wollen. Ein kühnes Unterfangen, wenn man daran denkt, in welchem Sinne unsere Ahnen geformt worden sind . . . Aber ein kühnes Unterfangen auch wenn man die naturgegebene Engherzigkeit des psychischen Untergrundes

bedenkt, in dem diese Dichtung doch wurzeln muß." Die junge Literatur streift also ihr siebenbürgisches Gewand vollständig ab, sie dehnt die überprovinziellen Ansprüche auch auf Stoffwahl und Problemstellung aus. Sie öffnet sich dem Formenchaos und der Problemfülle einer um ihren Zeitstil ringenden, auf weitestem „psychischem Untergrund" erwachsenen europäischen Wende. In diesem Bereich steht nun, neben einem nur durch einen gewissen literarischen Anspruch dem „Neuen" zugeordneten Unterhaltungsschrifttum, die Gestaltung psychologischer Grenzfälle und phantastischer Seltsamkeiten, der im westeuropäischen Schrifttum der gleichen Jahre schon zurücktretende, hier durch das Hinauswachsen über den Dilettantismus aktuell gewordene Zwiespalt zwischen individualistischem Künstlertum und bürgerlicher Welt und schon das Ringen um neue metaphysische Bindungen. So zeigt denn auch die Form noch Impressionismus und Symbolismus neben expressionistischen Einbrüchen — zunächst im Schaffen der Zwischengeneration, die zwischen der ästhetischen Welle der letzten Vorkriegsjahre und der kommenden Haltung die Brücke schlägt. (Forts. folgt.)

Der Stil unserer Zeit

Von Georg Maurer

Es ist nicht leicht, heute schon Begriffe für das Stilwollen unserer Zeit zu finden. Ja, es ist vielleicht sehr gut, daß heute kein Schlagwort durch die Reihen der Künstler geistert, wie noch vor wenigen Jahren, sondern daß man bemüht ist, Einfaches und Entscheidendes zu sagen. Man spürt sehr wohl, daß nicht Schlagworte und Richtungen die Kunst machen, sondern auch hier die letzte Einsatzbereitschaft des einzelnen Genies — ohne Rücksicht auf Erfolg und Anklang — die Lösung und Verwirklichung bringen kann. Schlagworte werden nicht leicht aufkommen, weil die Voraussetzungen auch des künstlerischen Genies in Tiefen verlagert sind, die so stark und ewig sind und in der Geschichte der Völker sich immer wieder zeigen, daß die faszinierenden Begriffe der sich ablösenden Moden, die schon immer nur die Oberfläche trafen, verblassen müssen. Freilich wird auch der Begriff „bodenständig" nicht alles treffen, weil das Volk zugleich eine geistige Einheit ist, und gerade das deutsche Volk — verstreut über die ganze

Welt — um den tiefsten Ausdruck seines geistig-seelischen Raumes ringt, den zu formen die Kunst berufen ist.

Der Künstler soll ein Sohn seines Volkes sein, d. h. in ihm sollen die Kräfte, die das Volk tragen und seine unbewußte Sehnsucht sind, frei werden und im Werk Gestalt gewinnen. Ist Freiheit und Glauben eines Volkes Art, wird es seine Sehnsucht in den Gestalten eines Kunstwerks befriedigt finden, die frei und gläubig sind. Nennt es Kraft, Besonnenheit und Natürlichkeit sein eigen, wird es diese Eigenschaften auch in der Kunst suchen und von ihr verlangen. So wirkt die Sehnsucht des Volkes stilbildend — und diese Sehnsucht gebiert auch den Künstler, dessen Not die Not des Volkes ist, die er mit seiner Kunst lindert und heilt.

Einfachheit und Natürlichkeit, Größe und wahre Leidenschaft und ein der Welt gewachsener Geist ist heute die Sehnsucht der Meisten. Resignation, sowie ungelöste Problematik und Kompliziertheit werden uns immer fremder, sowie diese Worte selbst Fremdwörter sind. Freilich soll die Einfachheit nicht Einfältigkeit und die Natürlichkeit nicht Kunstlosigkeit bedeuten. Denn wahre Einfachheit ist klare Schau eines Gesamten und wahre Natürlichkeit eine von Gesetzen getragene Vielfalt, wie sie uns überall in der Natur begegnet. Diese Begriffe können wir gut auf unsere Klassik anwenden — und es ist nicht Zufall, daß heute Schiller wieder so stark und unmittelbar wirkt, dem Größe und Freiheit die Sterne seines Lebens waren, und daß wir mit Goethe immer wieder den Begriff der Natur verbinden.

Doch kommt heute ein Stilelement hinzu, das uns von der Klassik unterscheiden wird: ein stärkerer Realismus. Die Göttlichkeit klassischer Sphären wird einem heroischen Wirklichkeitsdrang weichen. Es ist bezeichnend, welche Stellen man heute etwa bei Aufführungen klassischer Dramen kürzt: nämlich die schöne Rede, die zu ihrer Zeit begeisterte. Heute wirkt die Wucht der abrollenden Geschehnisse und nicht die Ausschmückung durch bilderreiche Sätze.

Es ist fast wie ein Unterschied zwischen Renaissance und Barock: dort die schöne klingende Linie und göttliche Harmonie, hier die Wucht der Körper, Masse und Bewegung. Es ist schon ausgesprochen worden, daß unsere Zeit einem Barock sich nähert. Barock bedeutet ja nicht Schwulst: er war im Anfang geradezu eine Reinigung von der Kompliziertheit der Spätrenais-

sance. Größe und Kraft wollte er und fühlte sich unmittelbar mit der Hochrenaissance verbunden — so wie wir heute klassische Dichtung und klassische Musik uns gemäßer empfinden als die Kunst des späten 19. Jahrhunderts, deren Probleme und Aufgaben freilich unsere Voraussetzungen sind, auf Grund deren wir die neuen Lösungen und Verwirklichungen zu bringen haben.

Aphrodisia

Von Otto Roth

[redacted]

Rundschau

Chronik. Am 7. Juni fand eine Sitzung des Deutsch-sächsischen Volksrates für Siebenbürgen in Hermannstadt statt, der entscheidende Beschlüsse faßte. Zunächst wurde die Abdankung des bisherigen Vorsitzenden Dr. Otto Fritz Jickeli angenommen und in seine Stelle Dr. Hellmuth Wolff gewählt, der in seiner Ansprache darauf hinwies, daß sein Vorgänger inmitten der starken Gärung, die das Deutschtum des Landes einem neuen Lebensgefühl entgegenführe, den Mut besessen habe, unter der Parole „Frieden und Arbeit" die Kampffronten zusammenzufassen und in Bahnen zu lenken, die unserem Volke unmittelbar zugute kommen. Diese Arbeit

fortzusetzen, sehe er auch als seine Aufgabe an, doch zu dem großen Ziele hin, eine wirkliche Volksgemeinschaft zu errichten unter der Bestimmung einer alle Stände umschließenden Volksgesinnung. Ohne die Tradition zu mißachten, müsse im Gau Siebenbürgen Erziehungsarbeit für dieses Ziel geleistet werden. Bei unwandelbarer Verbundenheit mit unserem Staate sei der Kampf für unsere Volksrechte zu führen, der nötigenfalls auch wirksamere Wege beschreiten müsse als sie bisher betreten wurden. Der Volksrat nahm die Entwürfe über die Satzungen der Nachbarschaften, über die Schiedsgerichtsordnung und den Ausbau der Gewerbe- und Arbeiterorganisationen an. Die Vertreter des Burzenländer Kreisausschusses, dessen Führung den Volksumschwung bisher noch nicht berücksichtigt hatte, gaben verbindliche Erklärungen ab, im Juli die Leitung des Kreises in die Hand neuer Kräfte zu übertragen.

Noch wichtigere Ereignisse brachte die Sitzung des Deutschen Verbandes am 29. Juni in Bukarest. Zum 1. Vorsitzenden wurde mit großer Mehrheit Fritz Fabritius gewählt, der vor der Wahl erklären ließ, daß er die Wahl nur provisorisch annehme, bis in sämtlichen Siedlungsgebieten neue ordnungsgemäße Volksräte arbeiten und das Deutschtum Rumäniens daran gehen könne, auf neuer Grundlage sich die endgültige Führung zu geben. Weiter wurden einige Satzungsänderungen beschlossen, darunter auch die, daß an Stelle eines Stellvertreters des Vorsitzenden zwei eingesetzt werden. In diese Posten wurden gewählt Dr. Waldemar Gust und Franz Adam Minnich. Diese beiden bilden zusammen mit dem Hauptanwalt (Leiter der Geschäftsstelle) Dr. Alfred Bonfert die geschäftsführende Leitung des Verbandes.

Der Weg zu einer Belebung des Verbandes ist nun geöffnet. Wer es mit unserem Volke gut meint, wird jetzt wünschen, daß der Pflug gerade und stark in die Zukunft geführt werde.

Dies Ereignis fiel auf einen Tag, der hinter dem Redaktionsschluß für dieses Heft lag. Wir konnten es darum jetzt bloß streifen. Ein Bericht über den Jugendbundtag in Agnetheln, der auf den gleichen Tag fiel, erscheint im nächsten Heft. Heinrich Zillich.

Friedrich Mieß †. Am 29. Mai starb in Kronstadt Friedrich Mieß. Im vorigen Jahre, als der Maler seinen achtzigsten Geburtstag feierte, wiesen wir darauf hin, daß eine Gesamtwürdigung seines Werkes noch fehle: ein Kunsthistoriker könne hier eine Aufgabe sehen, die nicht bloß in der Beschreibung des malerischen Weges des Verewigten ihr Genügen fände, sondern darüber hinaus auch den Durchbruch betrachten müßte, den dieser Maler durch seinen mutigen und unbedingten Schritt zur Kunst in die starren Ansichten unseres Bürgertums zu jener Zeit legte. Nach seinem Tode empfindet man den Mangel einer gültigen Betrachtung seiner Leistungen doppelt schwer. Wir Jüngeren kennen die früheren Arbeiten von Mieß nicht. Nur einige wenige Gemälde, die an besonders sichtbarer Stelle hängen, traten uns vor Augen, während die letzten Arbeiten nicht mehr restlos verdeutlichen können, worin die eigenartige Bedeutung dieses sächsischen Malers liegt, der als erster schon im Mannesalter seinen bür-

gerlichen Beruf verließ, sich der Kunst weihte und ein langes Leben hindurch bis zur letzten Stunde an der Staffelei stand, ein Sonderling und Einsiedler schließlich, ein fanatischer Werkmeister seiner Malerei. Viel Erfolg auch in weiteren Kreisen als denen seiner Heimatstadt und Siebenbürgens war ihm beschieden, aber hier lagen doch seine Wurzeln, als Mensch und als Künstler. Durch ihn wurde die Schönheit unserer Landschaft in einer nüchternen, später oft ins Pedantische abgleitenden Treue erfaßt mit all ihren Menschen und Eigenwilligkeiten. In ihr war er auch menschlich daheim, verschlossen, dem Gesetze unbeirrbar verhaftet, das er der Kunst, wie er sie auffaßte, gegeben sah.

In einem Aufruf, den die „Kronstädter Zeitung" nach seinem Tode veröffentlichte, finden wir einige Zeilen über ihn die uns das Wesentliche seiner Wesens- und Künstlerart treffend zu umreißen scheinen. Sie lauten: „Friedrich Mieß war eine urwüchsige, aber einfache Natur ohne Problematik. Sein Vorbild war die Natur und waren die Meister, die der Natur am nächsten kamen. So verlief seine künstlerische Entwicklung geradlinig, ohne die großen Umwege, die den meisten Künstlern vorbehalten sind. Ein ehrlicher Realismus, das war sein Glaubensbekenntnis, dem er treu blieb, auch als später der Impressionismus die europäische Malerei beherrschte und auch er sich zuweilen zu dieser neuen Richtung versuchte. Der Realismus entsprach seiner einfachen, geraden, ehrlichen Natur am besten, denn er erforderte auch am meisten das handwerkliche zeichnerische Können, das Mieß für die Voraussetzung jeder soliden Malerei hielt. Er war ein unermüdlicher, liebevoller Gestalter dessen, was ist, und nie beschwert von Träumen, Entzückungen und Ueberschwänglichkeiten stark individualistischer Maler, die in ihm nicht nur Unbehagen, sondern auch Argwohn gegen ihr Können weckten. Er besaß vielleicht zu wenig Phantasie und war mit seinem schweren Blut auch nicht elastisch genug, um mit neuen Möglichkeiten Erweiterungen seiner Ausdrucksweise anzustreben. Aber alles, was er in seinen guten Stunden schuf, trägt den Stempel soliden Könnens, ehrlicher Arbeit mit einem kleinen handwerklichen Beigeschmack."

Nun ist der alte Meister nicht mehr. Hoffen wir, daß ihm sein Chronist werde, der in einem Bande die schönsten Werke aus der unübersehbaren Menge seiner Gemälde, Zeichnungen und Aquarelle hebt und zusammenfaßt und in klaren und gerechten Worten die Leistung des alten toten Malers wiedergibt als Vermächtnis eines werktreuen Lebens, wie es selten zu finden ist. Heinrich Zillich.

Vom Deutschen Landestheater. Die Spielzeit unseres Deutschen Landestheaters schloß am 1. Mai. In seiner Abschiedsrede stellte Direktor Gust Ongyerth fest, daß in diesem Jahre ein weiterer künstlerischer und organisatorischer Fortschritt zu verzeichnen gewesen wäre, daß aber — insbesondere im ernsten Schauspiel — noch manche Schwierigkeiten bestünden, die jedoch vielleicht schon im kommenden Spieljahr überwunden werden können. Es wurden gepflegt: Oper, Schauspiel, Lustspiel und

Operette. Insbesondere der klassischen deutschen Musik wurde ein Ehrenplatz eingeräumt. Das Personal bestand aus 41 Volksgenossen einschließlich administrativen und technischen Dienst, sowie fünf Orchestermusikern. Durch das Hilfspersonal und durch die verstärkten Orchester wuchs diese Zahl oft bis auf 80 beschäftigte Personen an. Die Anzahl der gegebenen Vorstellungen betrug 240, mit über 100.000 Besuchern in 38 Spielorten. Die zurückgelegte Wegstrecke war über 3500 km lang. Für den Sommer ist die rumänische Uraufführung von Rudolf Wagners Oper „Der Günstling" geplant, die bekanntlich in Dresden, Düsseldorf und Berlin einen so großen Erfolg davontrug, wie er noch niemals dem Bühnenwerk eines Landsmannes beschieden war. Für diese Aufführung, die in Hermannstadt zur Messezeit stattfinden soll, wird als festlicher Rahmen ein Naturtheater dienen, dessen Herstellung in kurzer Zeit begonnen werden wird. Anschließend daran findet in diesem Rahmen ein Siebenbürgischer Tanzwettbewerb statt für Solo- und Gruppentanz (Kunsttanz). In den Sommermonaten wird von der Deutschen Theatergemeinschaft in Hermannstadt ein dreimonatiger Theater-Schulungskurs eingerichtet. Am 1. September beginnt dann wieder die Probezeit für das kommende 3. Spieljahr.

Neue Bücher und Schriften

Gerhard May: Die volksdeutsche Sendung der Kirche. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1934; RM. 2.80.) Es ist oft schon ausgesprochen worden, daß über die Zusammenhänge zwischen Volkstum, Kirche und Staat am besten die Menschen der deutschen Volksgruppen in der Zerstreuung Aufschluß geben könnten, weil sie gerade diese Verkettungen als ihr eigentliches Schicksal erleben. Unsere tägliche, persönliche und völkische Lebensgeschichte läßt uns doch bis zum letzten, kleinsten Glied unseres Volkes mit schmerzlicher Deutlichkeit die Unterschiede und Schranken zwischen dem staatlichen Denken des Mehrheitsvolkes und den daraus folgenden Ansprüchen und dem blut- und schicksalhaften Verbundensein mit unserer Volksgemeinschaft empfinden. Zu all dem kommen nun in unserer Zeit noch die schweren Auseinandersetzungen zwischen völkischem Idealismus und volkskirchlichem Leben, die der Gegenwart ihren besonderen Ernst geben. Hunderttausende stehen mit innerer Hilflosigkeit vor der Dreiheit: Volk, Staat, Kirche, die ihren Lebensraum abgrenzt und bestimmt. Nationale Schlagworte verhüllen oft nur dürftig die Tatsache, daß wir eine Lösung der hier auftretenden riesigen Probleme nicht besitzen, Probleme, deren Ungelöstheit die schwersten Spannungen der Gegenwart erzeugt. In dieser Lage ist das Buch des Pfarrers Gerhard May aus Cilli in Slowenien ein befreiendes Wort zur rechten Zeit. Ausgehend von dem geschichtlichen Werden der deutschen Volksgruppen im Osten Europas beleuchtet und beschreibt er mit umfassender Kenntnis der Verhältnisse in den verschiedenen Staaten zunächst das Leben der deutschen Volksgruppen. Ihre seelische, politische,

soziale, wirtschaftliche Lage wird mit kundigem Blick, den eigenes tiefes Erleben und wissenschaftliche Treue geschärft haben, dargelegt. Wir Siebenbürger Sachsen können mit dankbarer Zustimmung diese Schilderung lesen, ist doch bei uns besonders deutlich geschichtliche Wirklichkeit geworden, was May über das Verhältnis des Auslanddeutschen zu Heimat, eigenem Volk und Staatsvolk zu sagen hat.

Die entscheidenden Gedanken kommen aber erst dort, wo das Thema anklingt, auf das der Titel des Buches hinweist: die volksdeutsche Sendung der Kirche. Eine Aussprache über die Frage nach der Kirche kann heute immer nur damit beginnen, daß wir unsere eigene geschichtliche Lage ganz ernst nehmen und ihre Gegebenheiten im Angesicht der Ewigkeit durchdenken. So fragt denn auch May zunächst nach der theologischen Begründung des Volksgedankens. Was heißt Volk-sein? Was sind seine Lebensbedingungen vor dem Herrn der Geschichte? Wo sind seine Grenzen? Wie sind seine inneren Ordnungen beschaffen? Bei der Erörterung solcher Fragen wird deutlich, daß Diaspora „Aussaat" bedeutet und das zum Lebensgeheimnis des Volkes das Sendungsbewußtsein gehört. Der Christ erfährt in dieser Lage auf das klarste, daß eben gerade seine Zugehörigkeit zum Herrschaftsbereich des Evangeliums ihm nicht nur die Deutung seines Schicksals als Glied einer Minderheit im Staatsganzen ermöglicht, sondern daß gerade von seinem Glauben her die sozialen und politischen Aufgaben innerhalb seines Volkes und für dasselbe ihre klarste und eindeutigste Formulierung erfahren und ihn am dringendsten ganz für das Leben fordern. Gerade das Evangelium gebietet die gehorsame Einordnung des Christen in die spannungsreichen Verhältnisse der Volks- und Staatszugehörigkeit des Minderheitenvolkes. Aber all diese Spannungen stehen in endgeschichtlicher Beleuchtung durch den Herrschaftsanspruch Christi über die Welt und die Menschheitsgeschichte. Von daher kommt erst der letzte Ernst und der tiefste Sinn auch des Volksschicksals. Ein abschließender Teil über die volksdeutsche Aufgabe der Kirche läßt alle aufgerollten Fragen in die Besprechung der sich aus unserer Lage im Osten ergebenden politischen, seelsorgerlichen und theologischen Verpflichtungen der Kirche ausmünden. Es kann nicht anders sein, als daß dabei zum Ausdruck kommt, wie sehr das Geheimnis der Volkswerdung gebunden ist an die im Volk lebendige Kirche — wie es ja nicht zuletzt auch die jahrhunderte alte geschichtliche Wirklichkeit volkskirchlichen Lebens in unserem siebenbürgischen Deutschtum trotz aller gegenteiligen Meinungen zeigt.

Mays Buch gibt in klarer Übersichtlichkeit eine Fülle anregender Gedanken, die alle aus dem schmerzlichen Erleben des Minderheitenschicksals in der „doppelten Diaspora" geboren sind. Wer sich unter uns mit der Frage nach dem Volkstum im fremden Staate, schon gar aber wer sich mit dem Problem Staat-Volk-Kirche beschäftigt, wird an diesem Buche nicht vorbeigehen können. Es ist ihm weiteste Verbreitung unter all denen zu wünschen, die heute gerne ein Wort der Klärung über das Volks- und Kirchenproblem hören möchten.

Konrad Möckel.

Monatsschrift „Volk im Osten". Schon in einem früheren Hefte wurde auf die neue in Hermannstadt erscheinende deutsche Zeitschrift unseres Siedlungsraumes „Volk im Osten" hingewiesen. Die Zeitschrift hat die von Karl Moeller bisher geleitete kulturpolitische Zeitschrift „Der Aufbau" in sich aufgenommen und sich damit vergrößert. Das jüngst erschienene „Siebenbürger-Heft" der Zeitschrift hinterließ einen sehr guten Eindruck. Wir werden gelegentlich noch auf die Zeitschrift verweisen.

Heinrich Zillich.

Verner von Heidenstam, Karl der Zwölfte und seine Krieger. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München. — Dies Buch ist schon vor längerer Zeit erschienen, aber da in unseren Blättern von dem großen schwedischen Dichter noch nie die Rede war, sei es, nun es dem Berichtenden zufällig in die Hände kam, besonders hervorgehoben. In eigenartiger Weise reihen sich in diesem Werke Skizzen, Novellen, kleine Erzählungen aneinander, ohne unmittelbaren Zusammenhang, jedes Stück aber eine prachtvoll gefügte, vor Leben fast platzende Geschlossenheit, und alle zusammen dann doch wieder ein großes einheitliches Gemälde des genialen und des tollsten Königs, der jemals über die Erde ritt, stritt, jagte und hungerte dem Ruhme nach und dem Ungeheuerlichen. Verner von Heidenstam gibt — und das ist das Erstaunlichste an diesem erstaunlichen Buche! — die Wahrheit, er zeigt Elend, Gemeinheit, Niedertracht, Lumpen, Gauner, Herren, Helden, Edelmut, alles, er zeigt das Leben, wie es ist, und darin die Großartigkeit des Königs in ihrer Widerspiegelung, die keineswegs immer schön ist. Hier liegt ein echtes und wahres Buch vor, sparsam in den Mitteln der Darstellung, unerhört reich an Phantasie, und noch einmal: wahr. Welch ein Volk tritt schließlich aus diesem Höllentanz und Heldenritt hervor! Wie alles Volk gut und schlecht, niedrig und groß, aber in seiner Gänze angeleuchtet von jenem Schimmer des Auserwähltseins, den so viele Völker missen lassen, den die nordischen aber durch ihre Geschichte wie den Wunderschild ihrer eigenartigen, zeitwandelbaren und stets sich erneuernden Sendung tragen.

Heinrich Zillich.

Will Vesper, Der entfesselte Säugling. Eine komische Geschichte für Erwachsene. Albert Langen-Georg Müller Verlag, München 1935. — Vesper hat uns schon einmal eine Satire geschenkt, die Verulkung der Kleinstadt in seinem Roman „Sam in Schnabelweide". Nun tritt die zweite an die Öffentlichkeit, dieses kleine Buch, worin falsche Jugenderziehung und zugleich die Vergötterung der Jugend zum Spottziel genommen sind. Da gebiert eine Engländerin einen Knaben; der Säugling, kaum eine Minute auf der Welt, hält eine prachtvolle Rede an seine Eltern und Geburtshelfer, denn er hat alle Kenntnisse seiner Ahnen geerbt. Dieser lustige Einfall, der köstlichste des Buches, leitet eine Selbstdarstellung des „unnormalen Säuglings" ein, den seine Eltern verstecken, um sich vor den Leuten seinetwegen nicht schämen zu müssen. Das Weitere ist ein ergötzliches Kunterbunt der Erlebnisse des

heranwachsenden „Genies", wobei der Autor Gelegenheit findet, nach allen Seiten hin zu beißen. Das Lachen aber, das er in uns weckt, hat keine Bitterkeit, wie denn überhaupt Vespers Humor bei aller Derbheit und Schärfe nicht giftig ist, sondern frei und offen. Heinrich Zillich.

Die unsterbliche Landschaft. Die Fronten des Weltkrieges. Italienfront. Bibliographisches Institut A. G., Leipzig 1934. — Das uns vorliegende Bilderbuch der Italienfront gehört zu dem schönen Werk, das Erich Otto Volkmann unter dem Gesamttitel „Die unsterbliche Landschaft" erscheinen läßt. Bisher veröffentlichte er je ein Buch über „Flandern", „Von Tannenberg bis Helsingfors", „Vogesenkrieg" und eben das der Südfront. Der Herausgeber des Werkes, von dem auch die Textteile herrühren — knappe, gute Darstellungen der im Bilderteil behandelten Front und ihrer Geschehnisse — ging von dem Gedanken aus, daß die Landschaft der einzelnen Kriegsgebiete für das Erlebnis des Feldsoldaten von wesentlicher Bedeutung war. Darum ist in diesen Bilderbüchern nicht die Kampfhandlung allein in den Vordergrund gestellt, sondern die Landschaft, die die Kampfhandlung umschließt. Dieser Auswahlgrundsatz ist bei einem Bilderbuch der Italienfront besonders glücklich, wie sich aus den mehr als hundert Abbildungen ergibt, die einen schönen und großen Eindruck von dem südlichen Krieg bieten. Wer an dieser Front stand, wird sich das wohlfeile Buch erwerben wollen, das tief ins Unvergeßliche hineinzuführen vermag. Es sei daran erinnert, daß unter den geplanten weiteren Bänden auch einer von den Kämpfen in Rumänien handeln wird.

Heinrich Zillich.

Arnold Pancratz, Die Gassennamen Hermannstadts, ein Kulturbild. Krafft u. Drotleff, Hermannstadt 1935. 78 S. — Die Schwierigkeit kulturgeschichtlicher Bilder von der Art des vorliegenden besteht in dem richtigen Ziehen der Grenzlinien zwischen Forschung und Darstellung. Man will nicht nur neuen Stoff erschließen, sondern ihn zugleich einer an sich keineswegs wissenschaftliebenden Hörerschaft nahebringen. Unter unseren älteren Forschern hatten wir Meister solcher Darstellung; man denke an die Vorträge G. D. Teutschs. Pancratz erweist sich ihrer nicht unwürdig. Er hat mit den Mitteln moderner Darstellungsart etwas sehr Schönes geschaffen. Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt in kulturgeschichtlichen Erörterungen, die er an die Gassennamen knüpft und unter den Hauptschlagworten Landschaft und Lage, Befestigungen und Zünfte, Handel und Verkehr, Wirtschaft und Industrie, Verwaltung, Von Kirchen, Heiligen und Orden, Gesundheitswesen, Geistiges und Gesellschaftliches Leben, Volkswitz und Derbheit zusammenfaßt. Auch sprachlichen Ableitungen gewährt er Raum. Über einzelne Tatsachendeutungen und Ableitungen wird sich streiten lassen; die stellenweise Vereinfachung der alten Schreibungen hat ebenfalls ihre Gefahren. Das fällt aber nicht ins Gewicht gegenüber dem Umstand, daß ein schwieriger und zum Zerfließen neigender Stoff trotz seiner wissen-

schaftlichen Artung in lebendig ansprechender Form vorgelegt wird. Der Deutsche Sprachverein in Rumänien, der die Arbeit als erstes Heft einer geplanten Veröffentlichungsreihe herausbringt, hat sich durch ihre Unterstützung ein Verdienst erworben. Vom Verlag ist das Werkchen sehr hübsch ausgestattet worden. Möchten andere Verlage, Städte und Bearbeiter dem Beispiel je eher folgen! Karl Kurt Klein.

Erik Reger: Lenz und Jette, Chronik einer Leidenschaft. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin. — Man erwartet ein Buch voller Bewegung und sich austobender Leidenschaft; und findet einen Roman von seltener Stille und Verhaltenheit. Die Leidenschaft, von der er handelt, ist die nie ruhende, brennende Sehnsucht nach „Papieren", nach „Kuxen", von der sich eine sonst kleine bürgerliche Welt treiben läßt. Nicht das Geld an sich, nicht blinde Habgier ist dabei letzter Beweggrund, sondern das Geheimnisvolle, Ungewisse, das mit solchen Börsenpapieren verbunden ist, die Hoffnung auf Gewinn, die noch größere Gefahr des Verlustes. Diese seelische Einstellung der Kleinbürger eines Städtchens nützt ein geriebener Hochstapler in einer Art aus, daß am Schlusse letztlich niemand wesentlichen Schaden erleidet. Eingeflochten in dies äußere Geschehen ist desselben Mannes Liebesidyll mit einem alternden Mädchen, das ebenfalls fast ohne Liebesleidenschaft und ohne erregende „Ereignisse" verläuft. Das Buch ist sehr gut beobachtet, fein geprägte Charaktere in flüssiger, kennzeichnender Sprache, wie bei dem bekannten Verfasser nicht anders zu erwarten. Hans Lienert.

Alfred Huggenberger. Der Kampf mit dem Leben. Erzählungen. L. Staackmann Verlag Leipzig 1934. Sieben Geschichten von deutschen Bauern, einfache Begebenheiten aus dem Alltag, die sich tausendmal wiederholt haben und sich noch tausendmal wiederholen werden. Und doch: sieben Geschichten von überwältigender Schönheit. Ein Künstler beweist darin aufs neue, daß jedes Erlebnis in die Kunst eingehen kann, wenn begnadetes Können schöpft, formt, dichtet. Man muß alle diese Geschichten immer wieder lesen und man staunt wie wundervoll Huggenberger sie bringt. Der Anfang von „Der verkehrte Stockauer" und von „Der Frühlingstag" beweisen eine außergewöhnliche Begabung, den Leser oder besser den Zuhörer einzuführen. Diese Geschichten von deutschen Bauern lassen erkennen, daß unsere Zeit über einen Dichter verfügt, von dem sie fordern muß, daß er erzähle, erzähle, erzähle. Kurt Scherg.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt: Otto Folberths Kriegserzählung „1 Geschütz, 16 Pferde, 20 Mann!", von der wir ein kleines Bruchstück bringen, erschien soeben in drei Fortsetzungen in Band 9, 10 und 11 der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart) mit Zeichnungen von Robertheinrich Nachbauer.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Brașov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Marianne Schmidt, Rattenfänger, Keramik

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR AUGUST 1935 HEFT 8

Rumänische Lyrik

I. Ion Pillat

Elegie im Herbst

Auf einmal steht Wind über Teichen, und herbstliche Sterne.
Mit mächtigem Flügelschlag, zeitlos wie Tage und Nächte,
Erhebt sich ein Vogelschwarm unter ein Sternbild zu steigen.
Doch heute weiß niemand mehr Zeichen des Schicksals zu deuten.

Der Rauch legt sich blau auf die Dörfer und leicht auf der Schulter
Verharret ein Blatt schon, wie eine vergessene Hand, und
Es staut sich die Zeit in der aschgrauen Sanduhr des Abends.

Gewundener Weg führt zurück dich, woher du begonnen.
Der Greis findet wieder im Innern den Jüngling von einstmals.
Vom Berge sind Hirten gekommen, gestützt auf die Stäbe
Befragen sie oben den Abendstern über der Hürde.
Es kauern die Hunde bei ihnen, den Kopf auf den Pfoten,
Versteint sind die Herden, zu nächtlicher Ruhe gesammelt.
Im Hause blinkt auf eine Lampe und wieder entfaltet
Der Vater die Heilige Schrift, liest die heiligen Worte.
Die Mutter bedecket den Tisch mit dem reinlichen Linnen,
Bricht wieder das Brot und schenkt wieder den Wein aus. Zum Bilde
Des Heiligen auf blickt das Kind, und das Bild blickt zum Kinde.
Es wartet im Haustor der Lahme, es flüstert der Blinde:
„In Emmaus saß ich auch heut mit dem Herren beim Mahle."
Doch niemand erfaßt dieses Wunder und hört diese Worte
Und alles bleibt so wie es war. Nur ein Flügel rauscht leise —

Die Insel

Mit ihrer Stirn aus klarem Marmorbruch,
Bedeckt von dunkler Wälder Schattenhaar,
Umflüstert von dem tausendstimmigen Spruch
Sibyllens, auch dem Fischer undeutbar —

So ragt uralt die Insel aus dem Meer.
Die Berggewässer treiben hell zu Tal
Und gleiten über Fels in frohem Fall
Und tragen Nymphen in dem Arm einher.

Amphoren füllen sich mit Silberschall.
Am Strande spülen Mädchen ihren Lein.
Es badet, sanft umschlungen vom Kristall
Der Flut, Nausikaa im Dämmerschein.

Wo ist dein Boot, Odysseus? Senke dort
Den Anker in der Bucht Geborgenheit!
Klassisches Land gewährt Unsterblichkeit
Und was Homer einst sang, klingt ewig fort.

Persische Miniatur

Verwischtes Blau sinkt von dem Abendhimmel
Das Dunkel der Zypressen zu erhöhn,
Aus denen schiefen Fluges ein Gewimmel
Von weißen Tauben schwebt. Dort kannst du sehn,

Wenn du die Wimpern hebst, im Rosengarten,
Den steinern eine Mauer rings umgibt,
Den Kaisersohn und jene die er liebt,
Mit großem Aug' und Fingern, überzarten.

Ihr grünes Seidenkleid, mit goldenem Faden
Gestickt, und weiter Hosen Schleierbausch
Umspielt den nackten Leib in müdem Rausch,
Wie einen Vollmond flüchtige Wolkenschwaden.

Indes ein Reh furchtlos den Zärtlichkeiten
Den heilig-sanften Mund entgegenhält —
Und ohne Ahnung sind die drei, daß Zeiten
Wie ihre längst verschwanden aus der Welt.

Strophe

Wo sind all des Waldes Blätter? Längst dahin.
Wo der Wolken Wanderzüge? Längst dahin.
Wo der Fluß, der uns die Kindheit in dem Spiegel
Seines Eises wiederbrachte? Längst dahin.

Wo das Lachen, wo das Weinen, wo die Sehnsucht
Und die Lieb' und ihre Schmerzen? Längst dahin.
Wo die Augen, teuer einstmals wie die Sonne?
Und der Schatten sanfter Wimpern? Längst dahin.
Wo der Mensch, der einst auch ich gewesen?
Lied und Atem — wie ein Rauschen ist's dahin.

Brunneninschrift auf dem Landgut Florica

Du, der Florica lieb hat, halt an um mir zu lauschen,
Und beuge dich demütig zu meinem Mund von Stein,
Hör aus des Wassers Flüstern Erinnerungen rauschen
Und aus dem Hause hallen verlornes Glücklichsein.

Eine andere

Beug dich ganz kurz nur nieder zu meiner Zitterwelle,
Zu meinem Zeitenspiegel, in dem alles verfließt —
Lachen und Weinen bin ich, das an des Himmels Schwelle
Im Berghaus von Florica schon längst verklungen ist.

(Übertragen von Harald Krasser)

Stefan Ludwig Roth

Ein chorisches Festspiel von Arnold Roth

I.
Einer: Er! (Drei Trommelschläge.)
Mehrere: Er! (Drei Trommelschläge.)
Alle: Er! (Drei laute Trommelschläge.)
Einer: Wie schreitet er schwer. (Zwei schwere Schläge.)
Alle: Wie schreitet er hehr. (Zwei schwere Schläge.)

— Pause —

II.
Einer: Wer ist der mit den Augen so frei?
Alle: Der Stefan Ludwig Roth!
Einer: Wer steht wie ein König im Pöbelgeschrei?
Alle: Der Stefan Ludwig Roth! (Lauter.)
Einer: Wem speien sie dort ins Angesicht?
Alle: (noch lauter) Dem Stefan Ludwig Roth!
Einer: Wer steht wie ein Fels und rührt sich nicht?
Alle: (ganz laut) Der Stefan Ludwig Roth! (Trommelschläge.)

— Pause —

III.

Einer: Sie stoßen ihn fort,
Zum Richtplatz hin,
Durch Klausenburgs weite Gassen.

Alle: (laut) Da! Da! Der Verräter!
(ganz laut) Fort mit ihm!
Der Deutsche lebt nur zu hassen! (Trommelschläge.)

Einer: Er schreitet seinen Richtern voran.

Einige: O Stefan Ludwig Roth,
Was hast du deinen Feinden getan?

Alle: (steigernd) Zum Tod! (Trommelschläge) Zum Tod!
(Trommelschläge. Ganz laut) Zum Tod! (Trommelschläge.)

Einer: Er hat sein deutsches Volk geliebt!

Alle: (laut) Geliebt? Die Lieb' war Wahn!

Einige: (leise) Er hat sein deutsches Volk geliebt, (leiser) sonst hat er — (ganz leise, stockend) — nichts — getan. (Trommelschläge.)

Alle: Zum Tod mit ihm! (Trommelschläge.) Führt ihn zum Tod! (Trommelschläge.)

Einer: Gibts keine Rettung?

Einige: O, schändliche Not!

Alle: (gedämpft und stockend) O, Stefan — Ludwig — Roth!
(Dumpfer Trommelwirbel.)

— Pause —

IV.

Einer: (heller Trommelschlag) Platz da! (Trommelschlag) Tretet weiter zurück!

Einige: Da kommt er!

Alle: (bewundernd) Da kommt er!
(steigernd) Welch ein Blick!

Einer: Welch eine Stirne,
Welches Gesicht.

Alle: Ihr könnt diesen Leib erschießen
Vor eurem Wahngericht,
Ihr könnt sein Blut vergießen,
Der Stefan Ludwig Roth
Geht mitten durch den Tod!

Alle: (ganz laut) Und stirbt doch nicht!

Einer: Platz da! (Trommelschlag) Tretet zurück
Nur noch dies kurze Stück. (Dumpfer Trommelwirbel.)

— Pause —

V. Einer: Schon führen sie ihn zum Burghof hinan.
Alle: Seht, seht,
Er steht, der königliche Mann!
Einer: Er lächelt, er lächelt
Alle: Zum letzten Mal.
Einer: Er blickt hinunter ins blühende Tal,
Hinab in den blühenden Maien!
Still! Hört! Er spricht zu den Zweien!
St. L. Roth: Freunde laßt mich noch einmal stehn
Und auf Gottes Welt hinuntersehn,
Wie schön ist die Welt im Scheiden.
O, Augen wie wollt ihr euch weiden?
Noch nie hat das Blühen mich so umkränzt,
Noch nie hat die Sonne so golden geglänzt.
Sonne, goldschenkender Sonnenstrahl,
Heut sieht dich mein Auge zum letztenmal.
Jetzt wo ich sterbe, mein Volk für dich,
Jetzt fühl ich: Ich lebe ewiglich! (Heller Trommelwirbel.)

— Pause —

VI. Einer: (Trommelschläge) Fort, deutscher Hund, was zögerst du?
Ich schlage mit dem Kolben zu! (Dumpfer schwerer Trommelschlag.)
Alle: (laut) Seht, seht, er hat ihn geschlagen,
Er hat den gebundnen geschlagen!
St. L. Roth: Freund, ich wollte dich gerne sehn
Auf deinem letzten Wege gehn!
Ich kenne kein ängstliches Zagen!

— Pause —

VII. (Langsame, dumpfe Trommelschläge) — — —, — — —,
Einer: Soldaten — in Reihe — aufmarschiert!
Gewehre herunter und präsentiert! (Trommelschläge.)
Auf! bindet ihm die Augen ein!
St. L. Roth: Herr Hauptmann, laßt die Binde sein!
Ich will wie eine Eiche stehn,
Nur laßt mich die Heimat, die Heimat sehn.
Soldaten, ich stehe! Nun treffet mich!
Mein Volk, mein Volk — dies alles — für — dich!
(Alle Trommeln wirbeln laut, dazwischen dumpfe Trommelschläge. Der Chor:)

Alle: (laut) Seht! Er bricht in die Knie!
Einer: Er fährt mit der Hand ans Herz
Ein Anderer: Er stürzt! (Ganz schwerer Trommelschlag am Schlusse des Wirbels. — Pause.)
Das Gras seht — blutigrot
Die Sonne versinkt vor Schmerz!
Alle: (leise) Tot! (Trommelschläge — — —) Tot! (Trommelschläge — — —) Tot! (Trommelschläge — — —.)
Alle: (laut) Stefan (Trommelschläge) Ludwig (Trommelschläge) Roth! (Lange Trommelwirbel. — Stille!)

— Pause —

VIII. Einer: Er starb . . .
Alle: Für uns!
Einer: Er lebte . . .
Alle: Für uns!
Einer: Er lebte?
Alle: Nein! Tausendmal: Nein!
Wir wollen es jubelnd zum Himmel schrein!
Alle: (ganz laut) Er lebt! (Trommelschläge.) Er lebt! (Trommelschläge.)
In uns Jungen lebt er aufs neue!
Er wächst! Er lodert, er ist nicht tot! (Es setzt ein leiser Trommelwirbel ein, welcher während des Folgenden immer lauter wird.)
Wir grüßen dich: Stefan — Ludwig — Roth!
Wir Jungen, wir halten dir Treue! (Ganz laute Trommelwirbel.)
Alles singt das Lied: Wenn alle untreu werden.

Die Lebenshaltung unserer Jugend

Bilder und Gedanken von dem Jugendtag in Agnetheln

Dem Jugendbunde zugeeignet von Ernst Jekelius

Im Jahre 1926, einem Jahre, das noch umwittert war von der Gewaltigkeit des Umsturzes, in den das Leben unseres Volkes hineingerissen worden war, rief die sächsische Jugend zu einer großen Tagung nach Heltau. Wir jungen Männer, die der Krieg von der Schulbank genommen hatte und die nun, aus der großen Gemein-

schaft der Heeresmacht gerissen, auf der Suche nach dem Sinn des Lebens unseres Volkes waren, folgten diesem Rufe freudig und bewegt. Und wir sahen diese Jugend, die in Scharen herbeigeströmt war, voll Liebe. Wir sahen sie im mächtigen Ring der alten Bauernburg von Michelsberg gelagert, wie sie mit leuchtenden Augen den flammenden Worten ihres Führers lauschte. Wir sahen sie in dem ehrwürdigen Gotteshaus von Heltau erregt beisammen, wo der ehrwürdige Dr. Karl Wolff zu ihr sprach. Und wir sahen sie im mystischen Dämmer des Kircheninneren von Michelsberg ihre eigenartigen Tänze schreiten. Aber die Jugend blieb stumm, denn sie hatte ihren Weg noch nicht gefunden und auch ihre Fürsprecher waren noch auf der Suche. Wenn dies Treffen ein Markstein in meinem Leben werden sollte, so geschah das gleichsam am Rande der Veranstaltungen. Auf den Ruf der Jugend war eine Reihe von Männern herbeigeeilt, die sich in der gleichen Lage befanden, wie ich, denen das Wohl des Volkes am Herzen brannte, die in einer bürgerlich-satten Welt fremd und allein da standen und denen die Aufgabe gesetzt war, mit Wahrhaftigkeit zu den Quellen unseres Lebens vorzudringen und die Schätze aus der Tiefe des Geistes unseres Volkes zu schöpfen. Diese Männer, um die sich von diesem Tage her, ein mystisches Band der Verbundenheit im Letzten geschlungen hat, und ihre Freunde sind in der Zeit nicht tatenlos geblieben. Wilhelm Staedel hat in seinem Jugendbund den mächtigen Ring um all das Streben der Jugend gezogen, Otto Folberth schenkt uns Leben und Werk Stephan Ludwig Roths, Heinrich Zillich schafft in seinem „Klingsor" endlich die Tribüne freier, geistiger Aussprache in unserem Volke, Konrad Möckel ringt im geistlichen Arbeitslager um Gemeinde und Volkskirche, Erwin Wittstock legt in seinem großen Roman allen Deutschen das Anliegen und den Kampf unseres Volkes an das Herz, Alfred Pomarius setzt sich mit ethischer Kraft für die sich erneuernde, deutsche Gemeinschaft ein, Karl Kurt Klein gibt uns die lebendig pulsende Geschichte unserer Reformation, Andreas Scheiner zeigt uns liebedurchglüht die Tiefe christlicher Haltung und Misch Orend offenbart uns den Reichtum bäuerlichen Lebens und volkhafter Kunst. Seitdem ich in Agnetheln bei der Tagung unserer Jugend war, zu der es mich trotz mannigfacher Ungunst der Verhältnisse drängte, weiß ich, daß ich hier an einem zweiten Markstein im Leben unseres Volkes stand. Die Jugend ist

mündig geworden. Sie marschiert. Ich, der sich mit der Arbeit seines Lebens in Wort und Schrift, dem Kampf gegen die verbürgerlichte, laue Kirche und dem Rufe nach der sich von den Quellen her erneuernden, christlichen Glaubenswelt, zu der oben gezeigten Generation bekennt, weiß nun, daß wir nur Vorläufer, geistige Wegbereiter sind. Hier aber ist die Erfüllung, hier ist das Leben. Es ging mir beim Anblick dieser Jungen, die unbeirrt ihren Weg gehen, wie jenem Erzvater, der gebrochenen Auges noch einen Blick in das gelobte Land tun darf. Und ich stand wieder einmal erschüttert vor der tiefen Sinnhaftigkeit dieser Schöpfung. Dies zum Voraus.

Schon die Fahrt durch das von weichen Hügelkuppen und Buchenwäldern umgebene Tal des weidenumstandenen Harbach mit seinen silbrig schimmernden Haferfeldern und goldenen Ährenbreiten in dem vom Lachen, Singen und Musizieren der Jungen und Mädchen erfüllten Züglein, aus dessen Fenstern überall sonnengebräunte Gesichter lachten, erfüllte mich mit freudiger Erwartung. Die vorübersausenden Autobusse und Gefährte, alle auch von strahlender Jugend erfüllt, alle zu demselben Ziele eilend, wurden mit freudigen Heilrufen begrüßt. Und dann standen wir auf dem weiten Marktplatz von Agnetheln im Angesichte der trotzigen Kirchenburg. Einige Heilrufe, ein paar kurze Anordnungen der uns erwartenden Ordner, ein paar leise Kommandoworte und schon marschierten die Züge, zu Viererreihen geordnet, unter Wimpelgeflatter in die bereitstehenden Massenquartiere. Etwas beschämt darüber, daß man zu keinem dieser Züge richtig gehört, sucht man das rasch angewiesene Einzelquartier auf. Und dann sehe ich von dem Fenster des gastlichen Hauses, in dem ich freundliche Bleibe finde, ankommende Eisenbahnzüge und Autobusse und immer wieder diese eilig schreitenden Marschkolonnen. Ja, diese marschierenden Züge, die nun zu allen Tageszeiten, aber immer mit einer unglaublichen Pünktlichkeit, in alle Richtungen, aber unweigerlich an den rechten Ort an meinen Fenstern vorbeiziehen, sie gehören mit zu den gewaltigsten Eindrücken, die mir diese an Erlebnissen so reichen Tage gebracht haben. Sie sind unwiderstehlich. Ja, gewiß, sie gehören mit zu der Präzision der ganzen Tagung, die wie ein gewaltiges Uhrwerk, hinter deren raschem Schlag man die neue Zeit selbst zu sehen glaubt, abläuft. Sie gehören mit dazu, wie es dazu gehört, daß jeder noch so leise Wink eines Führers sofort volle Erfüllung findet, daß es während

der ganzen Zeit nicht den leisesten, von mancher Seite vielleicht erhofften, Anstand gibt, daß jede Anordnung der Ordner letztgültig und unwidersprechlich ist. Mir, der ich keine Funktion in diesem grandiosen Getriebe habe, gelingt es immer nur mit meiner ganzen Energie, mit Nennung meines Namens und des Blattes, für das ich schreibe, in den inneren Raum vorzudringen, wo sich das Ereignishafte abspielt. Ich konnte es einem von der Hochschule her kommenden Studierenden vollkommen nachfühlen, daß er es sehr bedauerte, daß er in keinem Massenquartier untergebracht war und zu keinem der Züge gehörte. Fünf-sechs Jungen, die irgendwohin gehen, formieren den Zug und marschieren. Diese marschierenden Züge gehören also dazu. Aber sie sind mehr noch. Sie sind Symbol der Erneuerung auf dem Marsche. Deshalb diese sieghafte Sicherheit, dieser bezwingende Ernst, diese unwiderstehliche Gewalt der Marschierenden. Über dreitausendfünfhundert Jungen sind da. Und sie marschieren mit Wimpeln, Fahnen und Standarten, mit Trommeln, Trompeten und Spielern. Sie marschieren. Man muß mitmarschieren.

Dann betrete ich ehrfürchtig die Kirchenburg, deren mächtigen Ring zwei stolze Wehrtürme verstärken und stehe vor dem alten Kirchlein, dessen Turm trotzig zum Himmel hinaufdeutet. Ich stolpere die morschen Treppen hinauf und werfe einen Blick auf die roten Dächer der Stadt, deren große Lederfabriken von Handwerksfleiß künden, wie sie so friedlich eingebettet liegen im Grün der Hügel ringsum. Hier oben ist es sonnig. Im Dämmer der Kirche besehe ich mir den barocken Altar, dessen Tafeln Leiden und Auferstehung Christi, sowie das Abendmahl zeigen. Einige Bilder zeigen Christus ganz allein einer von dämonischer Gehässigkeit erfüllten Welt von Hohepriestern und Häschern gegenüber. So sehr sie ihn aber auch foltern und quälen, das göttliche Licht, das ihn umstrahlt, wird durch ihr dunkles Dräuen nicht versehrt.

Eine Ausstellung zeugt von dem Werk des Jugendbundes. Es ist sinnvoll sich in die Arbeit dieser Jugend zu vertiefen, bevor man sich anschickt, mit ihr ein Fest zu feiern. In der Mitte der großen Halle loht hoch auf einer Säule, die Schwert und Spaten, die Symbole für Blut und Boden, zeigt, eine ewige Flamme. An den Wänden sieht man in hierarchisch strenger Anordnung Bilder und graphische Darstellungen. Auf langen, an die Wand gerückten Tischen liegen

Bücher, Hefte und Ausrüstungsgegenstände. Eine Wand ist dem Arbeitsdienst gewidmet. Da sehen wir die gezogenen Gräben und entsäuerten Wiesen, den gerodeten Grund, die entwässerten Hutweiden und Kirchenwiesen, die rigolten Baumschulen und Weingärten, die angelegten Sportplätze und hergerichteten Friedhöfe. Wir sehen die Jungen und Mädchen bei Arbeit und Spiel. Wir sehen sie bei der feierlichen Übergabe nach vollbrachter Arbeit, die sie im Schweiße ihres Angesichtes beendet haben. Und wir sehen, wie sich diese Arbeit von Jahr zu Jahr weiter ausbreitet, vom Jahre 1931, wo 27 Jungen und 6 Mädchen in einem Arbeitslager 162 Arbeitstage leisten bis zum Jahre 1933, wo in 42 Arbeitslagern 804 Jungen und 227 Mädchen 10.661 Arbeitstage verbringen. Ist diese Dienstbereitschaft von halbwüchsigen und jungen Menschen auf verlorenem Boden in ungewohnter, schwerster Arbeit nicht erschütternd? Muß sie nicht im Stande sein, ein laß gewordenes Volk aufzurütteln? Andere Abteilungen künden vom gesunden Leib bei Turnen und Sport und vom Wandern durch die vertraut gewordene, liebe Heimat. Jugendherbergen, die in den letzten Jahren von 9 auf 42 gestiegen sind, sorgen in der Kaisder und Kellinger Burg, in Wehrtürmen und Landheimen für Unterkunft. Da sehen wir, was diese Jungen lesen. Sie lesen Luthers Briefe und Wiecherts Spiel vom deutschen Hiob, die Kriegsbriefe gefallener Studenten, Dwinger, Bäumelburg, Grimm und Zöberlein. Sie lieben Max Mells Apostelspiel und andere Weihnachtsspiele, Mirbts Laienspiele, wie die Retzlaffbilderbücher und Walther Hensels Liedersingen. Von heimischen Werken liegen da neben der Sachsengeschichte und den Haltrichischen Märchen, Otto Folberths „Stephan Ludwig Roth", Wittstocks: „Bruder, nimm die Brüder mit" und Zillichs „Urlaub" und „Sturz aus der Kindheit". Ein eigener, reich bestellter Stand wird von den christlichen Jungmännern gestellt. Ein Raum wirbt für Heimat und Tracht. Eine Wand ist der Festgestaltung gewidmet, die Feier und Sammlung, nicht Zerstreuung sein soll. Als ihr Herzstück finde ich zu meiner Freude Johann Sebastian Bach. Die Feier wird mit Laienspiel, Volkstanz und Volkslied verbracht.

Der Abend bringt dann als solche Feier den Eingruß. Vor dem wuchtigen Torturm, der so als mahnendes Zeugnis einer erhebenden Vergangenheit sinnvoll in die Spiele einbezogen ist, erhebt sich die

Bühne so, daß das Tor zur Hälfte freigelassen, zur Eingangspforte für die Sprecher wird. Hoch über dem Tore ragt, von der Bühne durch eine Stiege zugänglich, eine balkonartige Kanzel für die Redner vor, die von einem schön gestickten, sächsischen Wappentuch bekleidet ist, das die Wappen unserer Städte und den Spruch: „Hier stirbt der Deutsche nicht", trägt. Im Vordergrund der Bühne lodern hochragende Flammen. Dahinter erscheint die hellschimmernde Kirche im dunkeln Grün der rauschenden Bäume des Kirchhofs. Eine wahrhaft gewaltige Szene, auf der sich nun das große Spiel von Kampf und Sieg begibt. Im Geiste empfangen wir den Gruß von Kampf und Sieg, aus Leben und Tod eines wahren Volksmannes, Stephan Ludwig Roths, und aus dem Ringen eines von der Glaubensmacht durch alle Fährnisse getragenen Volkes, der Niederländer.

Fritz Benesch läßt mit vor Ergriffenheit heiserer Stimme das siebenmalige Stürmen und Branden im Leben Stephan Ludwig Roths, diesen Weg, der mit hochgerissenem Haupt und flammendem Herzen durch das Dunkel immer größerer Not in gläubiger Gewißheit führt, diesen immer von neuem mit gewaltigem Entschluß angetretenen Opfergang aufleuchten, der dort endet, wo er enden muß, im Martyrium, im Opfertod.

Der letzte Gang Stephan Ludwig Roths und sein Tod, der hier zu seinem völligen Sieg gewandelt ist, wird in Arnold Roths Chorspiel zu gewaltigem Erlebnis. Sprecher, ein leidenschaftlich bewegter Männerchor und Trommelwirbel gestalten das herzergreifende Erlebnis zu unserer hingegebenen Erschütterung. Und machtvoll erscheint vor uns ein neuer Stephan Ludwig Roth, der im Tod Siegende, der Unsterbliche, der in tausend heißen Jungenherzen lebt, die vorwärtsschreiten.

Unwillkürlich mußte ich die Hand auf die Schulter des vor mir sitzenden Otto Folberth legen. Er sah mich mit leuchtenden Augen an.

Das Laienspiel „Bergen op Zoom" führt uns in die Glaubenskämpfe der Niederländer und in die von Herzog Alba belagerte, in schwerster Not um ihr Dasein ringende protestantische Stadt Bergen op Zoom. Drei Chöre: die schildbewehrten Ritter, die das Kreuz tragenden Mönche und die Bürger der Stadt, sowie ihre Sprecher, die drei Brüder, der Stadthauptmann Klaus, der reformatorische Mönch Adrian und der Junge Till, die alle als Verteidiger der um das Letzte ringenden Stadt zu einer glühenden Schicksalsgemein-

schaft zusammengeschweißt sind, sind die Handelnden. Das gläubige Herz Bruder Adrians setzt sich über die strengen Befehle des Stadthauptmanns hinweg, wofür er büßen muß. Aber im Tode Adrians, dieser leuchtenden Seele der Stadt, siegt die Macht des Glaubens über die eisenharte Ordnung der Ritter.

Den großen Abend beschließt ein endloser Fackelzug der Jungmannschaft, der von dem hell erleuchteten Turm der Kirche bewacht, feierlich in die Nacht hinausschreitet.

Am nächsten Morgen weckt uns ein Choral vom Turme. In Anwesenheit von Abordnungen werden die Fahnen gehißt: neben der Staatsfahne die blau-rote.

Morgengottesdienst im Freien vor dem alten Wehrturme. Arnold Roth, ein wettergebräunter Junge im Ornat, steht oben auf der Kanzel und spricht. Er spricht über die Worte des gefangen auf seinen Tod harrenden Paulus an die Korinther: „Wachet und stehet im Glauben, seid männlich und seid stark." Seine Rede ist stark und hart, wie aus Stein gemeißelt. „Wachet und stehet, ihr Jungen. Seid stark nach Außen und nach Innen. Steht auf dem Posten" fordert er unerbittlich. Die Forderung ist unausweichbar. Und dann: „Den letzten Sinn gibt Gott. Sinnlos sind diese Tage ohne das, ohne Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Seid Landsknechte Gottes mit harter Faust und der Liebe im Herzen." Die Bäume rauschen und die Türme ragen. Und die Steine reden, wie dieser flammende, junge Mensch von dem lutherischen Glauben, der unserem Volke die Kraft gab, hier Geschichte zu machen. Brausend steigt es zum Himmel:

Mit unserer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.

In der Festversammlung des Jugendbundes, die bald darauf an demselben Orte stattfindet, spricht Pfarrer Wilhelm Staedel nach der Begrüßung der Jugend durch die Vertreter unserer weltlichen Behörden und der Kirche, zu seinen Jungen. Er legt im Namen der Bewegung ein Treugelöbnis zu Krone und Staat ab. Er spricht von der Eigenständigkeit der Bewegung, die nicht zerbrochen werden darf, soll sie der Gemeinschaft nützen. Er spricht zu dieser Ritter-

schaft des Glaubens und der Tat in hinreißenden Worten von Dienst und Opfer, Zucht und Ehrfurcht. Er spricht zu ihr von ihren Arbeitslagern, die Arbeit an der Heimatscholle zu werdender Volksgemeinschaft sind, von ihren Wanderschaften, die sie die schöne Heimat in das Herz schließen lassen, wenn an den abendlichen Lagerfeuern, die Funken zum Himmel steigen, von ihren Märschen zur Totenehrung, die in der Erkenntnis, daß das Leben vom Tod umsäumt ist, stumme Mahner zur Opferbereitschaft sind, endlich von ihren Gottesdiensten, die die Seele zu Gott erheben. Und dann spricht die Jugend selbst. Die Namen der Jungen werden nicht genannt. Es sprechen namenlose Vertreter der Jugend des Altreichs, des Banates, Bessarabiens, des Buchenlandes und der Dobrudscha, wie Siebenbürgens, unbekannte Kämpfer der Bewegung. Sie sprachen alle feurig und voll Begeisterung von der sie alle umschließenden Gemeinschaft, vom Volksein im Geiste. Und diese leidenschaftlich bewegten, unbekannten Sprecher aus allen Gauen des Landes sind wieder eines dieser großen Erlebnisse der Tagung.

Ein neues bereitet sich vor: Der Vorbeimarsch dieser vieltausendköpfigen Jugend an ihren Führern. Und nun ziehen diese Jungen, nach Landschaften geordnet, von ihren Musikkapellen geleitet in ununterbrochenem, fast eine Stunde dauerndem Zug an ihren Führern vorbei. Es ist nicht die Masse der Anwesenden, nicht die reiche Pracht der Trachten, nicht die Fülle der vertretenen Orte, es ist der eherne Schritt, der feierliche Ernst, das stumme Gelöbnis, was diese Kundgebung zu einem so gewaltigen Geschehen macht.

Auf dem großen, wimpelgeschmückten Sportplatz reiht sich endlich die Jugend zu frohem Fest. Sonnengebräunte Jungen und Mädchen finden sich zu Turnen und Spiel. Sonnwendspiel und Urzellauf lassen die Sinnhaftigkeit des Lebens aufleuchten. Volkslied und Volkstanz führen das Fest in die Tiefe. Bei dem altdeutschen Bändertanz, den die Birker Jugend mit bäuerlichem Schwung und Taktgefühl schritt, ist es mir wieder einmal so recht bewußt geworden, warum die neue Zeit die alten Tänze so sehr liebt. Es sind Gemeinschaftstänze, die alle sinnvoll in den Reigen schließen. Scharfe Reiterattaken werden unter Trommelgewirbel geritten. Und mit dem Lachen der herabpurzelnden Knaben im Ohre verlassen wir den Platz.

Gemeinschaft ist das große Erlebnis dieser Jugend. Gemein-

schaft, hierarchisch aufsteigend von der Rotte im Dorfe zum Zug des Kreises und zur Schar des Landstriches und zum Volke, zur Gemeinschaft aller Deutschen des Landes und endlich geistig zur deutschen Volkheit. Hingabe und Opfer für die Gemeinschaft, die Aufgabe des Lebens. Verantwortung vor der Gemeinschaft, das Gericht.

Wie will nun diese Gemeinschaft beschaffen sein? Zunächst will sie zu einer bäuerlichen Grundhaltung zurückkehren, zu diesem Leben der Arbeit im Schweiße unseres Angesichtes zwischen Himmel und Erde, zu dieser Wiege der wahren Menschheit. „Zunächst und vor allem müssen wir diese bäuerliche Haltung wiedergewinnen", sagt der Jugendführer Fred Bonfert. „Heilig ist der Boden. Heilig ist jedoch nur der Boden, der Besitz von Geschlechterketten war und sein wird. Nur der ist Herr und Besitzer des Bodens, der den Pflug durch ihn lenkt. Nur dem Volke ist eine Zukunft beschieden, welches den Ackermann wertet und ihn adelt," sagt der Jungbauer Richard Langer. „Pflug und Schwert sind unsere Zeichen" bekennt der junge Geistliche Arnold Roth. Natur und Geist in ihren Urformen stehen hier wieder auf mit der Heiligkeit ihres Alltages von Boden, Kornähre und Brot, Weintraube und Wein, die alle wieder heilig werden. Dafür möge hier stehen, was Viktor Hehn an einer Stelle seines schönen Goethebuches schreibt, das alles sagt: „Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten, der Ahnherr mit spärlichem, bleichem Haar und das zu seinen Füßen spielende Kind, die aus der Familie werdende Familie, der Zug der Geschlechter zueinander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Herdes und der steingefaßte Brunnen, die Urbeschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die begleitenden Tiere, Rind und Schaf, Hund und Roß, Ruder und Schaufel und Pflug, auf der Wiese die Sense, im Walde die Axt, das Netz am Ufer, Arbeit und Muße, Gesang und Tanz, Zorn und Streit und Begier, Warnung und weiser Rat, wurzelnd in Sitte und Stammesgefühl, Weihegeschenk und Spende, Mut und List der Helden, Taten der Vorfahren, Sagen und alte Sprüche — all dies und was sich sonst noch sagen und anfügen lassen mag, ist Geist in Notwendigkeit gebunden, so unbewußt tätig und dunkel schaffend, wie das Tier sich gebärdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung

uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Tränen rührt." Zu solcher Einheit, zu solcher Weihe soll das Leben zurückgeführt werden. Auf solchem Boden, aus dem dem deutschen Volke ein Martin Luther und ein Johann Sebastian Bach erwuchsen, soll das Leben ruhen. Das alles bedeutet Pflug und Spaten.

Und was bedeutet das andere Zeichen: das Schwert. „Eine Ritterschaft des Glaubens und der Tat" nennt Pfarrer Staedel die Jungen. „Seid Landsknechte Gottes!" ruft ihnen Arnold Roth zu. Neben die bäuerliche Haltung tritt die ritterliche Haltung. Das ritterliche Ideal des Mittelalters ging in seiner Blüte nicht auf Macht, Reichtum und Ehren aus. Es setzte sein Blut für Wahrheit und Gerechtigkeit ein, schirmte Leidende und Bedrückte und strafte die Übermütigen. Es hatte sich hier die griechische Kalokagathie mit dem letztlich vor Gott verantwortlichen Heldentum des Christen vereinigt. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein" ist ein ritterliches Lied. Dabei haben wir es da mit einem ausgesprochenen Ordensrittertum zu tun, wo alle gemeinsam als unbekannte Kämpfer für die eine große Sache streiten und der Einzelne völlig hinter die gemeinsame Aufgabe zurücktritt. Für Böswillige muß ich hinzufügen, daß es sich hier natürlich nicht um Kampftruppen, sondern rein um eine Geisteshaltung, um eine seelische Einsatzbereitschaft handelt.

Endlich tritt neben die bäuerliche und ritterliche Einstellung eine asketische, um nicht zu sagen eine mönchische Haltung. Ich erblicke diese asketische Haltung in der völligen Abwendung von allen Verlockungen der Welt, in der Härte, mit der sich diese Jugend allen Sinnenreizen des Augenblicks versagt, in der harten Zucht, der sie sich unterwirft. Ich erblicke sie ferner in der völligen Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft, die bis zur gänzlichen Unterdrückung der Persönlichkeit geht. Ich erblicke sie endlich in der hierarchischen Strenge ihrer feierlichen Feste, die in eigenartigem Kult Übersinnliches durch Sinnliches darzustellen sich unterfangen, die Letztes aufzeigen wollen. Das gibt dieser mystischen Feier die atemberaubende Höhe.

Und nun schlägt uns die letzte Frage entgegen: Wo liegt der geistige Urgrund dieser bündischen und ständischen Lebenshaltung, die in der Vergangenheit dort ansetzt, wo die lebensdurstige Renais-

sance im Aufruhr gegen die Weltordnung der Menschheit eine Freiheit eroberte, die sie folgerichtig zum Sklaven der Zuchtlosigkeit machte und die geradlinig über die alles auflösende Liberalität der französischen Revolution zur Entmenschtheit des russischen Kommunismus führt, und ein neues Mittelalter groß heraufführt.

Eines ist gewiß: diese Lebenshaltung hat ihren Lebensgrund in einer mystischen Glaubenswelt, die im Irrationalen verankert ist. Die Zeit läßt es nicht zu, daß diese letzten Dinge mit der bürgerlichen Vernunft rational und politisch gelöst werden. Daher sind alle Versuche der Politiker dies Anliegen der heutigen Menschheit politisch zu lösen, Schläge ins Wasser. Hier liegt eine große Weisheit der Führer im Reich, wenn sie Entscheidungen in diesem innersten Bereiche nicht selbst herbeizuführen trachten.

„Der Kampf, das harte Ringen, er ist uns von Gott aufgetragen, er ist unser Schicksal. Es gibt für uns Jungen heute keine Ruhe, keine Rast, kein Atemholen und Mattwerden. Wir sehnen uns nicht nach den behaglichen Stuben der Bürgerlichkeit. Unsere Heimat ist heute der Sturm der Zeit, unser Leben ist heute das harte Ringen um letzte Wirklichkeit. Wir sind der Stein des Anstoßes dieser Welt, wir sind den anderen Völkern nur zu oft das Ärgernis der ewigen Unruhe. Vielleicht hören wir Deutschen die Stimme Gottes lauter als andere und weil wir sie lauter hören, können wir nicht zur Ruhe kommen. Weil wir Deutschen ewig auf der Wanderschaft zu Gott sind, deshalb treibt uns eine solche heilige Unruhe. Das ist das letzte Geheimnis. Wir müssen unsere Sendung erfüllen, weil es Gottes Wille ist. „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." So lautet das Bekenntnis eines dieser Jungen, das Stimme ist für Viele. Das ist die Spannung, das das Herausgestelltsein, das die letzte Verantwortung vor Gott, die zu Christus führen.

„Germanisch ist der Opfertod Stephan Ludwig Roths", höre ich eine andere Stimme. Und, obwohl ich es durch Zufall weiß, daß auch dieser Sprecher seinem Christus leidenschaftlich hingegeben ist, will ich hier ansetzen. Nicht dort, wo politische Vorschläge gemacht werden, nicht dort, wo vermutlich berechtigte Angriffe, gegen eine lasse, verbürgerlichte Kirche, die in dieser Zeit, wie Alles, versagt hat, gegen pflichtvergessene Priester erhoben werden. Das sind Vorpostengeplänkel in äußeren Bereichen, Dinge, die auch ich verurteile,

wo sie mir erkennbar werden. Deutsch und christlich sind in der Hochzeit deutscher Geschichte, im Mittelalter, eine so innige Verbindung eingegangen, daß wir sie nicht trennen können. Und doch ist hier zu sagen, daß Stephan Ludwig Roths Tod der christliche Tod eines Deutschen ist. Die Lichtgestalten der alten Germanen, ein Baldur, ein Siegfried sind bösen Hinterhältern zum Opfer gefallen. Dies sich dem Gericht bis zum Letzten stellen, dieser wehrlose Heldentod mit offenen, seeligen Augen ist so christlich, wie Roths letzte Worte in seinem letzten Briefe: „Ob der kranke Leib meinen willigen Leib tragen werde, weiß ich nicht. Alle, die ich beleidigt habe, bitte ich um herzliche Verzeihung. Ich meinesteils gehe aus der Welt ohne Haß und bitte Gott, meinen Feinden zu verzeihen. Gott sei mir gnädig, führe mich ins Licht, wenn ich im Dunkeln war, und lasse mich diese Voranstalten, die mich umgeben, meine Sühne sein für das, was ich in dieser Sterblichkeit gefehlt habe. So sei es denn geschlossen in Gottes Namen", jenem unvergeßlichen: „Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", nachgelebt ist. Auch die Verantwortung vor dem Volke ist christlich, denn sie ist letztlich Verantwortung vor Gott, vor dem Jüngsten Gericht.

Dies sei nur als brüderlicher Hinweis gesagt, um den germanischen Begriff nicht zu überspannen. Er führt allzusicher zu jener Magie des Willens, die wahrhaft heidnisch ist. Er führt in jene Willensüberanstrengung, die glaubt, alles erreichen zu können durch die Tat und das die Tat ersetzende Symbol. Welch ein Zusammenbruch, wenn Gott dann nicht will. Nicht nur Nietzsche ist daran zerschellt. Doch welcher Christ wäre nicht durch diese dämonischen Gebiete hindurch? Sie führen zur Verzweifelung und durch sie, wie alle Wege, zu Gott. Aber sie sind es: die Fackeln durch die Nacht, die der Menschheit leuchten: Opfer, Verantwortung und jene dritte, die Liebe, die uns die christliche Demut vor Gott lehrt. Ich weiß es aber, daß diesen schweren Opfergang jeder selbst gehen muß.

Ich weiß aber auch, daß von diesen Jungen so viele schon von dem heiligen Geiste angeweht worden sind, so daß, wie bei unseren Kirchenburgen, wo wehrhafte Mauern das Allerheiligste, die Kirche, schützen, auch in diesem unser Volk umschließenden Ring von jungen Knabenleibern sich schon die wahre, unsichtbare Kirche Christi in ihrer strahlenden Herrlichkeit erhebt.

So ist mir die nächtliche Feier der Fakelzüge zum Sinnbild der Festtage von Agnetheln geworden: Unzählige Jungen, jeder ein unauslöschliches Licht in die Nacht unseres Volkes tragend. Und hinter ihnen, von hellem Licht umstrahlt, groß der alte Kirchturm, zum Himmel weisend, in die Unsterblichkeit.

Die deutsche Dichtung Siebenbürgens in unserer Zeit

Von Harald Krasser

(Fortsetzung)

Im Werk von Bernhard Capesius (geb. 1889 in Hermannstadt) stauen sich die mannigfaltigen Probleme dieser frühen siebenbürgischen Nachkriegsdichtung. Da ist die Erschütterung durch das Kriegserlebnis, lyrisch-episch gefaßt und ins Zeitlose entrückt im „Abendlied" „Der schöne Tod" (1919): Der Herzog einer in Kultur und Schönheit erschlafften Stadt sieht vor dem sicheren Untergang durch ein wildes Barbarenvolk nur eine Wahl: „sich bekennen zum eignen Sein", das bedeutet hier: „zur Schönheit und zum Tode", zum widerstandslosen, festlich verklärten Vergehen — eine Lösung, noch durchaus im Sinne der Neuromantik der Vorkriegszeit. Da ist ein zweites Mal das Kriegserlebnis, dramatisch-satirisch gefaßt im Trauerspiel „Brandung", in dem der Idealismus des Frontsoldaten an der dreifachen Enttäuschung: Fronterlebnis, Heimaturlaub, Revolution zerschellt. Da ist die Spannung zwischen Künstler und bürgerlicher Welt in dem auf einem altdeutschen Schwankmotiv aufgebauten Lustspiel „Das Schneekind" und in der Erzählung von den „Irrfahrten" (1920) des Musikers Tycho Johannsen, die in eine „Tonio Kröger" verwandte Resignation ausklingt: Lieber einen Augenblick bürgerlichen Glücks als ein ruhmvolles, ewig auf unerreichbare Ziele ausgerichtetes Künstlertum. Und schließlich die Spannung zwischen der „naturgegebenen Engherzigkeit des psychischen Untergrundes" in Siebenbürgen und dem Persönlichkeitsdrang des modernen Menschen im Roman „Im alten Land" (1923). Das ist die Heimkehr in die heimatliche Lebenswirklichkeit, denn der Roman gibt siebenbürgisches Leben der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts in seinen typischen Gesellschaftsformen — ländliches Pfarrhaus und Beamtentum, Vereinsfestlichkeit und politische Versammlung — vor dem ge-

schichtlichen Hintergrund der Zerschlagung des sächsischen Selbstverwaltungsgebietes durch den ungarischen Staat, der gleichzeitigen innersächsischen Auseinandersetzungen. Aber inmitten dieser entscheidenden Erlebnisse seines Volkes steht der Held eingesponnen in seine, aus des Verfassers eigener Zeitlage zurückprojizierten individuellen Problematik, passiv und lebensschwach. Er scheitert am Widerstreit zwischen den Forderungen einer individualistischen Persönlichkeitsethik und denen eines gemeinschaftsverbundenen Lebens in siebenbürgischer Enge. Aber er weicht der letzten Entscheidung aus, er resigniert und wird das Leben ohne Hoffnung weitertragen, um Vater und Mutter nicht Schmerz zu bereiten. Diese innere Konzessionsbereitschaft und der Mangel an Distanz zur Welt der Familienrücksichten und völkischen Sorgen läßt keine befreiende Darstellung siebenbürgischer Lebensform, keine überlegene Gestaltung aufkommen. So war es bezeichnend, daß gerade an diesem Werk eines an der Wende zweier Zeiten ehrlich ringenden Künstlers die grundsätzliche Kritik einer neu durchbrechenden Generation einsetzte. — Die Gedichte, erst 1929 zum Bande „Segel nach der Ewigkeit" gesammelt, begleiten den eben gezeichneten Entwicklungsweg. Sie kommen aus den Bezirken Hofmannsthals oder des frühen Hermann Hesse her mit ihrem neuromantischen Vergänglichkeitserlebnis und dem unerlösten Fragen nach dem Sinn des Lebens und beschwichtigen sich im befriedeten Kreis von Heimat und Familie. Stärker den zeitlichen und persönlichen Bedingtheiten entrückt stehen in Capesius' Werk einige kleinere Novellen, in deren strengem Stil der Dichter wohl seine objektiv gültigste Form gefunden hat.

Durch das „Tor der Zukunft" (1920) von Egon Hajek (geb. 1888 in Kronstadt) bricht der Expressionismus in die siebenbürgische Lyrik ein. Die feierliche Stilisiertheit seiner ersten Gedichte, deren dunkle Sprachmusik, erlesene Wortwahl und naturferne Symbolik ein virtuoses, im Bannkreis des frühen George stehendes Formtalent offenbaren, lockert sich auf in Hymnen, die mit dem früh expressionistischen Pathos der Menschenbrüderlichkeit Schöpfer, Menschheit, Tod besingen, und entfesselt sich schließlich völlig in freien Rhythmen zu ekstatischen Formungen einer visionären inneren Wirklichkeit, die nicht mehr den Gesetzen der äußeren Welt gehorcht. Dann aber drängt Hajeks vielseitiger Gestaltungs-

trieb wieder zur Formverfestigung, versucht sich zunächst in der modernen Balladentechnik (Balladen und Lieder, 1926). Aus Volkssagengut schöpft er den Stoff zu seiner Meisterballade „Die Pestmaid", bei deren kunstvoller Motivenverflechtung man mit Recht an die musikalische Form der Fuge erinnert hat — beim Musiker Hajek ein naheliegender und mehrfach zutreffender Vergleich. Denn ein berückend musikalisches Klang- und Formenspiel ist das Gleichbleibende seiner thematisch sehr weit gespannten Lyrik, mag sie sich nun der Groteske oder, wie in seinem letzten Gedichtband „Leuchter von oben" (1934), ganz dem religiösen Gedicht zuwenden. Die gleiche religiöse Haltung hat sein Laienspiel „Aller Welt Not". — 1923 war auch er mit Erzählungen: „Der tolle Bruß" im siebenbürgischen Stoffbereich gelandet, aber die hier in straff komponierter Handlung und schlicht-sachlicher Sprache wiedergegebenen außerordentlichen Ereignisse tragen die Etikette „aus Siebenbürgen" nicht ganz mit Recht. Noch wird in diesen Erzählungen, deren stärkste den Konflikt einer aller Kreatur liebend verbundenen, kindlich gläubigen Menschlichkeit mit den irdischen Gegebenheiten gestaltet, nicht eigentümlich siebenbürgische Lebensform ins Allgemeingültige erhoben; es sei denn in der märchenhaft überhöhten Erzählung „Bergmächte", die den ersten Schritt neuerer sächsischer Dichtung in die Gebirgswelt rumänischer Hirten tut. Jenseits der Schwelle dieses ersten Nachkriegsabschnittes hat Hajek den ersten Teil seines historischen Romanes „Bakfark" veröffentlicht, der in starken Farben das siebenbürgische Reformationsjahrhundert darzustellen versucht.

Der Schritt aus der Lyrik ins Drama fällt bei Hermann Klöß zusammen mit der Wandlung des Impressionisten zum Expressionisten. Schon den siebenbürgischen Sagenstoff der „Braut von Urwegen" (1920) rückt er aus seinem landschaftlichen Rahmen in einen völlig unrealistischen Raum symbolischer Vorgänge und geht in den folgenden Dramen „Die Nachfolge Christi" (1919) und „Untergang" (1920) diesen Weg konsequent weiter: Dort der Kirchbau des Pfarrers Matthias, der an der Verdorbenheit der Menschheit scheitert, hier der durch blindwütenden Parteihader heraufbeschworene Untergang eines Dorfes in der Sintflut des überschwemmenden Stromes — beides nur symbolische Verdichtung eschatologischer Vorstellungen. Expressionistisch ist der Verzicht auf

Wahrscheinlichkeit und psychologische Begründung der Handlung neben krassen Naturalismen des Dialogs, ebenso der Verzicht auf individuell gezeichnete Charaktere zugunsten von Typen, die nicht einmal mehr die ihnen vom Dichter zugeschriebenen Berufe, sondern nur noch nackte menschliche Triebe verkörpern. Die Schwarzweißmalerei gehört zum Stil dieser Dramen, deren Personen in die zwei Parteien der Guten und Bösen zerfallen. Eine maßlos verrohte, in Selbstsucht, Haß und Sinnlichkeit versinkende Welt, gegen die sich das Ethos der selbstlosen Hingabe für die Menschheit, der Aufgabe irdischen Glücks um der Gemeinschaft willen aufbäumt. Hier bricht dieses Ethos zum ersten Male in diese neuere Dichtung ein, trotz siebenbürgischer Namengebung noch nicht siebenbürgisch gefaßt — es sei denn, daß man die bittere Wahrheit dieser Fragestellung und ihrer Beantwortung als Gericht besonders auch am eigenen Volk auffaßt. Da seine späteren Dramen noch unveröffentlicht sind, ist der weitere Weg des Dramatikers nicht zu übersehen. Der Lyriker drängt in der hymnischen Naturverherrlichung seiner „Neuen Psalmen" zu einem harten, geballten Stil gehäufter Hauptwörter und eigenwilliger Wortverbindungen. So steht Klöß, 1914 klar und eindeutig erkennbar, heute merkwürdig unabgeschlossen vor uns.

Einer aber geht unbeirrt seinen Weg zur Gestaltung siebenbürgischer Lebenswirklichkeit weiter: Adolf Meschendörfer. Sein „Michael Weiß, Stadtrichter von Kronstadt" (1921) ist historisches Drama naturalistischer Formung. Nach ähnlichem Verfahren wie Gerhart Hauptmann im „Florian Geyer" läßt Meschendörfer seine Gestalten in einer aus siebenbürgischem Chronistendeutsch entwickelten stilisierten Sprache sprechen; wie Hauptmann bietet er große Volksmassen und ein übermaß szenischer Kleinarbeit auf, aber er stellt einen beherrschenden und entschlossen handelnden Helden in die Mitte, in dem die Triebkräfte des Dramas liegen, der, durch Schuld und Sühne gegangen, unterliegend siegt: er rettet die Stadt. Dieses Drama ist Apotheose Kronstadts, nationales Festspiel und Meschendörfers dramatische Hauptleistung, stärker als das in Technik und Problemstellung in den Befangenheiten der Vorkriegszeit steckengebliebene Gesellschaftsstück „Vogel Phönix", stärker auch als das spätere Schauspiel „Der Abt von Kerz" (1931), das die mittelalterliche Spannung zwischen ritterlicher und mönchi-

scher Lebensform in die siebenbürgische Einwanderungszeit hineinstellt.

Doch man muß sich der Mehrschichtigkeit auch dieser geschichtlichen Lage bewußt bleiben. Neben diesen Strömungen, die von den „Karpathen" herwärts den Anschluß an das zeitgenössische deutsche Schrifttum suchen, stehen noch kräftige Restbestände einer älteren, vom Umbruch der Zeit nicht aus ihren alten Bahnen gedrängten Generation. Es blüht daneben noch weiter die Heimatkunst, ohne Anspruch mit ihrem Schaffen stofflich und problematisch siebenbürgische Grenzen zu überschreiten, durch Meschendörfers kritische Säuberungsarbeit vor allzu dilettantischen Veröffentlichungen gewarnt, in ihren reichsten Schöpfungen auch von den schärfsten Kritikern durchaus bejaht.

Im Kronstädter Ernst Kühlbrandt (1857—1933) spricht die letzte große Wissenschaftlergeneration ihr spätes dichterisches Wort; es ist bezeichnend, daß sich dabei eine ausgeprägte dialektische Sonderbegabung in bewußter Begrenzung und mit dem Mut zur Unzeitgemäßheit auf Spruch und Fabel einschränkt. „Geständnisse und Erkenntnisse" (1919) „Späte Ernte" (1930) — das sind die bezeichnenden Überschriften für eine lehrhafte Altersweisheit von männlich-vornehmer Menschlichkeit, schlagendem und doch versöhnlichem Humor und meisterhafter Formbeherrschung, verhaftet in einer von den Stürmen der Zeit nicht mehr erschütterten individualistisch-liberalen Diesseitsstimmung „mit ihrem Umdeuten der Welthintergründe aus dem übermenschlich-Tragischen ins Menschlich-Tragbare" (K. K. Klein) — alles in allem ein Lebenswerk, das dem Vergleich mit seinen zeitgenössischen deutschen Gegenstücken durchaus gewachsen ist.

Als Ausnahme, als Schöpfung eines eigenwilligen Einzelgängers, der die selbstsichere Haltung seiner Altersschicht verläßt, stellt sich „Das heimatmüde Geschlecht" (1921) von Oskar Wittstock (geb. 1865 in Bistritz, gest. 1931) mitten unter die ersten Nachkriegswerke der Jüngeren, tiefer von den Fragen der Zeit aufgewühlt als manches von ihnen. Wittstock, der noch vor der hier in Frage stehenden Zeit mit Novellen und einem reifen, religiös vertieften Weltanschauungsroman „Der sechste Tag" hervorgetreten war, hebt in dieser Geschichte einer Armeeschwester des Weltkrieges aus den Wirren der Zeit ein über provinzielle und nationale

Begrenztheit hinaus verinnerlichtes Menschentum, dem selbst bisher als unantastbar geltende Forderungen völkischer Ethik fragwürdig werden. Diese Ausrichtung auf das letzte Menschliche rückt ihn den Jüngeren nahe — von ihnen entfernt ihn Vernachlässigung und Zwiespältigkeit der künstlerischen Form, die diesem Seelsorger auf der Suche nach letzten Antworten nebensächlich geworden waren.

Die Heimatkunst Johann Plattners (geb. 1854 in Stolzenburg), des „Jeremias Gotthelf", des „Rosegger" unseres Volkes, stellt, unbeschadet ihrer gelegentlichen volkskundlichen Belastung, das gültige Bauerngeschlecht der „alten Zeit" heraus, knorrige Gestalten eines kernigeren, ungebrocheneren Zeitalters. Die Perspektive seiner im Bande „Schatzgräber" (1928) gesammelten Erzählungen ist die der Erinnerung. Plastik und Sprechweise der Gestalten stammt nie aus ästhetischer Reflexion, sondern aus einer schlechtweg dichterischen Beobachtungsgabe. Seine impressionistischen Gestaltungsmittel begnügen sich mit der kurzen Erzählung, wie denn seine Begabung das Anekdotische sucht, und seine Volksstücke sind die des typischen Erzählers. Seine Welt reicht nicht über das Dorf hinaus, aber hier ist sie rund und geschlossen.

Die gleiche dörfliche Welt sieht Anna Schuller-Schullerus (geb. 1869 in Fogarasch) weniger scharf und anekdotisch aus der Perspektive des ländlichen Pfarrhauses im idyllischen Raum einer Stimmungskunst, die in der Mundart ihr stärkstes Durchseelungsmittel und in elegischer Kindheitserinnerung ihren wahrsten Ton gefunden hat. (Aus dem Waldland, 1930.) Als Dramatikerin schult sie ihre Gestaltungskraft an mundartlichen Problemstücken bis zu ihrer Meisterleistung, dem vom schillerschen Pathos der sittlichen Freiheit durchdrungenen Volksfestspiel „De Kircheväter vun Hielt" (1924), dessen Höhe das Reformationsdrama „Det na Lied" (1931) nicht halten kann.

Auch das Werk eines Jüngeren, Hans Lienerts (geb. 1885 in Katzendorf), wurzelt ganz in der bäuerlichen Welt, von deren Lebensfragen seine Volksstücke handeln. Besser als im naturalistischen Trauerspiel ist es ihm im mundartlichen Lustspiel gelungen, eigentümlich sächsisches Leben zu formen. („Wahrheit", Bauerndrama 1912; „Hochzeit" 1913, „Der Leicht" 1913, „Et kit him" 1920, Lustspiele; „Gift", Zwei Einakter 1923; „Drä Fronjderkniecht", Lustspiel 1924.) Der anfängliche Zug

zu Posse und Karikatur ist einer bodenfesten und technisch zuverlässigen Charakterkomik gewichen, die ihn heute zum stärksten Dichter auf seinem Gebiet macht. Sein Versuch freilich, im Roman „Im heiligen Ring" (1925) vom Bauerntum aus deutsches Schicksal in diesem Land zu gestalten, ist auch an dem Mangel an Abstand zum Stoff und an der Breite der Darstellung gescheitert.

Der alte Zug aller Mundartdichtung zu gutmütiger Verspottung des Mitmenschen und zur drastischen volksläufigen Anekdote erfährt durch Schuster Dutz (geb. 1885 in Mediasch) seine wirkungsvolle zeitgenössische Formung. In selbständigerer Gestalt als die Wilhelm Busch verpflichteten Versfatiren „Eos menger Ahrevakanz" (1921), nehmen seine Prosastücke „De Tarokpartie" (1923) eine herzerfrischende Geißelung unerfreulicher und lächerlicher Nachkriegserscheinungen in den sächsischen Städten vor.

Schließlich gehört diesem Bereich einer traditionsgebundenen Dichtung auch die Lyrikerin Gerda Mieß (geb. 1896 in Bistritz) an. Nicht die überkommene Form, aber der starke, schlichte menschliche Gehalt ihrer Verse macht sie zur zweiten namhaften Dichterin dieses Zeitabschnittes, neben der älteren A. Schuller-Schullerus.

„Klingsor".

Im selben Jahr, da Capesius' und Hajeks Erzählungen im siebenbürgischen Stoffbereich einmünden, meldet sich die neue, die dritte, die eigentliche „Kriegsgeneration" zu Wort: Heinrich Zillichs erste Erzählungen erscheinen, im folgenden Jahr 1924 liegen schon die ersten Hefte der Zeitschrift „Klingsor" und sein erster Gedichtband vor. Zillich steht mit einem Mal als Führer der neuen Jugend da und wieder geht der Vorstoß von Kronstadt aus, stürmischer als jeder vorher, mit Pathos, Unbedingtheit und kämpferischer Haltung einer durchbrechenden Generationsbewegung. Im „Aufruf", der die neue Zeitschrift einleitet, heißt es: „Die Menschenalter in dieser Zeit stehen sich schroffer gegenüber als in der Vergangenheit, deren Weg bestimmt war durch den Glauben an einen gemeinsamen Weltsinn. Unsere Kindheit erwuchs in den Hohlräumen verbürgerlichter Ideen und wurde reif, als unsere Augen an der Brüstung der Schützengräben sehen lernten ... Wir bringen keine Wissenschaft, wir wünschen die Sinnschaft wieder ins Leben zu setzen ... Wir waren Soldaten durch Befehle, die wir nicht ge-

geben; wir bleiben Soldaten für einen Geist, der uns befiehlt! So soll aus uns sprechen, was notwendig ist, soll Anklage erhoben werden gegen das Tote, das uns entgegentritt, gegen ... die Öde der Verstandeserklärungen, die den Menschen jeder Verantwortung entkleiden. So nehmen wir uns in Pflicht für das, was das Menschliche ausdrückt und gestaltet, für Kunst und Religion, für eine Wissenschaft, die mehr als bloßes Wissen ist." Man spürt bis in die stilistische Fassung hinein die Beziehung zum deutschen Expressionismus, der übrigens schon in der Zeitschrift „Das Ziel" eine kurzlebige siebenbürgische Heimstatt gefunden hatte; aber auch Csakis Formel „erst Mensch, dann Dichter, dann Sachse" klingt in diesem Aufruf wieder auf, aktivistischer und ethisch vertieft: sie bedeutet hier nicht mehr so sehr geistige Entfesselung und Loslösung aus bedrückender Enge, sondern Verpflichtung zu geistigem Führertum im Dienste einer großen weltanschaulichen Wandlung. Das ablehnende Urteil der „Alten", das den Klingsorkreis als entwurzeltes Literatentum brandmarken wollte, behält Unrecht. Denn aus dem rein Künstlerisch-Literarischen greift der Kreis nun von allen geistigen Erkenntnisformen aus in die Totalität siebenbürgischen Lebens, weiß sich als Träger einer neuen geistigen Haltung, die auf allen Gebieten zum Durchbruch drängt. In den Aufsätzen von Alfred Pomarius, dem klarsten Kopf des Kreises, ist am aufschlußreichsten Struktur und Wesen dieser Generation ergründet, der die metaphysische Form des Menschheitsproblems zum großen Erlebnis geworden ist. Philosophische und religiöse Kräfte werden lebendig, — ein schöpferischer Denker streng religiöser Haltung, der Österreicher Erwin Reisner, gehört zu den wesentlichsten Mitarbeitern — ein neuer Geist in der heimischen Wissenschaft kündigt sich an — Pomarius' Abhandlungen über das Wesen unserer Religiosität und über das Zeitalter Brukenthals gehören zu seinen frühesten Zeugnissen — und es ist bezeichnend genug, für die große Wandlung, daß die geistigen Führer dieser Generation nicht mehr Wissenschaftler im Sinne der heimischen positivistischen Geschichtsforschung sind, sondern Dichter wie Zillich, religiöse Geister wie Konrad Möckel und philosophische Köpfe wie Pomarius.

Aber auch das siebenbürgische Daseinsproblem wird neu zur Diskussion gestellt. Es ist als ob das in den Sturmjahren um 1848 verschüttete und von der Schäßburger Generation zurückgestellte

siebenbürgische Gemeinschaftsbewußtsein wieder an die Oberfläche drängt: die „siebenbürgische Seele", die von den gleichen landschaftlichen Ursprüngen bedingte Gemeinsamkeit der drei das Land bewohnenden Völker rückt in den Vordergrund der ideologischen Erörterungen und des neuaufgenommenen Gedankenaustausches mit den Mitnationen. Gleichzeitig erlebt auch der letzte große Apostel dieser siebenbürgischen Gemeinbürgschaft, St. L. Roth, eine Auferstehung in seinen Werken — ein Verdienst Otto Folberths — und übt seine große posthume Wirkung ins völkische Leben hinein.

Mit gutem Recht konnte Zillich, als seine Zeitschrift die für Siebenbürgen unerhörte Lebensdauer von zehn Jahren aufwies und er in ihr den Durchbruch der Erneuerungsbewegung in der politischen Organisation des Volkes begrüßte, feststellen (1934): „Wir haben alle Jahre hindurch, oft ganz allein im publizistischen Lebensraum unseres Volkes für seine Erneuerung gekämpft. Es war uns nicht wie den bloß politisch bestimmten Naturen gegeben, an einem politischen Glaubensbekenntnis allein Genüge zu finden. Wir wußten es und wissen es heute, wo der politische Umschwung vollzogen ist, noch klarer, daß es um mehr geht als um den vollen und richtigen politischen Einsatz des Ganzen, um mehr als um eine politische Idee, um mehr auch als um die moralische Genesung des Volkes — es geht neben und mit all diesem um die Rückkehr zu den ewigen Werten des Lebens, um den Weg eines innerlichen und gottverbundenen Daseins und damit um die Wiedererschürfung jener schöpferischen Quellen, aus denen Mensch und Volk im tiefsten Sinne nicht ihretwegen, sondern um Gottes willen unter ihrem Geschick stehen."

(Schluß folgt.)

Abschied von der Kunstgeschichte

Von Victor Roth

Der im deutschen Kunstverlag in Berlin und bei Krafft & Drotleff in Hermannstadt zu Weihnachten 1934 erschienene Band „Die deutsche Kunst in Siebenbürgen", auf den Harald Krasser im 5. Heft des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift hingewiesen hat, bedeutet den Anfang einer neuen Periode siebenbürgisch-deutscher Kunstgeschichtsschreibung, für mich selber aber, den Herausgeber dieses Buches, den Abschluß einer fast 40jährigen Tätigkeit auf

unserem heimischen Forschungsgebiet. Ein Abschluß und ein Abschied! Das Erste deshalb, weil die Bearbeiter des genannten Bandes mit den unerschöpflichen Mitteln einer weitausgreifenden Gelehrsamkeit die Tore zu einem Neuland wissenschaftlicher Zukunft aufgestoßen haben, das mit lockenden Aufgaben und reizvollsten Fernsichten einer neuen Generation wartet. Ich scheue mich nicht, einzugestehen, daß ich diese Feststellung nicht ohne ein Gefühl der Wehmut mache, wie es ja eben jeder Abschied zu erwecken pflegt. Die Dankbarkeit überwiegt aber dabei. Denn rückschauend haben die Beschäftigung mit den deutschen Kunstdenkmälern Siebenbürgens und die Vertiefung in ihre von Schritt zu Schritt immer klarer hervortretende Problematik, vor allen Dingen auch die Versenkung in den Geist, aus dem sie geboren worden waren, mich unausgesetzt mit Erhebung edelster und feinster Art erfüllt.

Ausgang und Anfang und treibende Anregung bot der Altar in der Mühlbacher Stadtpfarrkirche, zu dem schon die Augen des Knaben mit Staunen und fragender Sehnsucht emporgesehen haben. Als dann später dem jungen Dorfpfarrer auf seinen Fahrten durch das Sachsenland sich die Wunder der Sprache, die Gemeimnisse der Siedlungsart, des Hausbaues und alle Regungen der Volksseele mit einer verwirrenden und beglückenden Eindringlichkeit zu Zauberbergen emportürmten, dann entstand wie von selbst der Entschluß, was die Kunst jeder Gattung im deutschen Siebenbürgen geschaffen hat, bis zu den Grenzen möglicher Erkenntnis zusammenzutragen, zu sichten und ein Bild ihrer Schönheit und ihres Wesens zu entwerfen.

Gelehrte Arbeit ist immer auch Segen des Entdeckens. Es gehört zu dem Allerschönsten meines Lebens, die Wonne des Entdeckens durch viele Jahre hindurch reich und voll genossen zu haben. Ferien und Freizeiten sind durch Jahrzehnte im Dienst unserer Kunstgeschichte gestanden. Was auf köstlichen Fahrten in allen Gauen unserer Heimat sich dem beglückten Auge dargeboten hat und was mit der Kamera, mit Bleistift und Notizbuch geerntet worden war, wurde in den Wintermonaten, soweit das Schrifttum der eigenen und der heimischen Büchereien es zuließ, bearbeitet. Reisen durch Deutschland, Österreich, Böhmen, Ungarn und Italien dienten vor allen Dingen der Beantwortung der Frage: in welche Zusammenhänge sind die siebenbürgischen Werke deutscher Kunst einzureihen?

Aber nicht nur in rein fachlicher Hinsicht haben die Fahrten in unsere Dörfer und Städte — es gibt nur wenige Gemeinden, die unbesucht geblieben sind — das Schmuckkästlein einer über alle Maßen herrlichen Vergangenheit aufgeschlossen, sondern — und es sei dessen auch hier mit herzlichster Dankbarkeit Erwähnung getan — sie haben auch willkommenste Gelegenheit geboten, mit den Besten und Treuesten unseres Volkes in vertraute und freundschaftliche Beziehung zu treten. Darüber nach der ernsten und heiteren Seite hin zu berichten, könnte den Gegenstand eines Memoiren-Werkes bilden. Die Freude des Suchens und auch des Findens im Haine unserer alten und auch neueren und neuesten Kunst war um so leidenschaftlicher als der Plan, unserem Volke die Geschichte seiner Kunst zu schenken, fast ohne Voraussetzungen entsprechender Schulung in Angriff genommen worden war. Die Kunstgeschichte steckte am Ende des 19. Jahrhunderts auch als akademische Disziplin noch in den Kinderschuhen, soferne man von der klassischen Kunst und Archaeologie absehen will. Die wenigsten Hochschulen hatten ordentliche Professuren für deutsche Kunstgeschichte. Vollends ein Studiosus der Theologie und des Lehramtes war mit der Vorbereitung zu seinen Prüfungen hinlänglich belastet — Kunstgeschichte zu studieren lag außerhalb des Bereiches praktischer Möglichkeiten, auch im Hinblick beruflicher Verwendung. Dafür aber ergab sich der Vorteil einer gradweisen Aneignung von Kunstwerk zu Kunstwerk, bis schließlich einige tausend photographischer Aufnahmen zusammen mit den bisherigen von Friedrich Müller, Ludwig Reissenberger, Ernst Kühlbrandt und anderen sächsischen und magyarischen Forschern veröffentlichten Denkmälern den überblick über den ganzen großen Stoff ermöglichten. Die ursprüngliche Absicht, zunächst in Einzelbearbeitungen die wichtigsten Schöpfungen deutschen Kunstschaffens in Siebenbürgen zu behandeln, mußte aus methodischen Gründen fallen gelassen werden, schon um unnötigen Wiederholungen aus dem Wege zu gehen. Es entstanden dann von 1905 angefangen die zusammenfassenden Darstellungen der Baukunst, der Plastik, des Kunstgewerbes, der Altäre und 1922 als erster Teil der „Kunstdenkmäler aus den sächsischen Kirchen Siebenbürgens" die Goldschmiedearbeiten. In die Reihe dieser Bücher fügen sich Aufsätze, kleinere und größere Arbeiten ein, von denen 1914 eine Reihe in den „Beiträgen zur Kunstgeschichte Siebenbürgens" zusammengefaßt wurden.

Mir selbst hat sich vielleicht mehr noch als den im ganzen und großen wohlwollenden und nachsichtigen Kritikern die Frage immer wieder aufgedrängt: was ist das bleibende, gesicherte wissenschaftliche Ergebnis dieser Arbeiten und was erweist sich als eiserner Bestand auch für die Zukunft? Diese Frage zu beantworten hieße nicht nur einen Rechenschaftsbericht über eine Lebensarbeit zu geben, sondern enthielte auch die Forderung, sich mit anderen Meinungen auseinanderzusetzen oder die eigenen einmal vertretenen und zu nicht kleinem Teil aufgegebenen, oder auch offen widerrufenen Anschauungen und Behauptungen an der Hand der modernen Kunstwissenschaft zu überprüfen. Und gerade zu diesem schweren und durchaus junge und unverbrauchte Kraft erfordernden Unterfangen müßte ein Mut aufgebracht werden, der in der beginnenden Abendröte gelehrter Wirksamkeit nicht mehr vorhanden ist. Gerade deshalb aber war die Möglichkeit, mit der Herausgabe des von C. Theodor Müller, Alexander Freiherrn von Reitzenstein und Heinz R. Rosemann bearbeiteten Werkes den Schlußpunkt unter eine Nebenbeschäftigung zu setzen (oder war sie mehr als das?), willkommen, um mit lächelnder Resignation von der Bühne abzutreten.

Es kann keine größere Anerkennung unserer Kunstdenkmäler und ihrer Geschichte geben, als sie Wilhelm Pinder in seinem Geleitwort ausgesprochen hat. Von nun an hat die siebenbürgische Kunstgeschichte auch vor dem Richterstuhl strengster Wissenschaftlichkeit Hoffähigkeit erlangt. Die künstlerischen Schöpfungen des sächsischen Volkes sind unlöslich in den Rahmen der allgemeinen deutschen Kunstgeschichte eingefügt worden. Dies ist erreicht worden, und wenn höheren Zielen nachgejagt worden wäre, es wäre unbescheiden gewesen.

Das Erlösende in der Kunst

Von Georg Maurer

Was die Menschen an die Kunst fesselt, was sie immer wieder treibt, Kunstwerke zu lesen, zu betrachten, zu hören, das ist das Erlösende in ihr. Ein Volk weist mit Stolz auf seine großen Künstler. Kommt eine Zeit, wo die Kunst daniederliegt, fühlt es sich arm und geschwächt. Es fehlt ihm ein Organ, ohne das es auf die Dauer als Kulturvolk verderben muß. Darum seine Sehnsucht nach dem großen Künstler, darum sein Stolz auf ihn!

Was die Kunst für ein Volk und die Menschheit so ungeheuer lebenswichtig macht, ist ihre gestaltende Kraft. Das Chaos formt sie, das Breit-Auseinanderrinnende verdichtet sie, das Ungesagte sagt sie aus. Aber dies ist eins der wichtigsten Merkmale des menschlichen Geschlechts, daß es den Einzelheiten dieser Welt einen zusammenhängenden Sinn gibt — und erst der überzeugende, nach ewigen Gesetzen dargestellte Zusammenhang der Dinge macht den Zauber der künstlerischen Form aus. Die künstlerische Form bändigt also die verwirrende Vielfalt der Welt, bringt sie für den Menschen in eine fühlbare und faßbare Einheit — und dadurch erlöst sie ihn vor den quälenden mannigfachen Einzelheiten, die ihn in ihrer Ungebundenheit bedrängen. Hierin beruht die Magie der Kunst, ihre Verwandtschaft zur Religion, ihre beschwörende und erlösende Kraft.

Da aber in der Menschheit die Ahnungen und Sehnsüchte immer neu wachsen, Gefühle, Erkenntnisse, Leiden und Freuden immer neu erstehen, mit jeder Generation andere, unterschiedliche von den früheren, bedarf die Menschheit immer wieder der Künstler, die das neue seelische Antlitz der Menschheit im Spiegel ihrer Kunst auffangen. Die Gesetze dieser Welt bleiben zwar ewig. Aber sie im immer neuen Gewand der Menschheit aufzufinden, das macht die Größe des Künstlers aus — und die Dinge in ihrem Zusammenhang dann so zu ordnen, daß dieser auf die ewigen Gesetze paßt, das sichert dem Künstler und seinem Werk die überzeitliche Dauer!

Nun aber erschließt die Kunst durch ihre Darstellung der Welt, die zugleich eine Bewältigung der Welt ist, eine Sphäre, die hart an das Religiöse streift — und das eigentlich Erlösende in der Kunst bedeutet. Wenn nämlich der Mensch in der Kunst sich selbst und seine Welt darstellt, sich also selber anschaut, sich und seine ganze Welt vor sich hinstellt — so löst er sich ja plötzlich von sich und der Welt los, in der er sonst immer unmittelbar und leidenschaftlich lebt, steht in einem höheren Reich — und in solcher Erlösung gewinnt plötzlich jene unaussprechliche Seligkeit Macht über ihn, die wir besonders gegenüber der Musik, etwa einer Symphonie, verspüren. Der Mensch hört mit einmal den Strom der Welt in seinem gesetzmäßigen Lauf in der Form der Töne, hört ihn beginnen, sich steigern, genießt ihn in seinem Wechsel, bis zu seinem endlichen sich Ergießen — und gebannt spürt er die jubelnde Freiheit, die dem Menschen vergönnt ist — und nennt diesen Zustand mit Recht über-

irdisch. Der Sprung in die Freiheit, die als tiefster Wunsch in seiner Brust lebt, ist ihm gelungen, und die himmlischen Sphären hat er scheinbar betreten. Wenn die Welt nachher auch in der ganzen Gewalt ihrer wirklichen Unbezwungenheit ihm sehr wohl wieder entgegentritt, so bedeutet dieser Genuß der Kunst und dieser vorübergehende Zustand der Erlösung keineswegs nur eine Täuschung. Denn dieser Zustand der Erlösung von sich und der Welt im Anschauen der reinen Formen ist die beste Erziehung und der beste Wegweiser zur Bewältigung auch der wirklichen Welt, in die der einzelne gestellt ist — nämlich durch die Selbstüberwindung, durch die man erst auf jene Ebene gelangt, von wo aus man die Welt am sichersten und fruchtbarsten zwingen und gestalten kann.

Rundschau

Chronik. Als Ende Juni mit der Wahl von Fritz Fabritius zum Vorsitzenden des Verbandes der Deutschen Rumäniens sein jahrzehntelanger volkserneuernder Kampf gekrönt war, erfuhr man kurz darauf das Groteske, daß im Augenblick des Sieges dieser selbst durch einige Mitarbeiter beeinträchtigt wurde. Vier Wochen sind vergangen, in unserem Volk tobt ein Kampf, der an Hemmungslosigkeiten und ungerechten Anwürfen seinesgleichen sucht. Menschen, die Jahre zusammenarbeiteten für eine sittliche und völkische Erneuerung, sprechen sich plötzlich die Ehre ab und bezweifeln ihre Ideenreinheit. Soziale, siedlungsbegründete, bildungsmäßige Unterschiede werden benützt, um sie zu Gegensätzen zu machen. Und darin ertrinkt viel echter Glaube an ein starkes Ziel, weil sich die Menschen dafür als zu klein erweisen.

Wie zahllose Streitigkeiten ist auch diese darum so heftig, weil die Ereignisse, um die es geht, nicht klargelegt sind und im Zank nur widerspruchsvoller werden. Solange sie undeutlich bleiben, ist ein abschließendes Urteil für viele unmöglich. Der Streit ist so maßlos, weil es sich dabei nur in zweiter Linie um die Ermittlung der besseren politischen Richtung handelt, in erster aber um Dinge der Ehre. Über politische Wege kann man im Kampf entscheiden. Über Ehrenfragen muß gerichtet werden. Das setzt Anhörung beider Teile und eine sachlich geführte Untersuchung voraus, die der Beschuldigte zu fordern hat.

Zunächst — worin besteht die Ehrenangelegenheit? Fritz Fabritius klagt diejenigen seiner früheren Hauptmitarbeiter, die sich heute öffentlich gegen ihn stellen, an, daß sie in heimlicher Verschwörung einen Treubruch an ihm lange vorbereitet haben, weil sie merkten, daß ihr Einfluß auf ihn schwand. Der Treubruch besteht nach Fabritius darin, daß die Männer, die ihn zum Führer der Volksorganisation wählten, dafür nicht ehrlich eintraten, da sie ihm im gleichen Augenblick die Hände mit einem von

ihnen selbst gebildeten Ausschuß banden, der mit alleiniger Verfügungsgewalt an seine Seite treten sollte. Die Treulosigkeit sieht Fabritius besonders in folgendem erwiesen: Er hatte sich nach Kenntnisnahme der Absicht seiner Hauptmitarbeiter bereit erklärt, die Entscheidung eines größeren Mitarbeiterkreises anzunehmen, mußte aber, als diese gegen ihn ausfiel, nachher erfahren, daß eine Reihe von Abstimmenden vorher verpflichtet worden war, gleichgültig, worum es gehe, mit den Personen mitzustimmen, die jene Pläne gefaßt, ihnen aber verheimlicht hatten. Während also Fabritius sein politisches Schicksal offen in die Hand seiner Mitarbeiter legte, konnten diese eine Entscheidung gar nicht mehr fällen.

Solange diese Darstellung nicht erschüttert ist, bleibt Fabritius rechtfertigt, wenn er die Abstimmung nachher nicht anerkannte, die Verbandsbeschlüsse rückgängig machen ließ, und diejenigen verstieß, die mit einer solchen Entscheidung Ankläger und Richter in einer Person waren, ja Richter, die sich durch die Fesselung von Fabritius dessen Vollmacht selbst zusprachen; Richter überdies, die Fabritius bisher immer gedeckt, jede Kritik an ihm verworfen hatten und dadurch mitverantwortlich dafür sind, was er früher geleistet oder gefehlt hat, also — wo er angeklagt ist, auch angeklagt sind. Der springende Punkt ist also der: ob die Mitarbeiter, das entscheidende Forum, an das sich die Hauptmitarbeiter wandten und das Fabritius angenommen hatte, frei waren oder bloß ein Echo der Hauptmitarbeiter, die Fabritius nicht mehr stützen wollten. Diese Frage kann nur eine Untersuchung klären.

Man muß zugeben, daß ein Führer, auch wenn er seine Mitarbeiter selbst in ihre Stellen erhob und wenn sie alle für ihre Posten ihm dankbar sein müßten, ihr Vertrauen verlieren kann, weil er sich unfähig erweist. Auf ihre Anklage hin kann aber auch nur ein anderes Forum seine Unfähigkeit feststellen, entweder das Volk oder in dessen Vertretung — wenn die Verhältnisse die unseren sind — eine breite Ermittlung der öffentlichen Meinung. Dieser Ermittlung, die nichts weiter ist als politische Meinungserfragung, muß eine klare faßbare Anklage vorausgehen. Ankläger und Richter können dabei nicht die gleichen sein. In unserem Falle aber handelt es sich um die politische Entscheidung nur in zweiter Linie. Hier handelt es sich darum: daß Fritz Fabritius gegen einige seiner Mitarbeiter den Vorwurf der Treulosigkeit erhebt. Das berührt ihre Ehre! Durch einen politischen Kampf kann der Vorwurf nicht beseitigt werden. Er kann nur durch eine Untersuchung auf seine Berechtigung überprüft werden. Seine Unbegründetheit nachzuweisen, haben die eine sittliche Verpflichtung, gegen die der Vorwurf gerichtet wurde. Die Untersuchung, und zwar die wirklich unvoreingenommene und sachliche, müssen die verlangen, die von Fabritius in aller Öffentlichkeit verstoßen wurden.

Aus dem Mangel an Klarheit über diese Dinge erwuchs das kaum Glaubliche, daß Fabritius nun auch moralisch verdächtigt wird. Über solche Versuche zu sprechen, verlohnt es sich mir nicht, gerade weil ich, wo ich Fehler bei Fabritius zu sehen meinte, dies nie verheimlicht habe.

Es richten sich alle, die ihm den Schild vorhielten, wenn sie nun den gleichen Mann ethisch herabzusetzen versuchen, weil er nicht ihres Sinnes mehr ist. Leistung und Ehre von Fritz Fabritius können so nicht angetastet werden.

Die politische Seite des Streites ist leicht zu durchschauen. In der von Fabritius geschaffenen Erneuerungsbewegung standen zwei Richtungen in Auseinandersetzung, die eine sogenannt radikale und die zweite, die jener den Vorwurf machte, daß sie den Kampf gegen Volksgenossen um des Kampfes willen führe und auch in errungenen Positionen auf die darauf notwendig folgende Aufbauarbeit verzichte. Dafür kann ein Beispiel angeführt werden, das in diesen Blättern schon einmal behandelt wurde: Als nach dem Sachsentag 1933 Siebenbürgen für die Bewegung erobert war, hätte eine nur dem Aufbau und der Überzeugung aller Volksgenossen gewidmete Haltung den Sieg vollenden können; wir wären heute zumindest in Siebenbürgen „ein Volk summend von Arbeit und trinkend am Honig der Götter"; man hätte mit ganz anderer Durchschlagskraft die übrigen Siedlungsgebiete gewonnen, die Aufbauarbeit im Verband, die der neue Vorsitzende jetzt einzuleiten begonnen hat, früher anfassen und schließlich jene Aufgabe mit vollem Volkseinsatz angreifen können, auf die in diesen inneren Auseinandersetzungen immer vergessen wird, die Aufgabe: die staatliche Erfüllung unserer Volksrechte durchzusetzen. Weil diese fruchtbare Entwicklung verhindert wurde, mußte es einmal zum offenen Ausbruch der Krise kommen. Mein Urteil über diese sehr ernste Angelegenheit wird von vielen bestritten werden. Ich bin darauf gefaßt, daß ich meiner Ansicht wegen bald als einer hingestellt werde, der — wie es in dem neuerdings bei uns beliebten, an Kriminalromane erinnernden Ton lauten wird — von „Drahtziehern im Hintergrund gekauft" wurde. Wir leiden ja an einer Inflation der großen Worte. Es gibt viele unter uns, die alles, was sie selbst wollen, als gut, alles, was andere erstreben, als Verrat bezeichnen und in den unheilbarsten Fällen sind sie sogar gutgläubig, wahre Wunder der Selbsttäuschung. Über dies gäbe es viel zu sprechen, aber es bliebe Wort ohne nachhaltige Wirkung, wenn die Untersuchung nicht erfolgt, die notwendig ist und zu der alle, die sich handelnd in Frage stellten, den Mut aufbringen müssen, der den Führer erst macht: mit der Wahrheit zu stehen oder zu fallen! Wer sich fürchtet, die Untersuchung zu verlangen, der mag uns reden, was er will; er richtet sich selbst.

Erst wenn eine Untersuchung die Tatsachen klarstellte, werden sich die politischen Fragen leicht lösen, dann aber auch in voller Reinheit. Eine Lösung ist auch ohne dies zu erwarten, schneller als manche meinen, denn das Volk ist sehr wach und hat schon zu sprechen begonnen. Doch sein Spruch kann nicht ganz rein sein, ehe es reinen Wein eingeschenkt erhielt. Wo stehen die uneigennützigeren Männer? Das ist die Frage! Unter ehrlich strebenden Männern läßt sich ein politischer Weg immer abstecken, denn daß eine Verschiedenheit der Ziele die heute entscheidenden Kräfte unseres Volkstums trennt, ist unwahr — alle wollen die wahre Volksge-

meinschaft. Schon um unserer Jugend willen müssen die Tatsachen geklärt werden von einem urteilsfähigen, unbeeinflußten Forum, denn die Jugend wurde in diesen Tagen einer Gewissensbelastung ausgesetzt, der sie nicht gewachsen sein konnte, weil hier doppelte, sich teilende Disziplin von ihr gefordert wurde, einmal für den Mann, der ihr die Lager schenkte, dann für den, dessen Namen sie ein Jahrzehnt hindurch auf den Lippen trug und der auch den Schöpfer der Lager erzog.

Es gibt unter uns Menschen, deren Charakter behandelt werden müßte, weil der sich auf alle Ereignisse auswirkte und unser Volksschicksal über Gebühr beeinflußt; — es wird später Gelegenheit zur Darstellung der Personen sein, wenn wir, hoffentlich bald, diese Tage als Geschichte betrachten! — Messen wir daran, wer von den Beschuldigten die Aufhellung der Tatsachen zu fordern wagt, wie weit sich Person und Sache vereinen oder auseinanderfallen. Fordern auch wir die Untersuchung um unseres Volkes willen und vergessen wir nicht das Wort eines rumänischen Politikers, von dessen Einstellung Kinder unseres Volkes etwas zu erwarten glauben: „Warum sollen wir die Deutschen bemitleiden, wenn sie sich selbst zerfleischen?" und jenes andere: „Wenn nur die Ungarn so weit wären wie die Deutschen, dann wäre die Minderheitenfrage in Rumänien gelöst!"

Heinrich Zillich.

Ungarisch-sächsische Literaturbeziehungen in Siebenbürgen. Unter dem Titel „Zwei sächsische Bücher" würdigt Makkai László im Juni—Juliheft des Erdélyi Helikon in einer außerordentlich kenntnisreichen und verständnisvollen Studie die Anthologien der Buchgilde. Nach einem Hinweis auf den aus inneren Gründen kaum gelungenen großen Versuch, die Dichtung aller Deutschen in Rumänien zu umfassen und einem Hinblick auf das hervorragende Kraftfeld sächsischer Kunst, auf die vom Westen, wie vom Osten befruchtete Bergstadt Kronstadt, deren Aufgabe im Raume unseres Volkes er voll erkennt, kommt er staunend auf den gemeinsamen Herzschlag unserer Dichtung, mit der Deutschlands zu sprechen. Er erkennt, daß unsere aus solchen Spannungen erwachsende Dichtung schicksalhaft ist. Endlich gibt er eine kleine, aber fesselnde Literaturgeschichte unserer Dichtung, die wir demnächst hier auszugsweise in Übersetzung bringen wollen, da es gewiß von Interesse ist, das Bild unserer Dichter, mit ungarischen Augen gesehen, zu betrachten.

Wir wollen zunächst einige Mißverständnisse aus dem Wege räumen, die unsere Beziehungen zu den Brüdern vom Helikon trüben könnten. Es ist zunächst tatsächlich so, daß wir hier in Siebenbürgen in drei völlig getrennten Welten leben. Der Schuld daran aber allein die Sachsen zu zeihen ist ungerecht und verfehlt. Denn es ist andererseits gerade so, daß wir Sachsen den Weg zu der ungarischen Dichtung in Siebenbürgen gesucht haben und daß die Begegnung mit den Helikonisten für den Klingsorkreis ein bedeutendes Erlebnis war. Wie fruchtbar dies Erlebnis für uns war, das spiegelt unsere Literatur wieder. Ich kann das ruhig in diesem Augenblicke sagen, da unser Emil Witting seinen großen Széklerkum in

brüderlicher Liebe umfaßt. Ich kann es sagen, da in Erwin Wittstocks Novellen immer wieder die ritterlichen Gestalten ungarischer Kavaliere erscheinen, da in seinem Roman „Bruder, nimm die Brüder mit" nicht nur die lebendige freundliche Szene mit den singenden Mägden und Knechten steht, sondern auch dieser Lörincz Karda, der eine der herzenswärmsten und liebenswertesten Gestalten des Buches ist. Ich kann es sagen, da Otto Folberth in großen, konstruktiven Aufsätzen immer wieder auf die Gemeinschaft siebenbürgischen Schicksals hingewiesen hat. Ich kann es sagen, da Heinrich Zillich dieser Verständigung seine Blätter und sein Herz immer wieder geöffnet hat. Ich kann es mit allem Nachdruck sagen, da ich doch selbst immer wieder durch Übertragungen und Aufsätze versucht habe, in diese ungarische Welt hineinzuleuchten. Daß uns in dieser Zeit auch das Erlebnis des Zusammenfindens verschiedener deutscher Stämme im heutigen Rumänien zum Schicksal geworden ist, ist doch begreiflich. Schließen sich doch in diesen Tagen auch die ungarischen Brüder fester in die Arme.

Darf ich aber die Frage stellen, ob unsere Begegnung sich auch auf die ungarische Literatur Siebenbürgens so fruchtbar ausgewirkt hat? Unvergessen bleibt die schöne Stefan Ludwig Rothballade der Berde Mária, die ich hier herzlich grüße. Aber hat einer ihrer vielen Dichter einen sächsischen Roman geschrieben? Haben sie in ihren viel zahlreicheren Romanen auch nur eine Gestalt, wie diesen Lörincz Karda, aufzuweisen? Ich lese in diesen Tagen Tamási Árons wundervolle Abeltrilogie, die demnächst hier eine Würdigung finden soll. Der Sachse, der da vorkommt, ist nicht aus dem Leben gegriffen. Er ist das Klischee des deutschen Spießers, wie er zuerst, aus einem Mißverständnis geboren, im russischen Roman in seiner schnoddrigen Großmäuligkeit und egoistischen Herzensroheit auftaucht und seither immer wiederkehrt. Der Sachse, der in der Sicherheit einer jahrhundertealten, immer wieder bekämpften und daher gefestigten Kultur lebt, ist das Gegenteil. Er erscheint eher vornehm-zurückhaltend, wobei er in der Stille viel Verständnis für die ihn umgebende Welt hat. Heute mehr, denn je. Er ist, in anderen Formen, nicht weniger herzlich, wie der Ungar. Sie wissen es gar nicht, wie sehr wir es bedauert haben, daß wir die ungarischen Dichter, deren Vertreter wir zum zehnjährigen Bestehen des „Klingsor" geladen haben, dort vermissen mußten.

Aber es ist nicht an der Zeit, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen. Es gilt hier, eine Jahrhunderte alte, gemeinsame Schuld zu liquidieren. Wir sehen die große Aufgabe und sind mit allen unseren Kräften bereit, sie zum gemeinsamen Besten unserer Völker zu lösen. Wenn Ihr auch bereit seid, hier ist unsere Hand. Dr. Ernst Jekelius.

Neue Bücher und Schriften

Junge deutsche Dichter. Maiheft der Süddeutschen Monatshefte. — Der Zweck dieses schönen Heftes (das Prosabeiträge von J. M. Bauer, W. J. Hartmann, J. Mühlberger, K. R. Nicolaus und H. Zillich; Ge-

dichte von H. Anacker, L. F. Barthel, M. F. Bevern, H. Böhme, W. Brockmeier, F. Diettrich, J. Linke, W. Schumann und G. Schwarz umfaßt) ist es nicht, ein geschlossenes Bild der einzelnen, mit kurzen Beiträgen darin vertretenen Dichter zu geben — das können wir am besten an Zillichs Romanfragment „Die Zinnenschlacht" nachprüfen, das vom Umfang und der Vielfalt der Zillich'schen Begabung keine Vorstellung zu geben vermag. — Um so stärker aber ist dieses Heft dazu angetan, sein von einem klugen Vorwort umschriebenes Ziel zu erreichen: für eine neue Gesamtsituation Zeugnis abzulegen, „die von dem Literatenzwang zu Stoffen oder Stilen nichts mehr weiß", die den Dichter wieder unmittelbar vor das Schicksal seines Volkes stellt und ihm „keine Flucht mehr ins Ästhetische, aber freilich auch keine Ausflucht mehr zum guten Willen" gestattet. So wird denn, über die Erkenntnis dieser Erlebniswendung in der zeitgenössischen deutschen Dichtung hinaus, der Wunsch geweckt, den einzelnen Beiträgern des Heftes wieder zu begegnen, so besonders Hartmann, dem Verfasser einer sehr eindringlichen Erzählung „Durst", oder dem Sudetendeutschen Mühlberger, der eine ins Legendäre gesteigerte Holzfällergeschichte gibt. Unter den Lyrikern wirken am vollsten F. Diettrich, W. Brockmeier und G. Schwarz. H. Krasser.

Georg Müller, Die deutschen Landkapitel in Siebenbürgen und ihre Dechanten 1192—1848, Hermannstadt 1934, broschiert, im Selbstverlag des Verfassers (Auslieferung bei Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt), Gr. —8°, 180 Seiten. Preis 100 Lei. — Der Verfasser der obigen Schrift Dr. Georg Müller, der Leiter des sächsischen Nationalarchivs, ist der in Historikerkreisen rühmlich bekannte Herausgeber der „Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Deutschen in Rumänien". Seine vorliegende Arbeit ist als das 8. Heft der „Beiträge" erschienen; erfreulicherweise liegt sie dadurch nun als Buch (Sonderabdruck) vor, wodurch sie in weiteren Kreisen bekannt werden dürfte, während sie bisher nur im 1. Heft des 48. Bandes des „Archivs für Siebenbürgische Landeskunde" zugänglich war. — Müllers Schrift über die „Landkapitel" oder genauer: der bisher gedruckte und damit der Öffentlichkeit bekannte Teil dieses Werkes (ein weiterer, etwa 25 Druckbogen starker Teil harrt schon seit Jahren ebenfalls des Druckes) entwickelt in neun Abschnitten die Geschichte der 24 siebenbürgisch-deutschen Landdekanate oder Landkapitel, indem im einzelnen folgende Fragen untersucht werden: der Ursprung, die urkundlichen Nachrichten, der Gebietsumfang, die Surrogatieverbände, die hierarchischen Verbände, der Selbstverwaltungsverband, die Quotenanteilsdekanate, die Landkapitel und der Archidiakon, das Zehntrecht. — Müllers Arbeit liefert einen wesentlichen Beitrag zur Rechtsgeschichte der deutschen Landeskirche in Siebenbürgen; diese Arbeit in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, ist natürlich nur der Geschichtskenner in der Lage; darum können wir an dieser Stelle auch nur auf sie hinweisen, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Als ich sie las, waren es zwei Gedanken, die mich vor allem

beschäftigten und die zu erwecken, die im Kampf um unser Recht so bewegten letzten Wochen gewiß im Unterbewußtsein das Ihrige beigetragen haben: Wie bemerkenswert ist es doch, da kennzeichnend für den Verlauf unserer Geschichte im politischen wie im kirchlichen Leben, daß alles hindrängt zur Schaffung immer größerer, schließlich das ganze Volk umfassender Verbände von strenger Ausschließlichkeit. So sehen wir wie sich, gleichlaufend zur politschen Zusammenfassung in der Nationsuniversität, auf kirchlichem Gebiet schon in vorreformatorischer Zeit die siebenbürgisch-deutschen Kapitel zu einem Selbstverwaltungsverband zusammenfinden. Deutlicher kann sich die unserer Geschichte zugrunde liegende Idee des „Unus sit populus" nicht offenbaren. — Nebenher wurde mir klar, von welcher Bedeutung heute für uns als politischen Tageskampf die vertiefte Kenntnis unserer Geschichte ist. Wir sind dem Forscher zu Dank verpflichtet, der uns mit oft mühsamer Kleinarbeit in treuem Dienst am Volk unsere geistigen Waffen schmieden hilft! — Es verdient bei Müller nicht besonderer Erwähnung, daß seine Schrift natürlich streng wissenschaftlichen Charakter trägt und alle verfügbaren Quellen verarbeitet; daß sie zugleich in gutem Deutsch abgefaßt ist, danke ich ihm besonders. Fritz Schnell.

Karl Röttger, Die Opfertat. Drei deutsche Legenden. Paul List-Verlag, Leipzig. — Mit großer Freude habe ich dies Werk gelesen. Hatte das „Buch der Gestirne" in mir den Eindruck erweckt, daß Röttger bereits die Höhe seiner Leistung erreicht habe, so muß ich jetzt ganz offen bekennen, daß er noch besser, noch reifer, noch schöner zu erzählen weiß. Glaube und Unglaube des Menschen, Leid und Kraft seines Lebens sind hier als symbolisches Geschehen dichterische Substanz geworden, die gültigen Ausdruck gefunden haben wie das deutsche Wesen in den deutschen Märchen. „Opfertat", die erste von den drei Legenden hinterläßt den stärksten Eindruck. Wundervoll ist schon der Beginn, wo erzählt wird, wie der Mönch Ekkehard sein Kloster verläßt, um auf dem Felde ein selbstgeschnitztes Kunstwerk aufzustellen und wie er eine Magd findet, deren Behüter und Gatte er wird. Um ihr zu helfen, opferte er sich selbst, bewußt sündigend, indem er sein Gelübde verletzt. Doch wie dies erzählt wird, muß man selbst hören. Aus der fast lieblichen Musik, die der Gatten Leben tönt, dringt allmählich ernste Pein des Mönches, seine Sünde zu bekennen und vor dem Abt des Klosters zu gestehen. Geradezu dramatisch wird die Not des Sünders gesteigert, der vor dem Abt kniet und zum Bischof gewiesen wird, und von diesem zum Papst. Die Einfachheit dieser Erzählung ist zugleich deren Reife, die erschüttert. Man lese auf Seite 46 die sechs ersten Zeilen des Abschnittes, darin erzählt wird, wie Ekkehard vom Abt zum Bischof pilgert. Wer in so kurzen Sätzen so viel sagen kann, so schön zugleich und so einfach, der gehört zu den Dichtern, die wir gerne immer wieder lesen wollen. Diese drei Legenden von Röttger setzen allerdings voraus, daß man in deutschen

Domen einmal andächtig geworden ist. Für Lesehungrige hat er sie nicht geschrieben, wohl aber für Freunde deutscher Kunst. Kurt Scherg.

Hermann Heinz Ortner, Matthias Grünewald. Meisterlegenden und Erzählungen. Im Adolf Luser-Verlag, Wien V. — Der österreichische Dramatiker Ortner hat sich mit seinen Legendenspielen „Tobias Wunderlich" und „Sebastianslegende" einen vorderen Platz unter den deutschsprachigen Bühnendichtern geschaffen. Mit diesem Bande stellt er sich zum ersten Male als Erzähler vor. Stücke wie „Spätherbst" in dem Buche beweisen, daß er auch auf dem Gebiete der erzählenden Prosa Schönes zu geben hat. Im gesamten jedoch genommen, ist diese Sammlung nicht so reif, daß wir sie unbedingt hätten haben müssen. Vielfach bleiben diese Erzählungen im Ungefähren stecken und sind ohne Zusammenhang. So „Schuster Hitt", wohl die Keimzelle des bekannten Schauspieles Ortner. Die Persönlichkeit des Dichters, die aus seinen Dramen spricht, ist hier nirgends zu finden. Es dünkt uns, daß es für Ortner besser gewesen wäre, mit einer Veröffentlichung in erzählender Prosa zu warten. Daran können auch die guten Stücke des Bandes nichts ändern. Carl Watzinger.

Michael Prawdin, Tschingis-Chan. Der Sturm aus Asien. Ein Tatsachenroman. Mit 8 Tafeln, 1 Hauptkarte und 2 Nebenkarten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1934. — Der Verfasser verstand es in einzigartiger Weise, das Leben des größten Eroberers und Herrschers des riesigsten Reiches zu schildern. Tschingis-Chan, der sein Weltreich aus dem Nichts einer Nomadenhütte schuf, wird nicht bloß in seiner genialen Feldherrnkunst sichtbar, sondern als Staatsorganisator, Gesetzgeber und Mensch. Ein halbwilder Reiter, der doch Ansätze zur Philosophie zeigt, dessen Maßnahmen von unerhörtem Tatsachensinn zeugen, dessen beispiellose Grausamkeit Sinn und Zweck hatte und dessen Staat seinen Tod noch lange Zeit überdauerte, ist Schöpfer der besten Post über den größten Kontinent, der besten Straßen und Heeresorganisation seiner Zeit, einer unerschütterlichen Disziplin, die allerdings immer wieder genährt wurde durch Beute, Mord und Eroberungen. Duldsam in religiösen Dingen, jeden entgegengesetzten Willen in staatlichen Dingen vernichtend, konnte sich dies Reich jahrzehntelang von dem Stillen Ozean über ganz Asien und halb Europa bis an die Adria erstrecken, die höheren Kulturen unterjochend, sie aber auch klug nutzend. Wie bei keinem anderen Eroberer der Weltgeschichte, Alexander, Cäsar, Napoleon, ist diese Staatsschöpfung einzig und allein nur die persönliche Leistung Tschinggis-Chans. Die anderen fanden starke Staaten vor, auf denen sie aufbauten. Tschingis-Chan hatte zuerst einen Gefährten. Sein Reich war dauerhafter als die aufgeblähten Reiche der anderen Eroberer, nach deren Tod sie entweder versanken oder völlig verändert wurden. War es Zufall oder Gottesfügung, daß sich auf das eigentliche Europa, also auf die mittel- und westeuropäische Kulturlandschaft, der Druck der Mongolen nur kurz auswirken konnte, wobei

die Verwüstung von immerhin großen Ländereien bekundete, was asiatische Herrschaft bedeutet — dieser Einbruch war für Europa eine vorübergehende Todesgefahr, eine Mahnung zugleich auch für die noch vor uns liegende Zukunft.

Heinrich Zillich.

Eduard Paeppig: Pompayaco. Deutsches Forscherleben im Urwald Südamerikas, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam.

Eduard Paeppig war ein kühner, deutscher Forscher, der vor mehr als hundert Jahren unter ungeheuern Mühsalen die Gegenden des Flußsystems des Amazonas naturwissenschaftlich erkundete. Sein zweibändiges Werk „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom während der Jahre 1827—1832" erregte damals bei seinem Erscheinen Aufsehen. Nun bringt der Athenaion-Verlag in verdienstvoller Weise einen besonders fesselnden Teil aus diesem Werke, die ergiebige Erforschung des Urwaldgebietes des Ostabhanges der Anden in der Nachbarschaft der Hazienda von Pampayaco zum Abdruck. Wir lernen wissenschaftliche Pionierarbeit der Deutschen am Werke kennen. Paeppig hat einen klaren Blick für Mensch, Tier und Pflanze. Er weiß die Dinge lebendig und handgreiflich vor uns hinzustellen. Das Schönste aber sind die voll Naturnähe und mit Größe gesehenen Landschaftsbilder aus der zauberhaften Unberührtheit der reich vegetierenden Tropen mit ihrer Überfülle an Pflanze und Tier. Diese Naturschilderungen haben einen ganz eigenen Reiz und Duft.

Dr. Ernst Jekelius.

Hans Fallada: Wir hatten mal ein Kind. Roman, Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. Preis kart. Mk. 4.50, Leinen Mk. 5.50.

Es ist die fesselnd geschriebene Geschichte eines Bauernlebens von der Insel Rügen. Das Buch beginnt mit packenden, scheinbar zusammenhanglos hingelegten Geschichten aus der Vorgeschichte des Helden und seines Geschlechtes; plötzlich stehen wir mitten drinn in dem Jugenderleben des Johannes Gäntschow und seiner Mitschülerin, der benachbarten jungen Schloßherrin. Ihre unerwartete Trennung führt ihn aus der Heimat, in die Werkstatt, auf die Wanderschaft, aufs Rittergut in den Verwalterdienst und zum Schulhaus, aus dem er sich die junge Lehrerin als Frau holt. Beiläufig erfahren wir, daß er dann zwischendurch im Krieg war und als Offizier heimgekehrt ist. Er baut den verfallenen Bauernhof, seine junge Frau an der Seite, neu auf, zerbricht aber als Bauer und Ehegatte völlig, da er der Jugendgeliebten wieder begegnet. Seine Ehe zerfällt, die Gräfin aber, die er noch einmal in reifer Liebe gefunden zu haben meint, verläßt ihn, nachdem ihr Kind nach der Geburt gestorben ist, in der Erkenntnis, daß ihr an seiner Seite kein erfülltes Leben beschieden sein kann.

Man kann sich nicht entschließen, zu diesem Buche ja zu sagen. Es enthält keine einzige der ziemlich scharf gezeichneten Gestalten, der man im Leben gern begegnen möchte. Alle Gestalten sind irgendwie minderwertig, im Charakter verbogen. Die Bauern sind eigensüchtige, dick-

köpfige, ungesunde Menschen; der Pfarrer und sein Vikar widerliche, schwache Gesellen, unangenehm wirken der Schmuggler und sein Gehilfe; die Bewohner des gräflichen Schlosses wenig erfreulich; unsympathisch die junge Lehrerin und ihre Familie. Nun sollte man erwarten, daß der Verfasser inmitten dieser verfallenen Gesellschaft einen kraftvollen Bauern wachsen, gesund und lebenbejahend sich entwickeln ließe, — nichts davon! Das Buch läßt sich manche Gelegenheit entgehen, im Sinne der heutigen deutschen Seelenwelt aufbauend zu wirken, — in der Werkstatt der Fabrik, auf der Wanderschaft durch deutsches Land und Leben, auf dem Rittergut, auf dem Bauernhof usw.; auch den Weltkrieg kann man doch wirklich nicht nur ganz beiläufig und wie zufällig erwähnen! Das Böseste aber ist, daß das Buch eigentlich so trostlos schließt, wie es ohne Erhebung anfängt und im ganzen Verlauf bleibt. Man kann nur sagen: Wenn das deutsche Volk nur aus Menschen bestünde, die in diesen Gestalten ihre Vertreter haben, — und das Buch Falladas erweckt fast diesen Eindruck! —, dann wehe ihm! Und wir Auslanddeutschen fügen hinzu: dann brauchte man sich wahrhaftig nicht mehr den Kopf zu zerbrechen über die Frage, warum der Deutsche in der Welt unbeliebt ist. Hans Lienert.

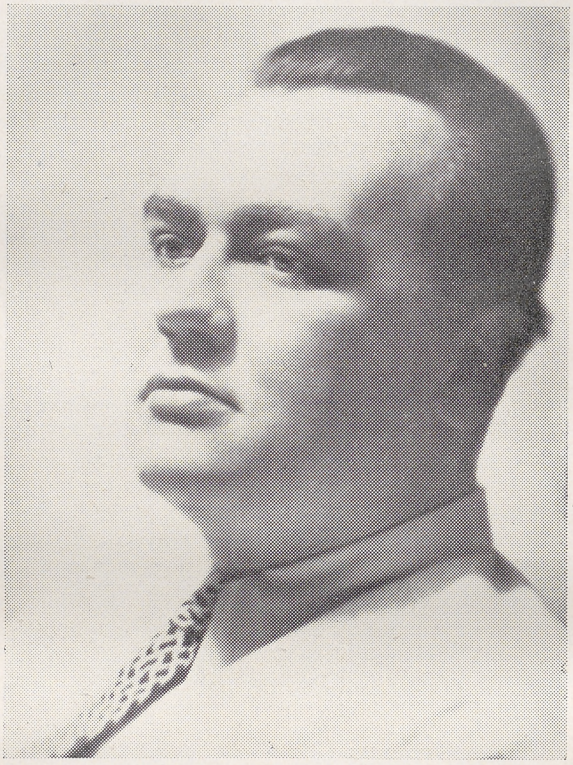
Richard Plattensteiner: Der Schusterfranzl. Heinrich Mieden-Verlag, Dresden. Preis geh. Rm. 1.—, in Leinen Rm. 1.50. — Ein Volksbuch des bekannten Schriftstellers aus Österreich. Es erzählt das Leben eines Schusters, eines stromernden Wandergesellen, nach dessen eigenen Berichten. Die Gestalt des armen Franzl ist ergreifend gezeichnet; ein armer Teufel, der sich immer wieder um das Leben bemüht, an dem es aber, durch seine eigene Schuld freilich, immer wieder vorbeigeht. Erträglich wird dies alles durch den sonnigen Humor, mit dem der Schusterfranzl dies flüchtige Leben in philosophischer Ruhe entgleiten sieht. Eine interessante Figur aus dem Alltag, deretwegen seinerzeit Peter Rosegger das Büchlein bei seinem ersten Erscheinen begrüßte und empfahl. Hans Lienert.

Mitteilungen der Schriftleitung

Marianne Schmidt. In Schäßburg lebt eine junge Keramikerin, die seit Jahren entzückende Arbeiten voll Phantasie in einem durchaus eigenwilligen Stil herstellt. Wir freuen uns, daß wir unseren Lesern eine Probe dieser Kunst in der Bildbeilage geben können. Es wird sich noch Gelegenheit bieten, auf die Künstlerin ausführlich einzugehen.

Rumänische Lyrik. Mit diesem Hefte beginnen wir mit der Veröffentlichung von Gedichten der wichtigsten rumänischen Lyriker der Gegenwart. In den nächstfolgenden Heften werden wir immer wieder einen oder mehrere Dichter zu Worte kommen lassen, so daß unsere Freunde Gelegenheit haben, sich mit diesem Zweig der rumänischen Dichtung vertraut zu machen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Der ſiebenbürgiſch-deutſche Komponiſt
Rudolf Wagner-Regény

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR SEPTEMBER 1935 HEFT 9

Rumänische Lyrik

II. Vasile Voiculescu

Elegie

Du gehst durch deine Jahre wie zwischen Sommerbäumen
Und liest das Leid des Lebens den Stämmen vom Gesicht.
Zur branderfüllten Krippe in fernen Abendräumen
Beugt schon der späte Himmel den Hals aus blauem Licht.
An toten Horizonten verglühn des Tages Scherben,
Auf eine helle Schlange legt sich die Welt zur Ruh,
Und immer zauberhafter ruft dich der Natter Werben,
Flüstert aus Quellenmunde Verführung immerzu.
Du flüchtest mit dem Himmel, mit Wasser von den Matten
In Dämmerung, die wachsend aus langen Schwaden tritt,
Du mißt nun deine Freude an weitgeworfnen Schatten
Und in jedem Gedanken schlägt auch dein Herze mit.
Das Herz, den Abendstern, der jäh aufblinkt, heller Funken
Aus unbegriffnem Innern ins nächtliche Gefild —
Du hörtest nicht sein Pochen, im Sonnenmeer ertrunken.
Jetzt wacht es auf, verspätet, da alles rings verhüllt.
Du warst in dich versunken, ins undurchsichtige Schweigen,
Heut schaust du aus der Tiefe feuchtschwerem Schattenkern
Zum Leben hin, als ließest du Blicke aufwärtssteigen
Vom Grunde eines Schachtes zu einem fernen Stern.
Siehst dich im Jugendschimmer, da Sehnsucht dich belaubte,
Den weißen Baum des Leibes mit reifer Brüste Frucht, —
Erkaltet ist inzwischen der dürstend Früchte klaubte,
Doch glüht noch ihre Rundung in seiner Hände Bucht.
O Insel blond des Fleisches, Cyklade, aufgeschüttet
Aus hochgeschwellter Erde von Feuergeistes Kraft,
Vergehe, tief im Kerne vom Beben ganz zerrüttet,
Vom schwangern Ozeane wieder zurückgerafft.

Gefangene im Bernstein des letzten Abendscheines
Strahlst du noch auf, verblassend, damit mein Aug dich sieht
Verewigt in Schriftzeichen kostbarsten Edelsteines
Unter geschlossenen Blickes welkendem Augenlid.

An den Gedanken

Gedanke, schwächlicher, gewohnt auf flachem Land
In abgenutzter Worte Staub zu schreiten,
Gedanke, leichtfertig wie eine Frau, mit kindischem Verstand
In ausgefahrenen Bahnen träge hinzugleiten,
Du mit der Unart, auf dem Flaum seichter Sätze zu schlafen,
Erhebe und bereite dich, denn jetzt
Wirst du durch die gewundensten Worte gehetzt,
Daß du kaum weiter kannst und daß Schmerzen dich strafen,
Hinaus aus dem bequemen Flußbett der Sprache, abseit
Auf steinige kaum gestammelte Stege,
Auf holpriger Rede steile Saumwege,
Über die Felsenbänke erstarrter Ausdrücke,
Über Schluchten auf schwanken Begriffes Brücke
Auf einen Berg des Schweigens und der Verlassenheit,
Von dem die Gewässer alle kleinen Worte fortgespült haben,
Wo die Luft nach Thymian duftet und Honigwaben.
Dort sollst du ruhen auf dröhnende Felsen gestreckt
Scheuen Schlafs wie das Waldgetier
In der Nacht, nur Sterne noch über dir,
Das Ohr gespitzt für alle Gefahren,
Von dem frühesten Sonnenstrahl geweckt
Aufspringen, straff, gekräftigt und unverzagt,
Beutegierig wie auf der Jagd,
Bereit bei jedem Rascheln, Gedanke, aufzufahren!

Wie jene Lilien auf dem Felde...

Wie jene Lilien auf dem Felde steh ich,
Hab spinnen und auch weben nie gekonnt.
Mit meinen nackten Dornenzweigen fleh ich,
Vom Glanz des Sommerhimmels übersonnt:
Erbarme Dich und wirf ein Blumenkleid,

Geschmückt mit königlichen Blütenkronen,
Hernieder aus den Gärten Deiner Zonen
Um meines Distelrückens Dürftigkeit.
Und wenn ich welke mit des Sommers Scheiden,
Sende Dein heiliges Lamm mich abzuweiden.

Wie jene Vögel unterm Himmel geh ich
Nicht aus zu sähn, müh mich zu ernten nicht
Und sorglos mit den Regenpfeifern steh ich
Am Morgen hungrig auf, ein armer Wicht.
Wirf aus den Speichern Deiner Engelschar
Nur eine Hand voll Korn mit Deinem Segen
Dem Bettelsänger, der auf Deinen Wegen
Im Zauberwald der Welt verloren war.
Und winters laß ins Sonnenland mich wallen
Im Flug in Deines Falken heiligen Krallen.

Du birgst den Traum in Tat...

Du birgst den Traum in Tat, wie den Dolch in seiner Scheide,
Löschst aus die Wappenschilde im Herzen, gehst allein,
Nicht Wasser wird dich hindern und nicht des Windes Wehen
Und nicht des Lichts Verheißung im weißen Morgenschein.

Wie Bienen auf dem Felde der überreifen Halme
Beim ersten Froste, suchst du des Todes Bienenhaus
Und mündest in die Wabe des Dunkels und der Stille
Zu saugen schwarzen Honig des letzten Schlafs daraus.

(Übertragen von Harald Krasser)

Die weiße Taube

Von Hans Lienert

Anmerkung. Die folgenden Zeilen bilden den Schluß einer Honterus-Novelle. Sie berichten, wie die einst vom Schalldeckel über der Kanzel der Schwarzen Kirche in Kronstadt verloren gegangene weiße Taube am Tag der Erwählung des Reformators zum Stadtpfarrer wieder an ihren Platz zurückkehrt.

Der Alte sah etwas verlegen zu Ostermayer hinüber. Der Orgelmeister verstand den Blick. Er begann: „So hat mir, werte Herren

und Freunde, Ohm Bogner kürzlich aufzuschreiben geboten und soll euch zu dieser Frist mit Freude zuwiß getan sein. Und wie ichs hier geschrieben, mirs erzählt:

Zu jenen sonnigen Pfingsten wars anno 1502, da das Kind Johannes die weiße Taube in seine Hand genommen; vom Stadtpfarr an heiliger Stätte wars ihm gewähret worden. Und hat sie nicht mehr wollen dargeben denen, so ihm sie wollten wieder nehmen. Hat sie gehalten und getragen im Arm als ein kostbar Kleinod und träumend damit gesessen am selbigen Nachmittag auf der Gasse währenden Spieles der Nachbarkinder. Da ist unversehens heraufgezogen hinter der Burg an der Zinne ein stark Wetter und hat sich entladen zuvörderst oberhalb der Stadt mit Donner und Hagel. Sind plötzlich stark angeschwollen alle Bächlein, die durch der Stadt Gassen überall fließen, und waren schon reißend, als in der Stadt selbst die ersten dicken Tropfen fielen. Die Kinder laufen heim, vergessend Johannes den Träumer mit seiner weißen Taube; das Kind, erschrocken, will eilend nachlaufen; doch da das Brückenbrett schon ist vom grauen Wasser leichthin überhüpft worden, gleitet sein Fuß und der Knabe plumpst in den Bach. Ich komme, einige Lammfelle vom Honterstrauch vor dem Hause einzubringen, ehe denn die Fluten sie fortreißen, — da seh ich das Unheil und springe herzu; doch so toll und wirblicht rollt das Gewoge, daß ich hätte zu spät kommen müssen, wäre nicht allda gewachsen der Hontertbusch und hätte das Kind in seinem Gezweig und Gewurzel festgekrallt. Und da ich herankomme schwingt und tunkt die Flut den kleinen Körper und nur Eines bleibt über dem Wasser und unbespült: die weiße Taube, von der rechten Hand des Kindes hoch in die Luft gestreckt. Ich greife zu und bringe, Gott dankend, Johannes lebendig in der Eltern Haus, — die Taube indessen verwahre ich schweigend bei mir, durch lange Jahre des Tages harrend, da der Allmächtige mir werde klärlich offenbaren, zu welchem Ende er auf also wunderliche Weise das Bild seines Geistes hat retten mögen.

Des Kindes Rettung ist bekannt geworden und zu ewigem Dank hat unser Magister, auf seiner lieben Mutter Wunsch und Geheiß, den rettenden Strauch durch seinen eigenen Namen geehrt. Das Geheimnis der Taube aber ist verschwiegen blieben, da der Welt Meinung war, die Taube sei in den Fluten verkommen und verloren gegangen. Haben freilich gar bald etliche Meister dem Stadtpfarr

andere Tauben dargebracht, sie am alten Platz anzubringen; doch ist darüber Hader entfacht worden in der Gemein, weil manche Bürger der Taube im Schnabel wollten ein Ölblatt wissen, andere aber keines. Und sind bald zwei Parteien gewesen in der Stadt, gewachsen aus solchem Streit, denn ohne Parteien und Streit mag eine deutsche Stadt nicht leben. Sinds nicht große Dinge, aus deren Ursach man hadern kann, so macht man sich das Gehader aus kleinen. Das Ölblatt wird gefordert von der einen Partei als Sinnbild des Friedens; man sei des ewigen Krieges nun satt bis zum Überdruß und sei höchste Zeit, daß des Friedens Taube endlich erscheine und mit ihrem Scheine Licht bringe in das Dunkel dieser Tage. Mit Spott hinwieder wehren die Gegner ab: das Dunkel dieser Tage könne nur erhellt werden durch neuen Geist, der sich im Kampf durchringen müsse zu neuem Leben. Und sei unstatthaft, des Neuen Testamentes Geist und Wesen zu vermengen mit Noah und dem Alten Bund, zu vertauschen die Taube des Geistes mit der Taube des verlorenen Friedens. Und die Parteien wollen nicht sehn, daß beide Tauben Sinnbilder sind für die eine Tatsache: daß Gott sich lebendig offenbaret seinen Kindern in rechtem, liebevollem Vatergeist. Drum streiten sie in Blindheit weiter und sehren einander und das eigene Volk mit schweren Wunden bis daß der Türke hereinstürmt von jenseit der Berge und den sinnlosen Bruderkrieg blutig erstickt. Drum sollte für alle Zeiten und Geschlechter sein die weiße Taube eine Mahnung zu heiligem Gottesfrieden im Geiste wahrer Bruderliebe."

„Das habt Ihr recht geschrieben, Meister," sagte der Stadtrichter, „und dürfets billig einlegen in Eure Chronik; denn fein und lieblich sollen Brüder beieinander wohnen und nimmer ists wohlgetan, so sie aus geringer Ursach hadern, während der Feind die letzten Mauern berennt. Gott gebe unserm Volk nur Augen, zu sehn, und Ohren, zu hören."

„Und wenn ich denn noch eine Bitte wagen dürfte..." begann Bogner und sah Honterus an, ohne gleich fortzusetzen.

„Es ist verheißen, Ohm Nachbar," sagte Honterus und erhob sich. „Wir gehn zur heiligen Statt, zu dieser Stunde, so Ihr uns begleiten wollt."

Bogner stand sofort auf, auch die übrigen Männer erhoben sich. Honter ging, sich sein Mente zu holen und anzutun. Griengras ver-

ließ währenddessen, nach kurzem Wechselwort mit dem Stadtrichter, das Haus, Ostermayer folgte und eilte mit ihm zum Dom.

Nun trugen Fuchs und Benkner wieder Bibel und Kruzifix, zwischen beiden schritt der neue Stadtpfarrer, im Seidentüchlein vor der Brust haltend die weiße Taube. Hinter ihnen Wagner und Schneider, in ihrer Mitte Bogner, der Alte.

Als die Männer den Kirchhof erreicht hatten, huben die Glocken zu läuten an. Honterus blickte fragend zu Fuchs hinüber, schwieg aber, als der Stadtrichter kopfnickte und damit bedeutete: es geschieht alles aus rechter Ordnung. Die Tür der Kirche stand weit offen. Über der Pforte lächelte die milde Mutter vom Throne herab, noch immer ihr Kindlein auf dem Schoße tragend. Die Orgel, dem Eingang gegenüber hoch aufgebaut, rauschte mit tausend Stimmen und goß ihre Freudenhymnen über die Männer, die feierlich den Raum betraten und sich unversehens vor der Menge der Gläubigen sahen. Stumm, verhaltenen Atems, selige Neugier im Blick, standen sie da, den ganzen weiten Raum erfüllend.

„Gott, — mein Gott!" rang sichs aus der Brust des Stadtpfarrers. „Was ist das?" Er stand plötzlich wie angewurzelt. Er bekam keine Antwort. Fuchs schwieg, auch Benkner fand keine Worte. Sie waren überrascht. Was mußte nun geschehn? Niemand wußte es zu sagen. Die Spannung wuchs ins Unerträgliche, da sie stehn geblieben waren. Sie standen noch immer unschlüssig vor den tausend Menschen. Ein Wort, ein Wink irgendwoher, — und die Spannung hätte sich zu tausendstimmigem Rufen entbunden. Aber das Wort kam nicht; der Wink blieb aus. Es dünkte jeden, daß ein Unerhörtes auf der Lauer liege, das nun in die Wirklichkeit brechen müsse. Auch die Orgel verstummte plötzlich; eine schwebende, schwingende Stille ließ im Augenblick die Herzen erstarren, — schon sogen die tausend Lungen den Odem ein zu befreitem Jubelschrei, — da brauste von der Orgel in wuchtigen Akkorden der Preisgesang „Herr Gott, dich loben wir!" und eine geisterfüllte Gemeinde jauchzte, zum erstenmal in deutschen Worten seit der Dom stand, einen verzückten Dankespsalm zum Himmel hinauf.

Da schritt nun Fuchs wichtigen Schrittes, die heilige Schrift auf den Händen tragend, mitten durch die Menge, die sich auftat gleich einer Gasse. Honter folgte wie traumbefangen, Benkner hinter beiden her. Der Stadtrichter legte das Buch an die geweihte Stätte,

Benkner stellte das Kreuz dahinter auf, — nur Honterus hielt sein geheimnisvolles Päckchen unschlüssig im Arm. Fragend sah ihm Fuchs ins Auge, — aber Honterus verneinte leise und reichte ihm die Taube dar, noch immer eingehüllt in das rosige Tüchlein von Seide.

„In Gottes Namen denn", sagte Fuchs, nahm das Kleinod in Empfang und schritt hoch und aufrecht durch die singende Menge zurück. Honterus folgte und blieb gegenüber der Kanzel stehn. Ehe der Gesang beendet war, hatte Fuchs die Taube über der Kanzel angebracht, — sie schwebte nun wieder am Ort, da sie mehr denn vier Jahrzehnte gefehlt hatte. Und schwebte Honter zu Häupten, da er nun aufstieg zur Kanzel und der Lobgesang der Tausend im Raume verhallte.

Honterus auf der Kanzel des Domes! Nun hatten sie es erlebt, nun sahn sie ihn endlich dort, wo ihr Wunsch ihn schon so lange hingestellt hatte. Sie hatten ihn anderwärts oft gehört; sie kannten sein Feuer, seinen Geist, seinen Glauben; nun sollte die Macht seines Wortes von der heiligen Stätte wirksam werden. Es war eine große Erwartung in allen Herzen, es brannte eine sehrende Hoffnung in allen Seelen. Drum zitterten sie jetzt seinem ersten Wort entgegen. Der Stadtrichter war zu Valentin Wagner getreten. Der reichte Fuchs die Hand und schüttelte sie unter stummem Druck. Nun wars ganz still geworden. Kaum ein Atemkeuchen war zu vernehmen. Alles starrte zur Kanzel empor, aller Augen hingen an des hehren Mannes Mund.

Er stand oben, erhoben über Welt und Erde und Menschen, — und schwieg. Er stand auf der Kanzel und schwieg. Sein Blick war gradeaus gerichtet, irgendwohin, ins Unnennbare. Die Pfeiler fielen, die Mauern taten sich auf vor seinem Auge, die Menge der Menschen wuchs und erfüllte seine entrückte Schau bis weit hinaus an den Rand der Erde. Ihm war, als ob hinter seinem Rücken die Sonne aufgegangen sei, als ob nun alle, all die tausende und abertausende, ihr Leben dem hellen Schein dieses großen Aufgangs zugekehrt hätten, als ob sie mit ihren suchenden Seelen nichts brünstiger erflehten, denn trinken zu dürfen von dem neu erfließenden Quell. Er sah es, er erfühlte ihre Herzensgier und erzitterte in seinem Innersten vor der heiligen Pflicht, die Gott ihm auferlegt hatte.

Und nun sollte er sprechen! Aus dem Glanz der Sonne heraus, —

nun sollten es Worte sein! Es müßten Worte werden, die hinausdringen bis zu den verschleierten Fernen, und dürften doch nichts verlieren von ihrem Schein, und dürfte nichts abfallen von ihrem Wert. Da wars ihm plötzlich wie zu jener unseligen Stunde, da einst der große Vorhang zerriß, da die große Finsternis fiel auf die Menschen, und da doch der Eine im letzten Licht seine liebenden Arme gebreitet hielt zwischen Himmel und Erde. Da wollte Honter verzagen an seinem Werk, da wollte sein Wille zerbrechen vor dem Wort, das von ihm gefordert wurde, da er es nicht zu finden vermeinte — und in seiner Herzensnot und seinem qualvollen Drange fand er nichts als dies: er breitete, vom Glanz umflossen, seine Arme weit hinaus und alle sahen seine Gestalt als die Gestalt des heiligen Kreuzes hoch im Lichte stehn. Und irgendwoher, aus solchem Licht hervor, klangen Worte, nicht gebunden an Raum und Ferne, durchdringend ins Weite und dennoch einfließend in die lodernden Herzen: „Wachet und betet!"

Die Tausend standen und starrten zur Höhe. Sie warteten lange, bange, — und wußten doch, daß nun nichts mehr kommen dürfe. Kein Amen und kein anderer Laut. Denn die drei Worte, die erwacht waren in dieser Stunde, hatten den hohen Raum gar wundersam erfüllt, ganz bis oben hin, bis in jeden letzten Winkel, und klangen fort und waren nicht zu verlöschen, und blieben lebendig, ein schwebendes Geheimnis in diesen Hallen, das neu erweckt werden müßte zu jeder Zeit, in alle Jahrhunderte hinaus tönen würde, sobald ein Ton hier schwang, also daß dies Gotteshaus geweiht bliebe in diesem einen Widerhall zu allem Hall, der je und je darinnen erklänge, und verkündete dies eine Himmelswort vor allen: „Wachet und betet!"

Nun war der Mann auf der Kanzel ins Knie gesunken und hatte sein Haupt gelegt auf seine blassen, weißen Hände, die gefaltet auf der Brüstung lagen. Das Volk aber schlich leise zu den Pforten hinaus, die sich unversehens aufgetan hatten. Kein Schritt war zu hören, nicht der geringste Flüsterlaut. Auch der Orgelmeister Ostermayer schwieg aus Furcht, die drei Worte aus dem Raume zu verdrängen oder ihnen die heilige Fülle zu rauben. Stadtrichter Fuchs aber, an seiner Seite Valentin Wagner, zusamt den andern Männern traten als letzte unter den freien Himmel, ihren Magister zu erwarten und zu geleiten.

„Drei Worte sprach er!" sagte Fuchs nach einer Weile; es klang wie aus einem Traum, aus tiefer Ergriffenheit heraus. „Drei Worte!" Und er sah vor sich hin, über die Grabhügel weg, und hinauf zu den Bergen, die rundum den Himmel säumten.

Und Valentin Wagner, der Gelehrte und Dichter, dem die Worte so leicht als Verse von den Lippen flossen, erwiderte, von Herzen der großen Stunde froh:

„Wann saht Ihr jemals wahre Menschengröße gepaart mit eifernder Geschwätzigkeit?

Geschah doch auch hier nur, was geschehn mußte, da unser Magister uns doch selber gelehrt hat: Gott fragt mehr nach reinen Herzen, denn nach geschliffenen Zungen."

Als Honter darauf aus dem Dome trat, neigten sich die Häupter der wartenden Menge in Ehrfurcht. Endlos fast war der Zug des Geleites, das bis zu seinem Vaterhaus in der Schwarzgasse ging. Und in lautlosem Feiern schritten sie durch den sonnigen Tag.

Die weiße Taube aber hatte nun wieder ihre Statt gefunden. Und ist geschützt geblieben im großen Brand anno 1689, da die Stadt zusamt der Kirche verbrannte. Auferstand aus Schutt und Asche dieses Tags. Doch die roten Füßchen hat sie verloren. Der Meister, der sie darnach neu in Silber kleidete, hat auch ihre Füßchen in den Silberschimmer gehüllt.

Helene Voigt-Diederichs

Von Jacob Bödewaldt

Die bekannte deutsche Dichterin, die vor einigen Wochen ihren 60. Geburtstag feierte, wird in diesem Monat in verschiedenen Städten Siebenbürgens aus eigenen Werken lesen. Die Schriftleitung.

„Alles in allem kann ich nicht sagen, daß es mich sonderlich treibt, die bisherige Ernte des Geschriebenen zu überdenken. Im Fluß der Gesamtarbeit bleibt es lebendig, im einzelnen hat es meine Teilnahme eingebüßt, ist von mir abgerückt, wohltuend fremd." Aus diesen Sätzen der schleswigschen Dichterin Helene Voigt, die später ihrem Mädchennamen den ihres Gatten, des kulturpolitischen Verlegers Eugen Diederichs hinzufügte, spricht dieselbe Sachlichkeit, die schon am Erstlingsbuch der Zweiundzwanzigjährigen auf-

fiel. Die Wesensart ihres dichterischen Schaffens aber kennzeichnet vollends das Bekenntnis, mit dem sie sich vom Rückblick auf das fertige Werk dem künftigen zuwendet: „Was mich wahrhaft sammelt, fesselt, zwingt, ist das Ungeformte. Die Niederschrift selbst von bescheidenen, dem Tage unmittelbar zugewandten Arbeiten vollzieht sich stets in der demütigen Gewißheit, es sei etwas da, auch ohne mich, das auf eine vorbestimmte, noch verhüllte Form warte, die ein Unbegreifliches, sehr streng und sehr beglückend, mich zu finden heißt." Verdichtende Gestaltung, sinngebende Deutung des Lebens, nicht nur seine äußerliche Spiegelung, darum ist es ihr von jeher zu tun. Indem sie diesem Rufe folgte, wurde sie die schleswigsche Dichterin, die im heimatlich Geprägten das Wesenhafte offenbart.

Schleswig-Holstein ist das klassische Land heimatlich verwurzelter, doch von ihrem Mutterboden aus in freie Weite und Höhe vorstoßender Dichtung. Kaum eine andere natürliche Landschaft hat so viele Dichternamen aufzuweisen, die jeder auf seine Art davon zeugen, daß echte „Heimatkunst" vollgültige Dichtung sein kann. Ist es die Kraft und Vielgestalt seines germanischen Stammestums, ist es die schicksalschwere Wucht seiner bewegten Geschichte, ist es sein Land und Meer und Himmel selbst, was sie gebar? Von dort und hier strömt es geheimnisvoll in ihrer aller Werk, wird Stimme und Gestalt aus Ahnen- und Erdenerbe. So unmittelbar fühlen wir dies Verbindende über allem eigenen, daß uns dabei nur selten voll bewußt wird, wie stark im dichterischen Gesamtbilde Schleswig-Holsteins das altsächsische Herzogtum überwiegt. Wohl leuchtet unvergänglich der Name Theodor Storm, der trotz der Abstammung väterlicherseits aus holsteinsassischem Geschlecht als Dichter schleswigscher Friese ist wie die Mutter, und tief zeichnet sich die Spur seiner Künstlerreife im Reigen der Späteren; doch wenige von ihnen entsprossen schleswigschem Blut. Gibt die Geschichte dieser Heimat die Erklärung, erschöpfte sie Schleswigs Kräfte vornehmlich in anderen Aufgaben? Holsteins heroisches Zeitalter liegt ein halbes Jahrtausend zurück; seit der Zurückdrängung der wendischen Welle ist es volklich selbst nicht mehr gefährdet oder auch nur umstritten gewesen. Schleswig aber blieb bis in unsere Tage volkliches Kampfgebiet und verbraucht seine seelischen Kräfte vor allem in diesem Grenzringen; so konnte sich wohl in seinen Kindern nicht so viel an schöpferischer Gestaltungskraft für dichterische Aufgaben aufspeichern und ent-

laden, wie es im letzten Jahrhundert südlich der Eider frei geworden ist. Es ist gewiß kein Zufall, daß so viele dichterisch begabte Schleswiger ihren Haupteinsatz auf dem Kampffeld der Kulturpolitik geleistet haben, vom Rembrandt-Deutschen August Julius Langbehn an über Erich Schlaikjer bis zu Christian Tränckner. Volle Entfaltung ihrer dichterischen Anlagen war bisher nur Helene Voigt beschieden.

Sie entstammt jener Südostecke des nördlichen Herzogtums, in die nach der dänischen Auffüllung der durch die großen Stammeswanderungen menschenarm gewordenen Räume Schleswigs am frühesten holsteinisches Stammestum aus dem Kernsitz südlich der Eider vorstieß. Die Halbinsel Schwansen zwischen Eckernförder Bucht und Schlei ist ihre menschliche und dichterische Heimat; dort wurde sie auf dem Hof Marienhoff am 26. Mai 1875 als fünftes Kind der Eltern geboren. In einer der schönsten Schilderungen, die jemals kindliche Liebe und Dankbarkeit „vom Leben und von der Wärme einer Mutter" entwarf, in ihrem Erinnerungsbuch „Auf Marienhoff" hat Helene Voigt nach dem Tode der Mutter — den Vater hatte sie schon als Zwölfjährige verloren — selbst aufs anschaulichste die Welt gezeichnet, in der sie aufgewachsen ist: den klaren engsten Lebenskreis norddeutschen Familienlebens und die weitere Lebensgemeinschaft der geschlossenen Wirtschaftseinheit des großen Gutes, dessen Leitung die Mutter bis ins hohe Alter in gütig-festen Händen hielt. Hier sogen sich ihre von Kindheit auf wachen Sinne unmittelbarster Anschauung voll, hier wurden ihr die „wortkargen, gefühlsstarken Menschen der Arbeit" nicht nur in ihrem äußeren Gehaben, sondern auch in ihrem scheu verschlossenen Innenleben von Grund auf vertraut. So konnte sie, die es schon in früher Jugend zu dichterischer Gestaltung drängte, ein Leben lang aus unerschöpflicher Anschauung geben, die zudem auch später, als das Leben sie selbst weit hinunter ins Reich geführt hatte, allsommerlich durch langen Heimatbesuch erneuert wurde. Gefeit vor der Gefahr nur literarischer Phantasie und Tüftelei, der so mancher Autor verfällt, dem bodenständiges Volkstum eine bloß von außen beobachtete Fremdwelt blieb, in die er von sich aus papierne Gefühlchen verpflanzt, der er herablassend erst Sinn geben zu müssen meint, ist Helene Voigt in ihrem Schaffen „aus schleswigschem Volksleben" (wie der Untertitel mehrerer ihrer frühen Bücher lautet) echt

bis zum letzten, weil es die Welt ihrer eigenen Kindheit und Jugend ist, die sie verdichtend neu formt.

Mit erstaunlich sicherem Stift zeichnet Helene Voigt sie schon in ihrem um die Jahrhundertwende erschienenen Erstling „Schleswig-Holsteiner Landleute", und bald runden die Natur- und Menschenbilder sich in den zunächst ungefähr jedes andere Jahr, dann in längeren Zwischenräumen folgenden Büchern zu plastischer Gestaltung. Aus der gesellschaftlichen Schicht der Gutsherrenschaften, zu der ihr Elternhaus gehörte, findet sich darin kaum ein Niederschlag. Allerpersönlichstes entzieht sich bei ihr auch sonst der eigentlich dichterischen Gestaltung, wenn es sich nicht wie in den Bildern und Geschichten „Aus Kinderland" und ihrer späteren Fortsetzung im Bändchen „Der grüne Papagei" künstlerisch ganz vom Individuellen zum Typischen steigern ließ. Was dennoch aus eigenstem Erleben zu befreiender Auslösung drängte, ergoß sich in die frühe Lyrik des Gedichtbandes „Unterstrom", vom kindhaften Schweifen und jugendlichen Träumen und Sehnen bis zu erster fraulicher Erfüllung in ahnendem Mutterglück. Sonst aber gilt ihr Schaffen ganz dem weiteren Menschenkreis um den Gutshof: der Welt des Gesindes und der Tagelöhner des Hofes, der Kleinbauern und Handwerker des Dorfes, der Fischer der nahen See, der Heger des Waldes und Wildes. Also äußerlich eine Welt der „kleinen Leute", dennoch nicht verkleinerten oder verkümmerten Menschentums, sondern voll aller Menschenwünsche und Menschensorgen, Menschengebrechen, aber auch Menschenwerte, wie sie sich aus den Lebensbedingungen dieser Umwelt entwickeln. Und alle und alles immer hineingestellt in die heimatliche Natur, in der und aus der sie leben, lieben und leiden und die deshalb nicht nur als äußerliches Stimmungsmittel dient, sondern als organische Wesenheit mit hineingehört in diese Skizzen, Erzählungen und Romane, auch wo sie nicht, wie in Helene Voigts bislang letztem Buch „Aber der Wald lebt", eigentlich die Hauptgestalt der Dichtung ist, Symbol der ewigen Kraft, die „alles wieder geradevor rücken will".

Auf das Wesenhafte geht Helene Voigts Kunst auch in der Menschenzeichnung aus. Unübertrefflich anschauliche Wiedergabe alles Gegenständlichen ist doch nirgends Selbstzweck, auch der kleinste Einzelzug, jeder mit sparsamstem Wort fest hingesetzt, dient der Rundung des inneren Gestaltbildes. Wenn sich gleichwohl das seelische

Geschehen wie hinter einem leichten Schleier vollzieht, der doch seine Klarheit nicht vernebelt, nur das harte Licht und die lauten Worte von den schicksalhaften Gründen fernhält, Letztes und Tiefstes nur gedämpft anklingen läßt, so ist auch das innere Notwendigkeit, nicht gekünstelte Willkür, gehört mit zur wahrhaftigen Gestaltung dieser Menschen, denen es angeborene Haltung ist, ihr „Leben ohne Lärmen" zu führen, wie der Titel eines ihrer Erzählungsbände aussagt. Immer eindringlicher sucht und zeigt sie im Einmaligen das Allgemeingültige, hinter dem Äußerlichen, scheinbar Zufälligen das Wesentliche, läßt erfühlen und erkennen, wie alles Geschehen „Nur ein Gleichnis" ist, wie der Titel eines anderen Sammelbandes es ausdrückt. Dabei verblaßt es nie zu blutleerer Symbolik, bleibt immer erdennah, dem alles Leben tragenden Mutterboden verhaftet, so weit auch oft sehnendes Sinnen darüber hinausgreift. Denn mehr als den unbekümmert diesseitigen, handfesten Zielen mit derber Selbstsucht nachstrebenden Menschen gehört der Dichterin schöpferische Liebe jenen, die lang und schwer darum ringen, Sinn und Zweck des Daseins zu erfassen und ihren rechten Platz darin zu finden. Wenn dabei manche wie unterm dumpfen Druck eines als unentrinnbar empfundenen Schicksals leben und handeln oder vielmehr zu handeln unterlassen, so ist auch das Lebenstreue der dichterischen Gestaltung eines Menschenschlages, in dessen Blut — anders als in den sonst in Schleswig-Holstein überwiegenden Landschaften uralt freien Bauerntums — das Erbe geschlechterlanger Hörigkeit nachwirkt, der selbst im Schatten des unüberbrückbaren sozialen Abstandes von den großen Grundherren aufgewachsen ist. Über bloß dämmerhaftes Sichfügen ins Unvermeidliche aber erhebt der einzelne, durch Schuld und Schicksal geformt und geläutert, sich wohl zu dem „spröden, seltenen Lächeln derer, die tiefer in das Leben hineingesehen haben und glauben, daß es stärker ist als wir". Doch andere zwingen es auch, so viel Hemmungen im eigenen schwerblütigen Wesen es dabei auch zu überwinden gilt, und halten es dann in ruhig festen Händen und Herzen, leidgestärkt und freudebereit.

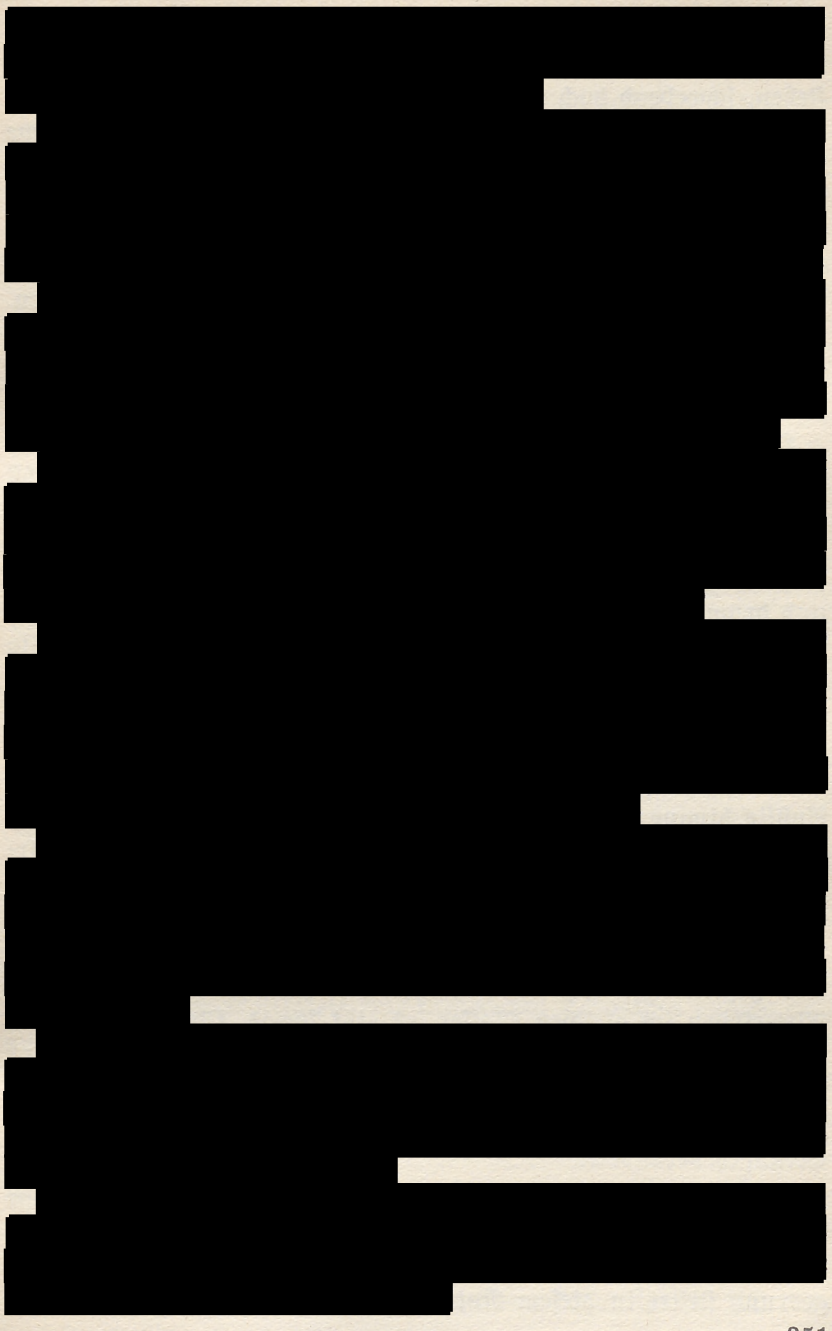
Aus der Fülle äußerer Anschauung und inneren Schauens schöpfend, nie beschreibend, sondern immer gestaltend, tritt die Dichterin selbst hinter ihrem Werk völlig zurück. Nur ganz selten einmal faßt ein Wort, wie das vorhin angeführte, bedeutsam zusammen, was

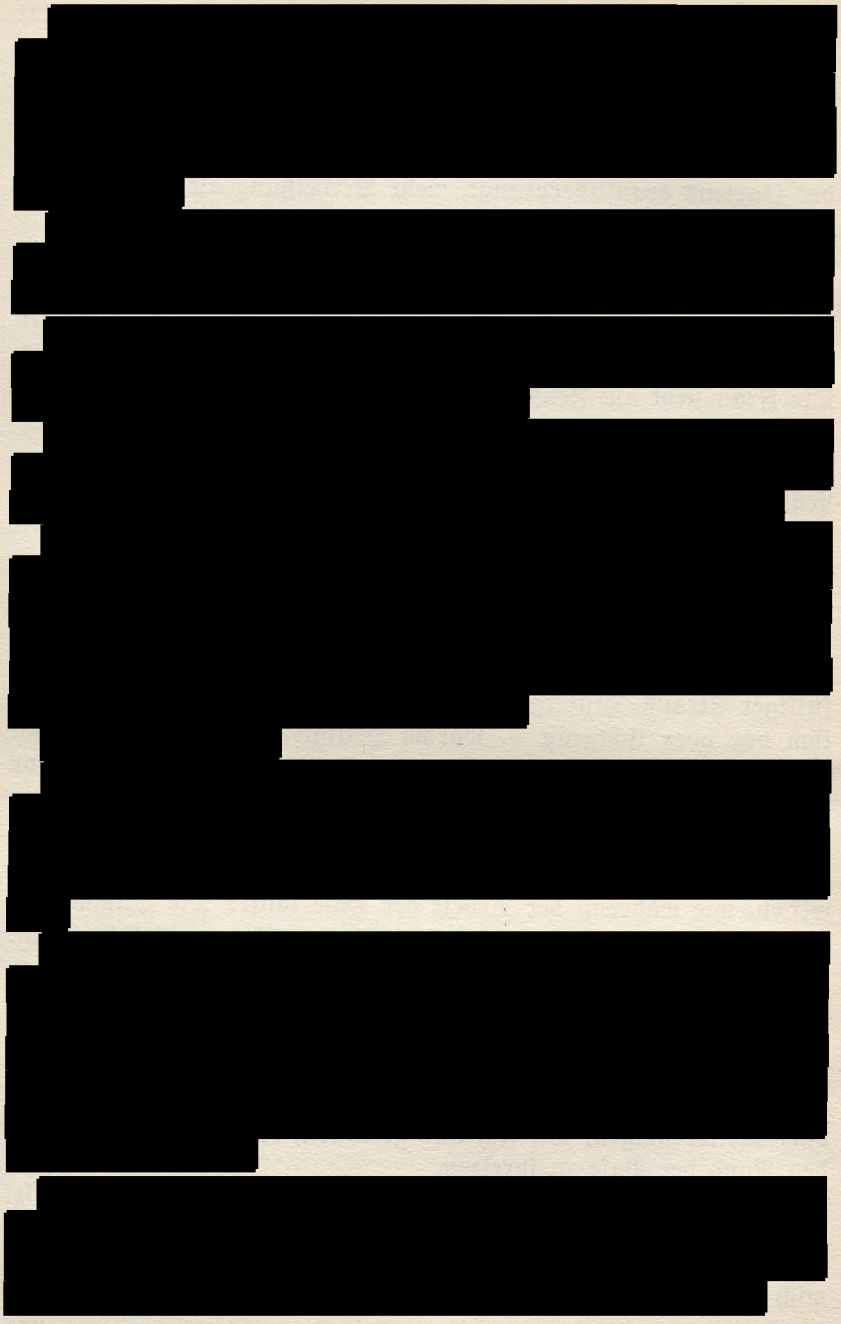
im übrigen überall aus den Menschen und Schicksalen selber herauswächst, ohne ausdrücklicher Deutung zu bedürfen. In so herber, doch vom Lebenskern her beseelter Sachlichkeit erstehen auch die Männer dieser ihrer heimatlichen Welt zu voll durchbluteter Plastik. Meisterin aber ist Helene Voigt vor allem, wo sie die Geheimnisse der weiblichen Seele zumal an der Grenze zwischen Mädchen- und Frauentum mit sicherer, dabei unendlich zarter Hand aufhellt, wie im Roman mit dem wiederum symbolischen Titel „Dreiviertel Stund vor Tag", ihrem reifsten Werk, so auch in den Erzählungen mittleren Umfanges, die ihm voraufgingen („Abendrot", „Regine") und nachfolgten („Luise") oder in mancher noch knapper gehaltenen Novelle; gleich ergreifend, ob sie in verantwortungsbewußten Verzicht ausklingen oder nach Wirrnis und Not zu spätreifender Erfüllung leiten. Reifen für das Leben und die eigene Bestimmung in ihm: in immer neuer Abwandlung künden ihre Erzählungen von der Tragik des Verfehlens wie von der Seligkeit der Begnadung. Um die gleichen Fragen schwingen auch die Dichtungen, in denen Helene Voigt-Diederichs das vielverschlungene Leben zu fassen sucht, in das ihr eigener Schicksalsweg sie hineinstellte. Doch am klarsten gelang ihr die Gestaltung im volksnahen Schaffen aus dem Born des Heimaterbes, „aus dem schleswigschen Volksleben".

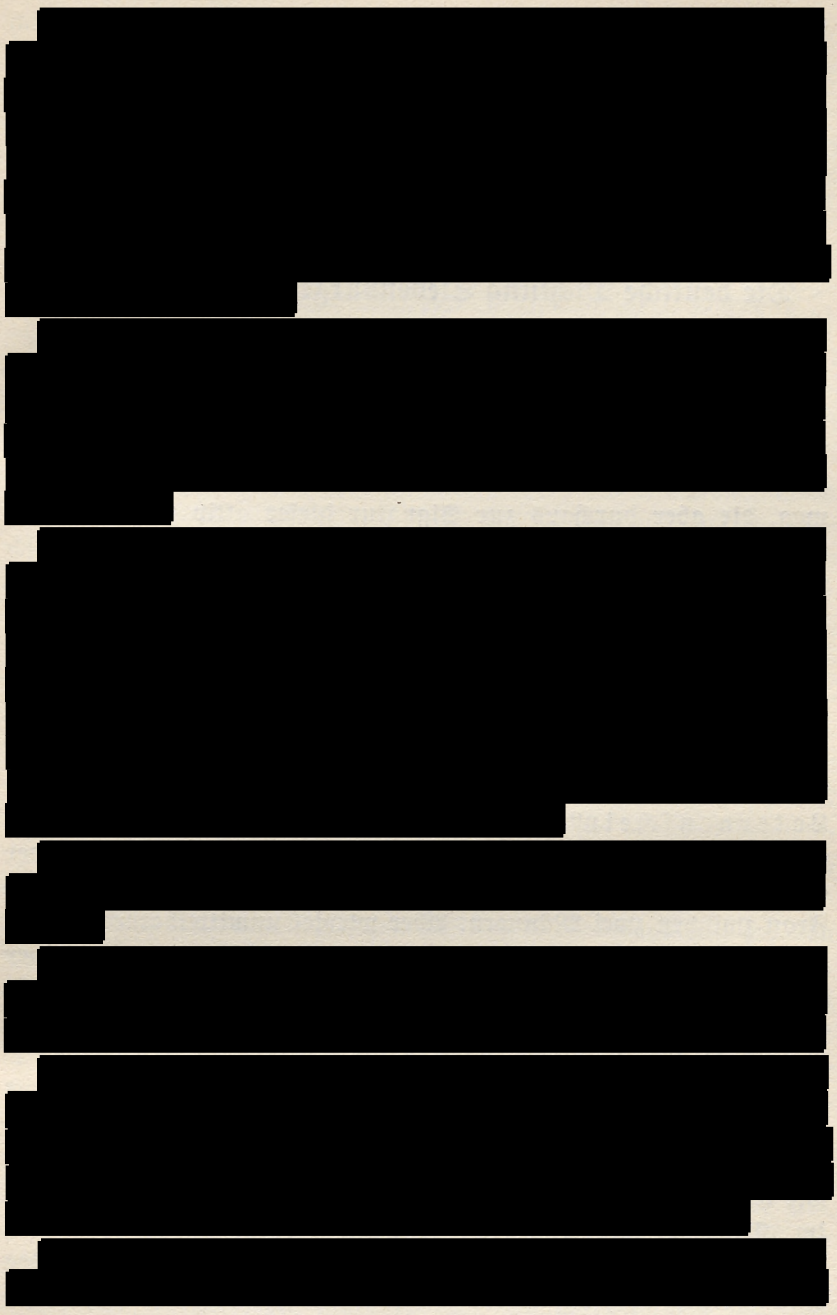
Ein Strauß wird gemalt

Von Helene Voigt-Diederichs

[redacted]









Die deutsche Dichtung Siebenbürgens in unserer Zeit

Von Harald Krasser

(Schluß)

In Zillich (geb. 1898 in Kronstadt) durchdringen sich Dichter und publizistischer Kämpfer — eine Verbindung, die manchmal seine Kräfte zersplittert und seine dichterische Produktion gehemmt haben mag, die aber durchaus zur Signatur dieses aktiv zur Formung seines Volkes drängenden Kreises gehört. Stilistisch und thematisch kommt Zillich vom deutschen Expressionismus her. In der Novelle „Der Vater" greift er das Vater-Sohn-Motiv auf: der Sohn erliegt der gehaßten Härte des Vaters noch nach dessen Tode. „Attilas Ende" (Kerschner, Kronstadt 1923), erzählungstechnisch eine starke Talentprobe, vertieft die Figur des Hunnenkönigs nicht ins Historische, sondern ins Übermenschliche und schwelgt in der Formung von Unermeßlichkeiten. Aber schon in „Wälder und Laternenschein" (1923) senkt sich seine Kunst ins Heimatliche, setzt die mit Meschendörfers „Leonore" begonnene Linie fort: wieder eine Kronstädter Liebesgeschichte unter Hamsuns Einfluß, wieder die Frau zwischen zwei Männern. Aber wieviel unmittelbarer schwingt siebenbürgische Atmosphäre in diesem Entwicklungsroman einer Jugend, der die Spannung zwischen Heimat und großer Welt nicht mehr so peinvolles Problem ist. Die dichterische Verklärung der Vaterstadt, hier begonnen, wird in der Schilderung „Kronstadt" (1925) selbständiger Ton: Erschürfung der Quellen, aus denen das eigene Dichtertum strömt. Und von diesem Kronstädter Mittelpunkt aus beginnt nun der siebenbürgische Kosmos sich ihm zu erschließen, wie keinem vorher: die „siebenbürgische Seele", in den Diskussionen im „Klingsor" theoretisch festgestellt und programmatisch verkündet, hier offenbart sie sich in Gestalten, die, allen Nationen des Landes entstammend, doch auf einem gemeinsamen Lebensgrund stehen. In

den „Siebenbürgischen Flausen" (1926), die großenteils auf derben volksläufigen Schwänken und Späßen aufgebaut sind, erscheint sie in anekdotischer Zuspitzung — manchmal auch in literarischer Überspitzung —, der doch nicht die Pointe, sondern das eigentümlich siebenbürgische Lebensgefühl die Hauptsache ist. Im „Toddergerch" (1930) durchdringt sie Kurzgeschichten, die in einer sparsamen, sachlichen und doch von einer manchmal fast schwärmerischen Ergriffenheit lyrisch aufgelockerten Form aus Alltagszufällen das innere Gesetz dieser Menschen und ihrer Welt heraufholen. In den mit den größeren früheren zur Sammlung „Sturz aus der Kindheit" vereinigten Novellen (1934) ist Zillich auf der Höhe seiner Gestaltungskraft. Das Erwachen des Knaben aus dem traumhaften Reich seiner Kindheit in ein bitteres Erkennen der Erbärmlichkeit und Verlogenheit dieser Welt, das dumpfe, sinnliche Triebleben des Zigeuners — sie sind von innen her erfaßt mit intuitivem Wissen um seelische Verflochtenheiten, mit einer starken Fähigkeit, das Schicksalhafte hinter den Begebenheiten und ihre Verwurzelung im Landschaftlichen spürbar zu machen. — Die Novelle „Der Urlaub" (1933) endlich ballt in knappster Form das Kriegserlebnis in das Schicksal des Fähnrichs, der um des dem toten Kameraden nicht eingelösten Versprechens willen statt des schon bewilligten Heimaturlaubs einen fast sicher mit dem Tod verbundenen Auftrag auf sich nimmt und erst nach dessen Erfüllung gewandelt und gereift nach Hause geht. Hier ist wieder die Schicksalsbesessenheit, die immer wieder Zillichs Werk seine innere Dynamik gibt, hier das große Erleben, dem seine Generation ihre Prägung verdankt — vom Dichter aus dem einmaligen Fall ins Allgemeingültige erhoben zur heroischen Kriegsnovelle der Generation. Die späteren Erzählungen halten die erreichte Höhe. „Der baltische Graf" ist wohl die stilreinste Novelle in Zillichs Werk: ein außergewöhnliches Ereignis in ausgesparter Form und sachlichstem Ton erzählt. „Die Reinerbachmühle" (1935) gestaltet im Ausgang des alten Geschlechtes und im Aufstieg junger Bauernkraft die ewige Neugeburt des Volkes und seines Lebensrechtes — nach Wittings und Wittstocks Büchern übrigens das dritte Mal, daß das bittere Erlebnis der Volksbodenenteignung zum Stoff einer im reinsten Sinne kämpferischen Dichtung wird.

Zillichs Gedichte, die heute in drei Sammlungen als umfang-

reichstes und stärkstes lyrisches Werk eines Siebenbürger Sachsen vorliegen, haben ihren Ausgangspunkt gleichfalls in expressionistischen Bezirken. Der erste Band „Die Strömung" (1924) gehört stilistisch in die Nähe etwa Georg Heyms oder Ernst Blaß', wie ihm und auch den späteren durchaus das dynamische Landschafts- und Welterlebnis des Expressionismus zu Grunde liegt. In ihm gärt noch Unruhe und Zerissenheit, die man in ihrer eigenartigen Verbindung mit Kriegserlebnis und Generationsbewußtsein einen heroischen Pessimismus nennen möchte. Dieser erlöst sich selten zu einem organisch in sich selbst ruhenden Gebilde, aber er strömt als hinreißende Besessenheit, als vitale Bewegung durch diese Verse. Die folgenden Buchtitel stecken den weiteren Weg ab: „Strömung und Erde" (1928) — das bedeutet Einwurzeln im heimatlichen Boden, in einem gottverbundenen Dasein, das in Natur- und Liebesgedichten lyrische Sprache wird. „Komme was will" (1935) — das ist die neue bejahende Haltung, die er gefunden im Bekenntnis zum Vermächtnis des Krieges und zur siebenbürgischen Sendung und die ihn nun auch des hymnischen Aufschwungs fähig macht. Er nimmt in „Sonetten in die Zeit" den zeitkritischen Ton der „Politischen Kreuzzüge" Josef Marlins wieder auf. Daseinsformen und Lebensnöte, Fluch und Segen siebenbürgischen Daseins sind von Zillich in lyrische Form gebannt — rein und voll tönend, wo der Dichter dem Gesetz treu bleibt, nach dem er angetreten: dem Pathos der Kriegsgeneration und der eingeborenen Dynamik seiner dichterischen Besessenheit.

Im „Klingsor", zu dessen dichterischen Beiträgern aus dieser Generation etwa noch Erwin Wittstock und Konrad Nußbächer, Otto Folberth und Misch Orend gehören, wird auch der zweite Lyriker hohen Ranges sichtbar: Erwin Neustädter (geb. 1897 in Tartlau), dessen wahre Bedeutung leider noch verdunkelt wird durch den Umstand, daß bisnoch von ihm keine Veröffentlichung in Buchform vorliegt, und wohl zum ersten Mal in der lyrischen Auswahl der Buchgilde „Herz der Heimat" zum allgemeinen Bewußtsein gebracht wurde. Er hat mit Zillich das prägende Erlebnis des Krieges gemeinsam, das in einigen verhaltenen Gedichten und in der zuchtvollen Prosa eines groß und tragisch angelegten Kriegsgenerationsromanes (von dem erst einige Bruchstücke bekannt geworden sind) einen sehr männlichen Ausdruck gefunden hat. Seine

schwerblütige und herbe Lyrik bildet den Gegenpol zu der Zillichs im Bereich siebenbürgischer Dichtung. Sie sucht mit an Hölderlin gemahnenden Gestaltungsmitteln das heimatliche Landschaftsbild statisch zu verewigen als ruhendes Dasein „urhafter Schönheit voll", „ewigen Wechsels doch immer das Gleiche", in Gebilden, deren innere Spannung sinnliche Gegenständlichkeit und sinnbildliche Entrücktheit in einer kristallinisch-klaren Atmosphäre vereinigt.

Volksdeutsche Verbundenheit

Zillichs letzte Werke, im Reich erschienen und zum Teil preisgekrönt, stehen schon diesseits der Zeitschwelle, über die die deutsche Dichtung Siebenbürgens in ein neues Stadium getreten ist. Wieder ist es Meschendörfer, der diese neue Phase einleitet. Schon 1931 war sein Roman „Die Stadt im Osten", kurz nachdem die Deutsche Buchgilde in Rumänien mit seiner Herausgabe ihre Tätigkeit eingeleitet hatte, von einem führenden reichsdeutschen Verlag übernommen worden, hatte den Preis des Deutschen Sprachvereins erhalten und einen großen reichsdeutschen Erfolg errungen. Das war ein literaturpolitisches Ereignis ersten Ranges. Denn nun schien ein Bann gebrochen, die Bahn war frei für eine breite gesamtdeutsche Wirkung des wahrhaft Wertvollen in der siebenbürgischen Dichtung. Zwei glückliche Umstände hatten zusammengewirkt: der große volksdeutsche Umschwung hatte eine bisher unerahnte Teilnahme am kulturellen und geistigen Leben der Auslandsdeutschen geweckt. Dessen Grundproblem, das Ringen ums völkische Dasein, war zur brennendsten innerdeutschen Frage geworden. Gleichzeitig aber war siebenbürgische Erzählkunst zu übersiebenbürgischer Wirkungsfähigkeit gereift. Aus einem unausgeschöpften Volksboden boten sich dichterische Kräfte dar, denen die geforderte Volksverbundenheit selbstverständliche Daseinsform war. Unter dieser günstigen Gesamtlage tritt das Schrifttum aus seiner Absonderung heraus und beginnt mit seinen stärksten Kräften, Meschendörfer, Zillich, Wittstock, ins volkhafte deutsche Schrifttum hineinzuwachsen.

Erst 1931 hat sich die lyrische Veranlagung Meschendörfers, die in allen seinen Werken durchschlägt, in einem eigenen Band „Gedichte" (1930) unmittelbar bekundet. Das sind erlesene Gebilde einer mit fast kunstgewerblicher Sorgfalt schaffenden Sprachkunst, deren Stärke und Gefahr es ist, den Wortleib in eine bis zur

metallischen Erstarrung feste und strahlende Form zu treiben — letztes in Dichtung umgesetztes Erbe der dekorativen barocken Goldschmiedekunst des Sebastian Hann und zugleich Bestätigung jener Formel, die einmal Meschendörfers dichterisches Wesen kennzeichnete als Verbindung „zwischen kühlem, scharfem und nüchternem Verstand und einer bohrenden Leidenschaft und brütenden Phantastik" (K. Nußbächer). Aus den gleichen Wesenselementen baut sich „Die Stadt im Osten" auf. Die meisterhaft gehandhabte Form des Erinnerungsbuches gibt diesem vieler Mittel mächtigen Künstler die Möglichkeit mit einer eigentümlichen Technik der Verschiebungen die Erinnerungsbilder zeitlich umzugruppieren, ihr Tempo zu beschleunigen oder zu bremsen, sie bald in traumhafter Ferne aufglühen zu lassen, bald in eine fast naturalistische Nahsicht zu rücken. Ältere Entwicklungslinien scheinen hier einzumünden im symphonischen Schlußwort eines schon vergehenden Zeitalters siebenbürgischer Lebensformen: das Kronstadt und die Kulturfragen der „Leonore", das jugendliche Liebes- und Bildungserlebnis aus Zillichs „Wälder und Laternenschein", das Hineinwachsen einer heimgekehrten Jugend in die Volksfragen wie im Capesius'schen Roman. Politisches Geschehen ragt hinein, leidenschaftlich bewegt, aber nicht als letztes handlungsbestimmendes Motiv, manchmal nur rhetorisch herangetragen durch die Betrachtungen des rückblickenden Helden. Wenn man die Frage nach dem individuellen Helden des Buches aufwerfen will, so kann man diese Bezeichnung weder dem passiven erzählenden Ich zuerkennen, das, vom Nebenbuhler in die Betrachtung zurückgedrängt, erst am Schluß mit seinem bohrenden Haß der Handlung den Auftrieb zur Katastrophe gibt, noch dem strahlenden Nebenbuhler, den wir nur durch die Haßliebe des Erzählers, also durch einen verzerrenden Spiegel sehen. Der Held ist tatsächlich die „Stadt im Osten" selbst, die ihre Söhne erhebt und verwirft; sie, und nicht das Volk, das wir in seiner zahlreichsten und wesentlichsten Schicht, dem Bauerntum, gar nicht erleben, ist die Gemeinschaftsform, der sich die Figuren dieses Buches zugehörig fühlen und die zu verherrlichen der Dichter allen lyrischen Glanz seiner preisgekrönten Sprache aufbietet.

Der nächste Roman der Deutschen Buchgilde erobert der deutschen Dichtung eine bisher noch unerschlossene Landschaft: das südkarpathische Hochgebirge und sein rumänisches Hirtenvolk. Emil Witting

(geb. 1879 in Kronstadt) kommt von der Jagderzählung, der Tier- und Naturschilderung her. Landschaft und außermenschliche Natur waren ihm vor dem Menschen deutbar, und die Stärke seiner Kunst bleibt es, aus einer unerschöpflichen Fülle von Naturbeobachtungen einen berauschend reichen landschaftlichen Rahmen zu bauen. Im Roman „Frate Nicolae, der siebenbürgische Karpathenbär" (1931) wächst er aus der Jagdliteratur in den Bereich selbständiger Dichtung. Vier Jahre später stellt er neben den Bärenroman das Buch vom Hirsch „Der Fechter" (1935). Verherrlichung der Urkraft, der Naturverbundenheit und Ursprünglichkeit, Haß gegen die Zivilisation, die verweichlicht und verfälscht — das bleibt auch das Pathos des dazwischenliegenden „Hirtenfeuer" (1932). Denn das Hirtenvolk in seiner altväterlichen Gemeinschaft und ungebrochenen Triebhaftigkeit steht unter den gleichen Gesetzen wie Wald und Tier und wird von den gleichen Zivilisationsmächten in seiner Eigenart zerstört. Ihnen ist der Herrenmensch verbündet und gegenübergestellt, der den verzweifelten Kampf um die Rettung dieser einzigen auch ihm gemäßen Welt führt und mit ihr untergeht. Darstellung individueller Charaktere und menschlicher Gefühlsverflochtenheiten verschließt sich dem Dichter. Seine Sprache, eigenwillig, überladen, aufgebauscht in ihrer Häufung von Eigenschaftswörtern und Hauptwortverbindungen, und doch fast mythisch großer Darstellungen des Herdenauftriebs, des Hirtentanzes, der Naturkatastrophen mächtig — sie wird unecht, sentimental, fast kitschig in der Wiedergabe menschlicher Rede und Gemütsbewegung. So empfindet man als das Gültige dieses Romans gerade das, was aus ihm mehr macht als einen Roman: das Epos des in den kosmischen Ablauf gestellten Gebirgswaldes, der, seinem Besitzer widerrechtlich enteignet, in die Hände dessen fällt, der in ihm nur das Ausbeutungsobjekt sieht, und nun die Unberührtheit des Hirtenvolkes und das Dasein seines Betreuers mitnimmt in seinen Untergang.

In der Enteignung der sächsischen Siebenrichter-Waldungen durch den rumänischen Staat, die ihr letzter Forstmeister Witting in seinen Roman mit hineinverwoben hat, mit bitterer Anklage gegen die, die sie nahmen, und gegen die, die sie nicht zu verteidigen verstanden, ragt schweres volkspolitisches Schicksal in die Dichtung hinein. Diese Agrarreform, das für den deutschen Volksboden verhängnisvollste

Ereignis der Zeit, bildet den Kern des dritten Romans der Buchgilde, der sich nun wieder im Reich erfolgreich durchsetzt: Erwin Wittstocks „Bruder, nimm die Brüder mit" (1933). Sechs Jahre früher, beim Erscheinen seiner „Zineborn"-Novellen, wurde Wittstock (geb. 1899 in Hermannstadt) mit einer in dieser Zeit außergewöhnlichen Einhelligkeit begrüßt. Man erkannte einen geborenen Erzähler am behäbigen Tonfall, an der strotzenden Fülle der Erfindung, am ironisch spielerischen und doch volksnahen Humor, an der plastischen Unmittelbarkeit der Gestalten und schließlich an der sicher gehandhabten Technik des Rückfalls in die Perspektive des primitiven Helden. Dörfliche Kindheitserinnerungen waren zunächst der Ansatzpunkt der Erzählungen, schon aber versucht eine die unmittelbare Erfassung des Volksschicksals der Nachkriegszeit und einer andern — später „Die Verfolgung" benannt — gelingt es mit erstaunlicher Kraft zu den irrationalen Schicksalsmächten des dörflichen Daseins vorzustoßen. Noch fehlt manchmal die Fähigkeit, die zuströmenden Stoffmassen in den Grenzen der Form zu bändigen — das war die gefährliche Kehrseite dieser Fabulierkunst und legte die Frage nahe, wie sie vor den Anforderungen eines Romans bestehen würde. Dieser Gefahr ist der Roman nicht ausgewichen: er hat den ganzen Reichtum siebenbürgischen Lebens in sich aufgenommen, aber er hat sie fast restlos bestanden, indem er mit sicherem Griff die Gestalten- und Ereignisfülle in drei Handlungsgruppen einordnet, die sich ineinander verflechten. Eine Technik sprunghaften Schauplatzwechsels baut den Lebenskreis des um seinen Volksboden ringenden Sachsentums auf: die Stadt mit dem deutschen Abgeordneten, der mit den rationalen Waffen eines von der Zeit grausam überholten Rechtsbewußtseins für den enteigneten Volksboden kämpft, das Dorf, in dem das unmittelbare Ringen zweier Völker um den Lebensraum durch den Federstrich landfremder Kommissionen ungleich entschieden wird, darum den ganzen siebenbürgischen Kosmos, mit dem Widerspiel seiner Nationen in Brauchtum und Lebensart, mit Gebirgswäldern und Ackerboden, und jenes den Frieden dieser Landschaft vergiftende politische Geschehen mit Verhandlungen, Enteignungskommissionen und Untersuchungsgefängnissen. So ist aus dem ursprünglichen Plan eines Zeitungsromans, der in der starken Auswertung von Spannungsmomenten am Anfang des Buches nicht immer günstig nachwirkt, ein poli-

tischer Roman geworden und zugleich ein Heimatroman, der unter dem Ethos steht, das von jeher die innere Haltung dieser Volksgemeinschaft bestimmt hat. Mit unbeirrbarer epischer Objektivität werden die Gestalten in den heimatlichen Raum gestellt, in dem sich ihr Schicksal erfüllt. Das Vorbild dieser Erzählkunst findet man in Knut Hamsun. Kinne Kristan, der erdverbundene Bauer, den sein vermessenes Streben in Schuld verstrickt und der am Schluß mit der „großen Unruhe im Herzen", betreut von den „Kräften der klaren Nacht" in ein neues Leben hinausgeht, stammt aus Hamsuns Welt, wie manche Gestaltungsmittel an seinen Stil erinnern. Dieser Hinweis aber will nicht von einer literarischen Abhängigkeit her das siebenbürgische Eigenleben dieses Romans in Frage stellen, sondern nur den geistigen Raum bestimmen, in den er hineingehört: eine germanische Kunst der Bodenverbundenheit, der Ehrfurcht vor der Heiligkeit nährender Heimaterde. In der Erzählung „Der Viehmarkt von Wängertsthuel" (1935) vertieft sich Wittstocks Kunst: das erste Mal wird eine seelische Entwicklung, die Verstrickung, Läuterung und Mannwerdung eines jungen Menschen, zum eigentlichen Thema seiner Dichtung und deutet einen neuen Weg der Verinnerlichung an.

Vom Standpunkt des gesamtdeutschen Schrifttums aus gesehen ist die deutsche Dichtung Siebenbürgens erst Anfang und Versprechen. Nach drei großen Wellenschlägen, in denen sich im Rhythmus der Generationen ihre Entwicklung in unserer Zeit vollzieht, mündet sie ein in die große volkhafte deutsche Dichtung und tritt damit ihre Bewährungsprobe an. Schon beginnen sich die Umrisse der jüngsten Altersschichten abzuzeichnen: Die gefährdete Generation zwischen Schützengraben und Arbeitslager spricht in den religiösen Zyklen Georg Maurers eine einsame aber gewaltige Sprache, die neue Jugend legt in Arnold Roths chorischem Festspiel „Stefan Ludwig Roth" ein mächtiges Bekenntnis zu einer neuen volksverwurzelten Gemeinschaftsform ab. Doch ihre dichterische Entfaltung kann erst die Zukunft bringen.

Freilichtoper in Siebenbürgen

(Zur Hermannstädter Erstaufführung von Rudolf Wagner-Regénys „Günstling".)

Von Victor Bickerich

Die Musik ist in Siebenbürgen eine Angelegenheit des ganzen sächsischen Volkes. Keine andere Kunst hat in gleichem Maße die Gemeinschaft der Siebenbürger Deutschen ergriffen wie das Singen und Spielen. Die Architektur, die Plastik sind von altersher bis heute auf wenige, meist kirchliche Denkmale und Aufträge beschränkt. Ein tieferes, ernstes Interesse an der Malerei, dann allerdings oft mit ungewöhnlicher Kenntnis verbunden, ist nur in städtischen Kreisen zu finden, in größerer Gemeinschaft eigentlich nur in Kronstadt, der Stadt, der auch die bedeutendsten heutigen Siebenbürger Maler entstammen. Das Interesse am guten Buch hält einem Vergleich mit dem Mutterlande nicht stand, eine eigene Literatur entstand erst in den letzten Jahrzehnten, erst in unserer Zeit geht das siebenbürgische Buch daran, sich eine weitere Leserschaft zu erobern. Aber die Musikübung lebte und lebt in jedem sächsischen Dorf, in jeder Stadt, in großen und kleinen Verbänden, in Vereinen und Gesellschaften, in Kirche und Schule bei allen Alters- und Berufsklassen. Es ist für jeden Fremden, mag er aus den musizierfreudigsten Gauen Deutschlands oder Italiens kommen, erstaunlich, wie viel gute Musik in z. T. ganz hervorragender Ausführung in Siebenbürgen getrieben wird.

Man muß diese kurze Betrachtung vorausschicken, wenn man über die Wirkung eines sächsischen Komponisten in seiner Heimat sprechen will. Es handelt sich für uns um die neue erfolgreiche Oper „Der Günstling oder die letzten Tage des großen Herrn Fabiani" von dem Siebenbürger Rudolf Wagner-Regény, die vor einigen Wochen in Hermannstadt in einem Freilichttheater als Eröffnungsvorstellung und Erstaufführung für Rumänien gegeben wurde.

Das Werk hat seinen musikalischen Weg eigentlich schon bei seiner Uraufführung gemacht. Die Staatsoper in Dresden, d. h. das für dergleichen Ereignisse hervorragendste Theater des Reiches, dem auch Richard Strauß seine Uraufführungen anvertraute, hat das Werk mit großem Erfolg aus der Taufe gehoben. Aber für uns in Siebenbürgen hat es noch eine tiefere persönlichere Bedeutung. Gewiß,

wir hatten immer Komponisten von Rang, deren Name Klang hatte weit über Siebenbürgen hinaus, von dem Weltwunder des 16. Jahrhunderts Greff-Bakfark an bis in unsere letzte Zeit, aus der ich nur die Namen und Werke von Waldemar von Baußnern und Paul Richter erwähne. Aber das Gebiet der Oper ist bisher von einem Siebenbürger Komponisten nicht mit Erfolg beschritten worden. Daher die große Anteilnahme des sächsischen Volkes an den Erfolgen Rudolf Wagners, daher die Spannung, mit der man der Hermannstädter Erstaufführung entgegensah.

Es muß gleich gesagt werden, daß das Werk die Zuhörer von Anfang bis Ende packte und fesselte. Nicht aus äußeren Gründen: außer der Tatsache, daß der Komponist ein Sachse ist, hat es keinerlei siebenbürgisches Lokalkolorit, weder in der Handlung noch in der Musik.

Die Handlung geht, wie ich las, auf ein Drama Victor Hugos zurück, das von Georg Büchner in freier Übersetzung umgearbeitet wurde und schließlich von Caspar Neher zu dem vorliegenden Operntext geformt. Es entzieht sich meiner Kenntnis, wieviel von der starken Theaterwirksamkeit der Handlung auf Hugo, wieviel auf Büchner, wieviel auf Neher zurückzuführen ist. Alle drei haben sich auf Bühnenwirkung verstanden. Es ist anzunehmen, daß Caspar Neher, der das Operntextbuch schuf, die Handlung und die Charaktere am meisten vereinfacht hat, er gab damit dem Komponisten und den Darstellern die typischen großen Opernrollen. Wer eine dramatische Entwicklung und psychologische Spannungen verlangt, der verkennt das Wesen der Oper. Hier handelt es sich um Theater, um nichts weiter. Schon der etwas umständliche Titel des Werkes („Der Günstling oder die letzten Tage des großen Herrn Fabiani"), der ein wenig an Schauerromantik gemahnt, läßt eine spannende Handlung erwarten. Es geschieht auch viel: ein Mord am Anfang, eine Hinrichtung am Schluß, dazwischen Liebesszenen und Eifersucht, Racheschwüre und Gerichtsszenen, was man nur erwarten kann. Der Inhalt ist kurz folgender: die Königin Maria Tudor von England ist in den Liebesbanden eines italienischen Abenteurers Fabiano Fabiani gefangen. Das ganze Volk seufzt unter der grausamen Herrschaft des Günstlings, der endlich sogar den rechtmäßigen Thron begehrt. Der Minister Renard allein wagt es, sich Fabiani entgegen zu stellen. Er weiß, daß er ihn nur stürzen kann, wenn es ihm gelingt, die Königin von ihrem Liebeswahn zu heilen. Endlich bekommt er die

Beweise für die Untreue des Günstlings, der sich heimlich nachts zu einem Mädchen aus dem Volke stiehlt. Jetzt ist die Königin, der alles erzählt und bewiesen wird, für eine Rache an ihrem ungetreuen Geliebten gewonnen. Der Verlobte des Mädchens, ein Arbeiter, wird zu einem scheinbaren Attentat auf die Königin angestiftet, seine Aussage belastet als Urheber, der ihn gedungen, Fabiani, beide werden zum Tode verurteilt. Erst in letzter Stunde wird gegen den Willen der Königin, die trotz allem wieder ihren Günstling retten möchte, der junge Arbeiter auf Veranlassung des Ministers Renard befreit. Das Paar aus dem Volke findet sich, die Königin widmet ihr Leben dem Wohl des Staates.

Die Personenverteilung auf die Opernstimmen ergibt sich aus der Handlung: die Königin als Hochdramatische, Jane (das Mädchen aus dem Volke) als lyrischer Sopran, der Günstling Fabiani Tenor, der Arbeiter Gil als Bariton, der Minister Renard Baß, dazu eine kurze Sprechrolle im 1. Akt (Erasmus) und der Chor des Volkes, der in allen Klangmöglichkeiten als Männerchor (die Stadtältesten von London), als Frauenchor (die Damen der Königin) und gemischt (das Volk von London) erscheint. Es wäre reizvoll, würde aber den Rahmen und die Absicht dieses kurzen Aufsatzes überschreiten, wollte ich mich jetzt mit der Musik des Werkes im einzelnen auseinander setzen. Die großen reichsdeutschen Kritiken heben immer wieder hervor, daß in der Musik Rudolf Wagners ein Zurückgehen auf die alte Barockoper der Händelzeit zu spüren sei. Ich bin nicht ganz dieser Ansicht. Gewiß, im Vergleich zur spätromantischen Oper, etwa Richard Straußens, nähert sich der „Günstling" wieder mehr dem Stilo representativo des Barock. Aber diese Tatsache ist eigentlich viel mehr auf den theatermäßigen Aufbau der Handlung beschränkt, die jeder psychologisch-dramatischen Entwicklung entbehrt, als auf die Musik. Sicher auch in der Musik sind einige historische Momente: die stark oratorienhaften Chöre, die in ihrer Faktur (in Handlung und Musik) etwa die Rolle des Chores in der antiken Tragödie haben, gemahnen an die Stellung des Chores in der Oper G. Fr. Händels. Dazu einige formale Momente wie die starke Bevorzugung von Ostinato-Wirkungen. Aber gerade diese letztere Tatsache ist schon ein so intregrierender Bestandteil der modernen musikalischen Formenwelt, daß man von einem Historizismus kaum sprechen kann. Schließlich die Äußerlichkeit der Nummernoper wird doch

niemand ernsthaft ins Treffen führen wollen. Nach meinem Eindruck ist der „Günstling" nur soweit mit der Barockoper Händels zu vergleichen, wie man etwa die seinerzeit vielbesprochene „Dreigroschenoper" mit der „Beggars opera" der Händelzeit vergleichen konnte.

Es sind viele altbewährte Opernelemente im „Günstling" zu finden, wie es überhaupt nicht schwer ist, bei der Zerlegung eines Musikwerkes seine einzelnen Bestandteile stilistisch „nachzuweisen". Fast jede Oper könnte auf diese Weise als eine Mischung vorangegangener Formen erscheinen, weil es eben im Wesen der musikdramatischen Formenwelt immer dieselben Probleme gibt, die freie und die geschlossene Gesangsform (das Rezitativ und die Arie mit all ihren Abwandlungsmöglichkeiten) und die Verbindung dieser beiden heterogenen Elemente, die Verbindung oder Trennung, wie man will. Vielleicht liegen beim „Günstling" die Möglichkeiten und Beziehungen besonders zu Tage, dem historisch geschulten Auge günstiger, aber auf diese Einzelheiten kommt es doch eigentlich nicht an. Die Wirkung des Ganzen, des ungeteilten Werkes ist entscheidend. Da mutet aber alles Musikalische durchaus neuzeitlich an. Schon die bis in die letzten Konsequenzen gewagte Mischung von Sprech- und Gesangstimme ist neuzeitlich. Das gesprochene Wort geht in das gesungene verbindungslos über. Und auch im instrumentalen Teil (im Orchester) sind die Instrumente manchmal nahe bis an das Wort, das sie aufnehmen, herangeführt. Ich denke da besonders an einige Rezitativbegleitungen, die weniger Gebärde als „Sprache" sind oder zu sein scheinen.

Dabei ist das Orchester ganz unromantisch, fast kammermusikalisch behandelt. Die Besetzung ist verhältnismäßig klein, es ist das Orchester der letzten Mozartopern und -sinfonien, verstärkt nur in echt „moderner" Weise in den Schlaginstrumenten. Den Klangreichtum der Partitur muß man mit dem Ohr genießen, hier ist jedes Wort vergeblich, auch der Klavierauszug gibt kein Bild. Es scheint aber, als ob die klanglichen Möglichkeiten dieser Orchesterbesetzung, die wir seit der Romantik überholt wähnten, noch lange nicht erschöpft wären.

In den reichsdeutschen Kritiken wird von einer Neubelebung der Singstimme für die Oper gesprochen und auf die hohe Gesanglichkeit, den melodischen Reiz der einzelnen Nummern hingewiesen. Wirklich, die Sänger und Sängerinnen haben herrliche Aufgaben, alle guten Klangmöglichkeiten und Vokalformen erstehen wieder, die Stimme

kommt zu ihrem Recht in Lied und Arie. Ich könnte viele Stellen nennen, an denen unser singfrohes Ohr und Herz Freude hatte. Und doch ist die treibende Kraft dieser Oper nicht die Melodik, sondern der Rhythmus. Der Rhythmus der Musik Rudolf Wagners, das ist es, was uns gepackt und gefesselt hat, hier liegt meiner Ansicht nach das Wesen der Wirkung in dieser Oper: aber gerade das ist auch ein ausgesprochen „modernes" Moment. Und nun müßte ich eigentlich alle Beweise für meine Behauptungen bringen, Beweise durch Hinweise auf die entsprechenden Ausschnitte des Werkes, die mich besonders bewegt haben. Vielleicht ist der Eindruck zu persönlich gewesen, ein anderer hätte andere Stellen wichtiger genommen. Ich will und muß es mir versagen, eingehender zu werden. Es führt auch das Wort über Musik nie zum Erleben des Kunstwerkes. Der Weg durch das Ohr ist näher und geistiger als der durch das Auge. Auch das Werk Rudolf Wagners soll und möge „gehört" und nicht erklärt werden. Wir sind aber voller Freude, daß es einem unserer Volksgenossen gelungen ist, die Augen und Ohren der Musikwelt so stark auf sich und sein Werk zu lenken. Und wir danken ihm besonders, daß er seine Heimat dabei nicht vergaß, sondern sogar mithalf, daß uns das Werk in mehreren Aufführungen lebendig werden konnte.

Es bleibt mir noch einige Worte über die Hermannstädter Aufführung selbst zu sagen. Das Deutsche Landestheater (Leitung: Gust Ongyerth) zeichnete verantwortlich. Ich muß gestehen, daß ich nach dem Anhören einer Radioübertragung aus Dresden mit einigen Bedenken nach Hermannstadt gefahren bin. Aber unser junges Theater, das gerade in der letzten Spielzeit, vor allem durch die hervorragende Tätigkeit von Fritz Hintz-Fabricius, einen steilen Aufstieg genommen hat, überbot sich selbst. Voranstellen will ich diesmal das Orchester, das die ungewohnt schweren Aufgaben mit ebensoviel Glanz wie Genauigkeit löste. Seinem Dirigenten, dem jungen Theaterkapellmeister Karl Egon Glückselig, gilt unsere besondere Anerkennung, unser besonderer Dank.

Die ganze Aufführung fand als erste Vorstellung auf der neuen Freilichtbühne im Erlenpark statt. Plan und Anregung dazu gingen von Direktor Gust Ongyerth aus. Es ist die erste Freilichtbühne in Rumänien, und sie ist, von ganz kleinen Verbesserungsmöglichkeiten, die sich leicht werden durchführen lassen, abgesehen, hervorragend gelungen. Man kann Hermannstadt um sein neues Theater nur be-

neiden. Die ganze abendliche Stimmung des Erlenparkes, der dunkle Himmel, die schattenhaften Bäume, alles spielte lebendig mit. Ich habe bereits vor dem Kriege in Zoppot (Freistaat Danzig), später öfter Opern auf großen bekannten Freilichtbühnen erlebt. Hermannstadt braucht keinen Vergleich zu scheuen.

Direktor Ongyerth zeichnete verantwortlich auch für die Regie. Er gab dem Werk, wohl im Sinne des Autors, oratorienhafte Breite in sparsamen Gebärden, die auch den bewegten Szenen eine Art epischer Bildhaftigkeit liehen. Dieser dem Werk entsprechende Stil gelang nicht allen Darstellern gleich gut, am besten wohl dem Chor, der mit Unterstützung von Hermannstädter Damen und Herren der Gesellschaft gebildet war, dem Minister Renard (Fritz Hintz-Fabricius), dem Arbeiter Gil (Herr Kolomysczuk) und dem Mädchen Jane (Frau Ella Nikolaus). Stimmlich ragte besonders hervor Herr Kolomysczuk als Gil, die Rolle schien ihm direkt auf den Leib geschrieben. Sehr anzuerkennen sind auch die Träger der außerordentlich schwierigen Hauptrollen: Frl. Irene Hihn als Königin und der schöne Tenor des Herrn Schütz in der Titelrolle. Wir waren von der Aufführung begeistert und feierten voll gleicher Freude die Darsteller und den anwesenden Komponisten.

Stimme im Herbst

Von Karl-Heinz Schuleri

Blick auf die Rebengärten!
Wieviel Strahlengluten
küßten die grünen Trauben,
nun hängen sie reif und schwer,
voll süßen, duftenden Saftes.
Doch all dies Leuchten und Lieben
und Leben der wärmenden Sonne
wird sein im funkelnden Wein.
Sieh! faßten wir nicht auch,
jauchzend und taumelnd,
mit junger und heißer Hand
nach dem blendenden Gold
sonnendurchwirkter Tage?
So werden auch wir dereinst,
wenn wir im Herbste gereift
am ewigen Baum des Lebens,
geklärter, leuchtender Wein.

Rundschau

Chronik. Wichtiger als der politische Zwist in unserem Volkstum ist die eine erschütternde Tatsache, daß in Südbessarabien viele deutschen Bauern heuer vor einer vollkommenen Mißernte stehen, vor dem Hungertod, wenn ihnen nicht Hilfe gebracht wird. Die staatlichen Zuschüsse haben sich bisher als ungenügend erwiesen. Gleichgültig, ob sie sich erhöhen oder nicht — das gesamte Deutschtum Rumäniens muß die Not der bessarabischen Deutschen als eine Hilfsverpflichtung erleben. Erleben heißt hier wissen, daß aus den Dörfern der Notgegend Menschen schon abwandern, in die Städte und Dörfer kommen um dort ein Fortkommen zu suchen; Heim und Hof haben sie verlassen, weil dieses Heim zur Todesfalle wurde; ihr Vieh haben sie verkauft, weil das Futter nicht wuchs; ihre Kinder sind sie bereit wegzugeben, damit sie ihnen unter den Elternhänden nicht sterben; es handelt sich hier um echte, unvorstellbar große Not, deren Umfang noch dadurch erhöht wird, daß es den Bauern auch an Saatgut fehlt. Solche Not kann nicht durch Almosen, auch nicht durch einmal gegebene größere Beträge beseitigt werden. Sie ist eine Not, die bis zur nächsten Ernte auch dann dauert, wenn das Saatgut beschafft werden kann.

Inmitten des Wortgezänks in unserem Volkstum überdunkelt das Elend in Südbessarabien jedes Ziel, das sich der oder jener, die oder jene Gruppe gesetzt hat. Und wir können es freudig begrüßen, daß der Hilferuf in allen Siedlungsgebieten Widerhall gefunden hat. Während diese Zeilen geschrieben werden, sammeln in unseren Städten und Dörfern viele Hände Geld und Korn, vermitteln andere Hände notleidenden Bauern und ihren Kindern Arbeit und Unterkunft in glücklicheren Strichen. Von verschiedenen Seiten kam das Notwerk in Gang und alle Kreise, alle Parteien und Gruppen sind daran beteiligt. Wenigstens in dieser einen, allerdings zur Stunde wichtigsten Frage ist Einigkeit unter uns. Hierin beweist sich das oft Bestrittene: daß es eine deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien schon gibt; gewiß nicht eine Gemeinschaft der täglichen Bewährung, aber doch eine der Tat an einem entscheidenden gemeinsamen Werk. Wir wollen dies höher veranschlagen als alles politische Geschwätz, als die Behauptungen parteiischer Redner, die von sich selbst überzeugt sind, daß sie die Volksgemeinschaft allein schaffen könnten und es allen anderen abstreiten, sie auch nur zu wollen. Der Aufbruch zur Hilfe für die deutschen Brüder in Bessarabien aber wird sein volles Gewicht erst dann gewinnen, wenn jeder viel gibt, wenn in jedem Hause ein Opfer geboten wird, wenn sich niemand durch ein Scherflein freikauft, sondern sich durch die Gabe selbst hineinstellt in die völkische Gemeinschaft, wo es kein Glück geben sollte neben namenlosem Unglück. Ist solche Gesinnung in ganzer Wucht am Werke, so steigt daraus auch die bleibende Gemeinschaft.

Neben diesem Opferwerk laufen noch die innervölkischen Streitigkeiten. Wir haben im letzten Heft den Vorschlag gemacht, es mögen jene, die der Verbandsvorsitzende von sich wies, den von ihm gegen sie erhobenen

Vorwurf der Untreue durch eine sachliche Untersuchung — deren Form einvernehmlich leicht gefunden werden könnte, wenn der Willen zur restlosen Wahrheit vorhanden wäre — überprüfen lassen. Wir machten den Vorschlag, weil hinter den Auseinandersetzungen die Frage nach der Ehre der Beschuldigten offen liegt und jede Aussprache auch dort vergiftet, wo Grobhäutige meinen darüber hinwegschwatzen zu können. Man kann eine solche Frage unbeantwortet lassen, aber sie wird immer wieder hervortreten und schließlich die Entscheidung fällen. Nun — unser Vorschlag wurde nicht beachtet. Ein Kommentar zu dieser Tatsache erübrigt sich!

Mit Rücksicht auf die äußeren Kämpfe, die uns der Herbst bescheren wird, muß von allen Gutgesinnten die Art der politischen Aussprache, die bei uns eingerissen ist und im wesentlichen nicht eine Überzeugung, sondern eine Vergewaltigung der Volksgenossen erstrebt, überprüft und verworfen werden. Die Volkserneuerung wird durch hemmungslose Kämpfe, die nur das Negative suchen, ernstlich bedroht, ja sie ist in den letzten Wochen schwer zurückgeworfen worden.

Die Lösung kann nur darin bestehen, daß die Volksorganisation wirklich zum entscheidenden Kraftmittelpunkt unseres Volkstums gemacht werde und jede Abspaltung, die das Ganze gefährdet, beseitigt. Die neue Führung des Verbandes der Deutschen Rumäniens ist an die Arbeit gegangen. Das ist wichtiger als der Lärm. Heinrich Zillich.

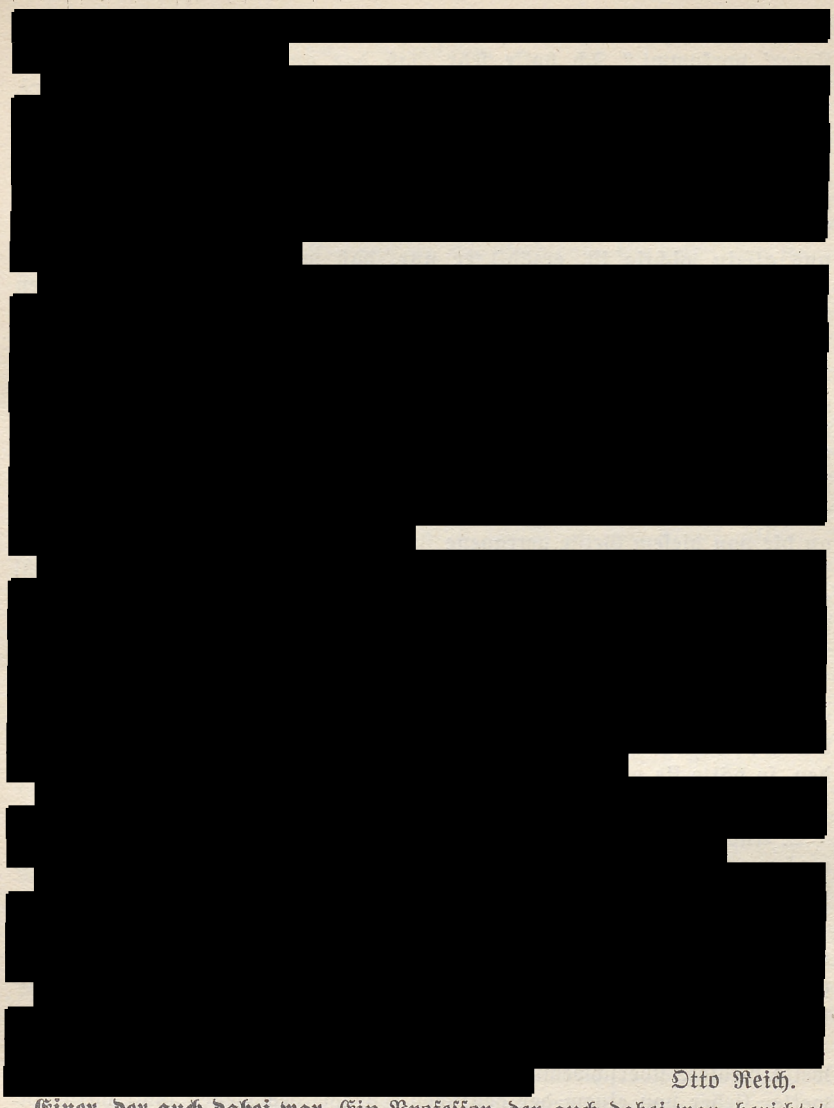
Die Laienspielwoche in Kelling. — 28. Juli bis 4. August

[redacted]

[redacted]

Otto Reich.

Die Singwoche in Michelsberg. — 4. bis 11. August. [redacted]



Otto Reich.

Einer, der auch dabei war. Ein Professor, der auch dabei war, berichtet im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" vom 24. August über seine Arbeitslagererlebnisse. Er steht mit dem Schrifttum, der Literatura, auf dem Kriegsfuß, was wir nicht nur seinen Äußerungen, sondern mehr noch seiner Schreibweise entnehmen können. Er kann nämlich nicht schreiben, was er will und schreibt daher wohl, was er nicht will. Ein Satz genügt, ihn zu entlarven. Es heißt da: „Auch das zu ‚eiserner Ration' gehörende Lied ‚Wohlauf Kameraden' scheint in diesen Rahmen zu passen;

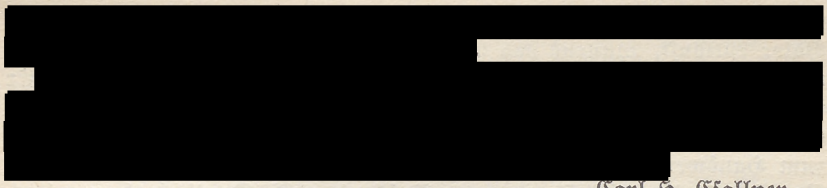
dem ‚literarischen Ästheten' ist nämlich bekannt, daß es in ‚Wallensteins Lager' vorkommt." Ich hoffe sehr, daß das auch heute noch nicht nur literarischen Ästheten, sondern auch anderen Menschen bekannt sein darf, zumal, was ich ausdrücklichst hoffe, Professoren, selbst wenn sie im Arbeitslager einen etwas rüden Ton angenommen haben. Was er ansonsten zu berichten hat, ist für meine Generation, die in dem Alter der Lagerteilnehmer noch bei ganz andern Dingen d a b e i war, wenig imponierend. Von dem Graben, dem Symbol der Opferwilligkeit unserer Jugend, der uns allein wichtig ist, erzählt er nur, daß man ihn je eher, je lieber „fluchtartig" verläßt. Ansonsten handelt es sich da um den „evangelischen Speck", den „Lagerschnaps", die „Zigar", das Mittagessen, Gebrüll, die Unrasiertheit, den ‚Schlager', den Vortrag als Schlafgelegenheit, Essen und Schlafen. Damit und mit etwas „zackiger" Buddelei ist gewiß nichts getan. Wenn hinter den Lagern der Jugend nicht ein Geist steht, der ritterlicher, gläubiger und opferwilliger ist, als ihn unser Volk bisher kannte, artet es, wie es sich hier zeigt, leicht in eine ungeistige Rüpelhaftigkeit, in ein völlig unbegründetes Selbstbewußtsein aus, die eher einen Verfall, als einen Aufstieg bedeuten. Ich glaube aber an diesen Geist und an die von diesem Geiste getragene Zukunft unseres Volkes, ich glaube an das Sendungsbewußtsein dieser Jugend. Ich glaube so sehr daran, obwohl mich dieser Professor, der auch dabei war, eines andern belehren will, daß ich nicht einmal glaube, daß er r i c h t i g dabei war.

Dr. Ernst Jekelius.

Sprachbesinnung.

[redacted]

Der [redacted]



Carl H. Csallner.

Paul Richter 60 Jahre alt. Generalmusikdirektor Paul Richter feierte am 28. August seinen 60. Geburtstag. Die Verdienste des heimischen Komponisten werden wir in einem der nächsten Hefte ausführlich würdigen.

Neue Bücher und Schriften

Josef Ponten, Volk auf dem Wege. 2. Band: Die Väter zogen aus. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1934. — Den ersten Band des großen Romanwerkes über das Auslanddeutschtum haben wir im Mai 1934 ausführlich besprochen und dort auf die Einzigartigkeit des Planes hingewiesen. Der erste Band schilderte das breite gesicherte Leben der Bauern in einer deutschen Wolgagemeinde. Der vorliegende gibt die Antwort auf die Frage, woher diese Bauern kamen; er führt damit zugleich in eine Zeit furchtbarster deutscher Volksnot hinein. In drei großen Gemälden beleuchtet der Dichter entscheidende Geschichtsstationen, die immer wieder den Anlaß dazu gaben, daß Scharen deutscher Menschen, fast durchwegs vom Rhein, die Heimat verließen, zunächst nach der Vernichtung der Pfalz durch Ludwig XIV., dann nach dem Siebenjährigen Krieg, als Verlotterung des Landes und Mißwirtschaft der Fürsten die Werber vieler Mächte ins Land lockten, denen die Bauern und manche Städter nachliefen, diesmal nach Rußland, nach Ungarn, nach Amerika, nach Preußen, während nach der Niederbrennung der pfälzischen Städte die Auswanderer hauptsächlich nach Pennsylvanien gegangen waren. Wundervoll ist in die zweite Flut das gewaltige Bild der alten Reichsherrlichkeit mit der Schilderung der Kaiserstadt Aachen hineingestellt. Zum drittenmal innerhalb verhältnismäßig kurzer Frist drückt der napoleonische Sturm zahllosen Menschen den Wanderstab in die Hand. In diesem Kapitel tritt die Darstellung des Erfurter Fürstentages und der Schmach deutscher Potentaten besonders hell in den Vordergrund. Ponten zeichnet hier und später mit der Schilderung des Marsches der Großen Armee nach Rußland die geschichtlichen Hintergründe der Volksnot, zeichnet auch die alte herüberstrahlende Zeit deutscher Reichsmacht und den deutschen Widerstand in der Gestalt des Freiherrn vom Stein, der in die Handlung des Romans eingreift, indem er einen der späteren Auswanderer, der gegen seinen Willen in das Volksschicksal hineingerissen und schließlich als gepreßter Soldat nach Rußland geworfen wird, zum Späher macht. Der Name des Hauptgeschlechts des Werkes klingt hier zuerst

auf; drei Heinsberge gehen durch den Band; ein Jüngling, der dem Vater entläuft, staunend das herrliche Aachen in sich einsaugt und dann nach vergeblichem Versuch, sich dort anzusiedeln, nach Rußland zieht. Er ist ein Enkel jenes Heinsberg, der vor den Franzosen aus dem niedergebrannten Speyer nach Geisenheim weichen mußte, vom Ratsherrn zum Handwerker absinkend. Und ein jüngerer Heinsberg tritt in der Napoleonszeit auf, als er von Rußland nach Deutschland wandert, heimwehgetrieben, der Sohn des ersten ins Wolgaland gekommenen Heinsberg. Er wandert dem Mutterland entgegen, fällt aber der russischen Armee in die Netze und muß gegen die Franzosen marschieren, deren Heer zur Hälfte deutsch ist. Die Handlung ist reich, reicher noch der klare Ausblick in die Tiefe deutschen Geschicks, in die geschichtlichen Hintergründe und die stumme, getriebene Not des Volkes.

Das große Werk Pontens, das mit dem ersten Band gelassen und geruhsam einsetzte, ist hier von dämonischer Gewalt und läßt uns die weiteren Bände ungeduldig erwarten, deren Zahl noch nicht feststeht und deren Handlung später mit dem Gegenwartsschicksal der Wolgadeutschen ausschwingen wird in den amerikanischen Raum. Über das dichterische Ereignis hinaus entsteht hier das Denkmal einer volksbewußten Haltung, die das deutsche Volk dem Dichter einst danken wird.

Heinrich Zillich.

Herbert Cysarz, Dichtung im Daseinskampf. Adam Kraft-Verlag, Karlsbad. — Von deutscher Dichtung in Heimat und Welt, wie in Zeit und Ewigkeit handeln die unter diesem Titel zu einem handlichen Heft vereinigten fünf Aufsätze des bedeutenden Literaturhistorikers. Herbert Cysarz, einer der weitblickendsten Kenner unserer Literatur, der besonders durch eine große Darstellung des Werkes Schillers bekannt wurde, hat wesentliches zu deutscher Dichtung zu sagen. Aus der barocken Fülle einer reichen Schau steigen bei ihm die Erkenntnisse wie Leuchtraketen auf, alles um sich her taghell erleuchtend. Die pfeilschnelle Treffsicherheit seiner knapp gefaßten Formulierungen ist atemraubend.

In seinen Betrachtungen zu dem Schrifttum des jüngsten Jahrzehntes und Jahrhunderts „Menschheit, Volk, Dichtung" weist Cysarz die höchste Aufgabe der Dichtung auf, die darin besteht, sich allen Wissensbereichen des Menschen zu öffnen. Der Geschichte machenden Schicksalsgemeinschaft des Volkes ebenso, wie den ewigen Werten der Wahrheit, die den einzelnen an die Weltordnung binden. „Die Kunst bewahrt die unendliche Fülle, die ohne Ende Einsatz und Entscheidung heischt ebenso, wie die göttliche Einheit des Kosmos, die immer am Ziel ist."

Ergänzend weist er in dem Aufsatz „Die weltgeschichtlichen Kräfte der Wortkunst" darauf hin, daß wir unseren Daseinskampf nur bestehen, wenn wir nicht nur das tapfere Volk bleiben, sondern auch das werdendste, in jedem Sinn zeugendste. Auch dazu verhilft uns die Dichtung, die wieder und wieder den zeugenden Atem der Welt, wie die unberechenbaren Feuer der Geschichte anfacht. Das große Vor-

bild ist hier Schiller, bei dem wir das größte, wie bei Goethe das reichste Deutschland finden. „Vor Schillers Schaubühne hat noch der Kleinste das Größte wollen gelernt. Schiller hat unserem Volk in den niedrigsten Läuften den fernhintreffendsten Willen, den ungeheueren Raum seines alten Wanderns und Planens behauptet."

In der Rede „Wege zu Stefan George" spricht er von George, der nach ihm, in unserer Zeit das ewige Feuer hütet. „Seine Unheilsverkündigung ist längst eingelöst, überreichlich und übergründlich. Nun liegt es an uns, seiner Heilsbotschaft ihren Weg zu bereiten."

Unsere besondere Teilnahme aber hat Cysarz da, wo er, der als Professor an der deutschen Hochschule in Prag der Kurator der sudetendeutschen Dichtung ist, als Auslanddeutscher den Daseinskampf dieser Dichtung mitkämpft. Hier sind wir innerlich mitbetroffen.

Der Aufsatz „Lebensfragen des sudetendeutschen Schrifttums" zeigt uns die Heimat und Weltverbundenheit der großen Dichtung dieses Raumes auf. Es gibt da kein Schöpfertum, das nicht aus diesem Boden lebte, aber auch kein wahres Schöpfertum, das nur für diesen Boden lebte. Das große Vorbild ist die Dichtung Adalbert Stifters, dieses frömmsten aller Dichter, der eine Meute von Dämonen zügelnd, sich in Demut der Weltordnung hingibt. „Aus dem Wogen der schweigenden Heimatwälder quillt alles Geschehen, wie im Gebet der Erde zu Gott. Und über Volk und Volk wölbt sich eine segnende Kuppel." Von Stifter her kommen die bedeutendsten Dichter dieser Landschaft: die glockenklare Ebner-Eschenwald und all die anderen mit ihren Gleichnissen von göttlichem Regiment und menschlicher Hinfälligkeit. Auf Stifter bleibt auch heute noch alle wesentliche sudetendeutsche Dichtung ausgerichtet, am beredtesten im Unsäglichen, Dichtung der Mystiker eines Hiobsvolkes.

In der Rede „Blick in unser Morgen" zeigt er auf, daß es ein unleugbares, sudetendeutsches Zeugnis nur geben wird, wenn es aus ebenso gewachsenen, wie weltgültigen Bekenntnissen zu jedermann sprechen wird. Hier stehen Worte, die auch für uns volle Geltung haben. „Das Ganze heißt von jedem Einzelnen, daß er fröhlichen Herzens und unbezwinglicher Zuversicht seine besondere Arbeit so unersetzbar, wie möglich verrichte." Und „Nur, wenn jeder von uns jede Stunde das Seinige tut, kann im Kindesland wieder die Sonne scheinen."

Dr. Ernst Jekelius.

Alexander von Burnus. Ewige Ausfahrt. Ein Gedichtbuch. R. Piper & Co. Verlag, München, 1934. — Ein urdichterisch, urmenschlich schweifender Geist enthüllt sich in diesen wehenden Gedichten, die immer wieder das Vergehen und Werden in einer sehr melodiösen Sprache zum Ausdruck bringen. Burnus ist uns in jedem Ton und Worte vertraut von — altersher, möchte man sagen. Er läßt eine Saite unserer Seele erklingen, die nie still wird, jene fast romantische Liebe zum Leben selbst,

aus der sich aber dort, wo Tiefe zum Gefühle hinzutritt, auch ein Einblick in die Dämonenwelt des Daseins öffnet. Ein heidnisches Gedichtbuch, von Hellas erhellt, nicht bloß in der häufigen Beschwörung griechischer Götter, Halbgötter und Geister, sondern auch in der Haltung des Dichters. Und doch ein deutsches Buch — was ja kein Gegensatz zu sein braucht — deutsch durch seine Hellhörigkeit für den Ablauf der Zeit, für die Vergänglichkeit, durch seine Verwobenheit mit den Mächten des Traumes und seine Hingabe an die Liebe. Die Sprache ist einfach und klangreich, lebendig und verführerisch. Ein Dichter, der ganz nach innen gewandt ist; bezeichnenderweise findet sich kein Gedicht, das einen Abend, den Herbst oder Sommer, eine Landschaft oder sonst ein Bild der Natur ruhig und dienend aufnimmt und gestaltet; kein Ton klingt aus der Gegenwart wieder; wenig Vergleiche; diese Lyrik versucht, das Bild der Wirklichkeit nicht zu zeichnen, sie wendet sich nicht an das Auge, nur an das Ohr. Wenn man will, ein ichbezogener, ein Dichter um der Kunst willen, um seiner selbst wegen — vielleicht! obgleich er einmal sagt, der Dichter solle abseits stehen, nicht Seher sein noch Herold, er möge fern Zwiesprache halten mit dem Schutzgeist des Volkes und dem Engel der Zeit; jeder wahrhaft Berufene habe so gehandelt und die es nicht taten, seien dem Vergessen verfallen. Dies stimmt natürlich nicht und verleugnet ganze, ja die gewaltigsten Dichtungswelten; wir nehmen es als ein stilles Eingeständnis, als eine Geste der Notwehr zur Kenntnis. Gleichgültig! Diesen tagabgewandten Ton wollen wir nicht vergessen. Dichtung läßt sich weder von Burnus noch von anderen eingrenzen und darum schließen wir dem schweifenden Sänger dankbar und verführt unser Herz auf.

Heinrich Zillich.

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Wir führen mit diesem Hefte unsere Veröffentlichung rumänischer Lyrik in Nachdichtungen Harald Krassers fort. Es wird unsere Leser interessieren zu erfahren, daß Harald Krasser gegenwärtig an der Übersetzung des Romans „Baltagul" von M. Sadoveanu arbeitet, der im Albert Langen / Georg Müller Verlag demnächst erscheinen wird. Auf eine im Namen des erwähnten Verlages erfolgte Anfrage von Adolf Meschendörfer, E. Wittstock und H. Zillich beim Rumänischen Schriftstellerverband bezeichnete dieser den Roman „Baltagul" als das Werk, das eine Übertragung am meisten verdiene, zugleich dankte der Schriftstellerverband den drei sächsischen Autoren dafür, daß sie sich um die Wahl eines rumänischen Werkes, das der deutschen Leserschaft vorgelegt werden soll, bemüht hatten. — Auch an dieser Stelle sei auf die siebenbürgische Vortragsreise der Dichterin Helene Voigt-Diederichs aufmerksam gemacht. Zu den übrigen Beiträgen erübrigen sich Erläuterungen.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Ion-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Hans Eder, Porträt Paul Richter

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR OKTOBER 1935 HEFT 10

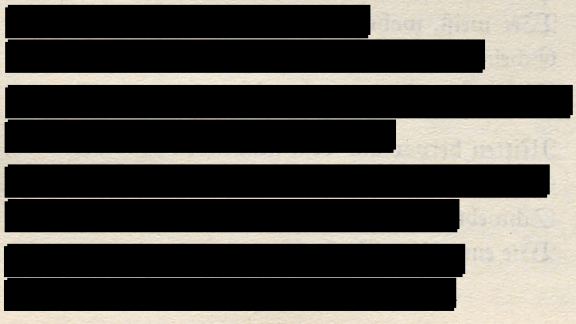
Rumänische Lyrik

III. Nichifor Crainic

Berglied



Zwillingsbruder Tod



[redacted]

Rast

[redacted]

Sonntag

[redacted]

(Übertragen von Harald Krasser)

Kleine Welt

Von Oinz Catiz

Im Pferdestall klebt oben am Querbalken der Decke ein Schwalbennest. Dieses Nest hing an dem braunen Balken schon vor zwanzig Jahren, als der Bauer Michael noch ein Kind war, aber sein Großvater hat ihm erzählt, daß er es auch nie anderes gewußt. Allsommerlich findet man im Nest die winzigen Eier, aus denen in der Brutwärme die erbärmlich nackten Geschöpfe schlüpfen, Klümpchen unbeholfener Verlorenheit. Aus dem verworrenen Knäul recken sich die dünngestielten Köpfe und öffnen dem nahenden Fluggeräusch den Blumenschnabel. Nach einigen Wochen dann wurde aus jeder kleinen Unbeholfenheit ein Segler, der die geschwungensten Schriftzüge Gottes am blauen Himmel nachzieht. Herbst und Hunger zwingen die Vögel gen Süden, der Sonne nach, immer der Sonne nach. Wie sie mit ihr im Frühling wiederkehren, wie sie das Nest im Pferdestall wiederfinden, — darüber geraten unsere Gedanken in Verwirrung.

Auf dem Hof daheim blieb Michael, die anderen Brüder zogen gen Süden und Norden, gen Ost und West, immer der Sonne nach. Andreas hatte nicht gezagt, bis nach Amerika zu laufen, Tin und Lukas hatten in der nächsten Stadt angehalten. Michael aber wartet, einen frostklaren Schneewinter lang kann er warten und wird nicht unruhig und zappelig vor Hunger und Kälte. Sie kommt ja wieder, die Sonne, sagt er. Freilich behält er recht. Dann sitzt er sonntags mit der Urgroßmutter auf der Bank im Blumengarten. Lichtblinzelnden Auges sehen sie die Biene von Blüte zu Blüte fliegen und reden miteinander über den Lauf der Welt. Ihr Reden ist stundenlanges Schweigen. In dieser Sprache verstehen sie sich am besten. Bist du müde, Michael? fragt endlich die Urgroßmutter.

Nein, Muhme, noch nicht. Darauf erhebt er sich: Ja, nun muß ich wohl gehen! Doch er geht nicht, die Sonne scheint, Gott, welche Dämpfe und Düfte sie in dem kleinen Bauernblumengarten aufrührt! Und vielleicht schlafen die beiden auf der Bank für einen Augenblick ein. Später, nach einer Stunde, wundert sich die Urgroßmutter, daß die Kinder — das sind die Großmutter und die Eltern Michaels — heute gar nicht heimkommen aus dem Gottesdienst. Ich sage dir, der Pfarrer darf nicht länger predigen, als bis die Leute einschlafen, dann soll er Amen sagen, ein rechter Pfarrer.

Nein, sagt Michael, sie gingen heute nicht zur Kirche, sie blieben bei meiner Frau. Maria hat mir einen Sohn geboren.

So, so, nickt die Alte. Dann aber erhebt sie sich plötzlich, schwingt ihren Krückstock: Daß mir diese Kinder keinen falschen Griff tun! Ich will nachsehen. Und humpelt davon. Michael bleibt, denn war je ein Sonnentag wie heute? Gott segne sie, die Sonne.

Vier Wochen später wurde der Sohn Michaels getauft. Tin und Lukas waren aus der Stadt gekommen, Tins Frau, die zarte Stadtfrau war krank, oh, nicht sehr, nur etwas leidend, und sie war daheim geblieben, aber die beiden Brüder waren da, Ehrengäste des Taufffestes. Es bedeutete gewiß nicht wenig, einen Stadtlehrer als Taufpaten zu bekommen. Lukas ist Barbiergehilfe, auf Lukas ist keiner stolz, aber Tin, der Stadtlehrer, war der rechte Taufpate. Das flüsterten die Gäste dem kleinen Michael in die Wiege, einige sagten es auch laut, warum sollten es nicht alle gerne hören? Lauter gute Vorzeichen! In der Kirche bei der Taufe hast du geschrien, das bedeutet ein langes Leben, ja, und ein Stadtlehrer als Taufpate bedeutet wohl noch mehr.

Tin bittet seinen Bruder, den Barbiergehilfen Lukas, in den Hof. Ob er ihm nicht einiges Geld für Zigaretten leihen wolle? Und die dreitausend, die du mir vorgestern geliehen, sollst du auch bald zurückerhalten. Michael, nehme ich an, kann die Auszahlung meines Hofanteiles jetzt nicht mehr hinausschieben. Was sagst du zur Taufrede des Predigers? Des Menschen Geschick stehe in Gottes Hand, wir bitten dich, Herrgott, deine Huld sei mit diesem Menschen, im Leben und im Sterben, segne ihn mit deinem Frieden. Lächerlicher Unsinn! Hätte ich auf seinen Herrgott gewartet, säße ich auch heute noch in irgendeinem Dorf als Lehrer. Daß ich nicht lache, Herr Kollege! Na, Dumme hat es jederzeit genug gegeben.

Ja, ja, es muß sie wohl geben, denkt Lukas und gesellt sich zu den Männern, die zu hartem Schafskäse einen alten Zwetschgenschnaps trinken, ein gelbliches, feurig-ätzendes, zungenlösendes Getränk. Der alte Theibrich, Michaels Hofnachbar, reißt die grauen Augenbrauen hoch in die Stirn: Du Michael, der schmeckt nach vielen Wintern.

Nein, Michael will den Schnaps im jüngst verflossenen Winter gebrannt haben, doch keiner glaubt ihm die Lüge, sie wissen alle, wie

bescheiden der Mensch sein kann, wenn ihm etwas gelungen. Auch Lukas schluckt tapfer das rieselnde Feuer. Doch dann läuft er in die Eßstube, weil er husten muß. Hahaha, lacht Anna, die Tochter Theibrichs, ich will dir ein Glas Milch bringen.

Ja, aber die Suppe wird indessen kalt. Gut, dann wolle sie in seinen Teller den Hals eines Huhnes legen, den Hals des Hahnes, der immer so schön gekräht. Lukas schlägt zurück, er weiß sich nicht anderes zu helfen, er sagt ihr ein bitteres Wort: Nein, er wundere sich nicht sehr über ihre böse Zunge, jedes Kind wüßte, welche Menschen der Herrgott damit strafe. Anna errötet, sie erinnert sich sogleich ihres flammenroten Haares. Sie geht hinaus in die Küche. Lukas aber ruft laut: Michael, du Lügner, gib mir noch ein Glas von deinem hundertjährigen Schnaps! Oh, diese Anna sollte nicht meinen, daß er nicht gerne noch einen Schluck davon tränke.

Und jetzt rufen die Frauen alle zu Tisch.

Die Männer kommen herein, alle finden einen Platz an der langen Tafel, o ja. Gesprochen wird nicht viel, eine feierliche Beherrschtheit spannt die Gesichter, als schritten sie zum heiligen Mahl. In jedem Teller schwimmen die Fettaler, die goldgelben. Tin, der Stadtlehrer, aber wird unruhig, er bricht sein Brot, greift nach dem zinnernen Eßlöffel und trommelt damit auf den Tisch, er kann nicht länger warten. Da erhebt sich der alte Theibrich, alle anderen auch, und bedächtig spricht er das althergebrachte Tischgebet. Die Suppe ist heiß, der Stadtlehrer Tin hat sich die Zunge verbrannt. Nein, denkt er bei sich, meine Frau hat recht getan, daß sie nicht mitkam, hier erstickt unsereiner, hier wurde seit hundert Jahren nicht gelüftet. Doch seine raschen mißmutigen Gedanken werden lichter und wärmer, als er das gekochte zarte Huhn versucht hat, dazu Meerrettich, dessen beißende Wildheit durch Weinessig und Honig gemildert ist. Und wo Michael nur diesen kellergebleichten Rotwein hergenommen hat! Ja, aber Lukas sollte nicht zuviel davon trinken, der junge dumme Kerl. Merkt er denn nicht, was Theibrich, der alte Fuchs verfolgt, wenn er ihm immer wieder zutrinkt? Zwar ist es wahr, auf Lukas, den Barbiergehilfen, kann keiner sehr stolz sein, aber für diese rothaarige Anna ist er nun doch zu gut, gesteht es nur, sie müßte sonst längst einen Mann gefunden haben, denn der Hof, den sie einst erben wird, ist nicht einer der geringsten. Tin hat nun der Wein soviel erwärmt, daß er über alles mitleidig lächelt,

o ja, nur immer so weiter, aber diese Süßigkeit wird sauer, das will ich dir nur gesagt haben, Lukas.

Lukas ißt und trinkt und bald steht ihm der Schweiß in hellen Tropfen an Stirn und Nase. Alle essen, alle trinken, alle lachen und schwitzen. Einige junge Burschen behaupten, der Braten sei zu fett, ob Michael nicht den Zwetschgenschnaps herumreichen wolle? Heraus mit dem Schnaps, du Geizhals, ruft Lukas, heraus damit! Die Burschen lachen und wiederholen im Chor: Heraus damit! Zwei Flaschen gelangen auf den Tisch, der Jugend ist das nicht zuviel.

Jetzt hat Lukas beschlossen, die ganze fröhliche Tafelgesellschaft zu photographieren, die junge Frau, seine Schwägerin, möge sich mit dem Kind neben die alte Muhme setzen. Doch die Urgroßmutter erhebt Einspruch, eine alte Frau gehöre nicht auf ein Bild, nein, so eitel sei sie nicht. Alles Zureden ist vergeblich, selbst der Stadtlehrer Tin wird kaum angehört, wie er in schönen, wohlgesetzten Worten ihr erklärt, daß es gut sei, ein Bildchen in der Brusttasche zu tragen, das jederzeit einen an die Heimat erinnere, o ja, ein junger Mann, wie Lukas einer sei, der in die Fremde ziehe, bedürfe sehr wohl dieser kleinen Mahnung. Nein, widerstrebt die Urgroßmutter, nein, sage ich! Sie schwingt drohend ihren Krückstock gegen die lachende Tafelgesellschaft und eilt hinaus, gereizt und zornig.

Lukas photographiert, es dauert eine ganze Weile, bis die jungen Burschen und Mädchen sich beruhigen und nicht mehr lachen. Nur Anna ist die ganze Zeit über schweigsam, der Himmel mag wissen, warum sie nicht mit den anderen lacht und fröhlich ist. Als Lukas den Photoapparat zurückträgt, geht auch Anna in die Küche, Gebäck zu holen. Doch sie kommen nicht wieder herein, eine andere Frau muß das Gebäck herbeischaffen, süßen Pflaumenkuchen, dazu der Rotwein, der kellergebleichte, herrlich mundet. Für Tins Nase aber, des Stadtlehrers Nase, ist die Stube jetzt mit zu vielerlei Gerüchen erfüllt, er steht auf und geht hinaus. Gemächlich schlendert er im Hof umher, ein großer, reinlicher Hof. Tin schätzt seinen Wert. Nein, zu klein wird die Summe seines Hofanteiles nicht sein. Er gelangt in den Blumengarten. Auf der Bank sitzt die Urgroßmutter, still, kaum vom Atem bewegt. Sie ist eingeschlafen, das merkt Tin sogleich, und plötzlich fällt ihm ein, sie zu photographieren. Er eilt um Lukas' Photoapparat, eben will er knipsen, da wacht die Urgroßmutter auf. Ihr seid ja dümmer als das Vieh, sagt sie böse, ein

Vogel, eine Schwalbe hat mehr Vernunft als ihr, sie findet jeden Frühling ihr Nest wieder. Bleibt weg, wenn ihr anderes nicht heimfindet.

Tin schleicht aus dem Blumengarten als wie ein Verprügelter, er fühlt sich erschöpft, kräftelos, aber das mag auch vom Weine herrühren, er hat ja heute diesen schweren Rotwein getrunken. Dann aber zündet er sich eine Zigarette an, bah, nur immerzu und Gott mit euch, morgen früh fährt mein Zug in die Stadt.

Aus der Scheune treten Lukas und Anna. Sie waren in Theibrichs Garten, sagen sie, um zu sehen, ob die Honigbirnen schon reif seien. Natürlich sind die reif, Tin möge sich überzeugen. Tin jedoch hat kein Verlangen nach Honigbirnen, er muß seine Zigarette rauchen.

In der Frühe des nächsten Tages fährt der Zug in die Stadt. Tin und Lukas sitzen sich schweigend gegenüber, jeder an die eigenen Gedanken verloren. Tin ist gereizt und mißmutig, Michael hat ihm den Hofanteil nicht ausbezahlt. Ich bin noch nicht so weit, hat er erklärt, es gab heuer eine schlechte Ernte. Zum Teufel, wenn es eine geringe Ernte gab, dann sollte einer nicht solche Tauffeste feiern. Er nehme sich gefälligst in acht, unser Michael, eines Tages könnte es Tin einfallen, in dieser Angelegenheit das Gericht anzurufen, denn ich habe ein Recht dazu.

Lukas blinzelt in die Landschaft hinaus, schließt die Augen und denkt an die Honigbirnen aus Theibrichs Garten. Sie waren reif, voll süßen, kühlen Saftes. Als der Wagen Michaels die beiden Brüder heute morgen zur Bahn gebracht, war Anna ans Fenster getreten, Lukas hatte gerade noch das feuerrote Haar erblicken können. Andere Dinge gingen ihm nicht durch den Sinn, nein, auf den Barbiergehilfen Lukas kann keiner sehr stolz sein.

Sie mögen schon lange gefahren sein, als Lukas fragt: Du Tin, wo begegnen wir den Zug, der aus der Stadt kommt?

In Freck, das ist die nächste Station.

Lukas holt den Photoapparat hervor, er erläutert Tin, wie man mit diesem Gerät umzugehen habe. Immer behutsam, immer geduldig, wie mit einem lebenden Wesen. Und nie gegen die Sonne photographieren. Das ist sonderbar: Dies kleine Biest lebt nur von Licht, kriegt es aber einmal zuviel, ist alles verdorben. Zum Teufel damit, eines Tages werde ich es verschenken oder in den Straßen-

graben werfen, du sollst nicht meinen, ich hinge so sehr daran, das ist das Geringste, was ich tun werde.

Der Zug hält an. Ich will einen Schluck Wasser trinken, sagt Lukas. Gib acht, warnt Tin, wir halten hier nur solange, bis die anderen einfahren. Lukas geht. Tin blickt gelangweilt, wohl auch etwas müde, auf den Bahnsteig hinüber. Nur wenige Menschen gehen wartend auf und ab, auch Lukas tritt unter sie. Doch wie, wollte er nicht Wasser trinken, warum unterhält er sich mit dem Stationsvorsteher? Warum gehen sie beide in das Stationsgebäude? Und jetzt rollt schon der andere Zug, der aus der Stadt kommt, heran. Tin reißt das Fenster auf: He Lukas! Dieser hört ihn nicht, er kam aus dem Stationsgebäude, steht nun da und wartet mit den anderen Menschen auf den einfahrenden Zug. He Lukas, wir fahren schon, Lukas!

Der Zug fährt. Tin sieht, wie sein Bruder in den anderen einsteigt, er sieht lange hinaus, der Frecker Bahnhof wird kleiner und immer kleiner, und verschwindet.

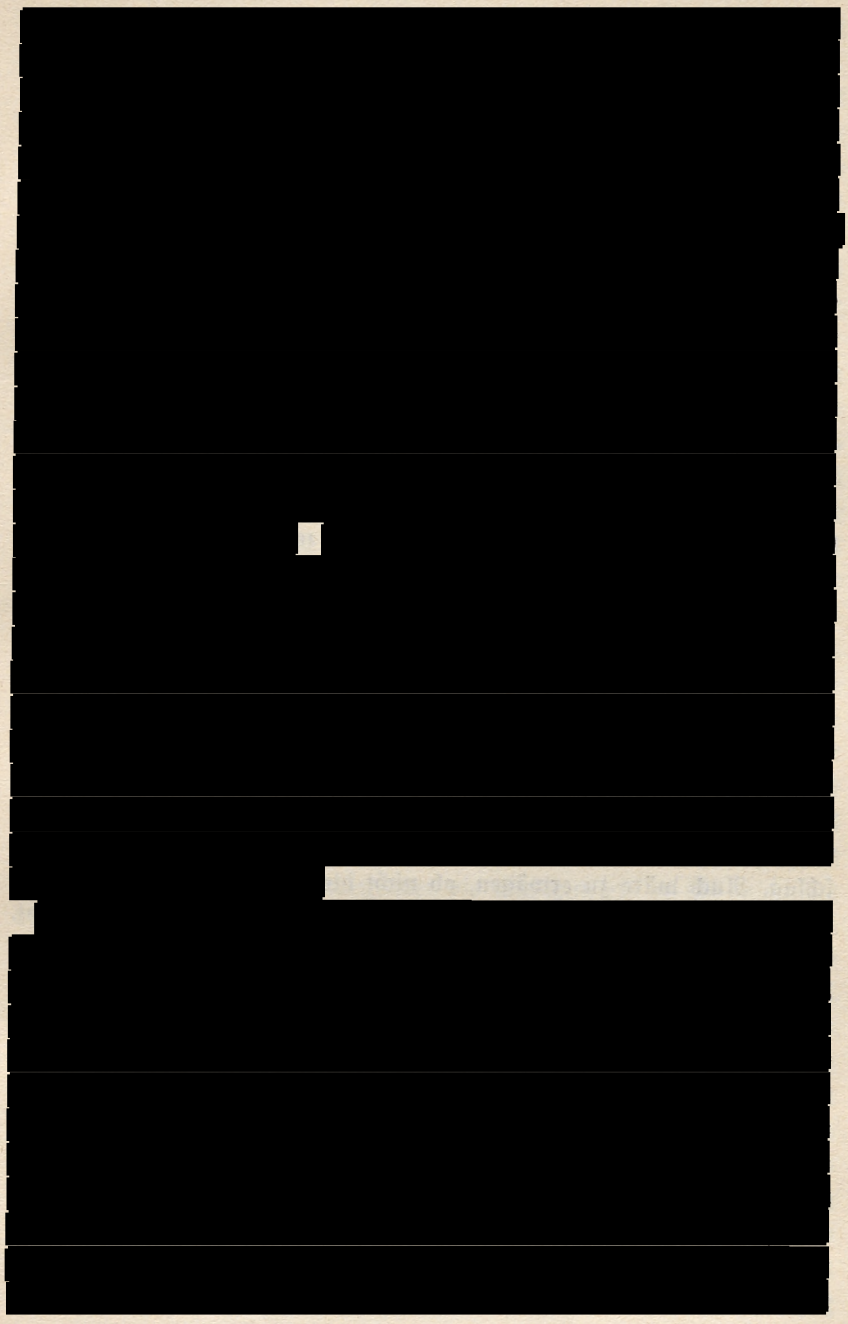
Nun dann immerzu und Gott mit euch, ein anderes Wort fällt Tin nicht ein.

Paul Richter

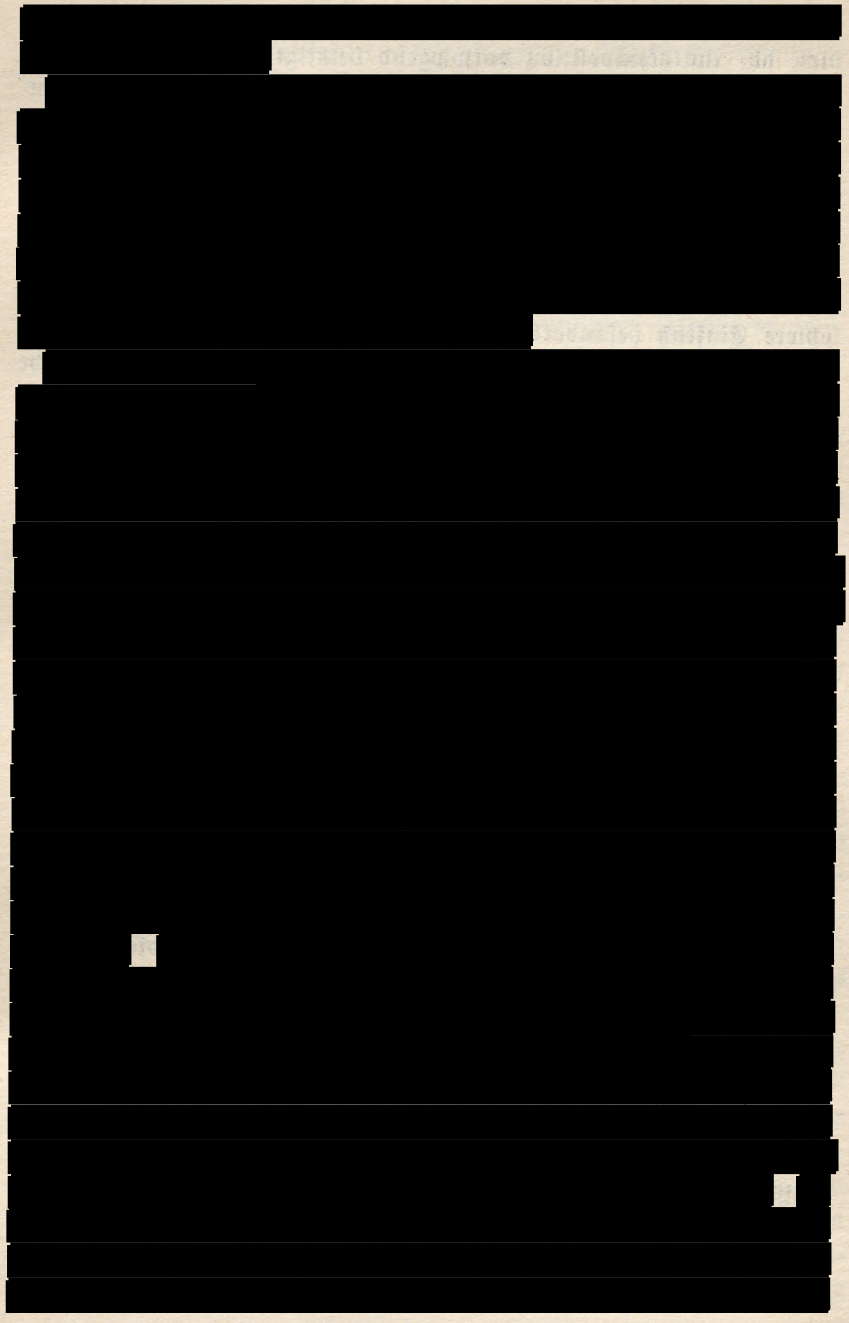
Zum 60. Geburtstage

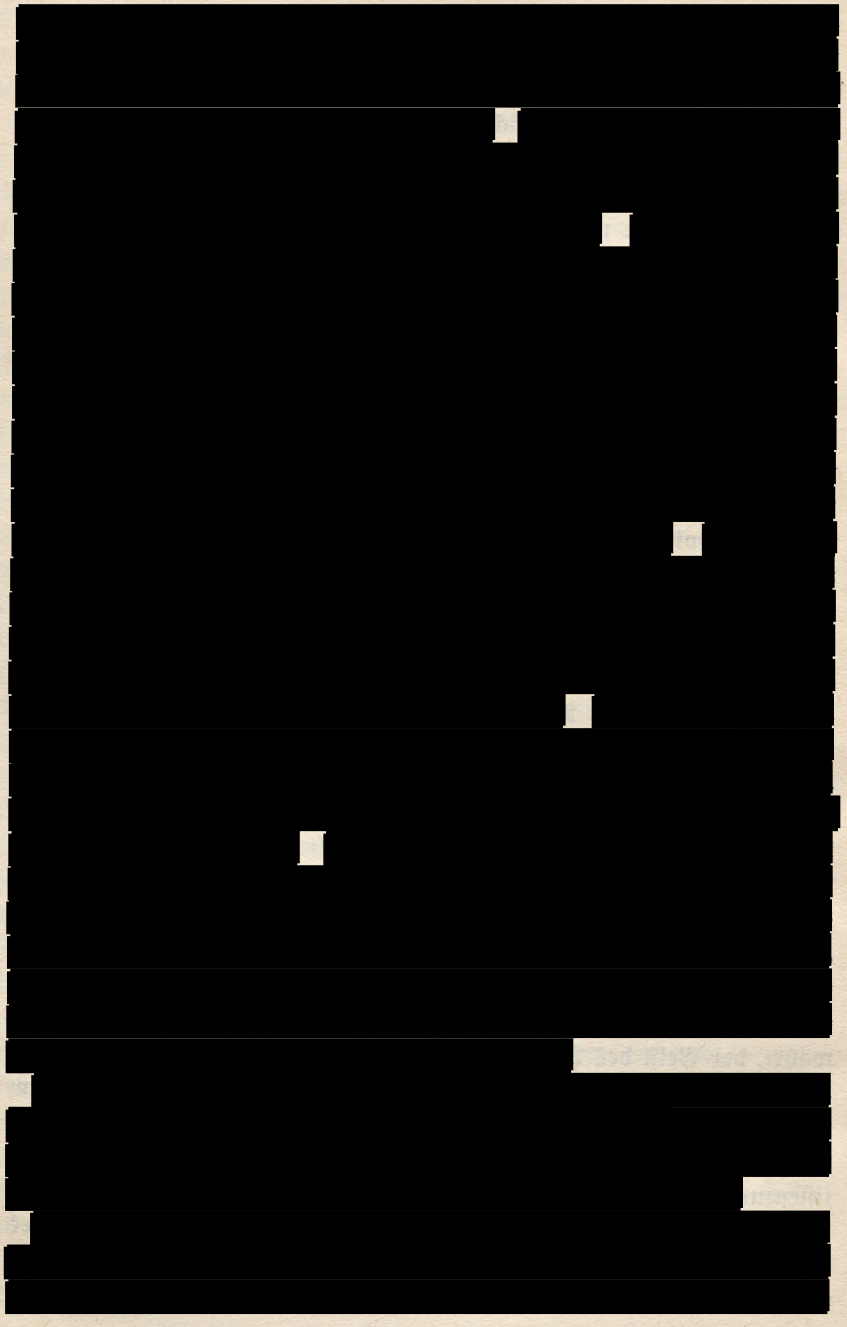
Von Dr. Erich H. Müller-Berlin

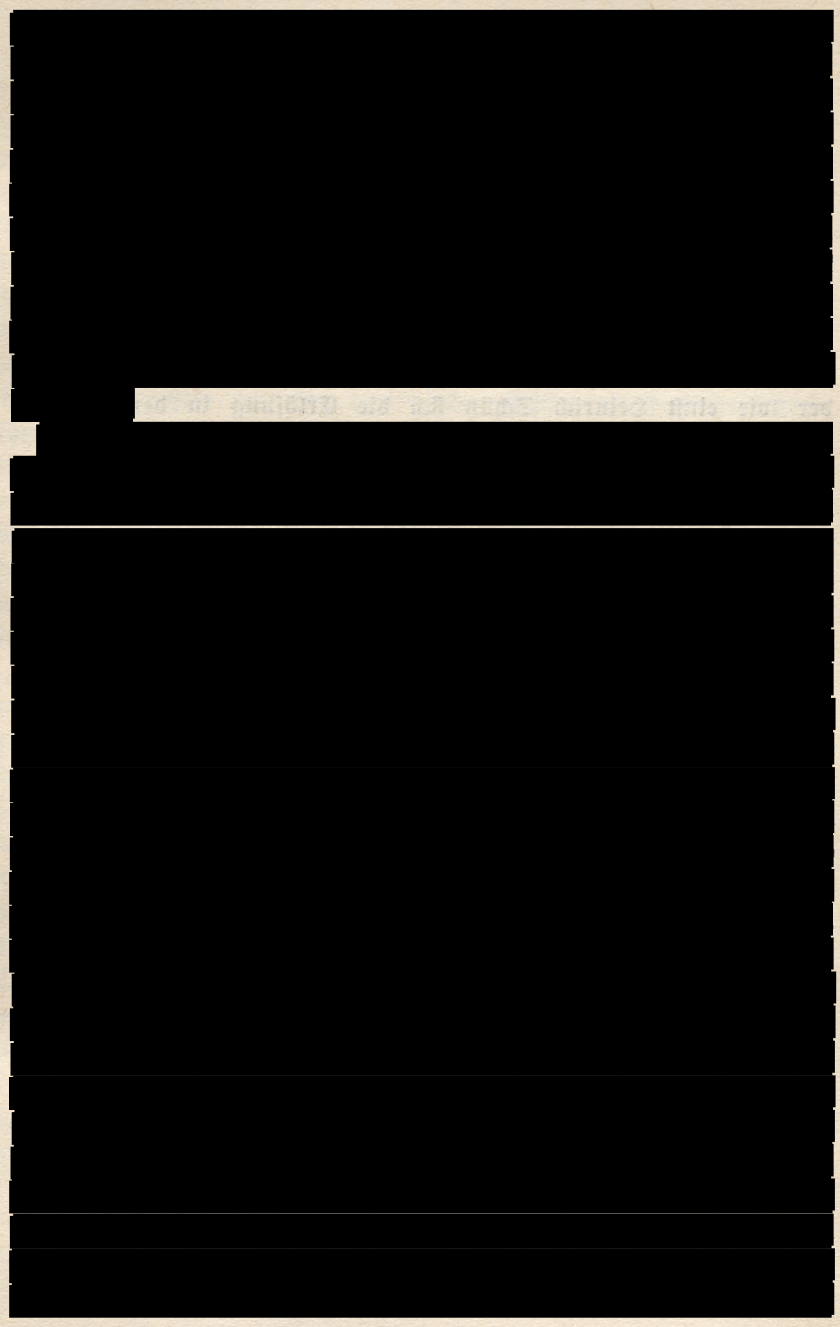
[redacted]

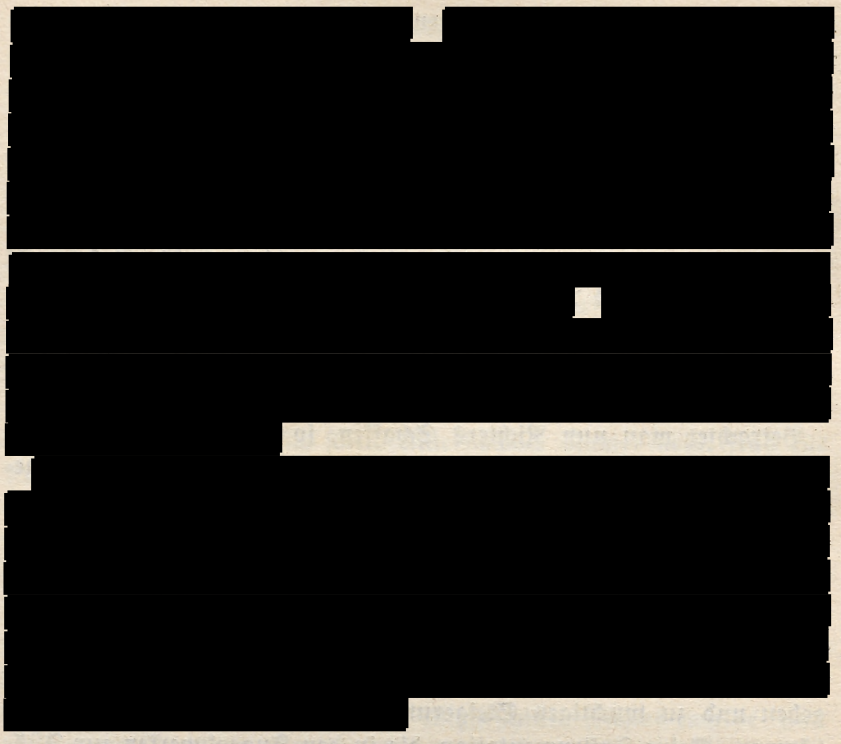












Die rumänische Literatur in Deutschland

Von Ion Sân-Giorgiu

In den letzten Vorkriegsjahren befanden sich die Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien auf gutem Wege. Deutschland war für das junge Königreich an der Donau nicht allein der mächtige Besitzer großer Kapitalien und der Hort moderner Technik, sondern auch eine Stätte der Zivilisation und der Kultur, die dem jungen rumänischen Staat als Vorbild dienen sollte.

König Karl war ein treuer Bewunderer des Deutschen Reiches und besonders der deutschen Kultur, die ihm für die geistige Entwicklung Rumäniens wichtig erschien. Er sah mit guten Augen die kulturellen Beziehungen zwischen Rumänien und Deutschland immer enger werden und seine Gattin, Königin Elisabeth, deren Dichtername Carmen Sylva in Deutschland verbreitet war, wurde auch die erste

Vermittlerin zwischen der jungen rumänischen Literatur und Deutschland. Ihre Freundin, Mite Kremnitz, schenkte der deutschen Literatur die ersten Übersetzungen aus der rumänischen Lyrik und förderte das Interesse der deutschen Kulturwelt für die Dichtung des jungen Balkanstaates. So entdeckte man Mihail Eminescu, vielleicht einen der größten Lyriker des 19. Jahrhunderts überhaupt; er galt bald den Deutschen als der rumänische Lenau, obwohl die Tiefe seiner Gedankenwelt und die Vollkommenheit des sprachlichen Ausdrucks eine höhere Wertung rechtfertigen dürften. Zu derselben Zeit wurde die rumänische Sprache von den deutschen Philologen mit großem Interesse studiert und Gelehrte, wie der Leipziger Philologe Wilhelm Weigand, machten aus der rumänischen Philologie das Hauptfach ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Nichtsdestoweniger ist hier die Tätigkeit rumänscher Wissenschaftler in Deutschland zu beachten. Der rumänische Philologe H. Tiktin errang sich durch seine hervorragenden Arbeiten einen Namen in der deutschen Gelehrtenwelt und erhielt bald darauf eine Berufung an die Berliner Universität. Sein rumänisch-deutsches Wörterbuch war nicht nur eine wissenschaftliche Tat, sondern ein gutes Mittel der deutsch-rumänischen Annäherung.

Das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts bedeutet für die kulturellen Beziehungen zwischen Rumänien und Deutschland einen außergewöhnlichen Aufstieg. Ein großer Teil der rumänischen Dichter werden ins Deutsche übersetzt und Reclam bringt seiner Leserwelt Übertragungen der rumänischen Erzähler Joan Slavici, Caragеale und Sadoveanu. Der große rumänische Volkserzähler Joan Creanga wird nicht nur übersetzt, sondern auch von Weigand wissenschaftlich erörtert. Eminescu wird wiederholt ins Deutsche übertragen, und außer den meistgelungenen Übersetzungen von Mite Kremnitz und Carmen Sylva erscheinen Gedichtsammlungen von Em. Grigorovitza und Teconţia in deutscher Sprache. In derselben Zeitperiode erscheinen in der großen historischen Sammlung Karl Lamprechts zwei bedeutende Geschichtswerke des Bukarester Historikers N. Jorga, darunter die „Geschichte des rumänischen Volkes", ein Werk, das durch seine ernste wissenschaftliche Grundlage und strenge Haltung die rumänische Geschichte in neues unbekanntes Licht rückte.

Wie daraus zu ersehen ist, stand die rumänische Literatur in den letzten Vorkriegsjahren im Interessenkreis des deutschen Kulturdranges. Carmen Sylva mit ihrer Anthologie „Rumänische Dich-

tungen" gab, wie bereits gesagt, den Anstoß. Diese Sammlung erreichte sogar mehrere Auflagen, ein Zeichen, daß die deutschen Leser der jungen rumänischen Dichtung mit Wohlwollen entgegenkamen. Alexandri und Eminescu standen an der Spitze, und mancher Übersetzung gelang es, den richtigen Ton zu treffen, obwohl Eminescu in der deutschen Übertragung vieles von seiner persönlichen Ausdrucksweise verliert. Diese Anthologie war aber schon 1914 veraltet, denn sie berücksichtigte nicht die neue Dichtergeneration: vor allen anderen Vlahuţa, Coşbuc, Octavian Goga und St. O. Iosif. Die wunderbaren Balladen Coşbucs, die sozialen Gedichte Gogas und die Lieder Iosifs, der übrigens einer der besten Übersetzer deutscher Dichter gewesen ist, sind heute den Deutschen fast gänzlich unbekannt.

Der Weltkrieg brachte allen diesen Annäherungsbemühungen ein frühes Ende. Zwischen Rumänien und Deutschland öffnete sich nun eine tiefe Kluft, und als die Deutschen in Bukarest einmarschierten und das Land zu bewirtschaften begannen, schenkten sie dem rumänischen Weizen und der rumänischen Ölindustrie ihr höchstes Interesse, vergaßen aber, daß das rumänische Volk auch eine Seele hat. Die letzten zehn Jahre wären für Deutschland und Rumänien Jahre der Entfremdung, und obwohl einerseits in Rumänien die deutsche Literatur wieder eine immer günstigere Aufnahme fand, und andererseits die rumänische Dichtung bedeutende Fortschritte machte, blieb der deutschen Kulturwelt die rumänische Literatur vollständig gleichgültig. Kein Verleger, keine Zeitschrift haben sich bemüht, die letzten Bestrebungen der rumänischen Dichtung dem deutschen Publikum vorzulegen. Ja sogar gut unterrichtete Zeitschriften und Zeitungen, die über alle europäischen Literaturen Aufsätze und Rezensionen bringen, haben keinen einzigen Aufsatz über den Entwicklungsgang der neuesten rumänischen Dichtung veröffentlicht. Obwohl in Deutschland die Verleger ihren Lesern die Dichtungen aller Länder in deutschen Übersetzungen darbieten, ist noch keine rumänische Anthologie erschienen. Die Anthologie „Rumänische Lyrik" (1740—1900), die Dr. A. Flachs im Jahre 1925 in Bukarest herausgab, wurde weiten Kreisen des deutschen Publikums nicht bekannt. Die Übertragungen neuester rumänischer Lyrik, die der Bukarester Kunstkritiker Oskar Walter Cisek in der literarischen Beilage der „Prager Presse" veröffentlicht hat, sind die einzigen Verdeutschungen aus der rumänischen Dichtung. Von den bedeutenden sozialen Romanen des Siebenbürgers Liviu

Rebreanu soll zwar eine deutsche Übersetzung fertig sein, aber es fehlt ihr der Verleger. Auch talentvolle Erzähler wie Bratescu-Voinesti, Galaction, Cesar Petrescu, Ionel Teodoreanu und Camil Petrescu sind den Deutschen unbekannt. Nicht besser steht es mit der Würdigung unserer Literatur seitens der deutschen Literaturwissenschaft. Wer über die rumänische Literatur unterrichtet sein will und in Walzels „Handbuch der Literaturwissenschaft" die betreffenden Stellen aufsuchen will, erfährt folgendes: „Obwohl Begabungen genug da sind und keine über Mangel an Förderung zu klagen braucht, hinkt die rumänische Literatur den älteren Schwestern bescheiden nach. Was an ihr heimatlich klingt, trägt exotischen Mischcharakter, die Spuren langer Fremdherrschaft: slawischer, griechischer, türkischer. Was an ihr europäisch klingt, ist anempfunden, oft abgeklatscht, seltener nach deutschen, meist nach den funkelnagelneuesten Pariser Mustern. Sie wirkt buntscheckig, wie der zusammengeflickte Wortschatz der Sprache, zwitterhaft und ähnlich unecht wie die Stadt Bukarest, mit den aus Paris verpflanzten Protzenbauten inmitten halborientalischer Gassen."

Das ist alles, was ein deutscher Fachmann über die rumänische Literatur zu sagen hat. Kein Wort über Eminescu, Cosbuc, Jorga, Carageale, Goga, Sadoveanu, Rebreanu und Galaction. Was sollte man sagen, wenn wir Rumänen die deutsche Literatur nur nach Gottscheds Dramen und Lohensteins Lyrik würdigten, oder die Courths-Mahler als die bedeutendste Vertreterin des modernen deutschen Romans betrachteten? Die geistige Kluft zwischen Deutschland und Rumänien muß unbedingt überbrückt werden und das ist keine leichte Aufgabe. Die rumänische Sprache ist keine europäische Kultursprache und ist den Deutschen meist sehr schwer zugänglich. Eine literarische Tat, wie die Veröffentlichung einer rumänischen Anthologie kann nicht ohne Mühe vollbracht werden. Es muß ein Mittler gefunden werden. Die Kulturträger der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben wären geeignet, rumänische Dichtung, Kunst und Wissenschaft dem deutschen Publikum näher zu bringen. Denn das, was Königin Elisabeth, die Dichterin Carmen Sylva, vor vierzig Jahren begonnen hat, kann und muß vollendet werden. — Der erste Schritt wurde vor kurzem getan. Zoltan Franyo, ein Banater Schwabe, gab 1932 in Temesvar eine Anthologie rumänischer Lyrik heraus. Mit einigen Ausnahmen sind alle rumänischen Lyriker, vom größten, Mihail Eminescu, bis zu den Vertretern der jüngsten

literarischen Kunst, hier berücksichtigt; auch werden dem deutschen Publikum bedeutende Lyriker, wie Octavian Goga, Tudor Arghezi, Jon Minulescu, Jon Pillat, V. Voiculescu, N. Davidescu, Lucian Blaga, vorgestellt. Schade nur, daß diese Anthologie weiteren deutschen Leserkreisen nicht zugekommen ist. Ein reichsdeutscher Verlag hätte diesem Buche einen ganz anderen Weg bereitet und die literarischen Neulinge, die nur den siebenbürgisch-deutschen Kreisen bekannt geworden sind, hätten auch im Reich Leser gefunden.

In den letzten Jahren hat sich der Berliner Romanist, Universitätsprofessor Ernst Gamillscheg bemüht, die rumänische Kultur wieder aktuell zu machen. Mehrere Vortragsreihen, an denen sich Wissenschaftler wie N. Jorga, Jon Nistor, Alexander Tzigara-Samurcaș, Sextil Pușcariu, D. Gusti usw. beteiligten, haben beigetragen, rumänische Geschichte, Sprache und Literatur in Deutschland bekannt zu machen.[1] Gamillschegs Tätigkeit ist zweifellos ein wichtiger Schritt zur gründlichen Wiederaufnahme der deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen.

Es lohnt sich an dieser Stelle die Bemühungen der Siebenbürgisch-deutschen literarischen Monatsschrift „Klingsor" in Kronstadt, auf dem Gebiete der Festigung rumänisch-deutscher Kulturbeziehungen, zu würdigen. Der Herausgeber der Zeitschrift hat durch Aufsätze und Übersetzungen, die er in dem „Klingsor" veröffentlichte, rumänische Dichtung seinen deutschen Lesern bekannt gemacht.

Ein neuer Anfang ist also da. Es fehlt nur die bedeutende deutsche Persönlichkeit oder der Verleger,[2] die diesen schüchternen Anfängen neues Leben einflößen sollen. Hoffentlich werden die alten deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen bald wieder ins Leben gerufen.

---

[1] „Vom Leben und Wirken der Romanen" — herausgegeben von Ernst Gamillscheg. II. rumänische Reihe. Heft 1—6. — Jena und Leipzig 1933.

[2] Wie wir in unserer letzten Nummer berichten konnten, wird der Albert Langen / Georg Müller-Verlag in München demnächst die Übertragung eines rumänischen Romans verlegen. Die Schriftleitung.

Charakter und Geist

Von Georg Maurer

In unseren Tagen sind Charakter und Geist fast zu gegensätzlichen Begriffen geworden. Die Erfahrung lehrte, daß in den letzten Zeiten die Bewältigung des ungeheuren Wissensstoffes, der sich im Lauf der Vergangenheit angesammelt hatte und von Generation zu Generation wuchs, nicht mehr eine Vertiefung des Menschen bedeutete, sondern ihn zum Sklaven der „Bildung" machte, wie die Maschine, ein Erzeugnis des Menschengeistes, plötzlich den Menschen selbst unterjochte.

Die Bildung, die Goethe dauernd von seinem Volk verlangte — und die mehr eine Bildung nach innen und eine Befreiung vom Philister bedeutete —, wich dem Reichtum an Wissen, mit dem man protzte. Es erwies sich aber, daß das Gefüge und Gerüst des Menschen, das sein Charakter ist, dadurch keineswegs gestärkt, sondern eher gebrochen wurde. Denn das Wissen eröffnet immer tausend Möglichkeiten, während der Charakter eindeutig ist. Vor allem aber bedeutet die Haupttugend des Charakters die Treue, während Wissen und Geist zum Zweifel verführt. Ja, ein Philosoph stellt an den Anfang seiner Betrachtungen erst einmal den radikalen Zweifel an allem und jedem. Der Mensch im allgemeinen will aber glauben und treu sein, vornehmlich der, der nicht dazu ausersehen ist, in letzte Gründe zu steigen, der aber auch den oberflächlichen Verführer wittert — und das sind noch immer die meisten!

Der Charakter hat auch seine negativen Eigenschaften — hauptsächlich die des Starr-seins, die ihn zu allererst zum biegsamen Geist in Gegensatz bringt. Wer Wissen und Geist gewissenlos handhabt, wird den Charakterhaften erst einmal in seiner Starrheit angreifen, ihm Unfruchtbarkeit vorwerfen und ihm dann eine Bewegungsmöglichkeit vorgaukeln, die immer blendet. Läßt sich aber ein Nur-Charakterhafter einmal verführen, ist er fast für immer gebrochen. Denn ihm ist das Spiel der Gründe und Gegengründe nicht geläufig, er kennt nur das eine oder das andere — und begreift sie nicht als Möglichkeiten wie der Geist. So wird sich auch das Schicksal des Nur-Treuen nur dann wahrhaft und fruchtbar erfüllen, wenn ihm einer den wahren Geist und die wahren Gründe gibt, um an sie zu glauben.

Vom Deutschen vornehmlich rühmt man seine Bereitschaft zu Treu und Glauben — aber sie war oft so blind, daß sie eher den Feinden glaubte als den Freunden, wenn nur die Gründe gleißten und glänzten.

Es wird sich darum als notwendig erweisen, daß Wissen und Geist den Charakter durchdringen und der Charakter wiederum den Geist festigt. Denn Geist ohne Charakter wird zu einem Geistreich-tun und Wissen ohne letzte Bindung — und Charakter allein ohne Wissen und Geist kann zur Sturheit werden, die sich in das Falsche verrennt und sinnlos dafür verblutet. Aber gerade diese Synthese sollte uns Deutschen gelingen! Sie zeigt sich ja immer wieder in unseren Großen — wie etwa in Luther, dessen Wissen nur durch seinen Charakter Tat werden konnte — und erst dadurch ungeheure geschichtliche Wirkung erlangte, wogegen der geistvolle, damals über alles geehrte Erasmus von Rotterdam, der ja ähnliche Gedanken hatte, nicht ins allgemeine Bewußtsein der Menschheit eingegangen ist. Er prägte zwar das witzige Wort: Ich habe das Ei gelegt — Luther hat es ausgebrütet! — aber dieser Vergleich trifft ja nicht jene Tiefen, wo sich der Geist zur Tat entzündet. Zwischen Denken und Tun liegt eine Kluft wie zwischen Traum und Wirklichkeit — und Geist beginnt dort erst lebendig zu werden, wo er zum Charakter seines Trägers geworden ist und all sein Tun bestimmt.

So sind Charakter und Geist keine Gegensätze — und wenn sie es sind, so nur in jenem Sinn, daß ihre Verbindung erst die gültige und wirksame Einheit bildet. Aus dieser Einheit herausgebrochen, wird der eine Begriff ohne den andern zur Unfruchtbarkeit führen. Es erweist sich aber auch immer wieder in der Geschichte: daß nur der wahre Geist den Charakter zur letzten Gefolgschaft entzündet — und nur der wahre Charakter den Geist in seinen Tiefen begreift.

Gedichte

Von Wolf v. Aichelburg

Die Quelle

Aus feuchtem Moos quillt zagend ein Geriesel
Es windet sich durch Wurzeln, grüne Narben,
Spielt leise plätschernd über blanke Kiesel
Und saugt aus weichem Schlamme satte Farben.

Es sammelt lauschend sich in Silberschalen
Auf weichem Flimmersand in reiner Kühle,
Kein Schatten darf den Spiegel übermalen,
Daß er sich ganz in sich durchschauert fühle.

Ein junger Hirt, der sich zum Tranke neigt,
Wölbt durch das helle Wasser seine Hände.
Der Quelle Murmeln, unterbrochen, schweigt
Daß sie sich fühlend ganz an ihn verschwende.

Die Stunde

Die Stunde öffnet sich wie eine Blüte
Voll morgenreinen Taus in ihrem Schoß,
Da alles was in ihrem Samen glühte
Im stillen Grund sich nun dem Licht erschloß.

Schon um die zarte Knospe war ein Beben,
Wie aller Saft sich zum Erschluß gedrängt,
Dann um den Blätterrand ein leises Schweben,
Als sich der erste Strahl hineingesenkt.

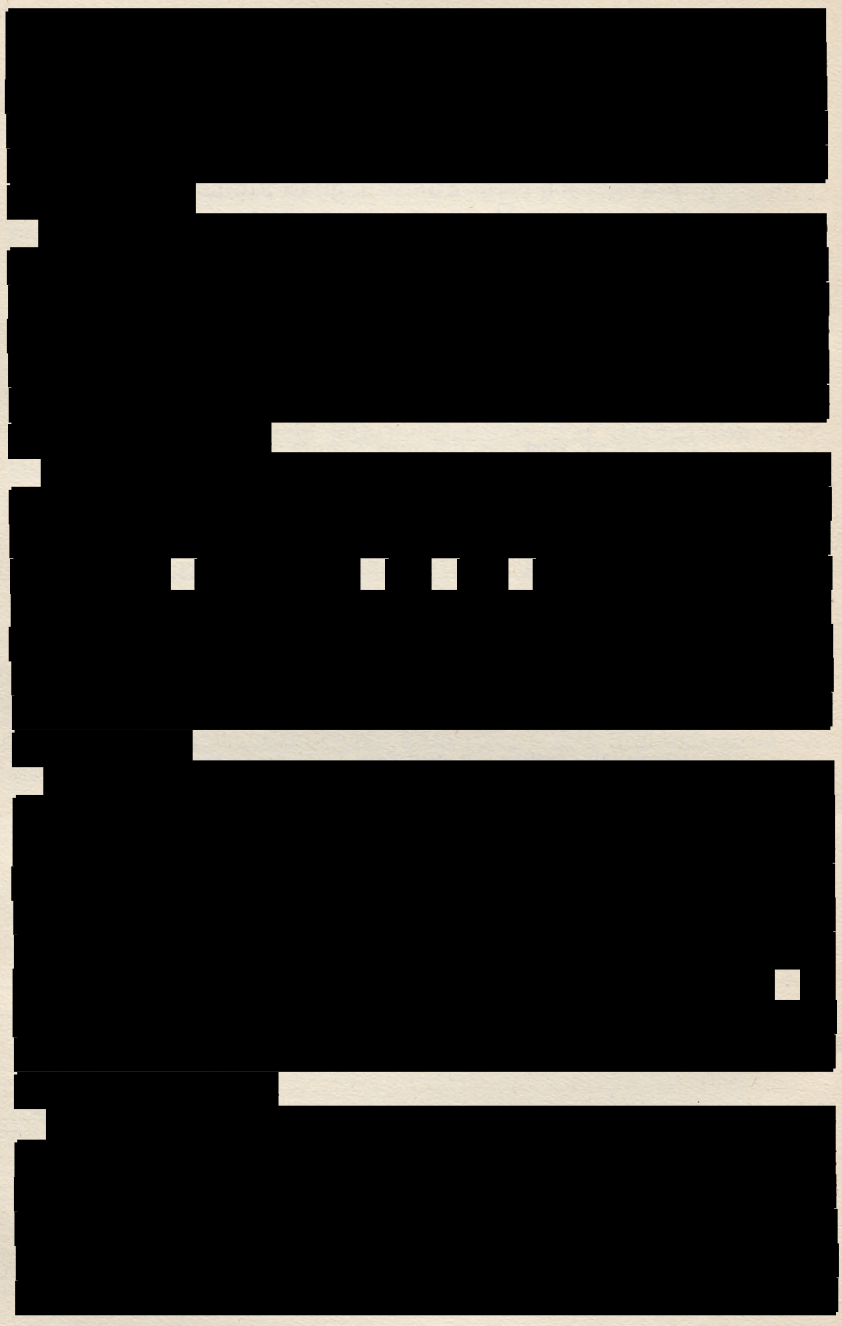
Ein Dehnen in der Wandung, weich und zag,
Dann, sicher, die Gebärde des Erschließens,
Ein Öffnen ohne Maß im jungen Tag:
Entspannter Kelch unendlichen Vergießens.

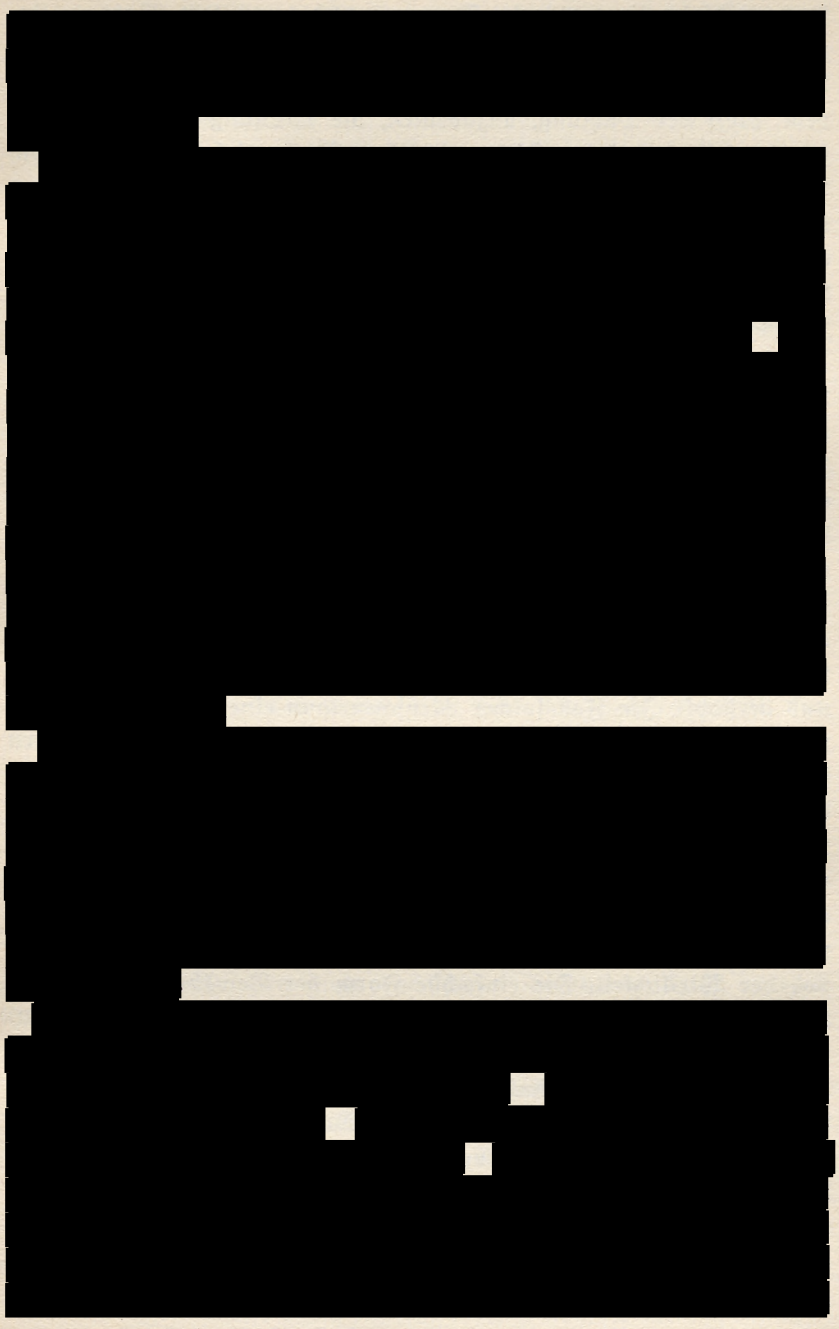
Wirklichkeit

Einige Feststellungen über Dichtungen

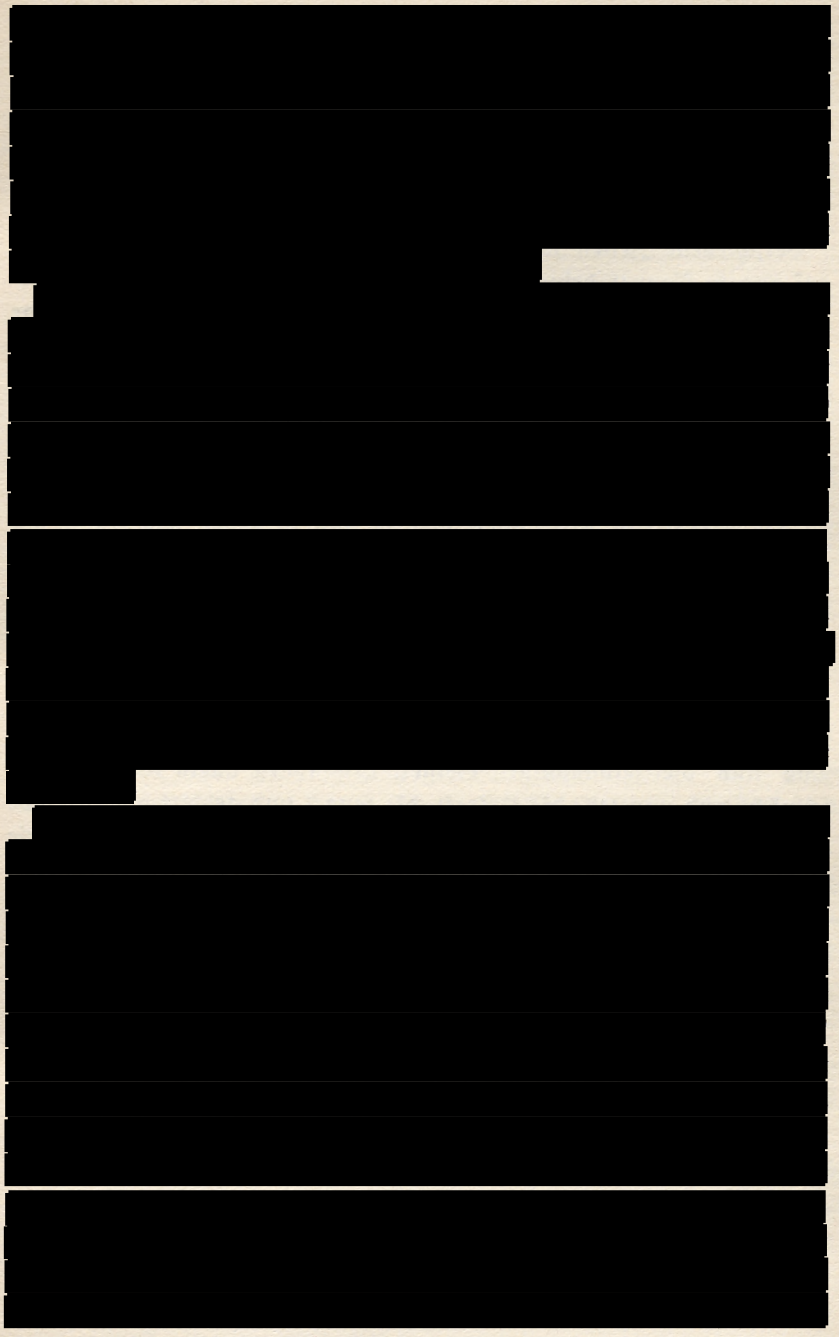
Von Peter Suhrkamp

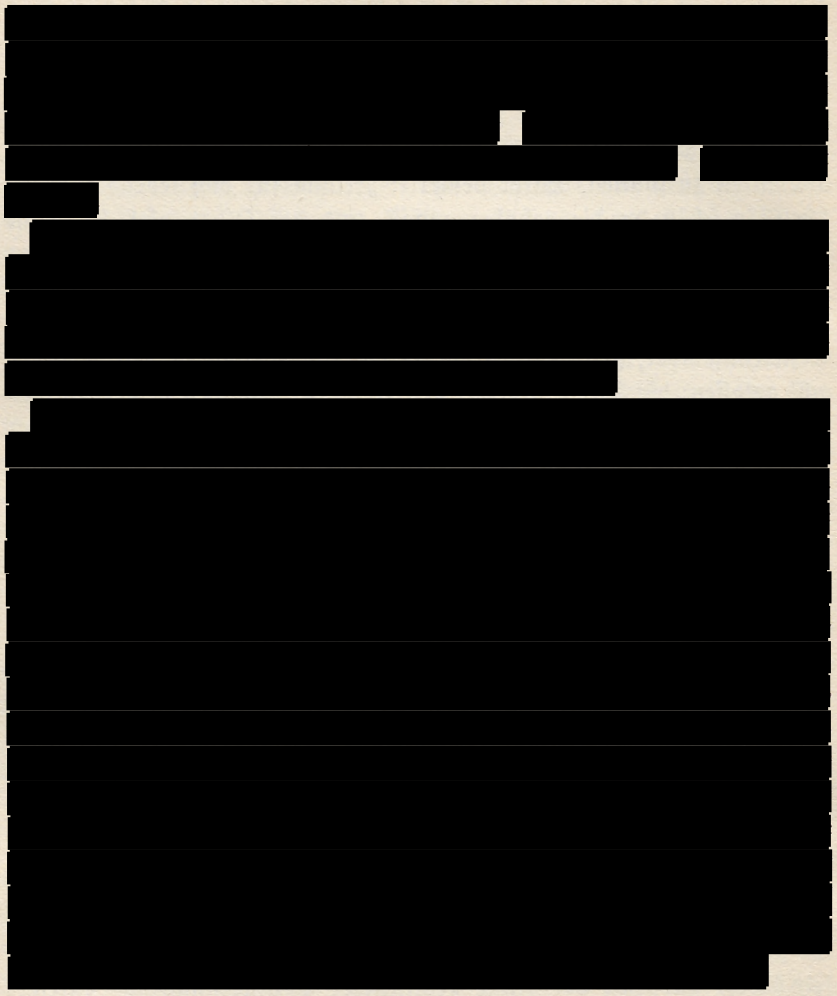
[redacted]











Ewigkeit

Von Gerda Mieß

Hell glänzt noch über Busch und Dorn
Ein Schein, dem Nachtgestirn entsprungen,
Das eben erst, ein schmales Horn,
Der Bergwald drüben jäh verschlungen.

Nun ist sie da, die tiefe Nacht,
Und senkt sich schweigend auf die Gärten,
Verhüllt der Wiesen satte Pracht,
Verwischt der Berge schroffe Härten.

Nicht mehr gedämpft vom zarten Strahl
Des jungen Mondes stehn die Sterne
In vollem Glanz mit einem Mal,
Entrückt des Himmels samt'ner Ferne.

Frei schweben sie im dunklen Raum,
Und durch die ungezählten Scharen
Geht leise atmend wie im Traum
Die Zeit und lächelt unsern Jahren.

Und trostvoll gehts mir durch den Sinn,
Daß so sie wandelt still und ferne,
Wenn ich auch längst schon nicht mehr bin,
Die gleichen Bahnen durch die Sterne.

Über die Kunst des Lesens

Wenn ich lese, will ich mich sammeln und nicht — wie jener Sultan von Indien — durch abgerupfte Märchen hingehalten sein.

Goethe

Ein sicheres Zeichen von einem guten Buche ist, wenn es einem immer besser gefällt, je älter man wird, vorausgesetzt, daß man mit dem Alter auch weiser wird; denn ein Buch ist ein Spiegel, wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel herausschauen.

Lichtenberg

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen.

Deshalb ist die Bibel ein wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im ganzen und verstehe es im einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im ganzen ist es ehrwürdig und im einzelnen anwendbar.

Goethe

Zu verlangen, daß einer alles, was er je gelesen, behalten hätte, ist, wie verlangen, daß er alles, was er je gegessen hat, noch in sich trüge. Er hat von diesem leiblich, von jenem geistig gelebt, und ist dadurch geworden, was er ist. Wie aber der Leib das ihm Homogene assimiliert, so wird jeder behalten, was ihn interessiert, d. h. was in sein Gedankensystem oder aber zu seinen Zwecken paßt. Letztere hat freilich jeder; aber etwas einem Gedankensystem Ähnliches haben gar wenige; daher nehmen sie an nichts ein objektives Interesse, und dieserhalb wieder setzt sich von ihrer Lektüre nichts bei ihnen an: sie behalten nichts davon.

Schopenhauer

Rundschau

Der neue Spielplan des Landestheaters in Rumänien. Das Deutsche Landestheater in Rumänien beginnt seine Winterspielzeit mit einem Spielplan, der neben Lustspielen und Operetten eine Reihe größerer Werke umfaßt und damit zum Ausdruck bringt, daß die innere Stärkung der Bühne inzwischen soweit gediehen ist, daß sie sich an schwere Aufgaben wagen kann. Nicht wenige Opern, darunter auch die hier gewürdigte heimische Oper Rudolf Wagners „Der Günstling", dann Lortzings komische Oper „Zar und Zimmermann" und Webers „Freischütz" finden wir angekündigt, weiter Smetanas Volksoper „Die verkaufte Braut". Unter den Schauspielen freuen wir uns Kleists „Prinz von Homburg" und Eberhard Wolfgang Möllers siebenbürgisches Schauspiel „Bauern" zu finden. Möller ist der Träger des Staatspreises für deutsche Dichtung 1935 und einer der wichtigsten neuen deutschen Dichter. Es ist uns noch nicht bekannt, wie er zu seinem siebenbürgischen Stoff kam. Darüber wird er uns aber selbst Auskunft geben können, denn Möller ist bei der Uraufführung seines Schauspieles in Kronstadt zugegen und wird nicht nur in dieser Stadt, sondern auch in anderen siebenbürgischen Orten Vorleseabende aus eigenen Werken veranstalten, so daß unser Volkstum Gelegenheit hat, den Dichter von mehreren Seiten kennen zu lernen. Wie auch bisher sucht das Deutsche Landestheater wertvolle Leistungen des rumänischen Schrifttums zu berücksichtigen und wird darum im Laufe dieses Jahres Lucian Blagas „Meister Manole" aufführen, ein Werk, das wir vor einigen Jahren besprochen haben und das zu den wichtigsten Dichtungen des großen rumänischen Lyrikers gehört. Heinrich Zillich

Walther Linden über die siebenbürgisch-sächsische Dichtung. Im Septemberheft der „Neuen Literatur" veröffentlicht Professor Walther Linden einen Aufsatz „Siebenbürgisch-sächsisches Volksschicksal in der Dichtung", der unsere volle Aufmerksamkeit verdient: es ist, nach Josef Nadlers Darstellung unseres älteren Schrifttums im 4. Band

seiner Literaturgeschichte, wohl der erste Versuch eines Binnendeutschen unsere Dichtung ohne jede wohlwollende Nachsicht der gesamtdeutschen Dichtung zuzuordnen. Linden rückt in den einleitenden grundsätzlichen Äußerungen mit entschiedenen Worten ab von jener Einstellung, die „Auslanddeutschtum" wohlwollend betreute und „zum Gegenstand einer bürgerlich-patriotischen Werbung machte", die aber allzu oft im Auslanddeutschen nur „eine exotische Erscheinung, ein seltsames Gewächs, höchstens der Neugierde würdig, erblickte". „Siebenbürgisch-sächsische Dichtung ist uns deutsche Stammes- und Landschaftsdichtung, wie es uns ostpreußische, rheinische... usw. ist; wir sehen die Sachsen Siebenbürgens.... im lebendigen Zusammenhang des großen deutschen Volkskörpers, dessen seelisch-willensgemäße Offenbarungen in diesen räumlich entfernten Gliedern nicht weniger belangvoll ans Licht treten wie in der tragenden Mitte. Diese Anerkennung des gleichen Lebensrechtes schließt freilich auch die Härte des Urteils ein, die man den ungünstiger gestellten Gliedern aus Schonung oft versagen zu müssen meinte: in diesen Zeilen soll siebenbürgisch-sächsische Dichtung so scharf und entschieden angepackt werden, wie wir jede andere deutsche Stammesdichtung anpacken. Es gilt nicht hochzupäppeln, was halb lebensfähig oder unlebensfähig ist — es gilt, dem wahrhaft Lebendigen, dem kraftvoll Ringenden in bemessenem Lobe und offenem Tadel jene höchste Anerkennung zu geben, die nur das Starke und Kampfbereite zu erringen und zu tragen vermag."

Nach dieser erfrischenden Darlegung der kritischen Grundsätze, die wir im Interesse des Ansehens und der Geltung unserer Dichtung von jedem reichsdeutschen Beurteiler verlangen müssen und leider nicht allzu häufig finden, zeichnet er, nach einer knappen Darstellung der stammhaften und volksgeschichtlichen Grundlagen, das Bild unserer Gegenwartsdichtung unter dem durch den Titel bezeichneten Gesichtspunkt.

„Völkische Wehrhaftigkeit der Kunst, gerade aus ihrem lebendigen Eigenwerte" — darin sieht er die Grundhaltung der neueren siebenbürgischen Dichtung und erblickt in Meschendörfer ihren Begründer, hinter dessen scheinbar ästhetischen Formulierungen in den „Karpathen" der Gedanke steht, „daß erst die zu ihrem Eigenleben, außerhalb aller äußeren Tendenz, zurückgekehrte Kunst ihre völkische Aufgabe zu erfüllen vermag". Seine „Leonore" macht, trotz der Lebensschwäche ihrer Hauptgestalt, durch schonungslose Darstellung der Enge, der Entartungserscheinungen, der Verbürgerung und Verspießerung die Bahn erst frei für den wirklichen „Sachsenroman". So wenig Meschendörfer in seinen Dramen neue Wege findet, so sehr gelingt ihm in der „Stadt im Osten" die Schaffung der artgemäßen Form. In der klugen doppelten Beschränkung auf Stadt und Bürgertum und auf ein geschichtlich abgeschlossenes Begebnis von sinnbildlicher Bedeutung erreicht er die vorbildliche Geschlossenheit des Volksromanes. Die ständige Verquickung des Persönlichen und der Gemeinschaftssache, Neid, Ehrgeiz usw. gehört wesentlich zum Schicksal kleiner Gemeinschaften und also auch in eine Romanhandlung, deren beherrschen-

des Thema „der Streit zwischen Persönlichkeitsanspruch und Gemeinschaftspflicht, Schönheitsbegehren und harter Kolonialaufgabe, zwischen innerem Aufruhr lebendiger Gefühlsmenschen und der Satzung strengster Formeln" ist. So richtet sich denn auch der berechtigteste Einwand gegen den verzichtenden Rückzug der Hauptperson in Kinderlosigkeit und versonnene Abkehr.

„Weite der Ziele und ein Mangel an strenger Formgebung" gibt Wittings Werk seine Fragwürdigkeit, sein Wert beruht im „kühnen Eroberungsdrange in neue Bezirke". Sein Dichtertum, das im „Frate Nicolae" frei wird und in der Darstellung ungebrochenen natürlichen Daseins seine lebendige Eigenart findet, vermag in seiner expressionistisch übersteigerten, überladenen, hochgetriebenen Sprache dem Drang nach urtümlichem Naturleben nicht genug zu tun, „echter Gehalt verkleidet sich in unechte Formen". Vor dem weiter gesteckten Ziel des „Hirtenfeuer"-Romans werden die Schwächen noch sichtbarer, besonders im Abgleiten ins Kitschige in der Menschendarstellung. Aber zwei starke siebenbürgisch-volkhafte Züge treten hervor: die Schilderung der rumänischen Hirtenwelt und die der Enteignung der Siebenrichterwaldungen.

In Wittstocks meisterlichen „Zineborn"-Novellen offenbart die „klare Stellung zur Wirklichkeit und die entschlossene Hinwendung zum Schicksal" schon die Haltung einer jungen Generation. Diese erzählerischen Vorzüge bewährt auch sein Volkstumsroman „Bruder nimm die Brüder mit": „die klare Anschaulichkeit der Zustandsschilderungen, die mitleidlose Darstellung der Wirklichkeit ohne Phrase und Beschönigung, ohne Sentimentalität und lyrischen Ausbruch, die klare Bereitschaft zur Schicksalsbewährung". Aber es erheben sich zwei Einwände: die Fülle der Handlungen in diesem Roman des Nebeneinander wird durch die Mittelpunktsfrage des Kampfes um die Agrarreform nicht genügend zusammengehalten und zudem hat die sächsische Bauernschaft in der Gestalt des Kinne Kristan keine zureichende und wesenhafte Verkörperung erfahren.

In Zillich sieht Linden die mit Meschendörfer stärkste Kraft im geistigen Sachsentum. Die süddeutsche Fülle der väterlichen, schwäbischen Erbanlage gemischt mit dem strengsächsischen mütterlichen Erbe bedingt eine umfänglichere Seelenanlage, das Kriegserlebnis stellt ihm die weitgesteckte Aufgabe: die „Reform des Menschentums aus der Gesinnung der Weltkriegsjugend heraus". Auf diesen Grundlagen baute er seine Zeitschrift „Klingsor" auf, die „immer zugleich literarisch und religiös-metaphysisch und politisch-volkhaft tätig gewesen", und sein dichterisches Werk, das in den Novellen der letzten Jahre gipfelt. Es geht in ihnen um „die Verantwortung vor der Wirklichkeit und die tiefste Bestätigung des Menschlichen durch die Bewährung in Schicksalsproben", um „eine neue religiöse Gesinnung, die Haltung eines verwandelten Geschlechts". Zillichs Bewährungsprobe wird es sein, ob er sich in seinem eben entstehenden Siebenbürgenroman der wesenhaften Gestaltung des sächsischen Bauerntums als fähig erweist.

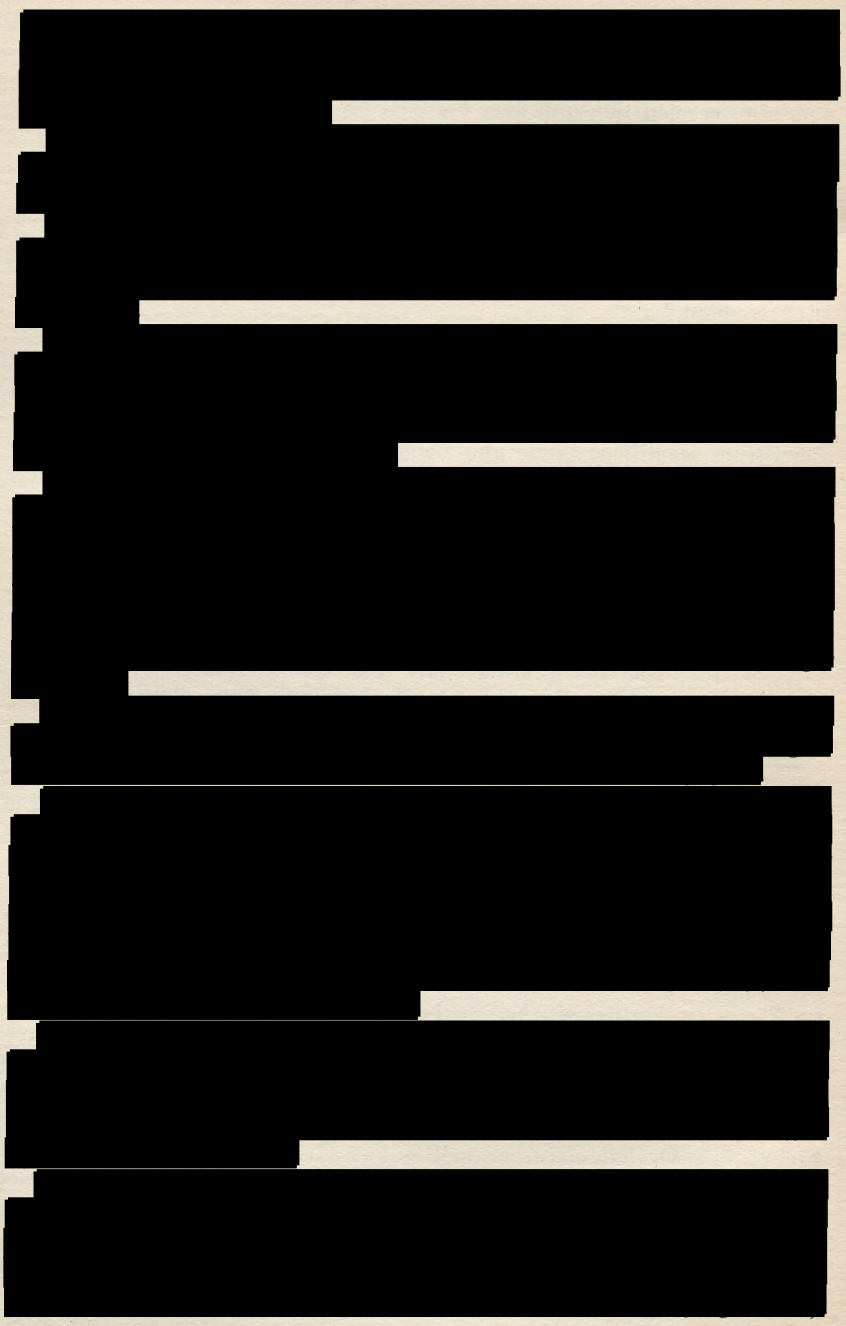
Der Aufsatz schließt mit kurzen Bemerkungen über das Drama, das ohne Erfüllung bleibt, „sei es aus der undramatischen Anlage moselfränkisch-niederrheinischen Stammes oder weil der Reifegrad dieser Gattung noch nicht erreicht ist", und über die Lyrik, als deren wesentliche Kräfte, neben Zillich, der stärksten, Meschendörfer, Hajek, Capesius, Nußbächer, Folberth und Neustädter erkannt werden. Und dann der Blick in die Zukunft: „Ob diese neue Dichtung als Lebenswert im Volksbehauptungskampf sich als tüchtig erweist, wird von einer Tatsache abhängen: von der Härte und Entschlossenheit, im Stellen der Anforderungen nicht matt zu werden und alles Erreichte nur als Vorstufe weiterer Entwicklung zu betrachten."

Soweit die Gedankengänge Lindens. Es lohnte sich sie in dieser Ausführlichkeit wiederzugeben, weil sie — mag man auch Einzelheiten des Urteils widersprechen — die seltene Verbindung zweier Eigenschaften zeigen, die wir bei den meisten binnendeutschen Äußerungen zu unserem Schrifttum vermissen: Härte und Kompromißlosigkeit der Bewertung und jene klare Kenntnis und Erkenntnis stammhafter Gegebenheiten und geistiger Geformtheiten des Volkes, aus der allein ein wurzelfestes Urteil erwachsen kann.

H. Krasser.

Einer, der auch dabei war.

[redacted]



[redacted]

Selbstbewußtseins . . . Richard Albert

„Lagerleben und Literatur." — Ein Schlußwort. Ich muß offen gestehen, daß mir der Ritter des freien Lagerlebens, Richard Albert, mit offenem Visier und in dem Harnisch, in den ich ihn nun doch gebracht habe, viel besser gefällt, als in seiner lagermäßigen Hemdsärmeligkeit. Meine Bemerkungen zu seinem Aufsatz über das Lagerleben waren weder gegen das große Werk der Jugend, das ich ja immer wieder anerkannt habe, noch gegen eine mir unbekannte Person gerichtet, sondern gerade gegen die überhebliche „Ungeistigkeit", die sich heute auch im politischen Tageskampf offenbart, gegen die er sich wendet und für die mir Uneingeweihtem dieser Aufsatz symptomatisch erschien. Gerade der, dem das große, echte Pathos unserer Jugend aus ihren Feierreden und Bekenntnissen vertraut und lieb ist, mußte diesen neuen Ton rätselhaft finden. Ich muß ihn nun wohl, nachdem sich auch die maßgebenden Jugendstellen zu ihm bekannt haben, als die andere Seite, als den die Formenstrenge umbrandenden, ausgelassenen Humor der Jugend anerkennen. Wenn ich in diesem, meinem Kampf gegen den Ungeist in meinem vermeintlichen Gegner einen Bundesgenossen im Lager der Jugend finde, wenn auch in der burlesken Vermummung einer Ironie, die seinen Lagergenossen verständlicher sein dürfte wie mir und meinen Freunden, kann mich das nur freuen. Wie es mich, der ich mich im Dienste der Wahrhaftigkeit immer gerne zum Besseren belehren lasse, freut, daß er sich so frei und offen in ihn einstellt. Trotzdem war der Geschützdonner, meine ich, nicht unnötig, denn er hat Nebelschwaden von Mißverständnissen, die sich bilden mußten, verjagt, und eine Atmosphäre offener Bekenntnisse geschaffen, in der man trotz vielfacher Spannungen herzhafter atmen kann.

Dr. Ernst Jekelius

Warum Régeny? [redacted]



Dr. Albert von Arz

Neue Bücher und Schriften

Otto Kein, Das Apollinische und Dionysische bei Nietzsche und Schelling. Junker und Dünnhaupt-Verlag, Berlin 1935. Die vorstehende Schrift unseres Banater Volksgenossen erschien in der Reihe „Neue deutsche Forschungen", und zwar in der Abteilung für Philosophie. Wer vertraut mit der deutschen Philosophie der Nachkriegszeit, die Namen der Mitherausgeber dieser Abteilung ins Auge faßt und darunter Bauch, Wundt, Heimsoeth, Spranger, Hartmann findet, weiß, daß es sich hier um den Kreis derjenigen deutschen Philosophen handelt, die an die große Blüte der deutschen idealistischen Philosophie von Kant bis Hegel anknüpfen. Es sind dieselben, die Mitschöpfer der deutschen philosophischen Gesellschaft und deren Zeitschrift „Blätter für deutsche Philosophie" waren.

Wenn nun die oben erwähnte Forschungsreihe den Namen „Neue deutsche Forschungen" trägt, so muß angenommen werden, daß es sich hier um die geistige Grundlegung des neuen Deutschland handelt. Dies ist deshalb auch der oberste leitende Gesichtspunkt, unter dem ich Keins Schrift anschauen muß. Von dieser Warte gesehen hat sie durchaus vorbereitenden Charakter, da sie eine fast rein geschichtliche Untersuchung ist. Sie gehört unter die möglichen Vorbemerkungen und Voruntersuchungen, die man zu einer geistigen Grundlegung der neuen deutschen inneren Haltung anstellen kann. In der heute sich vollziehenden Neugestaltung deutschen Wesens spielt eine neue Ausprägung des Verhältnisses zwischen Rationalem und Irrationalem eine große Rolle. Wichtige, besonders Kunst und Wissenschaft betreffende Seiten gerade dieses Verhältnisses aber berührt Keins Untersuchung über das Apollinische und Dionysische. Apollo, das Prinzip der klaren rationalen Schau, und Dionysos, die Macht des chaotischen, elementaren, ursprünglichen Gefühls, sind nicht nur für die Geistesgeschichte der griechischen Tragödie Urpole, deren Kräfteaustausch den Schlüssel zum Geschehen liefert, wie das Nietzsche in grundlegender Weise darzustellen versucht hat. Es handelt sich hier vielmehr um Prinzipien, die im Umkreis des gesamten menschlichen Daseins grundlegend sind. Das wird gerade auch in Keins Schrift gewissermaßen zwischen den Zeilen klar. Im übrigen gewinnt man den deutlichen und sympathischen Eindruck, als ob es dem Verfasser vor allem um eine Hinweisung auf Schelling zu tun sei. So, als wolle er neben Nietzsche, den Gefeierten, mit Betonung Schelling, den Halbvergessenen stellen, indem er die innere Verwandtschaft und Gleich-

gerichtetheit beider, philosophisch so oft auseinander strebenden Geister, gerade an einem Hauptproblem Nietzschen Denkens zeigt. Man wird Keins Bemühung um Schelling den Beifall nicht versagen können. Schellings geistige Gegenwartsnähe in vielen heute philosophisch zur Verhandlung stehenden Fragen ist unzweifelhaft. Dies an einem bedeutsamen Punkt der „Lebens"-philosophie auf dem Umweg über die geistige Verwandtschaft mit Nietzsche nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden Schrift.

Hervorzuheben ist der gedanklich und sprachlich reife philosophische Stil der Abhandlung und die Sicherheit, mit der der Verfasser das behandelte Gebiet beherrscht. Alfred Pomarius

Otto Roth, Im Ring des Seins. Neue Gedichte. Honterus-Verlag, Hermannstadt 1935. — In den Gedichten Otto Roths begegnet uns der seltene Ausnahmefall eines Lyrikers, dem offenbar eine metrische Form (und nicht etwa ein vitales Erlebnis) zum entscheidenden dichterischen Antrieb geworden ist: seine bisherigen Veröffentlichungen — vor dem vorliegenden ein Band „Dreißig Gedichte" (Honterus, 1933) — beschränken sich mit einer fast ermüdenden und nur in verschwindenden Fällen unterbrochenen Ausschließlichkeit auf die Form des Sonetts. Diese unablässige Bemühung um die Erfüllung eines Formgesetzes ist mit großer metrischer und rythmischer Sicherheit belohnt worden, sie ist aber auch der Gefahr eines spielerischen Leerlaufs in einer Treibhausatmosphäre nicht ganz entgangen und hat zu einer kaum vermeidlichen Überspannung der formgegebenen Möglichkeiten geführt. Ein rhythmisch bestimmter und überdies so strenggefügter Strophenbau wie das Sonett ist eben nicht für jeden stofflichen Vorwurf zuständig; am wenigsten verträgt diese Form der Ausgewogenheit und des Gleichgewichtes die Zuspitzung auf eine sprachliche oder gar anekdotische Pointe (oft recht banaler Art), in die manches Rothische Gedicht ausläuft. Der neue Band bedeutet übrigens einen sichtbaren Fortschritt in Roths Entwicklung. Blumenreichtum und Blumigkeit im Thematischen und im Ausdruck, und im Gegensatz dazu prosaische Abgegriffenheit und zerklärende Gedachtheit mancher Wendungen des ersten Bandes treten zurück. Das darstellende und das dem Sonett angemessene kontemplative Element, landschaftliche Atmosphäre und seelische Schwingung gehen in manchem Gedicht eine glückliche Verbindung ein. (Gerade um der unzweifelhaften Begabung willen, die sich in diesen geglückten Versen ausspricht, ist der Rezensent zu ernstem und schonungslosem Urteil verpflichtet.) Ein Gedicht wie „Aus ihrem Tagebuch" etwa mit seinem schwebenden Gleichmaß und seiner Stimmungseinheit ist eine restlos schöne und reine Erfüllung dessen, was diese Begabung zu geben berufen ist. „Totenfeier 1917" mit seinen zwölf verhaltenen Kurzzeilen, gedrungener, kräftiger, von unmittelbarer Gegenständlichkeit als alle Sonette des Bandes, sollte für den Dichter eine Mahnung sein, sich aus dem Banne einer begrenzten Form zu lebensverbundenerem Schaffen zu befreien. H. Krasser

Der ewige Kreis. Eine Anthologie neuer österreichischer Lyrik besorgt von Otto Brandt-Hirschmann. Deutscher Verlag für Jugend und Volk G. m. b. H., Wien, Leipzig 1935. — Diese Auswahl österreichischer Gedichte, die übrigens von einer Vorrede keines geringeren als Josef Nadler eingeleitet wird, baut, nach thematischen Gesichtspunkten geordnet, ein Bild der zeitgenössischen österreichischen Lyrik auf, dessen letzte Gültigkeit etwas zweifelhaft erscheint angesichts der Tatsache, daß Max Mell etwa nur mit zwei oder der Wahlösterreicher Hans Leifhelm nur mit drei Gedichten bedacht ist, gegenüber einer stärkeren Beteiligung geringerer Kräfte, und daß Otto Leitgeb ganz fehlt. Damit soll nicht die Lebendigkeit und Farbigkeit des Eindrucks bestritten sein, die freilich bei größerer Straffheit und Strenge der Auswahl noch wirkungsvoller sein könnte. Man spürt wirklich etwas von der „dichterischen Überlieferung eines Landes, das von jeher der Schönheit in allen ihren Gestalten zugetan war". Man hört die großen Traditionen Hofmannsthals, Rilkes, Wildgans' nachklingen in manchem Gedicht und stellt daneben eine dinglichere, unmittelbarere Sachlichkeit fest, die etwa mit den Namen Mell, Zernatto, Leifhelm, Kramer umschrieben ist. Man begegnet erfreut den bewährten Dichtern Erna Blaas, Th. Kramer, Leifhelm, Paula Ludwig, Mell, Scheibelreiter, Schreyvogl, Waldeck, Zernatto, Zerzer und freut sich im besondern, daß Weinheber am reichsten vertreten ist (selbst wenn man seine Auswahl anders getroffen hätte). Man liest aus den Gedichten der Jüngeren manches Versprechen heraus und gibt sich mit der Tatsache zufrieden, daß hier offensichtlich nicht eine strenge Sichtung der unbedingt stärksten Leistungen der gegenwärtigen Lyrik Deutschösterreichs geplant war, sondern ein Buch, das ohne diese strengere Bindung in schönen Gedichten den ewigen Kreis des Daseins abschreitet.

H. Krasser

Josef Weinheber, Wien wörtlich. Adolf Luser-Verlag, Wien 1935. — Der heute bedeutendste Lyriker Österreichs, der unseren Lesern wohlbekannte Josef Weinheber, der strengste Meister gebundener Sprache im deutschen Volksbereich der Gegenwart, gibt uns mit diesen Wiener Gedichten ein ganz unerwartetes Geschenk. Unzählige haben Wien bedichet, den Tonfall der Stadt nachgeahmt, ihre Leichtigkeit und Süße besungen, und nur gar zu oft wurde dabei ein tändelnder, oberflächlicher Klang zum seichten Verfälscher all des sinnvoll Beschwingten, das wir an Wien lieben. Wenn Weinheber nun in den Versen dieses Buches seine Heimatstadt liebevoll umtastet, Volk, Straßen und Landschaft lyrisch aufblühen läßt, so spricht Wien wohl auch „wörtlich", aber es spricht wirklich dessen Seele. Das volle Herz pulst hinter der nur äußerlich lockeren Form der Gedichte, die in ihrer flüssigen Musik nicht weniger zwingend sind wie die strengen, tief in das Letzte lotenden Gedichte Weinhebers, die uns bisher bekannt geworden sind. Ein Denkmal der Liebe hat der Dichter seiner Heimat gesetzt. Heinrich Zillich

Der Sprach-Brockhaus. Deutsches Bildwörterbuch für jedermann. 1524 Spalten Text, über 4500 Abbildungen. In Ganzleinen nur 5 Mark. — Bildwörterbuch? Man muß diesen wichtigen Band, der in kurzem weltberühmt sein wird, in der Hand gehabt haben, um ganz zu begreifen, was er bedeutet und was er uns gibt. Das dicke, äußerst billige Buch ist einmal ein vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache, mehr noch — es enthält nicht nur die Schriftsprache, sondern die Wörter der Umgangssprache und der Mundarten, mehr noch — die Herkunft der Wörter, ihre Bedeutung, mehr — ihre Aussprache, weist nach, ob die Ausdrücke veraltet sind, gibt ihr Geschlecht, ihre Beugung, ihre Abwandlung, ihre Rechtschreibung, mehr — zeigt in Bildern an, was die Wörter bedeuten. Das ist hier der fruchtbare, neue Gedanke! In zahllosen Abbildungen sehen wir die Wortbedeutung, und das ist von unvorstellbarem Wert. Wir kennen ja viele Ausdrücke (und viele nicht), deren genaue Bedeutung uns unklar ist. Nun sehen wir sie. Wer kennt die Bestandteile des Bauernwagens? Ich habe jahrelang nach ihrer Benennung gefahndet. In diesem Buch finde ich sie. Der Sprach-Brockhaus ist also ein Rechtschreibebuch, ersetzt aber überdies eine Sprachlehre, ein Fremdwörterbuch, ein Stilwörterbuch, ein Herkunftsbuch, ein Mundartwörterbuch, ein Wortgeschichtsbuch, ein Buch der Redensarten, eine Satzlehre, ein Aussprachebuch — es ist das erstaunlichste und anregendste Buch, das ich seit langem in der Hand hatte und das ich fast täglich ebenso in die Hand nehmen werde wie alle, die mit der Sprache zu tun haben — und das sind alle denkenden Deutschen. Heinrich Zillich

Natascha Gorjanova, Russische Passion. Nibelungen-Verlag, Berlin 1935. — Wieder eines jener aufrüttelnden Erlebnisbücher aus dem heutigen Rußland. Die Verfasserin hat den Ausbruch der roten Revolution als junge Studentin erlebt, war lange Ingenieurin in einem Sowjetbetrieb und wurde schließlich gerettet durch eine Ehe mit einem Deutschen, dem sie nach endlosem Warten ins Ausland nachreisen durfte. Gorjanova hat mit dem Herzen erfaßt, was ihr das Schicksal aufbürdete; nahe dem Volk, dessen Leiden unter der Herrschaft unrussischer Menschen ihr eigenes Leiden war, quälte sie sich maßlos, erkannte genau die Abgründe, in die das große Reich hineingestürzt ist und hat den Glauben an ihr Volk doch nicht verloren. Heinrich Zillich

Helden, Hirten und Hajduken. Montenegrinische Volksgeschichten. Gesammelt und übersetzt von Gerhard Gesemann. Albert Langen, Georg Müller-Verlag, München 1935. — Der erste Band, den der Verlag in seiner Südost-Reihe herausgab, ist jener hier ausführlich gewürdigte Roman von Stankowitsch „Hadschi Gajka verheiratet sein Mädchen". Behandelte dieses Buch den Zerfall an der serbisch-türkischen Grenze, so sammelt das vorliegende zweite der Reihe das Anekdotengut des gleichen Volkes, und daraus ergibt sich ein durchaus anderes Bild, das einer heldischen Kraft und Würde, die, so fremd die rauhen südslawischen Sitten dem heutigen mitteleuropäischen Lebensgefühl sind, unserer Ach-

tung und Bewunderung sicher sein können. Man wird nicht nur einmal an die unbedingte Haltung der Edda erinnert, wenn hier auch alles gleichsam alltäglicher erscheinen mag. Der Geist, der sich in diesem Volkstum ausprägt, ist heroisch, obgleich die Geschichten, die von ihm künden, nur einige Jahrzehnte zurückliegen. Besser als jede Besprechung mag eine der Geschichten verdeutlichen, um welch ein Volkswesen es sich hier handelt:

„Gleich im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts verwüstete der Wesir Tschuprilitsch mit seinem Heere Montenegro und kam auch zum Stamm der Bjelitze, um ihn tributpflichtig zu machen. Voraus hatte er seinen Boten zum Volkswoiwoden Vukota Mrvaljevitsch gesandt mit dem Befehl, dieser solle ihm im Namen der Bjelitze nur einen einzigen Groschen als Kopfsteuer schicken. „Die Bjelitze haben niemals weder dem Sultan noch dem Kaiser Tribut gezahlt und werden es auch nicht tun", lautete Vukotas Antwort. Der Bote überbrachte dem Wesir Vukotas Antwort, und Vukota, der wußte, was ihn erwartete, floh mit seinem Heer in eine Höhle. Die Türken umzingelten die Höhle, fingen den Vukota, ergriffen seine beiden Söhne und führten sie vor den Vater, um ihnen das Haupt abzuschlagen. Da rief der jüngste Sohn: „Ach Vater, was wollen sie tun?" — „Nichts, Sohn, das wird gleich vorübergehen, aber jener Zinsgroschen, der wäre niemals vorübergegangen."

In dieser kleinen Geschichte steckt das ganze Buch und zugleich die gute knappe Darstellung, die dem Inhalt angemessen ist.

Heinrich Zillich

Theodor Kröger, Das vergessene Dorf. Im Prophyläenverlag, Berlin 1934. — Dies Buch hatte einen großen Erfolg. Man versteht ihn. Die Schilderung eines vierjährigen Aufenthaltes in Sibirien, die seinen Inhalt ausmacht, eines Aufenthalts in einem weltfernen Nest, den ein spionageverdächtiger Rußlanddeutscher während des Krieges und in der Revolutionszeit erdulden muß, ist bunt, lebendig und nicht ohne jene Beigabe von Sentimentalität, die die Leser lieben. Aber auch der nüchterne Leser wird von vielen Seiten dieses Buches, das zwischen Erlebnis und Dichtung hin und her pendelt, gefesselt sein. Heinrich Zillich

Nis Petersen, Verschüttete Milch. Roman. Albert Langen, Georg Müller-Verlag. München 1935. — Petersen ist Däne. Sein Buch spielt mitten in den irischen Aufständen nach dem Weltkrieg, ist darum schon stofflich äußerst fesselnd, weil wir, wie man nach wenigen Seiten feststellt, von den Iren nichts wußten und nun mit Erstaunen dies seltsame Volk kennen lernen, das ewig kämpft, auch wenn der äußere Feind, die Engländer, nicht in Frage kommen — dann bekämpft es eben sich selbst, es verschüttet die Milch. Heutzutage, wo viele, ohne Berufung und Kenntnis Völkerschicksale zu gestalten unternehmen, ist dieses klar, knapp — oft gar zu knapp — geschriebene Buch sehr zu begrüßen. Es hat

Stil, einen grimmigen Humor, Haltung, und lehrt uns einen Schriftsteller schätzen, der beachtet zu werden verdient. Der Roman ist zugleich eine Fundgrube seltsamer und prachtvoll gezeichneter Menschen. Und überdies etwas wie ein Don-Quichotte-Roman Irlands.

Heinrich Zillich

Ludwig Thoma, Lausbubengeschichten. Albert Langen, Georg Müller-Verlag. München. — Nun liegen die guten, altbekannten Lausbubengeschichten wieder in einer neuen, schönen und billigen Ausgabe vor. Lest sie und freut euch daran, wie sich viele Tausende daran gefreut haben. Heinrich Zillich

Walther Tritsch, Metternich. Holle & Co.-Verlag. Berlin 1934. — Eine gute Darstellung des Lebens, der Leistungen und der Ziele Metternichs, dem hier bei voller Unterstreichung seiner Schwächen und seines Versagens Gerechtigkeit widerfährt. Wir sehen die große Konzeption, die sein Handeln und Denken bewegte, klarer als unsere Väter. Den treibenden Volkskräften fremd und unfähig, sie in seine Pläne fruchtbar einzusetzen, hatte Metternich doch immer wieder durch Staatskunst versucht, den großen Raum, den das Reich und später Österreich überspannte, beisammenzuhalten und vor der Auflösung zu bewahren. Er scheiterte schließlich nach unerhörter Laufbahn und nachdem in seinen Händen Jahrzehnte lang die Fäden der großen europäischen Politik lagen, an der Neuzeit, die er nicht begriff, ein letzter strahlender Meister der Staatskunst alten Stils. Heinrich Zillich

Ulrich Sander, Pioniere. Ein Frontbericht. Eugen Diederichs-Verlag, Jena 1935. — In einem sehr kurzatmigen Deutsch, das seine Vorzüge und Mängel hat, aber immer äußerst lebendig, schildert Sander hier die Geschicke einer deutschen Pionierkompagnie im Weltkrieg und schenkt uns damit eines der besten Kriegsbücher, das, wie kaum ein zweites, das Wachsen des Jünglings zum Manne im Kriege zwingend gestaltet.

Heinrich Zillich

Friedrich Heydenau, Der Leutnant Lugger. Roman. S. Fischer-Verlag, Berlin 1934. — Dieser Roman eines flotten und oberflächlichen österreichischen Leutnants, der knapp vor der Geschichtswende in vollen Zügen das Wiener Leben trinkt, dann an der Front zum Manne reift, um schließlich im Elend der Nachkriegszeit vollends hart und fest zu werden, ist typisch für das Schicksal vieler Offiziere. Sein Reiz liegt nicht zum geringen Teil in der Vertrautheit des Verfassers mit den österreichischen Zuständen vor, im und nach dem Kriege. Das Buch ist stellenweise etwas langatmig. Heinrich Zillich

Franz Höller, Die Studenten. Roman einer Gemeinschaft. Verlag Adam Kraft, Karlsbad-Drahowitz. Preis geb. 4.80 RM, geh. 3 RM. — Der Roman spielt in Prag. Sudetendeutsche Studenten und Studentinnen sind die Träger der Handlung auf dem Hintergrund dieser vielgeliebten und vielgeschmähten Stadt. Das Prag von heute mit seinem

Deutschenhaß und all seinen Begleiterscheinungen tritt in scharfen Bildern vor uns; das Studentenleben mit seinen Freuden und seinen Leiden, heute so ganz anders als früher, wird lebendig geschildert. Gemeinschaft ist auch unter den deutschen Studenten Prags das Losungs- und Schicksalswort geworden. Und der Verfasser versteht es, gerade das Wachsen und Werden einer solchen Gemeinschaft darzustellen: die Arbeit einer Spielschar, ihre Fahrten und Erfolge, ihr heiteres und ernstes Erleben fesselt und erfreut den gerne folgenden Leser. Höller öffnet mit dem Buch ein Tor, durch das man ein neues Geschlecht hineinschreiten sieht in eine neue Zeit Hans Lienert

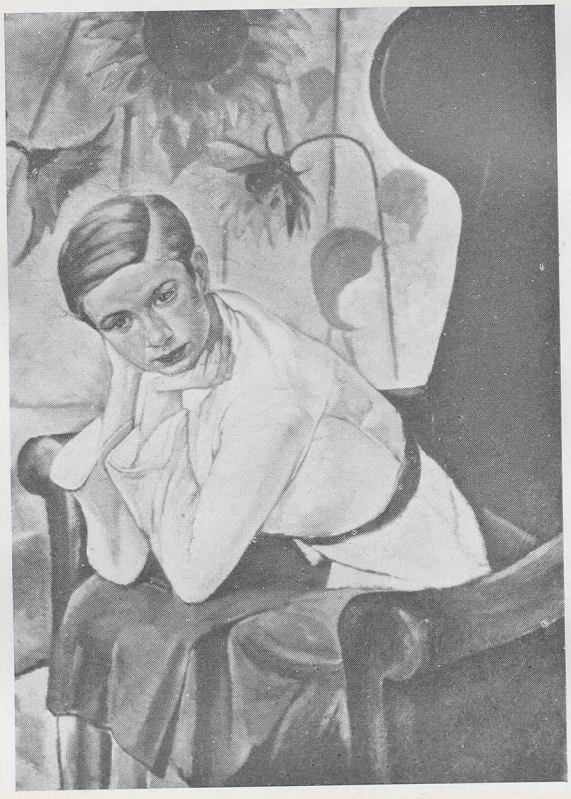
Trygve Gulbranssen, Und ewig singen die Wälder. Roman. Übersetzung von Ellen de Boor. Verlag A. Langen und G. Müller, München. — Norwegischer Bergwald in seiner Größe, unheimlichen Kraft und Wucht, seinem Rauschen und Stürmen, seiner Stille und Versponnenheit breitet sich aus. Darin ein eigenartiges, hartes, stolzes Bauerngeschlecht, aus sagenhafter Vergangenheit herausschreitend, durch Verbindung mit der Stadt in die Zeit hineinwachsend und an ihr erstarkend. Eine Fülle lebensnaher, scharf gezeichneter Gestalten, eine ununterbrochene Kette fesselnder Ereignisse, ungewöhnlich oft und immer spannend. Dabei ist das Buch nicht nur unterhaltend im besten Sinn, sondern von nicht alltäglicher dichterischer Kraft. Die Übersetzung liest sich ausgezeichnet, selten merkt man, daß man's nicht mit der Ursprache zu tun hat. Die nordische Reihe des bekannten Verlags ist um das wertvolle Werk eines starken Dichters vermehrt worden. Hans Lienert

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Wir setzen in diesem Heft unsere Reihe „Rumänische Lyrik" mit Nachdichtungen aus dem Werk Nichifor Crainics fort, der unseren Lesern kein Unbekannter ist. Den Aufsatz über Paul Richter schrieb der bekannte reichsdeutsche Musikgeschichtsforscher Erich H. Müller, der sich besonders um das Studium der siebenbürgischen Musikgeschichte Verdienste erworben hat. Jon Sân-Giorgiu ist uns längst befreundet; sein Aufsatz umfaßt einen Vortrag, den Sân-Giorgiu als Gast der Berliner Universität in diesem Jahre hielt. In Wolf von Aichelburg sei unseren Lesern ein junger siebenbürgisch-sächsischer Dichter vorgestellt. Peter Suhrkamp, ein Norddeutscher, ist als Zeitschriftenherausgeber hervorgetreten und als Essayst von hohem Rang.

Berichtigung: Im Augustheft auf Seite 333, Zeile 12 und 13 von oben (Besprechung von Müllers „Landkapiteln") soll es statt „von welcher Bedeutung heute für uns als politischen Tageskampf" richtig heißen: „von welcher Bedeutung heute für uns als Waffe im politischen Tageskampf".

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Brașov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Josef Strobach, Bildnis D. H.

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR NOVEMBER 1935 HEFT 11

Die Spuren

Von Otto Alscher

Der Mann erwachte und lauschte in Wald und Nacht hinaus. Es konnte nicht mehr weit vom Morgen sein. Das Feuer unter dem einseitigen Dach der Hütte war zu einem großen Gluthaufen zusammengesunken, auch waren die Schweine im Pferch bei der Hütte ganz ruhig.

Der Hirte warf einen Blick zu der Frau hinüber, die unter dem Pelz verborgen schlief. Bei dem fahlen Glutschein erkannte er, daß sie wieder geweint hatte — noch immer, obwohl das Kind schon seit Monaten tot war.

In dem Manne stieg Ärger auf. Er ärgerte sich deshalb, weil er nun selbst an das tote Kind denken mußte. Mit harten Augen starrte er die verräucherten Spalthölzer des Daches an, bis er, nach schwerem Aufatmen, sich der Waldnacht zuwandte.

Aus dem frostigen Regnen abends ist richtig Schnee geworden. Der liegt dick auf dem Reisig der Hürde, dem Boden und hängt in den Wipfeln der Bäume. Jetzt, wo man im Tale schon den Mais häufelt, hier in den Bergen bis zur Waldgrenze hinauf die Bäume schon grün sind, hat es nochmals geschneit. „Gott weiß nicht, was er tut", denkt der Mann, „er läßt es im Juni noch schneien, läßt die Kinder sterben — man weiß nicht, warum?"

Der Mann versucht neuerlich zu schlafen. Er hört die Eulen langsam quienen, sein Weib im Schlaf aufstöhnen, vernimmt das feine Knistern der zerfallenden Glut, dann verschwimmt alles, eine lange Weile, bis er mitten im wilden Grunzen und Blasen der Schweine auffährt. Scharf und anhaltend schreit ein Schwein. Der Mann langt erst nach der Flinte, besinnt sich aber, daß er mit dem einen Schuß dem Bären nicht viel anhaben kann, er greift nach der Axt, reißt einen Feuerbrand heraus und stürzt vor. Da hört er schon die Hürde krachen und sieht den Schatten des Räubers jenseits verschwinden. Er kann nichts weiter tun, als das brennende Holz hinter ihm

herschleudern, hört im Walde drinnen noch ein letztes Röcheln des geraubten Schweines, beugt sich zu der zurückgebliebenen Spur nieder und flucht, weil es doch nur ein Wolf war.

Zwischen den noch immer erregt durcheinanderfahrenden Schweinen geht der Mann zur Hütte zurück. Sein Weib ist auch wach geworden, sie hat das Feuer neu angefacht. „Was hat er genommen?", fragt sie.

Der Mann schlägt zornig die Axt in einen Block. „Ein Jungschwein, glaub ich. Was anderes hätte er nicht fortschleppen können, der Wolf".

„Jetzt, im Sommer kommt noch der Wolf!", jammert die Frau.

Der Mann antwortet nicht darauf. Er hat sich vor dem Feuer niedergelassen und grübelt. Wie er jedoch einmal aufschaut, sieht er, daß der Tag im Kommen ist. Mit einem Ruck erhebt er sich, ein kurzes Besinnen, dann greift er nach der Flinte und sagt: „Ich geh dem Wolf nach. Weit kann er nicht sein. Dem werd ich es geben!"

Es ist heller im Walde geworden. Der Himmel sticht zwar nur fahl zwischen den Wipfeln herein, aber der Schnee leuchtet schon und läßt die Spuren des Räubers deutlich erkennen.

Der Hirte überlegt, ob er nicht laufen soll. Doch es ist immer noch zu dunkel, um zwischen den Stämmen alles zu überschauen; hört ihn jedoch der Wolf, bevor er ihn sieht, so läßt er sich auch nicht mehr überrumpeln, wenn er die Beute frißt.

Anfangs ist der Wolf mit weiten Sprüngen geflüchtet. Schon nach zweihundert Schritten hat er aber verhofft, gesichert und gelauscht und ist dann beruhigt weitergezogen. Sorgfältig prüft der Mann den Abdruck der Beute im Schnee, die der Wolf beim Verhoffen niedergelegt hat. Eine wilde Freude durchglüht ihn. Das Schwein ist schwer, das trägt der Wolf nicht weit fort. „Den krieg ich, den krieg ich!", hofft der Mann.

Vorsichtig eilt er weiter. Es ist nun völlig Tag, der Himmel ist klar, von den Bäumen beginnt der Schnee niederzutauen und das ist gut, das macht Lärm. Nur der Wind ist nicht günstig, er kommt von rechts rückwärts, springt öfter um, dabei kann er dem Wolf seine Witterung zutragen.

Wie weit kann er vor ihm sein? Die Spur ist ganz frisch, nur sehr wenig Schnee ist in sie gefallen. Der Wald ist hier licht und

weit hinaus einzusehen, nun schadet es nicht, wenn er laufend der Spur folgt.

Da, da hat der Wolf die Beute eine Strecke geschleift. Er ist schon müde — jetzt heißt es aufpassen.

Neuerdings die Schleifspur. Sogar ausgeruht hat sich der Wolf an einer Stelle, es kann erst wenige Augenblicke her sein, daß er wieder weiter ist, denn ein Blutstropfen auf dem Schnee ist noch nicht einmal eingesogen. Wenn er ihn dabei hätte überraschen können! Gerade hier wäre es möglich gewesen, denn der Wald ist da voll Fallholz und Brombergerank.

Der Mann steht plötzlich vor einem großen Blutfleck im Schnee. Hier hat der Räuber die Beute angerissen, doch kann er nur wenig von ihr verzehrt haben. Vielleicht hörte er ihn kommen?

Dort ist die Fortsetzung der Spur. Sie wendet sich nun dem Tale zu und dem Winde entgegen. Also ahnt der Wolf nichts von der Verfolgung, denn sonst würde er seine Witterung zu behalten suchen.

Sprunghaft hastet der Mann. Er weiß, jetzt ist der Wolf knapp vor ihm, nun heißt es nur noch die letzte Strecke unbemerkt aufzuholen. Stämme und Büsche wählt er sich zur Deckung, die Flinte hat er längst schußbereit. Die Sonne aber, die eben aufgegangen, blendet ihn durch ihre tiefen Strahlen. Doch er ist schon dicht über der Schlucht, welche noch im Schatten liegt.

Hier, ober dem letzten Steilhang hält er nochmals, beschattet seine Augen mit der Hand und späht aus. Jäh zieht er sich hinter den Stamm zurück, denn dort unten trabt der Wolf mit der Beute. Aber es ist zu weit, viel zu weit für einen Flintenschuß. Und nun verschwindet er auch schon hinter einer Biegung.

Der Mann läßt sich, über den Schnee sausend, zu Tal gleiten. Und dort huscht er hin, vorsichtig, geduckt, jedes Geräusch vermeidend. Schon ist er an der Biegung, späht um die Ecke — verflucht, ein Windbruch mit einem Gewirr von Ästen und Stämmen versperrt jede Sicht. Er sieht wohl, daß mitten im Windbruch die Spitzen von Buchenheistern sich bewegen, was darunter ist, kann er jedoch nicht erkennen. Also zurück und den Hang hinauf, um Überblick zu bekommen.

Die Steilwand ist naß, das Altlaub glitschig, einmal gleitet er eine Strecke zurück. Das Schlimmste ist, daß sich dabei der Lauf

der Flinte in die Erde bohrt, und mit Lehm und Schnee verstopft. Mit dem Ladestock muß er den Lauf frei machen, sonst geht ihm beim Schuß der Lauf in Stücke. Und das hält auf.

Endlich ist er so weit, bebend vor Aufregung hebt er den Kopf, der Windbruch liegt frei unten, doch der Wolf ist nicht dort. Nur eine ganz zertretene Stelle erkennt er von der er nicht weiß, was sie bedeutet.

Der Mann steht verdutzt vor dem zerwühlten Platz im Schnee. Hier ist die große Spur des Wolfes, doch rings um sie, wie sie umtanzend, eine Menge kleinerer Spuren. Von wo sind die hergekommen? Sind es Füchse, die dem Wolf die Beute abjagen wollten? Kopfschüttelnd schaut er nieder.

Plötzlich begreift der Mann. Seine Augen weiten sich — die Jungen der Wölfin sind es, die sie hier erwartet haben. Ihnen hat sie die Beute gebracht und mit ihr sind sie weitergezogen.

Noch immer ganz verwirrt geht der Mann den Spuren nach. Dabei zählt er sie unbewußt. Eins, zwei, drei — fünf junge Wölfe sind es. Ob sie wohl alle satt werden, von dem einen Schwein? Fünf Junge hat die Wölfin und nur ein Kind bekommt der Mensch..

Eine Weile noch winden sich die Spuren in der Schlucht hin, dann steigen sie wieder den Hang hinauf. Ganz deutlich sind sie da ausgeprägt. Rechts von der Alten, links von ihr ziehen die kleinen Füße mit. Gerade so, wie man Kinder führt. Sie steigen in den sonnigen Wald hinauf, wo der Schnee schon weggetaut ist. Da kann er ihnen doch nicht weiter nachgehen.

Der Mann hat sich auf einen gestürzten Stamm niedergelassen. Seine Blicke hängen unverwandt an den vielen, kleinen Spuren. Fünf Junge hat die Wölfin! Auf einmal hat sie so viele bekommen. Und er und seine Frau, sie hatten nur ein Kind. Und auch das ist gestorben.

Wenn sich die Dummheit dir entgegenstellt,
Was kannst du tun, als lächeln und vergeben?
Willst du dem Hündlein zürnen, weil es bellt?
Zuviel der Toren gibt es in der Welt:
Wenn du dich ärgern willst, hör auf zu leben!

Aus einem alten Kalender

Odin

Von Georg Maurer

Der junge Odin:

Den Riesen entwuchs ich, die in Klüften
den Steinschlag empfangen,
und in wolkigen Lüften
vor Blitzen bangen.
In Nebeln und Meeren und Bergen graben
sie und kratzen an tausend Wänden,
weil sie die Sonne nicht haben.
Den Funken halt ich in Händen!

Die Erde heb ich aus dem Grund empor.
Die Fälle schäumen donnernd in das Tal.
Den Boden stampf ich für den Göttersaal
und wölb des Himmels Dachrand schweifend vor.

Den Garten hier umsteck ich mit dem Pfahl.
Du Eschenbaum und Ulme, seid bereit
und wandelt euch im Hauch der Ewigkeit
zum Menschenpaar: empfangt mein Göttermal.

In Bergesspalten locke ich den Zwerg.
Den Riesen wehr ich mit dem Felsendamm.
Zur Menschenhütte füg ich Stamm an Stamm.
Nun, Norne, steig auf jenen höchsten Berg!

Odin an Mimirs Quell

Odin:

Vom Riesenübermut, der Götter heiterm Leben
geplagt, schritt ich den Steinhang hier herab.
Den Blitzen weiß ich keine Richtung mehr zu geben.
Des Weltbaums Äste lasten wie ein Grab.

Du Mimir, der in seinem ewig-kühlen Grunde
unter des Wassers Spiegelfläche ruht,
an deinem Quell benetzen will ich meine Wunde.
Entlaß die Welle deiner Eiseshut!

Mimir:

Verlangst du Kühlung, Gott, aus meinem Munde,
lief über dich des Lebens Brand,
dann senk ein Auge bis zum feuchten Grunde.
Es bleibe hier im Quell als Pfand.

Odin:

Soll mir die Hälfte meiner schönen Welt verlöschen,
weil mich des Blutes düstre Stunde plagt?
Unwillig schritt ich schon durch diese Felsenbreschen,
darin im Dunkel jeder Tritt verzagt.

Mimir:

Die Quellen wirst du nimmermehr genießen.
Ein Auge wirf ins Grundlose hinab!
Die Halme, die im Sonnenbrande sprießen,
verdorren über ihrer Wurzeln Grab.

Odin:

So sprich, was kann es mir für eine Lindrung geben,
wenn nun ein Aug auf Meeresgründen ruht.
Ich habe es vermocht, mich hoch emporzuheben,
und nach dem Licht strebt immer noch mein Blut.

Mimir:

Siehst du die Sonne dort im Meer sich spiegeln?
Der Mond trinkt hier sein eignes Bild.
Wenn Kräfte ihre steile Bahn beflügeln,
ist es die Tiefe, die sie stillt.

Am eignen Auge wirst du, Gott, gesunden,
wenn es vom Grund dich angeblickt.
In diesem Spiegel heilen alle Wunden,
die von den Höhn die Norne schickt!

Kampf der Riesen und Götter

Odin:

Gekettet sind die Berge, frei der Fluß.
Der Täler Schimmer leuchtet freundlich her.

Es steigt und fällt im gleichen Takt das Meer.
Und Äcker ziehen sich um der Berge Fuß.

Uns Götter birgt der Felsen Wolkenhöhn.
Zu uns dringt nur der Menschen Opferrauch.
Und der Gesetze blutgeweihten Brauch
vermögen wir von steiler Wand zu sehn.

Unsere Locken streift der Sonne Lauf,
wenn wir durch unsre heitern Säle gehn,
die festgegründet auf den Felsen stehn.
Die wir bezwangen, stehn nicht wieder auf.

Loki:

Wer hob die Felsen, gründete die Burg?
Riesen schufen den mächtigen Bau!
Starren aus Bergen und Meer.
Über ihr Antlitz geht euer Fuß.
Die Geschändeten lockt ich, zu baun
eure heitern Säle, versprach
ihnen die Sonne dafür —
und einer Göttin liebendes Herz.
Aber Thor fuhr zwischen sie mit dem Blitz,
regte die Klüfte dampfend auf,
zerschlug des Erbauers Haupt.
Sieh, nun brennt das bezwungene Land!

Odin:

Die Sonne ist der Götter ewges Pfand.
Die Göttin lächelt nur dem Gotte zu.
Für unsre unveräußerliche Ruh
erhob der Donnrer furchtbar seine Hand.

Die Klüfte qualmen in gemessne Höhn;
doch frei verbreitet sich der Sterne Bahn.
Der Riesen Kräfte züngeln himmelan,
doch wehe, wenn die Blitze niedergehn!

Es rührt im Wald, im Meere sich die Kraft,
die lange schauend unser Aug bezwingt.
Und wie der Sichel Todesschwung umringt
die Sonne alles Leben, das sie schafft!

Loki:

Die ihr bezwungen, schleichen heran,
Balder fiel; es gellt das Horn.
An der Kette rüttelt der Riesenwolf.
Den ihr gebunden, schüttelt sich frei.
Meine Fesseln warf ich ab;
floh das tropfende Gift;
steure das Unterweltschiff.
Wellen die Riesenschlange wirft!
Auf die Sonne rast zu,
der Göttinnen Saal,
der Wölfe struppige Schar!
Gib, was ich ihnen versprach!

Odin:

In Helm und Brünne stehen wir bereit.
Das blankgeschliffne Schwert ist letzter Hort.
Zur Hölle schleudr' ich dein gegebnes Wort
und stell mich vor des Lichtes Flammenscheit.

Der hellen Mädchen ungetrübte Schar
zwängt in das Eisen die geschmeidige Brust.
Wofür in Höhn zu leben wir gewußt,
zeigt unser Herz bei drohender Gefahr.

Es schwelt das Land. Die trüben Wolken ziehn
um Berg und Tal, verdecken See und Fluß.
Und unsrer ersten Blitze Feuerguß
entfacht den Kampf, dem keiner wird entfliehn.

Loki:

Von Norden eilen heran,
von Süden mit sengender Glut,
Riesen und Riesinnen;
stürmen die felsige Burg.
Vor der Blitze spaltendem Licht,
der Wolken rollendem Gang,
flieht erschrocken der Mensch,
lauschen die Zwerge im Spalt.

Gegen des Riesenwolfs Zahn
glänzt das himmlische Schwert.
Doch der Wütende beißt
tief in des Gottes Fleisch!

Odin:

Ich sehe — sterbend — noch den Donnrer stehn,
gespalten Freiers Haupt... der Göttin Haar
hängt übern Fels in trübe Flut... die Schar
der Mädchen blutgeziert verstreut auf Höhn.

Den letzten Gott versehrt der Schlange Gift.
Die Sonne bricht der Wolf aus dem Gebälk
des Himmels und die Sterne flattern welk
ihr nach, die stürzend alle Riesen trifft!

Das Meer verschäumt im letzten Wellenschlag,
versinkt in tiefer Finsternisse Schacht.
Gekettet seh ich an den Tag die Nacht,
der Nacht entsteigen einen neuen Tag!

Odins Abschied

Odin:

Du Haupt am Nornenquell! bevor ich gehe
und ich die Flüsse, dieses Tal und Land
zum letztenmal — von ihnen scheidend — sehe,
neig ich mich sterbend zu dem Quellenrand.

Den ich in meinen heißbewegten Tagen,
in meinen wachen Nächten aufgesucht,
will ich im letzten Nebel noch befragen,
genießen meines eignen Todes Frucht.

Das Haupt:

Schon schattet das Gewölk um deine Augen.
Nun fühle, Gott, der eine Welt sich hob,
die Tiefen dich in ihren Abgrund saugen.
Es dunkelt alles, was im Lichte wob.

Du sahst das Sein aus ewigem Grunde steigen
und schufst daraus dir deine bunte Welt.

Doch schon ermattet sinkt der frohe Reigen,
darauf der Zukunft düstrer Schatten fällt.

Odin:

So wird, was ich in höchster Lust geboren,
an Farben schuf, an Räumen aufgetürmt,
ein Raub sein und der Ewigkeit verloren,
weil es in meinen Adern nicht mehr stürmt,

weil ich die Erde nicht mehr kann umfassen,
in Wolken um die Donnerberge ziehn?
Muß mit mir meine Welt das Leben lassen,
mit meinem Atem auch die Sonne fliehn?

Das Haupt: (in die Zukunft schauend)

Sie decken feierlich mit den Soutanen,
was hold und leicht die Wiese hier verziert —
und dringen mit dem schauervollsten Ahnen
hinab, woraus du einst heraufgeführt.

Sie suchen nach den tiefsten Wurzelgründen
und sie verdunkeln eine ganze Welt.
Du stiegst daraus, was fallend sie zu finden
sich mühn — und reißen mit, bis alles fällt.

Odin:

Doch muß, was eifernd sie hinunterreißen
nach langem, dunkelm Sturze einst verjüngt
aufsteigen und in alten Bahnen kreisen,
von Sonne, Mond und Sternenlicht umringt.

So mag der Wald in seinen Schatten sinken,
das Feld und diese Wiese hier verblühn.
Den letzten Trunk will aus dem Quell ich trinken
und zu den Toten in die Halle ziehn.

Der Geist der Edda

Von Georg Maurer

Nietzsche nennt einmal die isländische Sage, worunter er wohl auch die Liedersammlungen der Edda begreift, „beinahe die wichtigste Urkunde der Herren-Moral, der vornehmen Moral", die „ihre Wurzel in einem triumphierenden Ja-sagen zu sich hat", die eine „Selbstbejahung, Selbstverherrlichung des Lebens ist". Die sittliche Grundlage der Edda kann ungefähr mit diesen Worten umrissen werden, wenn auch diese kurzen Formulierungen Nietzsches nur eine letzte Wurzel dieser ruhenden und gewaltigen, selbstsicheren Welt, die zugleich die Katastrophe ihres Untergangs kraftvoll in ihr Dasein mit einbezieht, treffen können.

Über den dichterischen Wert dieses Werkes urteilt Simrock: „Wie knapp und abgerissen die Weise dieser alten Lieder sei, so scheinen sie mir doch in wildkühner Erhabenheit hoch über allem zu schweben, was bis auf Goethes Faust eine moderne Literatur darbietet. Griechische maßvolle Ruhe darf man hier nicht suchen und eigentliche Schönheit, an die nur das Thrymlied rührt; aber dafür entschädigt der starke, unbeugsame Sinn des Nordens, dessen ungekünstelter Naturlaut wir in diesen Volksliedern vernehmen."

Angesichts dieser Urteile verstehen wir Simrocks Seufzer über den leider von zu großem Erfolg begleiteten Eifer der christlichen Priester in Deutschland, das Heidentum bis auf die letzten Spuren zu tilgen. Denn dabei wurden die Götter- und Heldengesänge, „die den lebendigsten Ausdruck der ursprünglich deutschen Weltanschauung enthalten haben müssen", zerstört. Und es ist ein hohes Glück, daß auf Island dieses lebendige Gut aufbewahrt worden war und um die Zeit, da unsere große christlich-mittelalterliche Literatur blühte, also im 13. Jahrhundert, auch aufgeschrieben wurde — von christlichen Priestern zwar, aber von eingeborenen isländischen, die neben ihrem neuen Glauben die Liebe zu ihrer Überlieferung bewahrt hatten. Und wir müssen diesen nach Island ausgewanderten Norwegern um so dankbarer sein, da die Göttergestalten, die fast einzig, jedenfalls am reichsten und reinsten in der Edda uns überliefert sind, ja alle auch unsere Götter waren — und die Heldensagen, die nun dort oben auf der einsamen Insel in herber Sprache aufgeschrieben wurden, zum größten Teil rein

deutsche Sagen gewesen sind — so etwa die Sigurd-(Siegfried)-Sage. Zwar ist sie in unserem Nibelungenlied gestaltet, aber in christlichem Gewand. Vor allem fehlt ihr hier der ganze Zauber des Mythos vom jungen Siegfried und die ganze Höhe und Tiefe der Brünhildsage, wie natürlich auch das Band zwischen Göttern und Helden, wie es in der Wälsungensage gewirkt ist — und es ist Richard Wagners Freude zu verstehen, als es ihm gelungen war, die Gestalt Siegfrieds von aller späteren Umkleidung befreit, in ihrer reinsten menschlichen Erscheinung vor sich zu sehen, wie sie die Edda darstellt.

Man unterscheidet nun zwischen einer älteren und einer jüngeren Edda: die ältere Edda ist eine Sammlung von Götter- und Heldenliedern, mit Prosastellen dazwischen, auch Sämund-Edda genannt, nach dem Namen des Sammlers, die jüngere Edda ist eine germanische Mythologie, von dem isländischen Gelehrten Snorri in Prosa erzählt (darum auch Snorri-Edda genannt), die immer wieder mit Zitaten aus den Gedichten und Liedern der älteren Edda geschmückt ist, die als Belegstellen herangezogen werden.

Die Götterwelt der Edda ist eine ins Erhabene gesteigerte Welt menschlicher Tugenden, Kräfte und Leidenschaften und zugleich die Vermenschlichung von Naturgewalten. Dieser Welt ist das Geschlecht der Riesen entgegengestellt, die ebenfalls Naturkräfte personifizieren oder menschliche Leidenschaften verkörpern. Sie sind die Unholde, die ungestalten, zerstörerischen Kräfte, Wesen, die dumpf sind, sich noch nicht zu einem höheren Bewußtsein, sich nicht ins Licht emporgerungen haben. Der Kampf zwischen diesen beiden Welten, der ungestalten und der gestaltenden, wie wir sie ganz ähnlich aus der griechischen Mythologie kennen, ist die eigentliche Wurzel der meisten Götterfabeln. Dieser Kampf ist überhaupt die Schau des Weltgeschehens — und im großartigen „Lied der Seherin" wird dieser Kampf als das eigentliche Weltspiel beschrieben. Am Ende vernichten sich Götter und Riesen gegenseitig, die Sonne stürzt vom Himmel herab — und aus dem Untergang steigt geläutert eine neue Welt empor. Aber dieser Vorgang scheint nicht als ein einmaliger aufgefaßt worden zu sein — wie man ihn immer hinstellt, als die „Götterdämmerung" überhaupt, wobei die neue Welt dann etwa die christliche ist — dem Geist der Edda entspricht es vielmehr, wenn man diesen Kampf und Untergang als das im Leben der Menschen und Natur erkannte *Gesetz* auffaßt, das die neue Welt ebenso

betrifft wie die alte. Diese Erkenntnis, in diesem Götter- und Riesenmythos großartig symbolisiert, gibt der Edda den Hauch des Ewigen. Und das Bewußtsein des Auf- und Niederganges und die Bejahung dieses Gesetzes gibt nun den Göttern und Helden der Edda eine außerordentliche Kraft und eine lichte Weltzugewandtheit, die weit entfernt von jeder Erlösungssehnsucht aus dieser Welt ist. Und es muß gesagt werden, daß der Wotan Richard Wagners in keiner Weise dem Odin der Edda entspricht. Der Wotan Wagners, der aus seinen Verstrickungen nicht aus und ein weiß, in Verzweiflung auf alle göttliche Pracht verzichtet und nur noch eines will: das Ende, das Ende! ist genau das Gegenteil des Odin, der in der letzten Entscheidungsschlacht gegen den Riesenwolf zieht und seinen Tod findet. Nicht der Erlösungsbegriff, sondern der Schicksalsbegriff, die Notwendigkeit, die Norne (ursprünglich war es nur eine) ist der geheime Oberbegriff der Edda. Das außerordentliche Schicksal, ohne Furcht, in der Anspannung aller Kräfte auf sich zu nehmen, das macht den Gott und den Helden. Das ist auch der Sittlichkeit letzte Wurzel und ist weit entfernt vom Fatalismus, der einem müßigen Beugen unter das Schicksal gleichkommt und weit entfernt von jeder Flucht aus dieser Welt.

Der Geist, der aus der Edda spricht, ist eine entschiedene Weltzugewandtheit, ein Bedachtsein auf Kampf, eine Erhebung des Starken. Die Stufen von der tragischen Katastrophe bis zum göttlichen Humor sind hier durchschritten. Die Klage über die Welt hat kaum einen Raum, jede Zeile fast erzählt eine Handlung, eine Tat. Die Lieder sind meistens voll dramatischen Lebens, in der Dialogform geschrieben, seltener lyrisch; die schwächeren Stücke sind erzählend, berichtend.

Es ist zu begrüßen, daß diese Zeugnisse unserer Ahnen heute wieder in das deutsche Volk getragen werden. Freilich müssen sie erobert werden. Trotz guter Übersetzungen[1] sind sie nicht leicht und

[1] Besonders nachdrücklich sei verwiesen auf die ausgezeichnete Übertragung der „Edda" von Felix Genzmer im Eugen Diederichs-Verlag, Jena, die auch eine gute Einleitung hat. Im Zusammenhang damit sei die im gleichen Verlag erschienene Sammlung altgermanischer Bauern- und Heldensagas „Thule" erwähnt, übertragen und bearbeitet von Konstantin Reichardt. In die gewaltige Welt germanischen Lebens und Empfindens leuchten diese beiden Werke tief hinein.
Die Schriftleitung.

obenhin zu lesen. Man muß durch Klüfte steigen, über Abhänge schreiten, Nebel versperren einem den Weg; dann aber glänzt wieder eine Au, ein Blumenfeld wird sichtbar. Immer aber ist Höhenluft zu verspüren. Es ist auch nötig, durch das Stoffliche dieser Erzählungen hindurchzuschauen, denn der Stoff, die Probleme wechseln in der Geschichte eines Volkes, einer Rasse, nicht aber der Geist, der den Stoff bewältigt. Und betrachten wir diese düstern und lichten Lieder mit solchem Auge, dann wird sich Simrocks Forderung erfüllen: „Mit der Erforschung unserer Altertümer ist es nicht schon getan, sie wollen Neuerbtümer werden, das Erbe der Väter will zum Nutzen der Enkel verwandt sein, die versunkenen, endlich erlösten Schätze unserer Vorzeit dürfen keiner zweiten Verwünschung anheimfallen: wir müssen sie ummünzen oder doch vom Rost befreit von neuem in Umlauf setzen; den vaterländischen Göttern genügt es nicht, wenn ihre Bildsäulen in Museen aufgestellt werden, sie wollen in unseren Herzen ihre Auferstehung feiern."

Rumänische Lyrik

IV. Lucian Blaga

Heimatdorf

Nach zwanzig Jahren durchschreite ich wieder die Gassen,
In denen ich kleiner Gespiele des Staubes im Dorfe war.
Jetzt trage ich in mir das Fieber der Ewigkeit,
Schwarze Tiefen, Unglauben, Schuld und Gefahr.

Niemand erkennt mich. Der Wind nur oder die goldene
Pappel, wie eine Spindel gestreckt von unsichtbarem Faden.
Fragend wird der Kirchturm zwei Stunden lang hinter mir blicken,
Bis ich mich wieder verliere in Dämmerungsschwaden.

Alles wie doch verändert! Die Häuser sehn so viel kleiner
Als in der Erinnerung aus.
Das Licht schlägt anders an Mauern, anders die Wasser ans Ufer.
Aus geöffneten Türen blickt fremdes Staunen heraus.

Doch warum kehrt' ich zurück? Noch ward nicht Erfüllung dem Geiste,
Meine glückliche Stunde, die glücklichste Zeit,
Schlug mir noch nicht. Sie wartet, die Stunde,
Unter noch unbekannten Himmeln, zu kommen bereit.

Auf der Wasserscheide

Du stehst im Sommer, ich steh im Sommer, im Sommer, der sich
Zum Ende neigt, auf dem Kamme des Bergs, wo die Wasser sich scheiden,
Mit Unrastgedanken liebkosend das Haar der Erde,
Gebeugt über Fels, matten Himmel über uns beiden.

Sieh hinunter! Sieh in die Runde, doch ohne zu sprechen.
Es könnte geschehn, daß uns zittern die Worte im Munde.
Von seinem Tor in der Höhe bis hinunter ins Tal
Wird alt, ach wie bald, das Wasser — und auch die Stunde.

Liegt vieles zurück? Und ebenso viel ist noch vor uns,
Obwohl es scheint, daß es weniger sein wird hinfort.
Wir bargen verhaltenen Brand hinterm Trugbild des Sommers —
Wir verschließen das Herz nach ungesprochenem Wort.

Jetzt steigt der Saumpfad hinab, wie der Rauch
Eines verschmähten Opfers. Wir nehmen auch
Den Weg in den Staub, in das Tal, das wir immer verraten haben
Um Himmel die riefen und die sich uns niemals ergaben.

Das Land

Auf den Bergen stehen besonnte
Blaue Rebenhänge und Sonden.
Flüsse tragen zu andern Stämmen
Den Segen des Kornes, des blonden.

Das Land hat seine Grenzen
Bis an den Himmel geweitet.
Adler kreisen — Minutenzeiger der ewigen Stunde —
Über das Feld und den Hirten die Flügel gebreitet.

In flatternden safrangelben
Kleidern, wehenden Haares,
Brennen die Töchter des Frühlings wie Fahnen
Im Wind und im Lachen des Jahres.

Himmlische Berührung

Welches Zeichen! O welcher Schein!
Ein Stern fiel in den Garten hinein,

Nicht gesucht, noch erwartet: das Heil, —
Feuer, Blume und Pfeil.

Ins hohe Gras, ins seidige Meer
Stürzte er aus der Ewigkeit her.

Ach ein Stern ist zur Erde zurückgekehrt.
Sein Feuer hat meine Hand versehrt.

(Übertragung von Harald Krasser.)

Sächsische und rumänische Volkskunst[1]

Versuch einer Gegenüberstellung

Von Luise Netoliczka

Die sächsische Volkskunst unterscheidet sich wesentlich von der rumänischen. Während diese eine ausgesprochen konservative Hirten- und Bauernkunst ist, die sich von der Stadt bis zum heutigen Tage fast völlig unabhängig erhalten hat — also den typischen Niederschlag einer noch ungebrochenen autochthonen Gemeinschaftskultur bildet — so stellt die sächsische Volkskunst von Anfang an eine auch im Bürgertum verwurzelte Kunstübung dar und hat infolge des Mitwirkens dieser den Zeitströmungen mehr unterworfenen Bürgerschicht schon früh die verschiedensten Einflüsse und Wandlungen erfahren. Niederschläge der Stilkunst und das verhältnismäßig bedeutende Mitwirken städtischer Handwerker geben ihr also das andere Gepräge. Wir finden daher in der sächsischen Volkskunst häufig Elemente, die wir mit dem von Hans Naumann geprägten Worte als „gesunkenes Kulturgut" bezeichnen könnten, wir erkennen in ihren Erzeugnissen deutlich den Ablauf

[1] Einleitende Ausführungen zu einem Lichtbildervortrag über „Sächsische Volkskunst", der im August d. J. an der Volkshochschule „Nicolae Jorga" in Vălenii de Munte in rumänischer Sprache gehalten worden ist. Der rumänische Wortlaut findet sich abgedruckt in der Zeitschrift „Cuget clar", Jahrgang 8, 1935, Nr. 13—18, Juli-September.

der Zeitstile von der Gotik bis zum Rokoko und darüber hinaus. Diese Zeitstile sind jedoch in der rumänischen Volkskunst fast gar nicht zu finden; sie lebt, im ganzen genommen, unabhängig von ihnen aus eigenen Gesetzen, gespeist aus dem Quell nieversiegender Tradition, immer wieder neugestaltet von dem künstlerischen Instinkt und den schöpferischen Kräften jedes einzelnen, dessen Empfinden und Sein tief verankert ist in der ihn tragenden Volksgemeinschaft.

Obwohl nun, wie gesagt, die sächsische Volkskunst von den Zeitstilen stark gewandelt erscheint, finden wir in ihr dennoch eine Fülle von Motiven, die in vorgeschichtliche Zeiten zurückgehen, verschiedene Techniken, die sie mit der Volkskunst Alteuropas und damit auch mit der rumänischen verbinden. Ich erinnere nur an die knotenlose Flechttechnik, die Brettchenweberei, an die streng geometrischen Muster, an symbolische Motive wie Sonnenrad, Hakenkreuz, Lebensbaum u. a. Bezeichnend ist dabei (nicht nur für die sächsische Volkskunst, sondern auch für die jedes anderen Kulturvolkes), daß diese Stilelemente geschichtlicher und vorgeschichtlicher Herkunft, so wie dies eben dem naiven Kunstschaffen der tieferen Volksschichten entspricht, ruhig nebeneinander vorkommen: Motive aus der Bronzezeit neben solchen aus der Renaissance oder gar dem 19. Jahrhundert.

Noch ein anderes wesentliches Merkmal unterscheidet die sächsische Volkskunst von der rumänischen: Während bei dem rumänischen Volke Erzeuger und Verbraucher in der Regel dieselbe Person ist — ein Vorgang, den wir bei allen Völkern finden, bei denen noch die geschlossene Wirtschaftsform vorherrscht — so läßt der sächsische Bauer vielfach vom Handwerker arbeiten; Erzeuger und Verbraucher sind also von einander getrennt. Man denke u. a. nur an die von der rumänischen Bäuerin selbst gewebte und selbst gestickte Fota oder catrinţa, an die hausgewebten Wollstoffe der Männerkleidung, an die selbsterzeugten Teppiche, die Wände und Fußböden schmücken. Dagegen ist der Webstuhl in vielen Gegenden aus dem sächsischen Bauernhause längst verschwunden, man trägt Stoffe aus der Stadt und überläßt vielerorts das Sticken den ländlichen Stickerinnen oder gar den städtischen Handarbeitsgeschäften. Statt selbstgefertigtem Gelb- und Weißguß für Gürtel, Schnallen und Fingerringe, wie er bei den Rumänen noch vielfach gepflegt wird, tragen die säch-

sischen Bauersleute vom zünftigen Goldschmied gefertigten Schmuck. Immer wieder sehen wir also, daß die Volkskunst der Sachsen mehr die charakteristischen Züge westeuropäischen Volkskunstschaffens trägt, also wohl in vieler Hinsicht verfeinerten Geschmack aufweist und in eine höhere Schicht künstlerischen Könnens hineinragt, dafür jedoch an Urwüchsigkeit manches verloren hat. Gerade aber diese erdgebundene Urtümlichkeit läßt uns heute die Volkskunst der ost- und südosteuropäischen Völker als so wertvoll und der Volkskunst des Westens überlegen erscheinen!

Die Tatsache, daß die sächsische Volkskunst eher zum Westen als zum Osten und Südosten Europas gerechnet werden kann, erklärt sich u. a. auch aus der geschichtlichen Vergangenheit des sächsischen Volkes: Als die Sachsen im 12. und 13. Jahrhundert nach Siebenbürgen einwanderten, war in dem damaligen Deutschland bereits eine hohe städtische Kultur erstanden, das Handwerk, das Zunftwesen blühte, die Künste waren in voller Entfaltung. Unter den sächsischen Einwanderern befanden sich aber neben dem Bauer und dem Edelmann auch handwerktreibende Bürger. Das städtische Handwerk, das Zunftwesen faßte auch in der neuen Heimat Fuß und erstarkte rasch. Kein Wunder also, daß von dieser allgemeinen Kulturentwicklung auch die Kunstübung auf dem Lande erfaßt wurde und infolgedessen zum Teil ein neues, bürgerliches Gepräge erhielt. Dazu kam noch, daß mit der Zeit der wirtschaftliche Wohlstand der sächsischen Landbevölkerung stieg. Sie konnte es sich leisten, beim Handwerker zu bestellen und war daher nicht mehr gezwungen, sich alles selbst herzustellen, war im Stande, es der Stadt, wenn auch in vereinfachter Form, nachzutun. Allerdings gab es neben dem städtischen Handwerker, der für ländlichen Bedarf und nach bäuerlichem Geschmack arbeitete, auch den Handwerker auf dem Lande, der, meistens selbst aus dem Bauerntum hervorgegangen und neben seinem Handwerk die Landwirtschaft weiter pflegend, dem bäuerlichen Empfinden näher stand als der städtische Berufsgenosse, bei dem er einst in der Lehre gewesen. Dieser Bauernhandwerker spielt daher, vielfach unbewußt die Vermittlerrolle zwischen ländlicher und städtischer Kunstübung, die bäuerliche Handwerkstätte wird so recht zum Einfallstor, durch das städtische Stilelemente, bürgerliche Kulturwandlungen auf das Land dringen und so auch die ländliche Volkskunst erfassen.

Daher ist also — um das Gesagte kurz zusammen zu fassen — die Volkskunst der Siebenbürger Sachsen in vieler Hinsicht ganz anderer Art als die der Rumänen. Wenn sie zwar auf der einen Seite infolge des höher entwickelten gewerblichen Könnens, des verfeinerten Kunstempfindens, der Verwendung edleren Materials der rumänischen gegenüber entschieden Überlegenheit aufweist, so büßte sie andererseits zweifellos viel an Erdgebundenheit und elementarer Kraft ein. Jedenfalls aber darf man mit Recht behaupten, daß die sächsische Volkskunst, so wie sie sich ihrer geschichtlichen Entwicklung zufolge darstellt, einen beachtenswerten Platz in der Gesamtheit europäischer Volkskunst einnimmt und ihre ganz spezielle Prägung hat, die sie von dem volkskünstlichen Schaffen jedes anderen Volkes unterscheidet. Daher verdient sie es, mehr bekannt zu werden, als dies bisher der Fall gewesen ist, und ich hoffe, durch die nachfolgenden Lichtbilder den Beweis erbringen zu können, daß dies Nationalgut des sächsischen Volkes in der Tat so reichhaltig und eindrucksvoll ist, daß es vor jeder Kritik mit Ehren bestehen kann.[1]

Die überstaatliche Volksgemeinschaft

Von Oskar Wittstock

Am 29. August l. J. fand in Gablonz die diesjährige Tagung[2] des Verbandes der deutschen Volksgruppen Europas statt. Ihr zahlreicher Besuch, es hatten sich Delegierte sämtlicher deutscher Auslandssiedlungen einschließlich Rußlands eingefunden, und die stattliche Beteiligung von seiten der Sudetendeutschen be-

[1] Es folgten zirka 50 Lichtbilder aus dem Gesamtgebiet sächsischer Volkskunst zum größten Teil bisnoch unveröffentlichtes Material, begleitet von eingehenden Erklärungen wissenschaftlicher und künstlerischer Art, die im wesentlichen das Ergebnis eigener Forschungen waren.

[2] Diese Tagung war auch darum beachtenswert, weil sie zum erstenmal mit einem volksdeutschen Dichterabend bereichert wurde, an dem Werner Bergengruen, Hans Grimm, Josef Ponten und Erwin Wittstock aus eigenen Werken lasen. Es ist sehr erfreulich, daß Politiker in den Rahmen ihrer Veranstaltungen auch die Dichtung miteinbeziehen. Hoffentlich werden auch in Zukunft solche Vorleseabende bei den Tagungen des Verbandes der deutschen Volksgruppen Europas stattfinden. Der Widerhall der Tagungen wird dadurch nur verstärkt werden. Die Schriftleitung.

wiesen, daß der Gedanke der gesamtdeutschen Volksgemeinschaft gezündet hat und allüberall vorwärtsgetragen wird. Der eindrucksvolle Verlauf der Tagung ließ erkennen, daß das Auslanddeutschtum nicht nur eine Sprachgemeinschaft ist, sondern sich von Jahr zu Jahr immer ausgeprägter zu einer Erlebnisgemeinschaft entwickelt. Zugleich aber zeigte die gesamte geistige Einstellung der Beratungen, daß auf der ganzen Linie sich endgültig die Einsicht durchgesetzt hat, daß eine gedeihliche kulturelle Entwicklung ohne wechselseitige kulturelle Beziehungen mit dem Mutterland und mit den gleichnationalen Gruppen unmöglich ist. Auf sich gestellt ohne die planmäßig gepflegte gegenseitige Anregung und geistige Fruchtung müssen die einzelnen Volksgruppen verkümmern.

Aus dieser grundlegenden Erkenntnis heraus haben andere Völker die überstaatliche Gemeinschaft ihres Volkstums ebenfalls organisatorisch aufgerichtet. Auf diesem Gebiet schreitet die polnische Nation voran, wie die vorjährige Tagung des „Weltbundes der Auslandpolen" bewies. Ihr waren drei Aufgaben gestellt, für deren Lösung man sich mit höchster Zielstrebigkeit einsetzte: 1. Die Verwirklichung der organisatorischen Bindung des Auslandspolentumes an das Mutterland. 2. Die Beratung der Mittel zur Sicherung der Existenz und Entwicklung der Muttersprache bei den Auslandspolen. 3. Die Frage der völkischen Jugenderziehung. In ähnlicher Weise sind die Führer des Tschechentumes bemüht, alle Glieder ihres Volkskörpers stets inniger miteinander zu verbinden. Zu diesem Zwecke wurde im März 1934 der erste große „Tag der Auslandstschechoslowaken" unter dem Protektorat des Präsidenten T. G. Masaryk gefeiert, der seither zu einer jährlich wiederkehrenden Einrichtung geworden ist. Verwandte Bestrebungen treten seit Jahren bei den Ungarn und Jugoslawen in Erscheinung. Das volksorganische Denken hat in den Nachkriegsjahrzehnten ungeahnte Fortschritte gemacht, so daß man bereits von einer beginnenden Panbewegung sprechen darf, die zum Ziel hat, die überstaatliche Volksgemeinschaft zu organisieren.

Zu dieser Idee hat sich zu wiederholten Malen auch der Genfer Nationalitäten-Kongreß bekannt, dadurch wurde die planmäßige Durchführung des Kulturaustausches zwischen den Stammvölkern und ihren Auslandgruppen gewissermaßen auch nach außen hin allgemein legalisiert. Durch diese Haltung aber erwarb sich die

Leitung des Europäischen Nationalitätenkongresses ein bleibendes Verdienst, denn hiemit ging sie bewußt über die Arbeit zur Regelung des Minderheitenproblems im engeren Sinn hinaus, indem sie mit der Klärung der gesamteuropäischen Volkstumszusammenhänge begann. Sie erkannte mit scharfem Blick, daß das öffentliche Leben der Gegenwart unter einer verhängnisvollen Verkrampfung leidet, die vor allen Dingen darauf zurückzuführen ist, daß heutzutage allzu einseitig die Staaten als die nahezu ausschließlichen Träger europäischer Vergesellschaftung in Erscheinung treten. Im Bewußtsein dessen, daß eine Änderung dieses Zustandes eine politische Notwendigkeit erster Ordnung ist, nahm bereits der VI. Kongreß, der im Jahre 1930 abgehalten wurde, zum Punkt der Tagesordnung: „Die Entwicklung von Volksgemeinschaften bei den einzelnen europäischen Völkern" eine Entschließung an, in der Folgendes betont wurde: „Der Kongreß erachtet, daß das Nationalitätenprinzip, dem durch die Bildung und Abgrenzung der Staaten nie voll Genüge getan werden kann, erst durch die Organisierung der Volksgemeinschaften wenigstens in kultureller Beziehung seine Verwirklichung findet. Erst damit werden die letzten Bedingungen für die Versöhnung und Solidarität der europäischen Völker und die psychologischen Voraussetzungen für die Vereinigung der europäischen Staaten, in welchem Maße und in welcher Form immer, gegeben sein." Der diesjährige Kongreß setzte sich ebenfalls sehr entschieden für diesen Standpunkt ein. Sehr richtig wurde hier darauf hingewiesen, daß eine weitere Organisierung der konnationalen Volkseinheiten, die alle Mehrheits- und Minderheitengruppen gleicher Nationalität umschließt, hochnötig ist, denn ausschließlich durch ihre Verwirklichung wird ein gedeihliches Zusammenleben der gemischtsprachigen Bevölkerung in den Ländern, die nicht reine Nationalstaaten sind, herbeigeführt werden. Angesichts der schwerwiegenden Tatsache, daß heutzutage der Einzelmensch sich viel stärker seinem Volkstum und der ihm eigenen Kultur als früher verbunden fühlt, darf wohl mit Sicherheit behauptet werden, daß die nächsten Jahrzehnte bei den meisten mittel- und osteuropäischen Völkern im Zeichen einer konsequenten Förderung dieses nationalen Organisationsprozesses stehen werden. Bei diesen Bestrebungen wird das Auslanddeutschtum in der vordersten Front zu finden sein. Hiezu wird es genötigt durch seine zahlenmäßige Stärke, man bedenke,

vierzig Millionen Deutsche leben außerhalb der Reichsgrenzen, das ist mehr, als es überhaupt Franzosen auf der Erde gibt, eine Zahl, die größer ist, als die Bevölkerung Englands. Zu solchem Zusammenschluß fühlt es sich aber auch durch den seelischen Aufschwung angetrieben, den ihm das nationale Erlebnis der letzten Jahre bescherte. Er gab auch der eingangs erwähnten Gablonzer Tagung des Verbandes der deutschen Volksgruppen das Gepräge geistiger Erhebung und Zuversicht.

Freilich gerade auf dieser Zusammenkunft wurde einhellig festgestellt, daß ein ungemein steiniger, dornenreicher Weg zu dem gemeinsamen Ziele, zur endgültigen Ausgestaltung der überstaatlichen Volksgemeinschaft der Auslanddeutschen führt. Mannigfache und zahlreiche Schwierigkeiten gilt es zu überwinden, die gewichtigsten von ihnen ergeben sich zweifellos aus der Haltung der Staatsführungen, die der oben dargelegten Einstellung ihrer Minderheiten naturgemäß mehr oder weniger mißtrauisch gegenüberstehn. Dieses Mißtrauen kann nur überwunden werden, wenn die Volksgruppen sich genauestens an die Losung halten: Geben wir dem Staate, was des Staates ist und dem Volkstum, was des Volkstums ist. Wie bei den Gablonzer Verhandlungen von Dr. Walter Brand, dem Vertreter der Sudetendeutschen Partei, überzeugend dargelegt wurde, geht es darum, eine Synthese zwischen den Begriffen Volk und Staat zu finden und in ihrem Sinne die Wirklichkeit umzugestalten. Es handelt sich hier um eine Aufgabe, die ebenso unerläßlich als heikel ist. Über ihre Notwendigkeit ist wohl kein Wort zu verlieren, von ihrem Gelingen hängt das Herannahen einer besseren Zukunft für alle Nationalitäten Europas ab. Das Delikate ihrer Natur liegt ebenfalls auf der Hand, geht es doch darum, die Belange zweier hochwichtiger Faktoren gegeneinander abzugrenzen und in Einklang zu bringen. Dies wird nur möglich sein, wenn man sich an folgende Richtlinien hält, durch die der einzuschlagende Weg bezeichnet wird. Im Folgenden lehnen wir uns zum Teil an Ausführungen des Generalsekretärs der Genfer Nationalitätenkongresse, des Dr. Ewald Ammende an, der einer der gründlichsten Kenner aller einschlägigen Fragen ist, gleichzeitig machen wir uns die Auffassung des Kongresses zu eigen.

1. Die Bemühungen zwecks Schaffung der überstaatlichen Volksgemeinschaft haben ausschließlich auf dem Gebiet der

Pflege der angestammten Kultur vor sich zu gehen. Nur bei dieser weisen Selbstbeschränkung auf rein kulturelle Bestrebungen ist es für jeden Angehörigen einer Nationalität möglich, die Synthese zwischen der Treue zum Volkstum und der Treue zum Staat dauernd zu verwirklichen.

2. Die Volksgemeinschaft hat bei ihrem gesamten Wirken und Streben den Grundsatz der strengsten Überparteilichkeit walten zu lassen. Ausschließlich das Festhalten an der genauesten Überparteilichkeit ermöglicht es, daß alle Glieder einer Volksgruppe zur gemeinsamen Fahne stehen. Dies aber muß unbedingt erreicht werden, wenn es gelingen soll, inmitten einem Meer von Anderssprachigen die gefährdete Position zu halten. Dieser grundlegenden Einsicht gab vor kurzem einer der bekanntesten Männer des Deutschen Reiches Gauleiter Josef Bürckel in beredter Weise Ausdruck. Der Reichskommissar für die Saar und Pfalz nahm im August l. J. bekanntlich an dem Fest der 150jährigen Gründung der deutschen Gemeinde Neu-Vrbas in Südslawien teil. In seiner gehaltvollen Rede, die reich an grundlegenden Gedanken war, verkündete er: „Mein Gruß ist: Treu, deutsch und Frieden. Ihr braucht nicht Nationalsozialisten zu sein, Ihr sollt Deutsche sein. So ist mein Gruß ein deutscher Gruß, der nichts anderes will, als daß Ihr einig seid unter Euch."

Diese Haltung führt die erfolgverheißende Möglichkeit herbei, um aufbauende auslanddeutsche Politik zu machen. Für jede andere aber gilt Bürckels Urteil: Alle Parteien können und müssen vernichtet werden, wenn es gilt, das eigene Volkstum zu retten.

3. Selbstverständlich kann die Gemeinbürgschaft aller Deutschen nur dann in vollem Ausmaß verwirklicht werden, wenn auf der ganzen Linie die überkonfessionelle Haltung bei jedem Zusammenarbeiten Selbstverständlichkeit wird. Sie ist die unerläßliche Vorbedingung für eine geistige Annäherung dauernder Art und für die Pflege eines umfassenden völkischen Zusammengehörigkeitsgefühls.

4. Schließlich, aber wahrlich mit in erster Reihe sei auf einen Grundsatz hingewiesen, dessen genaueste Beachtung sehr dazu beitragen wird, das Verfolgen des ins Auge gefaßten, hohen Zieles

zu erleichtern, es ist dieses die vollständige Überstaatlichkeit, die grundsätzliche Unabhängigkeit der Volksgemeinschaft von den rein staatlichen Faktoren ihres Mutterlandes und ihrer Wirksamkeit. Folgende Beobachtungen und Erfahrungen, die in verschiedenen Ländern gemacht wurden, nötigen die Nationalitäten zu dieser Haltung. Es ist Tatsache, daß, solange die Beziehungen zwischen den Volksgruppen und den Regierungen ihrer Mutterländer bestehen, oft der Verdacht geäußert wird, daß die Betreuung, die aus ihren Mutterländern kommt, imperialistischen Zielen dient. Aus den Veröffentlichungen so mancher Regierung ist zu ersehen, wie stark von Staats wegen über die Staatsgrenzen hinaus das eigene Volkstum jenseits der Grenze betreut werden kann. Was von der einen Seite als Recht gefordert wird, wird von der anderen beargwöhnt. Dieses alles würde wegfallen, wenn die Kulturpflege zu einem großen Teil in die Hände der neu zu schaffenden Volksgemeinschaften, der neu zu gründenden Volkskörper gelegt würde. Dem Staat und den staatlichen Notwendigkeiten wird in keiner Weise Abbruch geschehen, wenn die einzelnen Volksgruppen ihre Kulturpflege in die eigene Hand nehmen. Der Beweis ist bereits erbracht worden, und zwar in England, wo die Walliser in weitestem Maße die Kulturpflege selbst üben. Kein Umstand liegt vor, auf Grund dessen behauptet werden könnte, daß irgend einer dieser Walliser nicht auch ein guter Bürger des britischen Imperiums wäre.

Eine hochbedeutende Entwicklung ist es, deren theoretische Grundlagen und praktische Anfänge hier angedeutet wurden, die aber zur vollen Entfaltung gelangen muß, wenn für die 35 Millionen Nationalitäten Europas bessere Zeiten heraufziehen sollen. Damit dieses gelinge, hat sich vor allen Dingen ein neues Denken durchzusetzen, das mit in erster Reihe bei den Mehrheitsvölkern sich verbreiten möge. Dieses neue Denken ist in der Wertschätzung aller Volkstümer verankert und weist deshalb von vorneherein jede Entnationalisierung und Assimilierung fremden Volkstumes zurück. Diese neue Weltauffassung hat in Adolf Hitler einen ihrer maßgebendsten Interpreten gefunden, der in seiner Reichstagsrede vom 17. Mai 1933 verkündete: „Indem wir mit grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volkstum hängen, respektieren wir die

nationalen Rechte auch der anderen Völker aus derselben Gesinnung heraus und möchten aus tiefinnerstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben. Wir kennen daher auch nicht den Begriff des Germanisierens. Die geistige Mentalität des vergangenen Jahrhunderts, aus der heraus man glaubte, vielleicht aus Polen und Franzosen Deutsche machen zu können, ist uns genau so fremd, wie wir uns leidenschaftlich gegen jeden umgekehrten Versuch wenden." Zu diesen Kanzlerworten veröffentlichte vor kurzem der Rektor der Breslauer Universität Prof. Walz sehr inhaltreiche Überlegungen völkerrechtlicher Art. Nach nationalsozialistischer Rechtsauffassung, so führt Prof. Walz aus, steht das Volk als ursprüngliche Gemeinschaft im Vordergrund, nicht der Staat. Der Staat wird vom Volk aus legitimiert, nicht umgekehrt. Die Tatsache, daß Volk und Staat sich in der heutigen politischen Organisation nicht decken, dürfe nicht den Vorwand abgeben, dieser internationalen Ordnung den Rechtscharakter abzusprechen, was leider heutzutage immer wieder geschehe. Die minderheitenrechtliche Regelung nach dem liberalindividualistischen „egalitären" Prinzip habe sich als unzulänglich erwiesen. Daher sei für die Zukunft eine positive Anerkennung des andersgearteten Volksteiles im Rahmen des Völkerrechtes zu fordern und gegen die Assimilationstheorie die Forderung der völkischen Kulturautonomie zu vertreten. Jede Art der Entnationalisierung sei als schlechthin unvereinbar mit den Grundvoraussetzungen nationalsozialistischer Völkerrechtsauffassung zu verurteilen. Daraus ergebe sich die antiimperialistische Grundhaltung nationalsozialistischen Völkerrechtsdenkens. Die völkische Selbstbeschränkung sei das dementsprechende politische Programm. So nur könnten die Werte der Volksgemeinschaft auch rechtlich voll zur Entfaltung gelangen, und dies setze den Bestand der anderen Völker voraus.

Diese hochbedeutsamen Ausführungen, die andeutungsweise Gedanken bringen, die Bausteine eines neuen Völkerrechtes darstellen, stehen in weitgehender innerer Beziehung zu der Auffassung, die Dr. Otto Junghann, einer der gründlichsten Kenner des Nationalitätenproblemes seit Jahren vertritt. In seiner Schrift „Die nationale Minderheit" findet sich folgender Ausblick: „Die einzelne nationale Minderheit ist in der Tat keine international

bedeutsame Willenseinheit, welche als Trägerin auch nur einzelner Völkerrechtsrechte auftreten könnte. Wohl ist dies aber die zwischenstaatliche personale Volksgemeinschaft, deren Bedeutung hier vollends evident wird. Diese wird (etwa nach Analogie des Internationalen Arbeitsamtes in Genf) als Trägerin bestimmter begrenzter Völkerrechtsrechte anzuerkennen sein, durch die sie in die Lage versetzt wird, die Interessen der ihrer Gemeinschaft angehörigen Nationalitätengruppen sei es in Genf sei es im Haag zu vertreten." Hier liegt eine Idee vor, der im Hinblick auf die Regelung der zwischenstaatlichen Beziehungen Europas größte Wichtigkeit zukommt, die durch den Umstand in keiner Weise geschmälert wird, daß ihrer Verwirklichung größte Hindernisse im Wege stehen.

Im Obigen wurde ein hochbedeutsames Ziel ausgesteckt, das allerdings nur dann erreicht werden kann, wenn jene neue Weltauffassung, die jede Volksgruppe als eigenständiges Ganzes betrachtet, im Denken der anderen Völker zur Geltung gelangt. Es ist dies eine ebenso schwierige als notwendige Aufgabe, für deren Lösung sich mit in erster Reihe die deutschen Nationalitäten Europas einzusetzen haben. Ihnen kommt es zu, an ihren Mehrheitsvölkern Erziehungsarbeit im dargelegten Sinn zu leisten, wobei hingebungsvolle Geduld und besonderer Takt erforderlich sein werden. Zugleich aber haben sie durch die Presse und durch Vorträge gegenüber der Bevölkerung unseres deutschen Mutterlandes Aufklärungsarbeit zu leisten, damit diese in vollem Umfange erkenne, daß die Politik der Auslanddeutschen, vor allen Dingen die der schicksalsmäßigen Minderheiten von jeher ihre eigene und unabhängige Sache war und auch in alle Zukunft bleiben wird. Sie kann ihnen von niemand abgenommen werden und eine Einflußnahme von außen kommt nicht in Frage. Die Politik der Volksgruppen ist ihre eigene selbständige Aufgabe,[1] deren Leitmotiv stets lauten muß: Gebet dem Staate, was des Staates ist und dem Volke, was des Volkes ist. Gleichzeitig aber haben die weitblickenden und verantwortungsbewußten Glieder der deutschen Volksgruppen Erziehungsarbeit an sich und ihren engeren Volksgenossen zu verrichten, damit sie jene weise Selbstbeschrän-

[1] Diese Sätze wurden einer Entschließung entnommen, die auf der Danziger Tagung des Verbandes der deutschen Volksgruppen am 8. April 1934 angenommen wurde.

kung üben, die in den oben aufgestellten Richtlinien gefordert wird. Diese freiwillige politische Selbstzucht aber möge sich vereinigen mit der eisernen Entschlossenheit, trotz der Ungunst der Zeit das Menschenmögliche dazu beizutragen, daß im Hinblick auf das gesamte Deutschtum der Welt, mag dieses durch noch so viele Grenzen getrennt sein, das Dichterwort Verwirklichung finde: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern."

Mundart, Hochsprache und Fremdsprache im siebenbürgisch-deutschen Schrifttum

Von Bernhard Capesius

Die Sprachlandschaft Siebenbürgens bietet das Bild einer eigenartigen Verflechtung von drei ganz verschiedenen Sprachen miteinander: dem Rumänischen, dem Magyarischen und dem Deutschen, die alle ihre große Bedeutung im Leben des Alltags haben. Da erhebt sich von selbst die Frage, ob sich diese „gesprochene" Sprachberührung auch im Schrifttum auswirkt, d. h. ob die Berührung mit der Fremdsprache auch das geistige Weltbild des Deutschen beeinflußt, zumal sie ja auf jahrhundertelange Vergangenheit zurückblicken kann.

Nun zeigt aber auch das Deutsche selbst eine besondere Lagerung, die nicht ohne weiteres auf jedem deutschen Sprachgebiet so wiedergefunden werden kann. Es ist dies das Verhältnis zwischen Mundart, Umgangssprache und Hochsprache[1]. Zunächst finden wir zwei Mundarten vor: die mittelfränkische Mundart der „sächsischen" Bevölkerung und die oberdeutsche der „landlerischen" Siedler. Die Umgangssprache" wieder nährt sich außer von den Einflüssen der Mundarten auch aus dem „Habsburgerdeutsch" oder „Armeedeutsch", das die Beamten und Offiziere der ehemaligen k. u. k. Monarchie einschleppten. Die „Hochsprache" schließlich wird nur in sehr wenigen Fällen einwandfrei gesprochen — sie hat außer den oben genannten Einflüssen noch von dem Schriftbild her Eigentümlichkeiten angenommen, da sie ja für die meisten Deutschen Siebenbürgens eine nur in der Schule erworbene und gebrauchte Sprache darstellt.

[1] Vgl. hierzu des Verfassers Aufsatz „Die Deutsche Sprache in Siebenbürgen im Spiegel der Geschichte und als Spiegel der Geschichte" in der „Zeitschrift für Deutschkunde", Jahrgang 1933, Heft 4, S. 215 ff.

Je mehr sich die Überzeugung von der „völkerbildenden" Kraft der Sprache[1] durchsetzt, desto größere Aufmerksamkeit wird auch die literaturgeschichtliche Forschung den sprachlichen Gesichtspunkten schenken müssen. Es genügt nicht mehr, die Sprache als Ausdruck und Form irgendeines von ihr losgelösten abstrakten „Geistes" anzusehen, sondern es muß beachtet werden, wie mit der Sprache und durch sie dieser Geist erst wächst und sich bildet. Ganz besonders aber ist die Kenntnis und Beurteilung eines „stammheitlichen" Schrifttums eng verknüpft mit der Kenntnis von den sprachlichen Kräften, die daran schaffend mitgewirkt haben. Nun bietet gerade die selbständige und abgeschlossene Entwicklung des in hohem Maße über „vollwertige Eigenerzeugnisse des stammestümlichen Selbstbewußtseins verfügenden" Siebenbürger Deutschtums eine ausgezeichnete Möglichkeit, diesen Dingen einmal auf einem eng begrenzten Gebiet nachzugehen. Dabei ist die siebenbürgische Deutschforschung in der glücklichen Lage, in Andreas Scheiner einen unermüdlichen bahnbrechenden Arbeiter gerade für diese Fragen zu besitzen.

1.

Soll zunächst die Rolle der Mundart im Schrifttum untersucht werden, so schien noch bis vor kurzem die These Adolf Schullerus' zu Recht zu bestehen: „Mundart und Schriftsprache gehen in Siebenbürgen getrennte Wege. Mundart gesprochen, erst sehr spät geschrieben. Schriftsprache geschrieben und gelesen, erst sehr spät gesprochen[2]". Die zahlreichen im einzelnen hier nicht aufzählbaren Arbeiten A. Scheiners haben es aber nunmehr durchaus zweifelhaft gemacht, ob man vom heutigen Sprachgefühl ausgehend in der Tat alles, was in ältester Zeit keine ausgesprochen mittelfränkische Färbung trägt, als nur geschriebene Sprache anzusehen habe. Das hier vorliegende Problem hat zuletzt K. K. Klein folgendermaßen formuliert: „Die grundlegende Frage aber, die es zu entscheiden gilt, lautet: Haben wir es in diesem Sprachgemenge, in dem ‚zwielichten Deutsch'

[1] Vgl. z. B. L. Weisgerber, „Muttersprache und Geistesbildung", 1929; Schmidt-Rohr, „Mutter-Sprache. Vom Amt der Sprache bei der Volkwerdung". Diederichs, Jena 1933.

[2] So zuletzt in der aus dem Nachlaß herausgegebenen Schrift „Die Lutherſprache in Siebenbürgen", Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 41 (1928), S. 685.

der Denkmäler, mit einem nur geschriebenen, unlebendigen Kunstidiom zu tun oder mit der Niedersetzung wirklich gesprochener Sprache, nämlich der gemeinen Landsprache der Wendezeit?" Diese Frage führt uns gleich mitten hinein in die Darstellung ältesten Schrifttums in Siebenbürgen, denn von diesen „Denkmälern" ist hier die Rede, den wenigen Aufzeichnungen literarischer Art aus der Zeit vor der Reformation jener „Wendezeit", nicht nur in religiöser, sondern auch in sprachlicher Hinsicht.

Selbst wenn man mit Csaki[1] die Grenzen des Gebietes, das in eine Darstellung der deutschen Literatur in Siebenbürgen mit einbezogen werden muß, weit über das eigentlich schöngeistige Schrifttum hinaus erweitert, wird man freilich aus dieser Zeit recht wenig Zeugnisse finden. Denn das siebenbürgisch-sächsische Volk hatte in seinem harten Kolonistendasein nur wenig Zeit zur schriftlichen Niederlegung des von ihm Erlebten oder Erdachten. Was an sogenannter „Volksdichtung" am Anfange der siebenbürgischen Literaturgeschichtsschreibung steht, die Märchen, Sagen und Volkslieder, ist alles sehr spät aufgezeichnet worden und bietet weder in der Form noch im Inhalt irgendwo Gewähr für wirklich altes Literaturgut. Gewiß lassen sich in bezug auf inhaltliche Dinge Schlüsse über Herkunft und Alter ziehen und sind auch mit ziemlicher Sicherheit gezogen worden[2], aber die sprachliche Form ist und bleibt entweder von der Quelle abhängig, aus der der späte Herausgeber schöpfte (so bei den Sagen und Volksliedern) oder ist ganz und gar dessen eigene Sprache (so bei den Märchen). „Es hat sich", sagt Scheiner, „trotz eifrigsten Suchens bis heute noch kein Spruch, keine Liederstrophe, kein einziger zusammenhängender Satz gefunden", der für die älteste Zeit eine rein mittelfränkische Mundart nachweisen könnte.

Dagegen zeigen die frühesten Aufzeichnungen literarischen Charakters gleich den Urkunden jenes „greuliche Sprachgemenge", das die ältere Sprachforschung nicht anders glaubte erklären zu können, als durch die Annahme, daß oberdeutsche Vorlage oder Schreibübung (kaiserliche Kanzleisprache) durch in der Mundart lebende Schreiber

[1] Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen (Hermannstadt 1920), S. 90.

[2] Vgl. A. Schullerus, Amor und Psyche in Siebenbürgen aus Philologische Beiträge usw., Budapest 1912. Siebenbürgisches Märchenbuch 1930 u. G. Brandsch, a. a. O.

„verderbt" worden sei. So erklärte man die zahlreichen „Saxonismen" im Heltauer Marienlied, einer um 1450—1500 aufgezeichneten religiösen Dichtung, so vor allem die eigentümliche Mischsprache des „Mediascher Predigtbuches", einer zwischen 1522 und 1537 entstandenen Sammlung von evangelischen, vereinzelt auch epistolischen Perikopen.

Hier nun setzt Scheiners Annahme ein, daß wir es bei dieser Sprache mit einem auch gesprochenen „älteren Siebenbürgerdeutsch" zu tun haben, „auf das sich alle heutigen siebenbürgisch-sächsischen Mundarten zurückbeziehen lassen". Daß dieses Deutsch im Gegensatze zu der heutigen Mundart, und auch zu dem gleich zu erwähnenden „jüngeren Siebenbürgerdeutsch" so viel mehr ober- bzw. ostmitteldeutsche Einschläge zeigt, führt der genannte Forscher auf eine „obersächsische Eindachung" zurück, die der ältesten vorwiegend rheinischen Siedlerschicht (um 1150) nach dem Mongolensturm (um 1250) gefolgt sei. Erst als dann durch das Eindringen der „neuhochdeutschen" oder „Luthersprache" im Gefolge der Reformation und durch die Festigung der „Schriftsprache" auf Grund der an M. Opitz anschließenden sprachgeschichtlichen Bewegung die Kluft zwischen dieser und der in Siebenbürgen allgemein üblichen „Gemeinen Landsprache" (was so viel heißen soll wie „Allgemeine Landessprache") allzu deutlich wurde, erfolgte eine scharfe Trennung zwischen Mundart und Hochsprache. Als erstes Zeugnis dieser Mundart im siebenbürgisch-deutschen Schrifttum, das bewußt als solches der Schriftsprache gegenübergestellt wird, erscheinen die Sprachproben in Johann Trösters Werk „Das Alt- und Neu-Teutsche Dacia" (Nürnberg 1666), die das Vaterunser und den Lobgesang Zachariae in einer Form wiedergeben, die von Scheiner „jüngeres Siebenbürgerdeutsch" genannt wird und einen nur für die heutigen südsiebenbürgischen Mundarten vergleichbaren Lautstand zeigt.

Es muß hier auf eine, wohl in erster Linie sprachgeschichtlich zu wertende, aber doch auch für die Entwicklung siebenbürgisch-deutschen Schrifttums sehr bedeutungsvolle Tatsache hingewiesen werden; darauf nämlich, daß auch nach der immer stärker werdenden Trennung zwischen hochdeutscher Schriftsprache und „Siebenbürgisch-deutsch" dies letztere allein gesprochen wurde. Das ging so weit, daß auch hochdeutsche Texte in der Schule wohl hochdeutsch buchstabiert und syllabisiert, dann aber fließend in mundartlicher Lautgebung ge-

lesen wurden. Und diese eigentümliche Zwischensprache wurde auch in der Predigt, beim Lesen der Bibeltexte usw. angewendet. Das hatte nun nicht nur seinen negativen Grund in nicht genügender Anpassungsfähigkeit der Artikulationswerkzeuge, sondern entsprang auch einer sehr starken positiven gefühlsmäßigen Einstellung. Damit sollte das Siebenbürgerdeutsch als Erbe von den getisch-dakischen Ureinwohnern und Vorfahren der Siebenbürger Sachsen den Rang einer eigenen Sprache behalten, wie etwa das Holländische oder Englische gegenüber dem Deutschen, nur daß es eben nicht geschrieben wurde.

Wenn man nun bedenkt, daß neben der im Alltag gesprochenen „echten" Mundart dieses eigentümliche Kunstgebilde stand, das für alle Gelegenheiten „in höherem Stil" als Sprechausdruck galt, daß also die hochdeutsche Schriftsprache in der Tat fast ausschließlich als „Schriftbild" auftrat und fast nie gehört wurde, so wird man es eher verstehen, daß in diesem Volke mit seinen „drei Muttersprachen" ein wirklich sprachschöpferisches Schrifttum nicht entstehen konnte. Denn der Mundart wieder fehlte das Schriftbild, das für eine „Kunstdichtung" mit höheren geistigen Ansprüchen eben auch Voraussetzung ist. Die von G. Brandsch erwähnte Tatsache, daß dem siebenbürgisch-sächsischen „Volkslied" nach einer reichen Entfaltung im 17. Jahrhundert die Quellkraft zu versiegen beginnt, dürfte auch mit darauf zurückzuführen sein, daß nun die Kluft zwischen Mundart und Literatursprache immer mehr aufreißt, die durch die dazwischenstehende „Gemeine Landsprache" nicht geschlossen, sondern eher vergrößert wird.

So setzt denn die Verwendung der Mundart als eigener Sprache im deutschen Schrifttum Siebenbürgens erst um 1670 ein, beschränkt sich freilich gleich auf die genannten Trösterschen Sprachproben und auf vier Epigramme, die der Sachsengraf Valentin Franck von Frankenstein in seiner „Hecatombe Sententiarum Ovidanarum" 1679 veröffentlicht hat. Dann ist ein Jahrhundert lang keine Rede mehr von mundartlichem Schrifttum, bis Joh. Seivert 1787 das „Hohelied Salomonis in sächsischer Sprache" herausgibt, womit er die mundartliche Dichtkunst der Deutschen in Siebenbürgen begründet.

Von dieser Zeit an treten die Proben mundartlicher Dichtung immer zahlreicher auf, es wirken sich Gedanken Herders und der Romantiker aus, auch J. P. Hebels „Alemannische Gedichte" machen Schule in Dilettantenkreisen. Ein originelles Talent verraten die durch Generationen mündlich fortgepflanzten Gelegenheitsgedichte des Mediascher

Stadtpfarrers Simon Gottlieb Brandsch (1773—1852), volkskundlichen Bestrebungen verdankt die Sammlung J. K. Schullers „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart" (1840) ihr Entstehen. Endlich erreicht die Mundartdichtung ihren vorläufigen Gipfel in dem frühverstorbenen Viktor Kästner (1823—1854), der im Ausmaß und dem künstlerischen Wert seiner Dichtungen über den Dilettanten durchaus hinausgelangt ist. Über die Rolle, die die Mundart bei Kästner spielt, hat sich sein Herausgeber A. Schullerus geäußert; seine Bemerkungen treffen für jede Mundartdichtung zu: „Die Mundart hat nicht nur insoweit Bedeutung, als sie wesentlich das in den Gedichten widergespiegelte sächsische Leben kennzeichnet und so durch die Bodenständigkeit dieser Dichtung mitbedingt ist, sondern ihre große Bedeutung liegt eben in der durch sie bedingten Übereinstimmung der äußeren und inneren Form der Gedichte. Nicht nur sächsisches Leben im sächsischen Gewande, sondern Fühlen und Anschauen, das auf dem Familien- und Heimatboden fußt, in einer Sprache, die diesem Gefühls- und Anschauungsleben eigen ist . . . Wie der Heimatboden mit all den Gefühlen, die er trägt, nur bis zu den Grenzgebirgen reicht, wo erst die große Welt beginnt, so zweigt sich die Mundart als ein Ast der großen deutschen Weltsprache ab. Aber diese Enge wirkt nicht beschämend, sondern wird stolz als bescheidenes, aber eigenstes Eigentum empfunden." „Die Mundart hat eigene Wendungen und Ausdrücke, die von altersher geprägt eine besondere Geschichte und besonderen Gefühlswert haben."

Demgegenüber hält A. Hörler freilich fest, daß schon nach Schullerus' Meinung „Kästners Sprache nie gesprochen wurde, sondern eine speziell Kästnersche Dichtersprache darstellt". Dies drücke sich darin aus, daß vieles hochdeutsch empfangen wurde, und in der vom Hochdeutschen beeinflußten „städtischen Halbmundart" wiedergegeben werde, während andererseits Kästner bewußt möglichst viele in der Dorfmundart seiner Heimat vorkommende Idiotismen, die er sorgfältig gesammelt hatte, hineinbringt. „Das Überwiegen des rein sprachlichen Elements und die mit der Zeit hervortretende Verkünstelung des Stiles ist eben ein unmittelbarer Ausfluß dessen, daß Kästner beweisen wollte, die Mundart könne es der hochdeutschen Sprache gleichtun, nicht nur an poetischer Wirkung überhaupt, sondern auch mit ähnlichen Stilmitteln. Mehr sein gesunder Instinkt, als seine klare Einsicht, scheint ihn vor manchen Extremen, die in der Richtung die-

ses seines Grundirrtums lagen, zurückgehalten zu haben. Bezeichnend ist es jedenfalls, daß nur ein einziges Gedicht dieses fruchtbarsten mundartlichen Dichters zum Volklied wurde, wo doch der Übergang vom Kunstlied zum Volkslied in Siebenbürgen häufig und leichter sich zu vollziehen scheint als anderswo." [„Um Ålt, um Ålt, um giele Rin".]

Diese letzte Bemerkung ist begründet in dem Charakter und der Wirkung des 40 Jahre nach Kästner auftretenden und bis zum Weltkrieg sich fortsetzenden reichen mundartlichen Schrifttums, das aber alle Kennzeichen einer ausgesprochenen Kunstdichtung an sich hat. „Die stofflichen und stilistischen Beziehungen sind typisch diejenigen, die auch sonst zwischen der sagbaren Kunstlyrik und dem Volkslied bestehen". Aber ein großer Teil dieser volkstümlichen Kunstlieder ist sehr schnell in den Allgemeinbesitz des Volkes übergegangen. Darunter am bekanntesten das Lied: „Bäm Honterstroch", das 1897 von Carl Römer gedichtet, von Hermann Kirchner vertont, mit hochdeutschem Text („Beim Holderstrauch") auch in die Volksliedersammlung des Deutschen Kaisers aufgenommen wurde und seit dem Aufenthalt deutscher Soldaten in Siebenbürgen während des Weltkrieges auch in Deutschland als Volkslied (sogar auf Schallplatten) verbreitet ist. So hat die Kunstdichtung hier ein Gebiet neu befruchtet, dessen eigene Quellen seit 300 Jahren verdorrt scheinen, das mundartliche Volkslied. Hier ist aus bewußter Absicht und edelstem Willen hervorgegangenes Kulturgut nicht zum Gemeinschaftsgut „gesunken", sondern dazu in der Tat emporgestiegen. (Schluß folgt.)

Rundschau

Chronik. Der Zwist im Deutschtum Rumäniens steigerte sich in den letzten zwei Monaten in eine Maßlosigkeit hinein, die ihren beispiellosen Ausdruck in einer Saalschlacht in Hermannstadt gefunden hat. Damit ist die Grenze erreicht, wo unser Volkstum, dem man parteipolitische Auswüchse in solcher Schärfe früher nicht zugetraut hätte, innerlich nur noch mit Ernüchterung antworten wird. Soll diese nicht wieder in jene volksvernichtende Gleichgültigkeit übergehen, deren Auflockerung der Sinn der bisherigen Auseinandersetzungen war, muß nun mit aller Kraft die Volksgemeinschaft selbst ins Auge gefaßt und verteidigt werden, die sich im bessarabischen Hilfswerk, nicht ganz ohne Geschrei und private Geltungssucht, bewährte. Der Schutz der Volksgemeinschaft aber ist die Volksorganisation, aus deren Kreis sich zu stellen von jeher gleichbedeutend war mit völkischem und gesellschaftlichem

Selbstmord. Nur durch die Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes, der auch gelten muß, wo die Volksorganisation mit Mängeln behaftet wäre, konnten wir Sachsen uns halten, denn es ist besser, die Rechthaberei einiger werde beseitigt, als daß die Gemeinschaft leide. Und diese Haltung allein kann auch das Deutschtum der anderen Siedlungsgebiete bewahren und fördern.

Die neue Leitung des Verbandes der Deutschen Rumäniens arbeitete in den letzten Wochen einen Entwurf für ein Deutsches Volksprogramm aus, das nach seiner Vorberatung in einigen Volksräten, durch die Vollversammlung des Verbandes mit großer Mehrheit in Kraft gesetzt wurde. Damit ist endlich der äußere Rahmen für die deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien geschaffen, das Streitziel vieler Jahre erreicht worden. Mag in diesem Programm manches verbesserungswürdig sein und später auch tatsächlich abgeändert werden müssen — über eines kann es keine Auseinandersetzung geben, darüber, daß dieses Programm, dessen Inhalt wir nach seiner Drucklegung behandeln werden, rechtskräftig wurde in dem unzweideutigen Sinne der früheren sächsischen Volksprogramme. Die enge Zusammenfassung unserer Siedlungsgebiete ist ein Ereignis, daran gemessen selbst ein formaler Mangel — wäre er unterlaufen! — nur von Banausen oder parteiischen Menschen zum Anlaß genommen werden kann, um das Ganze zu verwerfen. Das neue Volksprogramm setzt natürlich nach dem Rechtsgrundsatz, daß übergeordnetes Recht nachgeordnetes Recht bricht, die Satzungen der Siedlungsgebiete, z. B. das Sächsische Volksprogramm, außer Kraft, soweit es dem neuen Recht widerspricht. Die Führer der Volkspartei erklären diesen Vorgang für unzulässig und verlangen, es müsse erst das Satzungsrecht der Siedlungen innerhalb dieser, also z. B. das Sächsische Volksprogramm auf einem Sachsentag, nichtig erklärt werden, ehe das neue Volksprogramm in Kraft treten könne. Wenn sie nur forderten, daß das Volksprogramm noch einer Volksabstimmung unterworfen werde, so könnte sie niemand verurteilen. Ich persönlich würde eine solche Abstimmung auch begrüßen, weil das Volksprogramm dadurch tief in das Volk verankert würde.[1] Aber ihre Erklärung, bis zu einer solchen Abstimmung das Programm *nicht anerkennen zu wollen*, beachtet einmal jene rechtliche Grundlage nicht, die sich in den alten Verbandssatzungen damit bietet, daß diese die Schaffung eines deutschen Volksprogramms durch den Verband vorschreiben; zweitens zeigt sie einen erschreckenden Mangel an Einsicht in die Bedeutung eines wirklich schöpferischen Aktes, wie es die Aufstellung dieses Programms war; drittens aber bedeutet sie, daß sich einige Personen das Recht zubilligen, ihre angeborene Zu-

[1] Diese Abstimmung wird, wie ich aus dem Munde des Landesobmanns erfuhr, nach einigen Monaten vorgenommen werden, wenn das Volk das Volksprogramm wirklich kennen gelernt hat und damit urteilsfähig geworden ist.

gehörigkeit zur organisierten deutschen Volksgemeinschaft davon abhängig zu machen, ob ihre Einzelansicht über die Vollmachten unserer obersten politischen Körperschaft von deren Mehrheit angenommen wird oder nicht. Und diese Haltung gefährdet die Grundlagen unserer völkischen Existenz, die in freiwilliger Unterwerfung aller Glieder unter Beschluß und Weisung der übergeordneten Körperschaften und Führer auch dann bestehen muß, wenn man Beschlüsse und Weisungen für falsch hält.

Gegen alle Beschlüsse und Weisungen sind Einwände möglich, auch ihre Legalität kann angefochten werden (etwa durch die immer wieder erhobene Forderung auf Abhaltung einer Volksabstimmung oder eine Rechtsbegutachtung), doch sie müssen Geltung haben, bis die Anfechtung siegreich ist. Wer diesen Grundsatz mißachtet und die Geltung von Satzungen davon abhängig macht, ob sie ihm passen, leugnet die alle bindende Gemeinschaft. Und dieses Vorgehen unterliegt in einem Volkstum, das über keine Exekutive verfügt, einer weitaus schärferen Beurteilung als in einem Staate.

Die Verantwortung für diese Entwicklung kann man nicht allen 14 Mitgliedern der Volkspartei zuschreiben, die das Volksprogramm nicht anzuerkennen erklärt haben, wenn sie auch alle die Folgen ihres Schrittes selbst hervorriefen. Verantwortlich ist der „schwarze Tag von Bukarest", der Ende Juni die menschlich und politisch unsinnige Tat vollbrachte, im Augenblick des Sieges die Erneuerungsbewegung zu spalten, weil wenige Männer eine Einflußschmälerung nicht ertrugen, und dessen Auswirkungen nun auch unser Volk in Gefahr bringen durch die Nichtanerkennung eines ehernen Grundsatzes. Was daneben hinläuft an parteiischer Verkrampfung, ist auch auf diese Ursache zurückzuführen, die rasende Verhetzung, das Aufpeitschen künstlicher Klassengegensätze, die Taubheit gegen die Beweise der Gegner wie im Fall Millanich, der Haß gegen die sogenannten Intellektuellen, ein Selbsthaß eigenartiger Züchtung von Männern, die samt und sonders Intellektuelle sind, der merkwürdige Stolz auf Leistungen, die in Versammlungsreden bestehen, das Anrufen des Volkes als obersten Richter und seine Mißachtung, da im ja die gegnerischen Argumente verschwiegen werden, und schließlich noch die parteipolitische Ausmünzung der Gutgläubigkeit der Jugend, wobei im Chaos der Begriffsverwirrung menschliche Unzulänglichkeiten bei Männern hervortreten, von denen man es nie erwartet hätte. Noch schlimmer ist es, daß in diesem Streit, wo immer unter der Fahne der Gemeinschaft alles getan wird, um sie zu vernichten, auch die letzten Bausteine der Volksbruderschaft zertreten werden, das Bewußtsein nämlich, daß dem Volksgenossen auch der schärfste Meinungsgegner herznahe sein muß, soferne er das Volk nicht absichtlich schädigt — was man furchtbarerweise von einigen Menschen heute schon anzunehmen versucht wäre, glaubte man nicht, sie seien von einem Wahn befallen. Diese Verwirrung konnte nur deshalb so

arg werden, weil wir heute nicht mehr bloß einige Abgeordnete, die überdies immer mit Luchsaugen beobachtet wurden, sondern noch eine Anzahl anderer schwer kontrollierbarer Personen haben, deren Beruf es wurde „Politik zu machen".

Das Deutsche Volksprogramm für Rumänien bietet endlich die Handhabe dazu, die Volksgemeinschaft organisatorisch zu umschließen. Es wird auch, sofern unser Volksgefühl echt bleibt, die Möglichkeit bieten, die Störungen der Gegenwart zu beseitigen, die verhetzten und gutgläubigen Nachläufer falscher Parolen zur Besinnung zu bringen.

Heinrich Zillich

Eberhard Wolfgang Möller in Siebenbürgen. Das Deutsche Landestheater in Rumänien führte am 23. Oktober in Kronstadt zum erstenmal eine Jugendarbeit des Dichters Eberhard Wolfgang Möller „Bauern" in Gegenwart des Dichters mit großem Erfolg auf. Der siebenbürgische Stoff des Schauspiels kam dem Dichter aus Erzählungen seines Bruders, der als Ferienkind einmal im Burzenland geweilt hat, zu. Mit gutem Blick für das Dramatische ist darin eine Urwahrheit gesunden völkischen Lebens gestaltet worden: Volk halte sich blutsrein. Das Stück spielt in der Báthori-Zeit in einer Kirchenburg. Der Dorfrichter erfährt, daß eine benachbarte Burg durch den Verrat einer volksfremden Frau gefallen sei und fordert deshalb von seinen Bauern die Verpflichtung, kein anderes als ein sächsisches Weib zu heiraten. Sein eigener Sohn kann den Eid nicht leisten, weil er eine ungarische Dienstmagd liebt, der zuliebe er entschlossen ist, die Heimat aufzugeben. Als aber die Bedrohung des Dorfes in nächste Nähe rückt, findet er zur Gemeinschaft zurück und trennt sich vom Mädchen, das rachsüchtig die Ungarn durch den Geheimgang in die Burg zu führen versucht, dabei aber ertappt, dem neuen Richter, ihrem früheren Geliebten, der an die Stelle seines gefallenen Vaters getreten ist, zur Aburteilung vorgeführt wird. Der junge Bauer bewährt sich auch in dieser schwersten Prüfung. — Soweit das Inhaltliche. Das Stück schrieb Möller noch als Gymnasiast. Daraus erklären sich manche Mängel der Gestaltung, aber es scheint uns, als ob sich diese Unsicherheiten bei einer Überarbeitung des Stückes leicht ausmerzen ließen, so daß sich aus der gegenwärtigen Fassung eine gültigere löst, die schon jetzt nach Befreiung drängt. Es wäre ein Fehler, wollte der siebenbürgische Besucher der Aufführung in diesem Stück nach der Richtigkeit des Lokalkolorits suchen. Nicht darum geht es in dem Schauspiel, sondern um die ewige Wahrheit bäuerlicher und gesundvölkischer Gesetze in ihrer menschlichen Auswirkung und tragischen Härte. Eine Überarbeitung könnte indessen auch da manche Kleinigkeit zurechtrücken. Der Dichter las am nächsten Tag aus eigenen Werken und gab dabei Proben reifer Dichtung; vornehmlich sei verwiesen auf die Kantaten, unter denen „Die Briefe der Gefallenen" mit dem höchsten Schrifttumspreis Deutschlands in diesem Jahre ausgezeichnet worden sind. Möller unternahm anschließend an

die Veranstaltungen in Kronstadt eine Vortragsreise durch andere siebenbürgische Städte. Sein Schauspiel „Bauern" wird vom Landestheater auch an anderen Orten im Laufe der Winterspielzeit aufgeführt werden.

Heinrich Zillich

Antwort an die ungarischen Schriftsteller. Mein Anruf an die ungarischen Schriftsteller hat, wie wir es nicht anders erwarten konnten, warmen Widerhall gefunden. Ich danke Dr. Zágoni István, dem verehrten, ungarischen Volksmann, der es versteht, daß man sich in Tiefen finden kann, wohin das Wellengekräusel der Politik des Tages nicht reicht, wozu ja gerade Dichtung und Kunst berufen sind. Ich danke dem jungen Dichter J. Semlér Ferenc für seine freimütige Antwort und muß ihm Recht geben, wenn er meint, daß gerade der Verständigungsbereite alle persönlichen Empfindsamkeiten hintanstellen muß. Ich danke vor allem Dir, Kós Károly, für Deine brüderliche Offenheit. Die Aufgabe des Dichters liegt in dem großen Blick in die Zukunft, die ihn über das politische Geplänkel des Tages hinweg auf das Wesentliche im Völkerleben blicken läßt. Nur so kann er in seinem Werk den kommenden Morgen seines Volkes gestalten helfen. An Eurem Werk, an Euren Früchten, wollen wir Euch erkennen, wie Ihr uns an unseren Werken erkennen könnt. Das Werk ist die Aufgabe des Dichters, nicht die politische Manifestation. Das Werk, das berufen ist, auch den Völkern dieser Erde eine geistig durchpulstere und kernhafter erlebte Heimat zu schaffen. In diesem Werke fordern wir auch Ehrfurcht vor dem aus tiefster Not geborenen Aufbruch unseres Volkes, der unsere Schriftsteller gelehrt hat, Ehrfurcht zu haben vor dem ehrlichen Kampf anderer Völker. Mit der Gabe, zu schreiben, was wir fühlen und denken, ist den Schriftstellern eine große Verantwortung für das Schicksal ihrer Völker aufgebürdet worden. Eine Verantwortung, die wir nicht dem Tage, sondern dem Ewigen gegenüber zu tragen haben, vor dessen Gesicht wir eines Tages gestellt werden. Im Werke für den Morgen unserer gemeinsamen Heimat müssen wir uns finden, wenn unser Werk diesen Morgen noch erleben soll.

Dr. Ernst Jekelius

Heinrich Schütz. Das Musikjahr 1935 bringt uns die Erinnerungstage großer Kirchenmusiker. Neben Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel tritt nun noch Heinrich Schütz, der Vater der Musik, dessen 450. Geburtstag wir am 8. Oktober begingen. Der hochangesehene Mann mit dem ehernen Feldherrnkopf, dem ein unerschütterlicher Glauben viel Menschenleid tragen half, der Bürgersohn aus Köstritz bei Gera, starb als Hofkapellmeister in Dresden. Seine kühnen und machtvollen Werke sind bei uns nicht nur in der Stadt, sondern durch die eindrucksvollen Reisen des Heinrich Schütz-Kreises durch Siebenbürgen auch auf dem Lande bekannt. Gerade unsere alten Kirchen sind der rechte Raum für diese glaubensgewaltige, erschütternde Musik. In Hermannstadt wurde die Wiederkehr des Geburtstages durch die Aufführung einer

Motette durch den Brukenthalchor gefeiert, bei der zumal die Psalmen Davids, diese großen Gebete des Christen, in ihrer überwältigenden Vertonung einen tiefen Eindruck hinterließen. Möge diese Musik auch in unserer Kirche, deren musikalische Erneuerung eine ihrer brennenden Aufgaben ist, eine Heimstatt finden und ein reicher Born für den Gläubigen werden. Dr. Ernst Jekelius

Rumänische Zeitschriften zum sächsischen Schrifttum. Im Laufe dieses Jahres haben verschiedene rumänische Kulturzeitschriften den Versuch unternommen, an Hand der Studien von Karl Kurt Klein und Harald Krasser ein Bild des sächsischen Schrifttums zu entwerfen und ihren Lesern unser Volk so näher zu bringen. In der in Bukarest erscheinenden „Libertatea" gibt der um die kulturelle Verständigung mit unserem Volk vielverdiente Professor Jon Sân-Giurgiu eine fortsetzungsweise erscheinende, auf gründlichem Studium der Werke der Bischöfe Teutsch und Karl Kurt Kleins beruhende, umfassende Darstellung unserer Literatur von dem 18. Jahrhundert herwärts bis in die Gegenwart in lebendig fließendem Bericht. Eine kleine, aber fesselnde Studie, in der auch die Verdienste Emil Wittings um die Gestaltung rumänischen Hirtenlebens warm gewürdigt werden, bringt die maßgebende rumänische Kulturzeitschrift Nichifor Crainics „Gândirea" aus der Feder Jonel Neamtzus, während in der siebenbürgischen Zeitschrift „Blajul" Andrei Ungheri eine von lauterem Verständigungswillen getragene Studie über das heutige sächsische Schrifttum veröffentlicht. Diese beiden Berichte beruhen auf Harald Krassers vorleuchtender Studie, die ja auch in diesen Blättern veröffentlicht wurde. Andrei Ungheri bringt ferner in der in Torda erscheinenden Literaturzeitschrift „Pagini Literare" verständnisvolle Besprechungen des Gedichtbandes „Herz der Heimat", wo er sich vor allem für die Gedichte Heinrich Zillichs und Peter Barths begeistert, und des Novellenbandes „Himmel über dem Acker", dessen kraftvolle Bodenständigkeit ihn entzückt. Wir freuen uns dieses verständigungsbereiten Kulturwillens, der ja im Raume dieser Zeitschrift immer eine Heimat fand. Dr. Ernst Jekelius

D. Dr. Oskar Netoliczka ist am 8. Oktober 1935 70 Jahre alt geworden. Die siebenbürgische Wissenschaft der letzten Jahrzehnte verdankt ihm wichtige Gaben. Sein Lehrbuch der Kirchengeschichte machte seinen Namen in der evangelisch-deutschen Welt weithin bekannt und ist in großer Auflage verbreitet. Als Honterusforscher, der die Werke des Reformators 1896 in einer Auswahl herausgab, trug Netoliczka in vielen Einzeluntersuchungen Erkenntnisse zur Grundlage unserer heutigen Ansichten über Honterus und dessen Zeit bei. Seine Forscherarbeit ist nicht nur in der Heimat, sondern auch im Ausland anerkannt worden, so z. B. durch die Verleihung des Ehrendoktorats der Universität Zürich. Netoliczkas Tätigkeit als langjähriger Schriftleiter des Kronstädter Kalenders „Der sächsische Hausfreund" soll auch nicht ver-

gessen werden, ebensowenig wie seine Mitherausgeberschaft an den „Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt" und seine zahlreichen Aufsätze zu Schul-, Kirchen- und wissenschaftlichen Fragen, die in vielen Organen erschienen sind. Den Hauptteil seiner Lebensarbeit widmete er der Honterusschule, deren Leitung er von 1916 bis zum Ende des Jahres 1928 innehatte. Anläßlich seines Jubelfestes wurde Netoliczka von vielen Freunden geehrt.

Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Walter Mühlbächer, Sachs, Edler von Harteneck. Verlag Gustav Harnecker, Frankfurt an der Oder, 1936. Es gibt in unserer sächsischen Geschichte keinen Stoff, der so zu dichterischer Verarbeitung zu verlocken imstande ist, wie Gestalt und Schicksal Sachs von Hartenecks — der Roman Daniel Roths, die Dramen Michael Alberts und Traugott Teutschs beweisen es. Wer aber das kaum übersehbare Ineinandergreifen politischer und persönlicher Verstrickungen, wer nur diese leidenschaftlichste, schuldbeladene und wahrhaft tragische Führerpersönlichkeit unserer Vergangenheit darstellerisch meistern will, muß schon, abgesehen von umfassenden geschichtlichen Kenntnissen, eine größere dichterische Kraft einzusetzen haben, als das sicher nicht ganz unbeträchtliche Talent der bisherigen Bearbeiter des Stoffes. Wenn sich aber jemand unterfängt dieses vielfältige Schicksal auf 85 Seiten in einem „sachlichen und nicht langen Roman aus der Geschichte Siebenbürgens" (so lautet der unsachliche und recht lange Untertitel des Buches) zu bewältigen, dann muß er mit einem Höchstmaß konzentrierender Gewalt an seine Sache herangehen — oder mit einem Höchstmaß dilettantischer Unbefangenheit. Das letztere ist bei Mühlbächer der Fall. Weder ist er sich der Formgesetze des Romans bewußt, noch ist ihm die Fähigkeit gegeben, eine Handlung zu entwickeln oder lebendige Menschen darzustellen. Zum historischen Essay — man möchte einen Augenblick glauben, daß es dafür reichte — fehlt dieser trockenen Nacherzählung bekannter historischer Tatsachen die Durchleuchtung und Deutung historischer Hintergründe und menschlicher Abgründigkeiten. Und da auch eine bis zur grammatikalischen Unrichtigkeit gestaltungsohnmächtige Sprache sich mit all diesen Mängeln paart, wollen wir uns nicht bei Einzelheiten aufhalten, sondern abschließend mit Bedauern feststellen: Es sind an das dramatischeste Thema aus unserer Geschichte untaugliche Mittel gewandt worden, so daß ein Buch entstand, daß wir besonders deshalb ablehnen müssen, weil es von reichsdeutschen Lesern auch als Maßstab für die Leistungshöhe unseres Schrifttums genommen werden könnte.

H. Krasser

Josef Günther Lettenmair. Der Spruch aus dem Dunkel. Roman. Im Adolf Luser-Verlag, Wien V. Der Spruch aus dem Dunkel ist ein altes Pergament, das der Bub Christoph, der Held des Werkes, in die Hand

bekommt. Ein Pergament, auf dem die unheilvolle Verkündung steht, daß einst ein Büblein aus der Familie namens Christoph mit vollendetem 27. Jahr sicher vom Tode abgeholt werden würde. Diese Weissagung stößt den Knaben in tiefste seelische Not, er richtet sich sein Leben danach ein, er glaubt an die Worte des Schriftstücks. Einen eigenartigen Weg nimmt seit diesem Tag sein inneres, seit einer zweiten, nicht minder seltsamen Botschaft sein äußeres Leben und fast wird der Spruch wahr: doch in letzter Stunde rettet die Liebe zu einem reinen Mädchen den Helden aus Tod und Finsternis, und all den Aberglauben abstreifend, geht die noch immer wirkende, im Denken Christophs lebende Prophezeihung von damals, in den auffjauchzenden Willen des Helden nach einem neuen freien Leben, dem wahren Leben, das ewig ist, über.

Vermutlich ist der Roman ein Erstling. Dennoch ragt er weit über die sonst allgemeinen Schwächen dieser Anfänge hinaus. Er ist, wenn auch kein Roman, der Beweis für wahres Dichtertum des Verfassers. Was hätte vermieden werden können, sind die Längen der Schilderungen über die psychischen Zustände Christophs; ferner eine grammatikalische Entgleisung: 3. Gegenwart von fragen heißt nicht „frägt", sondern „fragt"; auch konjugiert man nicht mehr „er frug", sondern „er fragte". Dieser Mangel geht zum Teil auch zu Lasten des Verlages oder der Druckerei.

Ansonst ein Buch, das aufhorchen und weitere gute Werke, wie wir sie brauchen können, erhoffen läßt! Carl Watzinger

alias Baron Veltheim. Fahrten und Frauen. Herausgegeben von Paul Wiegler. Mit einem Geleitwort von Hanns Heinz Ewers und mit einem Nachwort von Walther Kiaulehn. Rowohlt Verlag, Berlin, 1934. — Der Baron von Veltheim genannte deutsche Abenteurer, der vor wenig Jahren in Hamburg starb, der in Südafrika einen Millionär niederschoß, weil ihn dieser morden wollte, der freigesprochen wurde und zur Zeit der Burenfreistaaten politische Intrigen spann, die ihn bis heute berühmt gemacht haben, der dann in England durch offensichtlich falsches Urteil zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, vergrabene Goldbarren in Afrika besaß, in Südamerika nordamerikanischer Konsul war, alle Erdteile und Meere befahren, als Schiffsjunge begonnen, als Weltmann gelebt und sich immer als Mann gezeigt hat, dieser, dem bürgerlichen Gewissen verdächtig erscheinende Baron Veltheim sagt in seinen Erinnerungen einmal: „Das Leben war irgendwo anders als hier. Man möchte, wenn man . . . darüber nachdenkt, einen Schrei in die Nacht jagen, weil es so unwiderbringlich verrinnt, weil wir immer sein Rauschen vernehmen und doch mit unseren fiebernden Lippen aus seinem Strom nicht trinken können. Das Beste des Lebens ist das, was wir versäumt haben". Der Rausch des Lebens trieb diesen Mann, der in jeder Lage Haltung bewies, mögen ihm Züge eines kühnen Piraten auch nicht fehlen. Mut, Herrentum, Überlegenheit sind seine Kennzeichen. Deshalb siegt er, deshalb steht er im Unglück unerschüttert, deshalb findet er in allen Zonen die Gunst der Frauen in einem unvorstellbaren Ausmaß. Sein Lebenslauf ist unerhört spannend. Ob alles stimmt, was er in seinem

dicken Buch sehr knapp erzählt, ist gleichgültig, wenngleich man den Eindruck nicht gewinnt, daß darin gelogen würde. Das Bramarbasieren aller Freibeuter natürlich in Ehren! Ich gestehe, ich las seine Erinnerungen fast mit etwas Neid. Dieser Veltheim, dem die niederträchtige Rachsucht eines jüdischen Millionärs in London ein Bein stellte, über das er zu Boden gehen mußte, doch ohne innerlich zerbrochen zu werden, war in mancher Hinsicht primitiv, aber er hat gelebt, wirklich gelebt. Und das heißt schon etwas. Welche Glut und Kraft steckten in dem Mann, der Unendliches erlebte und doch die oben zitierten Worte der Sehnsucht schreiben konnte!

Heinrich Zillich

Josef Günther Lettenmair. Rotweißrot zur See. Im Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München. In dem mit vielen Bildern und Textillustrationen von Heinrich Berann versehenen Buch schildert Lettenmair den Kampf der ehemaligen österreichisch-ungarischen Marine im Weltkrieg. Er ist dazu berufen, denn er hat von der Pike auf gedient und als Maschinenquartiermeister auf „U 29" den Krieg bis zur Übergabe der Flotte an die Jugoslaven mitgemacht. Ein kraftvoller Erzähler, weiß er uns die Taten der österreichischen Kriegsmarine ins rechte Licht zu rücken. Frei von dem hohlen Pathos einer bloßen Hurrabegeisterung erschüttert er zuweilen, so in dem Kapitel „Revolte", worin er die Hungersnot unter den Marineschülern schildert, ihr Aufbegehren, das schließlich aber in die Begeisterung der Jungen für den Kaiser und das Vaterland ausläuft; so in „Alltag des Krieges", darin der Hunger der österreichischen Infanterie in den Gestalten herabgekommener Soldaten an dem Leser vorbeigeführt wird. Doch über allem Elend steht der Gedanke: unsere Not gilt der Befreiung des deutschen Volkes aus der Umklammerung der Welt. Daß Lettenmair gerade diesen Gedanken in jedem Kapitel seines Berichtes aufblitzen läßt, macht uns das Buch, das von der Liebe des Verfassers zu der gestrichenen rotweißroten Flagge lebt, bemerkenswert. Lettenmair hat hier ein Werk vorgelegt, das, man mag vielleicht über die Kameradschaft der einzelnen Nationenträger wie Tschechen, Jugoslaven, Italiener usw. innerhalb der österreichischen Kriegsmarine anders denken als der Verfasser, von jedem Deutschen gelesen werden soll.

Carl Watzinger

Grigol Robakidse. Der Ruf der Göttin. Roman. Eugen Diederichs-Verlag in Jena. Inhalt dieses Werkes ist die Erzählung von dem Jäger Thanbi, der in leidenschaftlicher Sehnsucht nach der Jagdgöttin Dali die Gebirge Transkaukasiens durchstreift. An einem Fluß entdeckt er ein Weib, das seiner Vorstellung von der Göttin gleicht. Es wird ihm zur Göttin selbst, der er den Wunsch erfüllt das heilige Opfertier seines Stammes zu erlegen. Dadurch zieht er die Rache Dalis auf sich und er stürzt bei einem Fest in die Schlucht. Dies einfache Geschehen ersteht aus dem tiefsten Grund der Volksseele der Swanier, aus ihrer Urkraft und Urscheu, aus dem im Volk lebenden Glauben an irdische und göttliche Macht. Der Dichter versteht es die mythische und mystische Welt mit der Natur im engsten Zusammenhange lebender Menschen so zu gestalten, daß daraus dies Volk in seiner Eigenart ersteht, besonders gut gedichtet dort wo heilige Kräfte

den Menschen zu ungeahnter Leistung befähigen, verführen und auch wieder zu Fall bringen.

Ein besonderes Lob gilt dem Stil des Buches, das in einfachen Sätzen geschrieben ist und darin sich Geschehen an Geschehen deutlich und ungekünstelt reiht, jedes Ereignis ein kleines Kunstwerk. Dichter und Werk verdienen größte Beachtung. Kurt Scherg

Herbert Müllenbach, Kleine Einführung in die deutsche Dichtung der Gegenwart (Kulturpolitischer Verlag, Berlin-Leipzig-München) und **Hermann Pongs, Krieg als Volksschicksal im deutschen Schrifttum.** Ein Betrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart (Metzler, Stuttgart). Das erste ist leider — wir müssen es offen sagen — ein unmögliches Buch. Nach Inhalt und Form. Wenn es das sein will, was sein Titel besagt, geht es nicht an, das Werk Gerhart Hauptmanns, Richard Dehmels, Thomas Manns — von letzterem auch den Namen — ganz zu verschweigen, wenn man dagegen die ebenfalls aus älterer Zeit stammenden Paul Ernst, Stefan George, Rilke, die bereits gestorben sind, ausführlich würdigt. Zu verstehen wäre diese Auswahl noch schließlich, wenn der Verfasser eine Einführung in die „volkhafte" Dichtung oder dergl. hätte geben wollen. Das ist aber nicht der Fall, denn sonst hätte er doch H. Bahr, O. J. Bierbaum, W. Bonsels, A. Schnitzler u. ä. auch nicht nennen dürfen. Daß zum Beispiel Jungnickel, Schaffner, Strobl auch fehlen, während E. Zahn, J. C. Heer, C. Busse, H. Watzlik und mindestens zwanzig andere ebenso gute Durchschnittserzähler angeführt werden, zeigt gleichfalls die vollkommen willkürliche Auswahl. Auch die etwa 25 lyrischen Proben scheinen sehr zufällig gewählt, weil sich manches Schwache darunter findet und bei weitem nicht immer das für den Dichter Charakteristische (z. B. bei Rilke u. H. Johst) „Die Duineser Elegien" werden nicht einmal erwähnt!

Aber auch gegen die Art der Darstellung muß vieles eingewendet werden. Zunächst fehlt jede Einteilung: auf 65 Seiten gibt es gar keine Unterabschnitte. Die Darstellung fließt in einem fort und wenn auch eine gewisse zeitliche Reihenfolge nach dem Alter der Dichter gewahrt erscheint — von dem 1868 geborenen Stefan George bis zu dem 1909 geborenen Jürgen Nierentz — so gibt es im Verlauf manche unvermittelte Sprünge, die jedoch keineswegs erkennbar gemacht sind. So schließt z. B. an die Darstellung des frühen Expressionismus (Stramm, Goering, Flake) unmittelbar der Satz: „Das bäuerliche Wesen, dessen ewiger Strom die Lyrik eines Hölderlin (!) und eines Goethe (!) befruchtet hatte, befruchtete auch tiefgehend die Dichtung des 20. Jahrhunderts." Dieser Satz ist zugleich eine Probe der oberflächlichen Phrasen, denen wir im Buch auf Schritt und Tritt begegnen. Daneben stehen sprachliche Verstöße: „Er ist keiner von den Lauten. Sein Werk ist zahlenmäßig keines der größten" (über Carossa). G. B. und H. L. sind gute Lyriker, von denen B. auch die Schauspiele . . . schrieb." Schließlich unterlaufen Fehler in der Angabe von Buchtiteln und Erscheinungsjahren. Mit solchen Veröffentlichungen wird dem offenbar angestrebten Zweck, für die Dichtung des neuen Deutschland zu werben, zweifellos nicht gedient.

Auf ganz anderer Höhe bewegt sich die Arbeit von H. Pongs. Obwohl sie nur ein begrenztes Stoffgebiet in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, sind doch die wesentlichen Züge, wenn auch lange nicht alle wesentlichen Werke, der Gegenwartsdichtung dargestellt. Vor allem aber gliedert und wertet Pongs den Stoff nach großen Gesichtspunkten, die mehr geben als bloße Namen- und Titelangaben. Daß dabei die Dichtung hauptsächlich danach untersucht wird, wie weit sie wirkliche Volksverbundenheit besitzt, beweist ebenso wie das einführende Zitat aus einer Rede Dr. Goebbels' die Grundeinstellung des Verfassers. Dabei verschließt er sich jedoch auch durchaus nicht rein ästhetischen Werten.

Da wird zunächst die Kriegsdarstellung der einfachen Leute, der „Arbeiterdichter" (Lersch, Bröger, Zöberlein) behandelt die wohl im Anfang sich ganz als „Volk" fühlten, dann aber z. T. wieder und um so entschlossener in den proletarischen Klassenkampf eintraten. Dazu folgen die Zeugnisse der aus der Bürgerlichkeit kommenden Idealisten (v. Unruh) und Realisten (Jünger), die ebensowenig vom „Volksschicksal" Krieg empfinden lassen, wie die eigenen Erlebnisberichte der Dichter Binding und Dehmel.

Einen Abschnitt für sich bilden die, die am Krieg ihr Ressentiment auslassen (Remarque), die sentimentalischen (Wiechert), naiven und dilettantischen, sowie die Kriegsbücher der Offiziere (Euringer). Hier findet Pongs den Individualisten, der wohl gelegentlich „für das Volk" aber nicht mit dem Volk und den Krieg oft als eine Vergewaltigung und nicht als großes „Schicksal" empfindet. Als eigentlich dichterische Gestalten werden dann Renn, Dwinger, Jungnickel, Wehner, v. Mechow, Alverdes und einige andere zusammengestellt, denen aber doch immer wieder etwas fehlt, um dem Anspruch „Krieg als Volksschicksal" voll zu entsprechen. Auch Ehrler und Carossa, die süddeutsche Katholiken sind, treten dem Ereignis mehr vom Standpunkt ihrer christlich-katholischen und idealistisch-humanistischen Weltanschauung gegenüber. Erst in den Norddeutschen Blunck, Griese und Grimm wird das ganze Volk zum eigentlichen Helden des Krieges, mehr noch in der Heimat als an der Front.

Mit der Darstellung von Stefan Georges Visionen von Krieg und neuem Reich schließt Pongs gerade da, woher Müllenbach den Ausgang nahm. Hier haben wir die Krönung eines gedanklichen Aufbaus, den der folgende Satz aus dem Schlußabschnitt am besten verdeutlicht: „Es hat sich gezeigt, daß das Volksschicksal Krieg sich erschließt dem unmittelbaren Mitleben und Mitdarinsein ebenso wie dem einsam gestaltenden Geist, der aus tiefer Verbundenheit mit dem Volksgeist aus Urbildern formt; und es hat sich gezeigt, daß es sich verschließt dem, der seinem Ich verhaftet bleibt ebenso wie dem, der ganz im Stoff untergeht." Damit hat Pongs einen fruchtbaren Gesichtspunkt in die Behandlung des bereits fast unübersehbaren Kriegsschrifttums gebracht, der bleibende Geltung haben dürfte.

Bernhard Capesius

Werner Beumelburg. Erlebnis am Meer. — Theodor Heinz Köhler. Sonne über Ähren. — Edgar Maas. Novemberschlacht. — Hansgeorg Meier. Glück und Erfüllung. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., Berlin.

Wer Unterhaltung- und Bildungsstoff sucht, greife zu diesen vier Bändchen, die ihm Zerstreuung und Freude geben werden. Sie haben den Vorzug jedem sofort verständlich zu sein. Ihre Erzählungen sind lebenswahr. Zeichnungen versuchen dem Leser bemerkenswerte Stellen zu verdeutlichen. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß dieser Versuch mißglückte, denn die Zeichnungen bringen nicht einmal so viel als die Erzählungen bringen zu wollen sich bemühen. Schärferes Herausarbeiten der Probleme, Gestaltung mit Licht und Schatten, mit Bewegung und Spannung hätten mehr geholfen als braver Bildschmuck. Diese Feststellung werde gleichzeitig als Wunsch hingenommen, bei ähnlichen Veröffentlichungen Illustrationen so bescheidener Art wie hier zu vermeiden.

Kurt Scherg

Annette Kolb. Die Schaukel. Roman. S. Fischer-Verlag, Berlin. Was in diesem Buch geschwätzt, gelobt und abgetan wird und sich Roman nennt, ist eine bedeutungslose Skizze. Ich habe niemals ein so oberflächliches, affektiertes und ungeschickt geschriebenes Buch gelesen. Es verdient keine weitere Erwähnung. Kurt Scherg

Siegfried Berger. Glanz über einer kleinen Stadt. Eine Geschichte von Husaren, Kleinbürgern und Großfürsten. Verlag Friedrich Stollberg, Merseburg. 235 S. Leinen 4 RM. Siegfried Berger ist durch seine Novellen „Die tapferen Füße" bekannt, in denen er den Toten und Verwundeten des Krieges ein Ehrenmal errichtet hat. Jetzt tritt der Verfasser mit einem kleinen heiteren Roman vor die Öffentlichkeit, der ihn als glänzenden Erzähler zeigt. Der Besuch des russischen Großfürsten, Chef eines feudalen Husarenregiments, bringt die kleine Garnison in Aufregung. Der Regimentsadjutant, tadelloser Reiter und erfolgreicher Liebhaber, soll durch die gewichtige Tochter eines Barons der Nachbarschaft gerettet werden, da seine Güter überschuldet sind. Doch der rettenden „Landpartie" erstehen im Herzen des Reiteroffiziers zwei Rivalinnen. Da ist die Opernsängerin aus dem nahen Leipzig, die mit dem Husaren zusammen ein wundersames Paar ergibt. Und da ist die wilde Russin, das Naturkind, Tochter des Geschäftsträgers am Weimarer Hof. Es kommt wie es kommen muß: Sängerin und Naturkind scheiden als Lebensgefährtinnen bürgerlicher Ehe aus und bei der Erklärung gegenüber der „Landpartie" — schläft der Held ein. Neben diesem begibt sich noch mancherlei: die Bürger der kleinen Garnison- und Beamtenstadt bringen dem Großfürsten einen Fackelzug; eine aus festlichem Anlaß veranstaltete Schleppjagd verläuft nicht ohne besondere Hindernisse; das russische Naturkind be„reitet" im wahrsten Wortsinne erhebliche Aufregungen; der Adjutant, preußischer Offizier und Standesherr, geht in die Zirkusmanege. Ein toller Wirbel, der dem Leser helles Vergnügen macht, sodaß er manchmal lauthals auflacht. Im Hintergrunde der Ernst eines Zeitenwandels. Es ist gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts. Der russische Besuch läßt weltgeschichtliche Möglichkeiten vorausahnen — ganz schwach. In Fabrikschornsteinen steigt — man sieht es nur von Ferne — der Rauch auf. Näher schon, gelegentlich sehr aufdringlich, erscheint der Name eines Rechtsanwalts, der von den Stamm-

gütern der alten freiherrlichen Familie als Masse spricht — der Ausdruck einer neuen Zeit. Über allem aber doch, nicht nur über der kleinen Stadt, der Glanz echten Herren- und Rittertums — und die sprudelnde Heiterkeit echten Dichtertums.

Reiter, Kavaliere, Liebhaber werden das kleine, geschmackvoll ausgestattete Werk gerne als kleines Geschenk verwenden, das wirklichen Genuß bereitet. Der Verfasser hat mit ihm gutes Können bewiesen. Das liebenswürdige Buch nach den erschütternden „tapferen Füßen" zeigt seine Vielseitigkeit und läßt wertvolle Gaben erwarten. Harro Härlen

Hjalmar Fries. Der Mann Marius. Aus dem Norwegischen übertragen von Per Schwenzen. L. Staackmann Verlag / Leipzig 1935. — Vielleicht hat jemand diese Abenteuer erlebt. Er ist zu bedauern. Bedauerlicher ist, daß sie zu einem Roman zusammengefaßt wurden, der ohne Tiefe, voller Sentimentalität, nicht mehr ist als ein Abenteurerroman gewöhnlichster Art. Darüber kann man sich weder durch geistreichelnde Aussprüche täuschen lassen, noch dadurch, daß dieser sogenannte Mann Marius nach vierzig Jahren Weltwanderschaft ein Leben beginnen will, indem er rodet und pflanzt. Wahrhaft ein Faust, doch mit dem Vorzug zwei Kinder in die Welt gesetzt zu haben. Das einzig Bewundernswerte ist die Regie in diesem Buch, die alle Knalleffekte so folgen läßt, daß aus Süße und Sentimentalität, aus Mißerfolg und höchstem Erdenglück eine Spannung entsteht, die gewiß manchen Reisenden bis zu seinem Ziel beschäftigt. Bemerkenswert ist selbstverständlich die Unzahl von herrlichen Tagen und Nächten mit der Amerikanerin Ruth, die steinreich und in Scheidung begriffen für Marius in Athen auftritt, gerade als er nicht mehr weiter kann. Sie stirbt logischer Weise zur Zeit als er seine Sache geschmissen hat. Man lese folgende kostbare Probe aus diesem Buch, die mein Urteil rechtfertigen soll. Seite 230 heißt es wörtlich: „Nur auf die Treue und Kraft des eigenen Ackers kann man sich verlassen. Die Erde ist nie hysterisch, trotzdem sie eine Frau ist, und das ist eben ihr größtes Wunder..." Kurt Scherg

Bruno Nelissen Haken. Herrn Schmidt sein Dackel „Haidjer". Mit 98 Pinselzeichnungen von Hans Speidel. Gerhard Stalling. Verlagsbuchhandlung Oldenburg i. O., Berlin. Mit Geschick und unbekümmerter Fröhlichkeit geschriebene Erlebnisse eines Hundes. Kleine Zeichnungen versuchen dem Leser einzelne Augenblicke näher zu bringen. Das Buch unterhält gut ohne besondere Ansprüche zu stellen. Kurt Scherg

Friedrich Deml. Regensburg, die steinerne Sage. Gedichte. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München). — Friedrich Deml ist bekannt geworden durch seinen an Inhalt schweren, an Form eigenwilligen Gedichtband „Sprache der Dinge". Der Erzählungsband „Das Totenbrett" und das in seiner Sprache und Form mustergültige Hörspiel „Dietrich Eckart" haben sein Talent auch in den beiden anderen Hauptformen der Dichtkunst bewiesen. Jetzt legt er wiederum einen schmalen und doch so gewichtigen Gedichtband vor, eine willkommene und schöne Gabe an die Freunde der alten Reichsstadt.

Deml ist in diesen Gedichten, wie auch in den früher veröffentlichten, die Kraft zu eigen, inneres Bekenntnis zu Deutschland, Erlebnis der bayerischen Landschaft mit dem Glauben an den christlichen Gott zu vereinen und das aus tiefster Wahrheit heraus zu gestalten. So steigen aus dem Antlitz der Gegend um Regensburg die steinernen Denkmäler der Stadt, z. B. der Dom, die Alte Brücke, als ewige Boten des Himmels und die kräftige, alle Vorbilder — es sei, daß der Dichter von Homers einzigartiger Kunst, in der Schilderung Wesen im Stoff, also wirkliche Dichtung zu geben, etwas übernommen hat — leugnende Sprache und Darstellung schließen jedes einzelne Gedicht als kleines Kunstwerk für sich zu einem geschlossenen Ganzen ab. Dennoch fließt der Strom gleicher Empfindung durch alle Verse, was zu dem Eindruck beiträgt, daß der Gedichtband nicht etwa nur Bild an Bild reiht; nein. Deml hat hier eine Verdichtung des Lobes auf die Stadt Regensburg geschaffen, die, auch die völkerverbindende Donau in ihrem ewigen Fluß erfassend (besonders im letzten Gedicht „Donaumythos" ist dies gelungen), ein echtes deutsches Kunstwerk genannt werden darf.

Wir wünschen nur, daß Deml auch weiterhin Werke vollende, wie wir sie bis heute von ihm kennen. Carl Watzinger

Gustav von Festenberg, Bimbo. Zwei Novellen. Verlag L. Staackmann, Leipzig. — Zwei Schülernovellen, die von Liebe und Eifersucht, Erkenntnis und Reifwerden handeln. Sie verraten tiefes Verständnis für die Seele erwachsender Menschenkinder, sind fesselnd und fein geschrieben. Jugendliche dürften sie mit besonderer Anteilnahme lesen.

Hans Lienert

Heinrich Rendtorff, Gottes Aufgebot in der Welt. Kranz-Verlag, Berlin 1935, 132 Seiten. — Es ist eine nicht ganz gewöhnliche Erscheinung, unter den Buchbesprechungen dieser Zeitschrift auch einen Band evangelischer Predigten zu finden. Aber hier handelt es sich um ein Buch, für das man getrost in jedem Leserkreis, der an den geistigen Fragen der Zeit Anteil nimmt, Aufmerksamkeit erwarten darf. Die 27 Predigten dieses Bandes sind von Ostern bis Advent 1934 gehalten worden, also in einer Zeit, in der es schwere Spannungen und harte Kämpfe nicht nur im deutschen Protestantismus, sondern im deutschen Volksaufbau überhaupt gab. Es ist wundervoll, wie lebensnah und wirklichkeitsverbunden diese Reden sind und wie sehr sie sich dabei von jeder parteiischen Stellungnahme ferne halten. Nur die heiße Liebe und bedingungslose Dienstbereitschaft dem deutschen Volke gegenüber weht durch alle Gedanken hindurch und steigert sich stellenweise zu ergreifender und mitreißender Stärke. Die Sprache ist von der Einfachheit und plastischen Klarheit, wie sie H. Rendtorffs Schriften in besonderem Maße kennzeichnet. Man erhält nicht gelehrte Theologie, sondern lebendige Verkündigung eines tiefgläubigen Christen. Dazu sind den meisten Predigten sehr bekannte, schlichte Bibelstellen zugrundegelegt. Die biblischen Gedanken werden in seltener Weise ausgeschöpft und für den deutschen Menschen unserer Tage lebendig gemacht. Was den Hochgeistigen und

den Einfältigen in gleichem Ernste ergreift und beschäftigt, das wird hier in einer reichen Fülle von Bildern und scharf umrissenen Gedanken lebendig und eindrucksvoll vor den Leser gestellt. Man staunt, wie sehr in diesen Reden sowohl aus der Bibel wie auch aus dem Leben unserer Zeit tief und kraftvoll geschöpft wird. Wem die Bibel und die Glaubensfragen ein eigenes Anliegen geworden sind, wer im besten Sinne des Wortes „erbaut" und innerlich gestärkt werden will, der greife zu diesem Buch. Es ist, wie selten eines, dazu geeignet, dem Leser die Bibel zu erschließen und ihn mit ganzem Ernst vor die Fragen unserer Zeit zu stellen.

Dr. Konrad Möckel

Alfred Margul-Sperber, Gleichnisse der Landschaft. Gedichte. Im Selbstverlag des Verfassers, Storojinetz 1934. — Alfred Margul-Sperber, der in deutscher Sprache dichtende jüdische Dichter aus der Bukowina, setzt vor seine Gedichtsammlung ein Geleitwort, das sehr aufschlußreich die Einstellung des Dichters zu seinem Gedicht umschreibt. Es enthält das Bekenntnis zur Bukowina, „deren Landschaft den unablässig variierten Gegenstand seiner Dichtung bildet", weiters das Bekenntnis „zu allem Veralteten und Herkömmlichen in Form, Wahl und Behandlung seiner dichterischen Gegenstände". Er hat in bewußter Absicht seinen Stoffkreis abgegrenzt und zuweilen die Wahl des gleichen Themas bis zur ermüdenden Einförmigkeit getrieben, weil er aus der tragischen Erkenntnis der Unmöglichkeit, das Urbild zu erreichen, nicht oft genug den Versuch unternehmen zu müssen glaubte, diesem Urbild näher zu kommen. Ein Gedicht kann niemals den großen Gegenstand ersetzen, der es hervorruft, und Maßstab der Künstlerschaft sind und bleiben einzig: die Echtheit und Stärke des Erlebnisses an diesem Gegenstande und die Fähigkeit, in der Seele des empfänglichen Lesers eine Wiederholung dieses Erlebnisses . . . Aber allen Wahn und Haß, Kampf und Krampf der Zeit überdauert die ewige Landschaft, lächelnd und erhaben, feierlich und schweigend . . ."

Die Gedichte selbst rufen den Eindruck hervor, daß die „ewige Landschaft" dieser Lyrik überhaupt nicht in einem bestimmten landschaftlichen Bezirk beheimatet ist, es sei denn, daß die immer wiederholte Wahl von Waldmotiven auf das Buchenland hindeutet. Wald und Wiese, Baum und Quelle, Nacht und Mond werden in ihrer ort- und zeitlosen Existenz dichterisch zu fassen gesucht — mit dem herkömmlichen „veralteten" Mitteln, die Sperber mit feinem rythmischem Gefühl und einer fast zu sicheren Sprach- und Formbeherrschung handhabt. Es drängt sich der Eindruck auf, daß sich ihm die formalen und sprachlichen Gestaltungsmittel zu leicht ergeben, daß manchen Gedichten die innere Spannung, die letzten Endes nur aus dem Ausgleich innerer Widerstände erwächst, zu sehr fehlt. (Im Bereich siebenbürgischer Dichtung findet man in E. Neustädter sein äußerstes Gegenstück, in dessen stärksten Gedichten noch der Nachklang dieser inneren Widerstände als eigentümlich-fesselnde Herbheit zu spüren ist.) Vielleicht war es in einigen Fällen auch

unmöglich, den Gefahren schon ausgefahrener Formen ganz zu entgehen. Die stärksten Leistungen Sperbers scheinen an zwei Polen seines thematischen Bereiches zu liegen: dort, wo ihm die Gestaltung zeitlosen landschaftlichen Daseins gelingt, ohne jede Beziehung zu menschlicher Naturferne (der Wald, Abendlicht, einiges in den Mondgedichten) und dort, wo er, über die persönliche Not hinauswachsend, einen schwingenden, sehr musikalischen Ausdruck für menschliche Schwermut und Verlassenheit (der Brunnen, der Spiegel, Epilog) findet in einer Wesensschicht, wo jenseits aller Verschiedenheit der Ausdrucksmittel die rassische Verwandtschaft etwa mit der Lasker-Schüler oder mit Ehrenstein fühlbar wird. Aus dieser Grundspannung zwischen menschlicher Seelennot und Einsamkeit und der erlösenden Hingabe an die Natur mag letzten Endes Sperbers Dichtertum geflossen sein. H. Krasser

Veronika Lühn, Die Chronik des Amtsschreibers von Thorshafen. Erzählung von den Far-Oer-Inseln. Verlag A. Langen und G. Müller, München. — Mit erstaunlicher Bildkraft weiß in dem schmalen Bändchen die junge Dichterin mit wenig Strichen wuchtig-lastende, fast erdrückende Schicksale zu gestalten. Das Geschehen ist in die Mitte des 17. Jahrhunderts verlegt; die Schreibweise dem Chronikstil dieser Zeit angeglichen, dabei einfach, klar, geprägt und einprägsam. Die Gestalten sind groß und herb, ohne Angst vor dem Zwang des Lebens, ohne Grauen vor den Schrecken des Todes, wie Menschen der Edda, wortkarge Männer des Nordens und stolz-unbeugsame Frauen. Man kommt von dem Buch nicht los, weil es den Leser mit seinen Gaben reicher macht und ihn auf seinem weiteren Weg begleitet. Man wird von Veronika Lühn noch mehr zu hören bekommen. Hans Lienert

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. In diesem Heft erscheinen neben den Aufsätzen der zum engeren Kreise der Mitarbeiter gehörenden Verfasser und neben der Fortsetzung der rumänischen Gedichtreihe, die diesmal Lucian Blaga, den bedeutenden, unseren Lesern nicht fremden Dichter umschließt, zwei Aufsätze, auf die hingewiesen sei, einmal auf die Betrachtung von Luise Netoliczka über die sächsische und rumänische Volkskunst — Dr. Luise Netoliczka ist durch ihre volkskundlichen Forschungen und ihre Mitarbeit am Klausenburger Volkskundemuseum bekannt geworden — und zweitens ein Aufsatz von Oskar Wittstock über die Bestrebungen der volksdeutschen Gruppen in Europa, deren bester Kenner in Siebenbürgen wohl Wittstock ist.

Im nächsten Heft werden die Neuerscheinungen unseres heimischen Schrifttums, die letzten Bücher von Adolf Meschendörfer, Arnold Roth, Erwin Wittstock und Heinrich Zillich ausführlich betrachtet werden.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Braşov-Kronstadt, Jon-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.



Margarete Netoliczka Hiemesch, Mädchenbildnis, Pastell

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
12. JAHR DEZEMBER 1935 HEFT 12

Advent vor Buchläden

Von Heinrich Zillich

Die Wochen vor Weihnachten sind nicht nur die Himmelszeit der Kinder. Sie rücken auch ins Dasein der Erwachsenen als die Frist, wo die Dinge des Alltags den Schimmer eines wunderbaren Ereignisses tragen, in das wir verzaubert hineinwandern. Das Kommende strahlt uns an. Und wenn wir gleich wissen, was da kommt, so ist doch in uns eine Heimlichkeit und Freude voll Hoffnung und Wunderglauben. Unser äußerer Himmel ist grau im frühen Winter, kahl das Geäst, neblig die Berghänge. Selten wird uns ein Dezember beschert, wo der Schnee knirscht und die klare blaue Kälte sich wie der Spiegel der Weihnacht weitet oder wo der schweigende dichte Flockenfall in unseren Ohren als ein unhörbares Klingen tönt. Dennoch denken wir, wenn uns Weihnachten in den Sinn kommt, an tiefen Schnee, an dichtes Fallen lautloser Flocken und an eisigen klaren Himmel. Wir kümmern uns nicht um das Grau endloser Wochen, weil unsere Erwartung stärker ist als das Bild der Natur, die wir in solch trüber Gestalt nicht lieben. Wir werden sehnsuchtsgetriebene Schöpfer einer reineren Umwelt, öffnen für unsere Hoffnung den inneren Seelenraum und ohne zu zaudern, gehen wir durch seinen knirschenden Schnee, durch seinen erlösenden in Flocken herabsinkenden Frieden.

Darum ist es auch gleichgültig, wo wir hausen und wo wir gehen vor Weihnachten. Wenn uns nicht schwere Not fesselt, ist unsere Sehnsucht immer da, unser Traum ein so warmer Mantel, daß wir im Frost wohl frieren können, unser Herz aber zittert vor Erwartung. Solche Weihnachtserwartung ist deutsch und vielen Völkern unverständlich, die in einer bunteren Natur leben.

Das Fest der Weihnacht selbst ist überall schön, weit und zugleich geborgen, da es in einem Zimmer umschlossen liegt, mag dies im sechsten Stock eines Miethauses sein oder im einsamen Forst-

haus — die Adventszeit aber ist am schönsten in der kleinen Stadt, denn die große stellt sich zu breit mit ihren Schätzen vor uns hin. Sie verwirrt. Wo wir jenen schenken wollen, die uns am nächsten sind, bietet sie uns zu laut und grell hundert verschiedene Dinge an. In der kleinen Stadt aber wird die begrenzte Wahl zur unbegrenzten Freude. Man muß Zeit haben dazu. Man muß die Auslagen oft besichtigen. Man muß seine Wünsche an den Herrlichkeiten der Geschäfte nähren können. Der Junge, der sich einen Indianerschild wünscht, sieht ihn täglich an der gleichen Stelle bis seine Sehnsucht verzehrend wird und er von ihm träumt. Und es ist auch schon vorgekommen, daß ernste Männer täglich einen Umweg machten, um einen prachtvollen Photoapparat immer wieder zu betrachten, den sie sich nie kaufen können, weil der Geldbeutel ein Loch hat.

Einige Geschäfte scheinen sich ununterbrochen zu verwandeln, jene, die so viel Kleinzeug verkaufen, das man nicht klug daraus wird, sieht man in die Auslagen. Da gibt es zahllose Dinge. Man muß die Warenbauten von oben bis unten langsam betrachten, als läse man die Zeilen einer Buchseite. Und darum muß man auch täglich wieder zu lesen beginnen, denn wie beim meisten Gelesenen vergißt man auch hier den Inhalt.

Unter den sich immer wandelnden Auslagen sind die der Buchläden die schönsten. Eine ganze Wunderwelt liegt da verschlossen hinter den Leinenbänden und den bildergeschmückten Umschlägen. Es ist gar keine Wunderwelt, es ist die Welt. Hier kann man nicht mit den Augen springen wie in einer Spielzeugauslage und da einen Elefanten, dort eine Eisenbahn angucken, hier muß man schon verweilen und hinter das Buch zu sehen bemüht sein, ganz wie in der Welt, wo man auch nicht weiß, was hinter einer Erscheinung nachfolgt. Viele Buchtitel kennen wir, und wenn wir die Bücher auch nicht alle lasen, wir können doch wie durch eine Fensterluke hineinblicken in eine dämmernde Vorstellung ihres Inhalts. Andere Bücher begrüßen wir, die altbekannten mit einem Nicken, und dabei taucht wieder auf, was sie uns gaben oder verweigerten. In Reihen liegen die neuen Bücher, die niemand kennt als jene, die sie schufen. Sie liegen wie Boote am Ufer der Werft zur Ausfahrt bereit und in den kleinen Schiffen ist ein Steuermann versteckt; es ist kein Motor, den man anwerfen oder abstellen kann, es ist ein unsichtbarer Geist,

der das Boot steuert, wenn wir uns ihm anvertraut haben. Er entführt uns und mancheiner lenkt unsere Fahrt in Schilf und Moor; andere zu Ufern, deren Zweige ins Wasser hängen, singend von Sonne und Weite; andere treten nach der Ausfahrt vom Kiel zum Bug vor und breiten die Arme und ehe uns der erschrockene Atem wieder aus dem Munde strömt, ward unser Kahn ungeheuer groß; mit Segeln, die West und Ost verbinden, die grenzenlos über Meer und Land sich spannen, treiben wir hart und klar gesteuert ins Ewige hinein. Die Bootbank schwand, wir gehen, Acker ist unter den Sohlen, aber auch der Salzgeruch der Küsten und das blaue gnadenlose Auge der Vorsehung.

Boot neben Boot — wir wählen nicht jedes, wir sehen uns die Flagge sehr genau an, unter der es zur Ausfahrt bereit liegt, wir prüfen den Namen des Kahnes, ja wir sehen uns, obgleich dies bei unserer Fahrt nicht so wichtig ist, auch seine äußere Form an und sind oft verführt davon. Boot neben Boot — welche Milliarden von Gedanken scheuchen sie auf hinter den unzähligen Stirnen, die sich dem Schaufenster zuneigen! Wieviel Unsinn wird vor der Scheibe gedacht, während dahinter die Welt wartet. Und doch dünkte es mich von jeher, daß vor den Auslagen der Buchhändler eine unsichtbare Zone des Schweigens liegt, der jeder Neugierige einen kleinen Tribut zollt, ehe er seine Einfälle aufsteigen läßt.

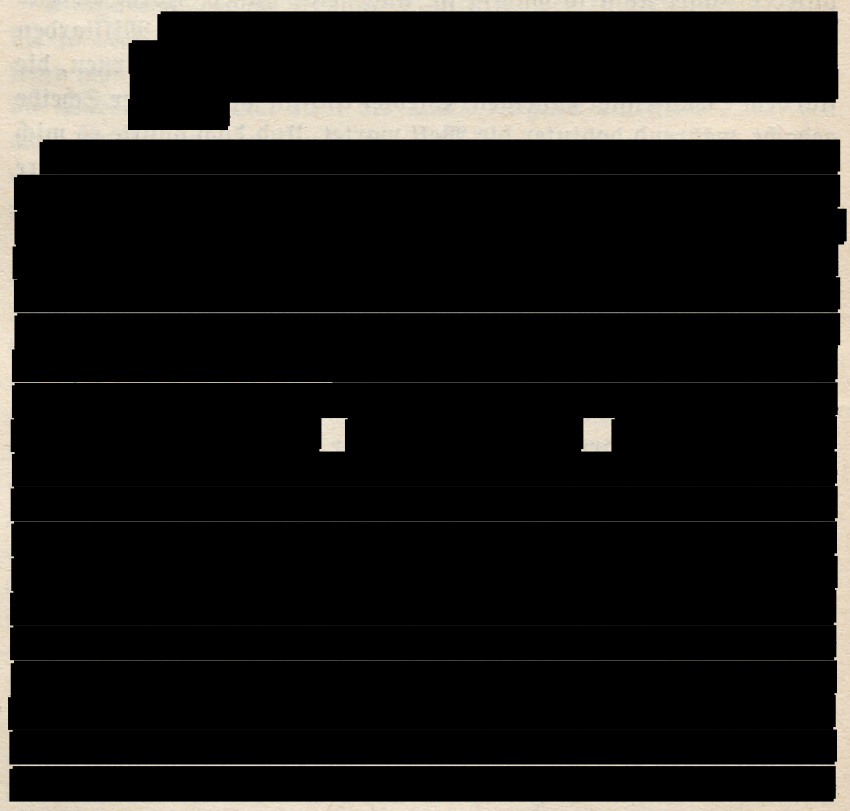
Vor Spielzeugladen schreien die Kinder im wilden Entzücken der reinen Lust, aber auch ihnen erstirbt mitunter das Wort und ihre Augen werden rund und gläubig und wie Schächte, die das Licht einsaugen. Vor den Läden der Lederwaren, der Kleider, der Schuhe, der hundert anderen Dinge, die zu Geschenken taugen und Freude aussäen, ist der Lärm nicht so laut, aber dauernder. In Ehrfurcht erstirbt da selten ein Laut, da wird beim Sehen geschätzt, verglichen, nachgedacht, mit einem Wort: gehandelt ehe man noch ins Geschäft tritt. Aber bei den Buchhandlungen wird man still. Bücher lassen sich von außen nicht so leicht erkennen wie andere Waren. Bücher sind gefährlich, ihr Antlitz ist strahlend, ihr Herz noch verhüllt. Wir werden es später entdecken. Und darum ist der Bucheinkauf nicht nur vor Weihnachten, sondern immer der Adventszeit verwandt. Das Buch strahlt uns wohl an wie die kommende Weihnacht und wir gehen ihm entgegen wie einem schönen Ereignis, das sich öffnen soll. Wissen wir, ob sich unser Hoffen erfüllt? Wissen wir,

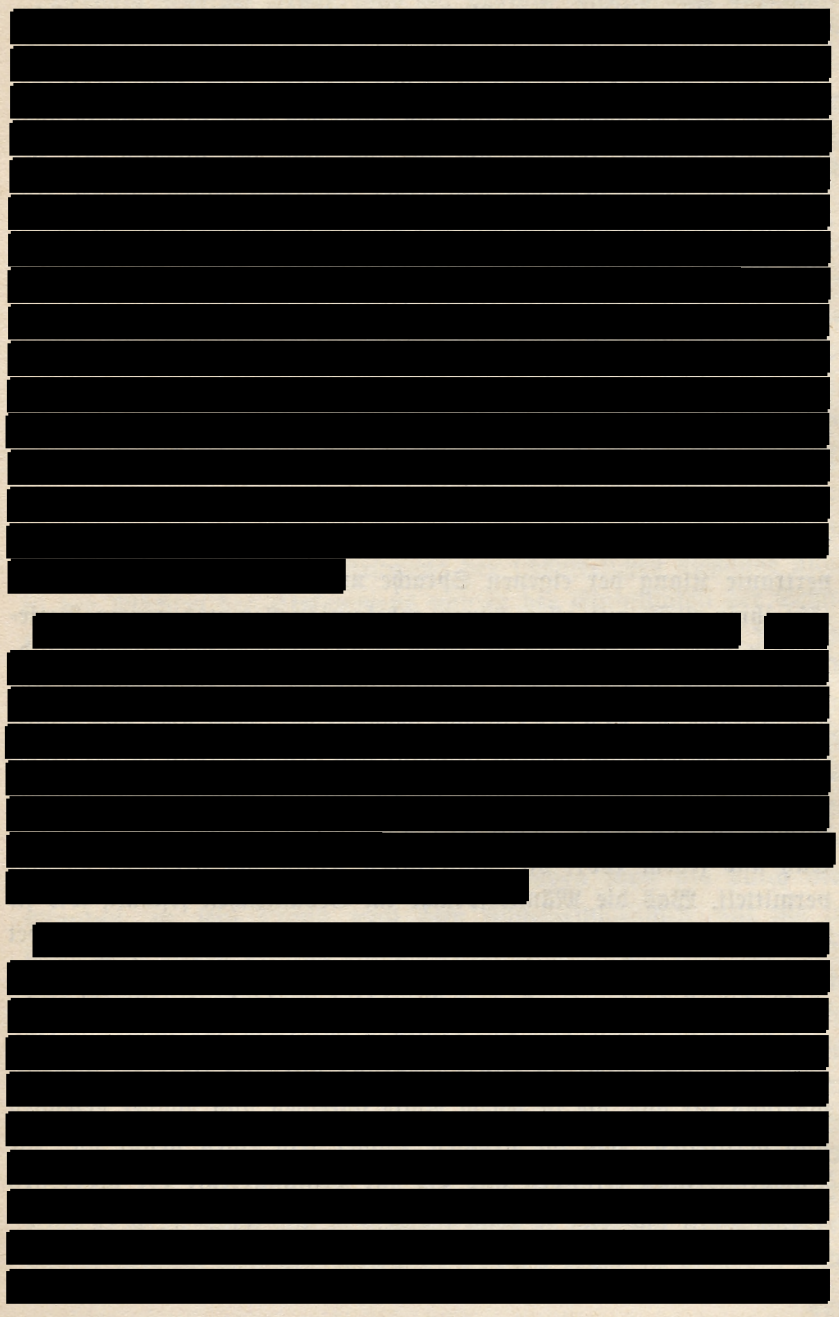
ob die Weihnacht uns gibt, was sie uns oft schenkte und wir uns ewig mit ihr verbunden wähnen? Ist nicht an Weihnachtstagen im Kriege gekämpft und getötet worden?

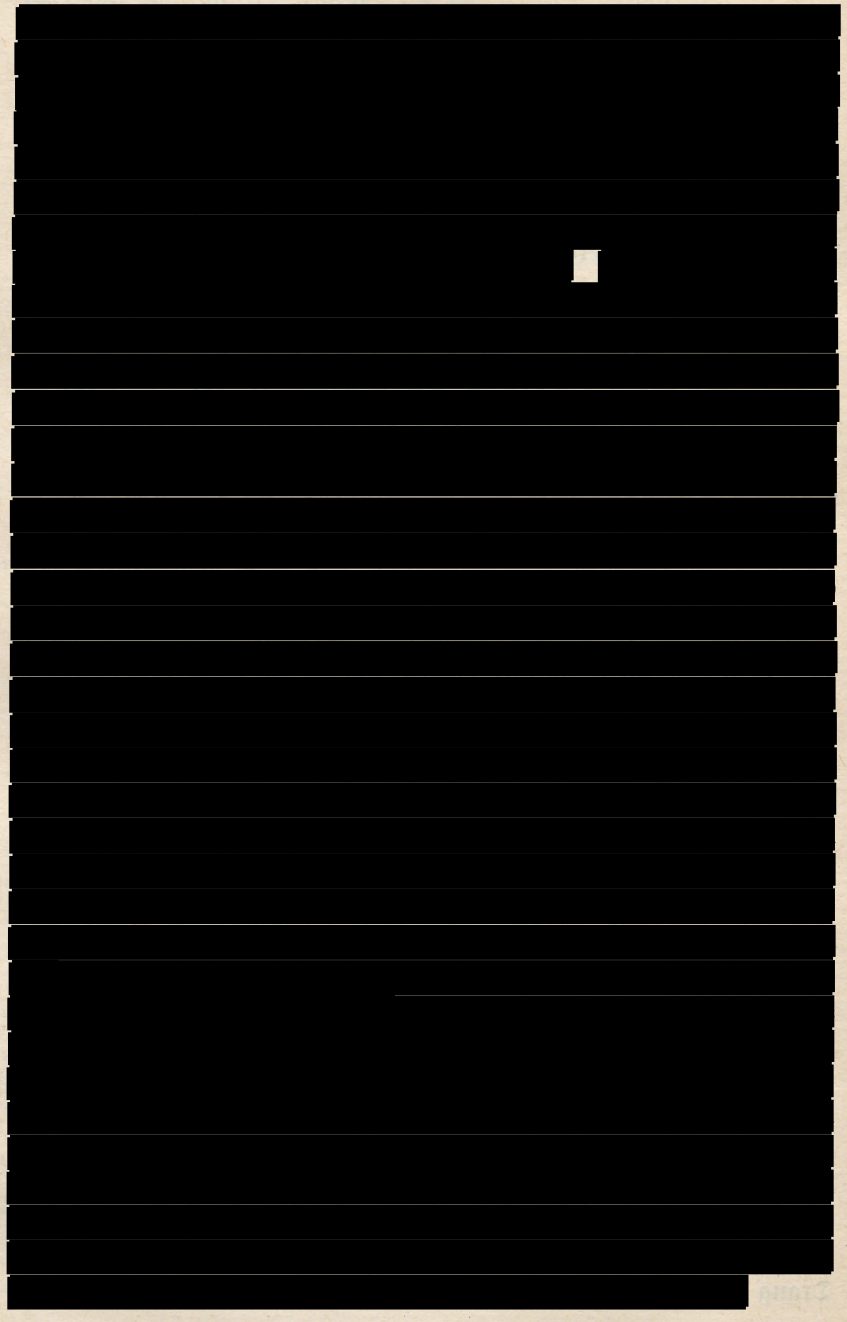
Müßige Fragen! Unser Leben fordert, daß wir immer wieder ausfahren. Daß wir das Boot wechseln, wenn es leck wird. Daß wir hinter dem trüben Himmel den klaren suchen. Daß wir glauben und vertrauen. Und so kommt die Weihnacht stets aufs neue heran wie die Bücher mit sehr viel Licht, doch weil sie aus Gottes fernen Geheimnissen angestrahlt ist, erfüllt sie unseren Sehnsuchtstraum öfter als die Bücher.

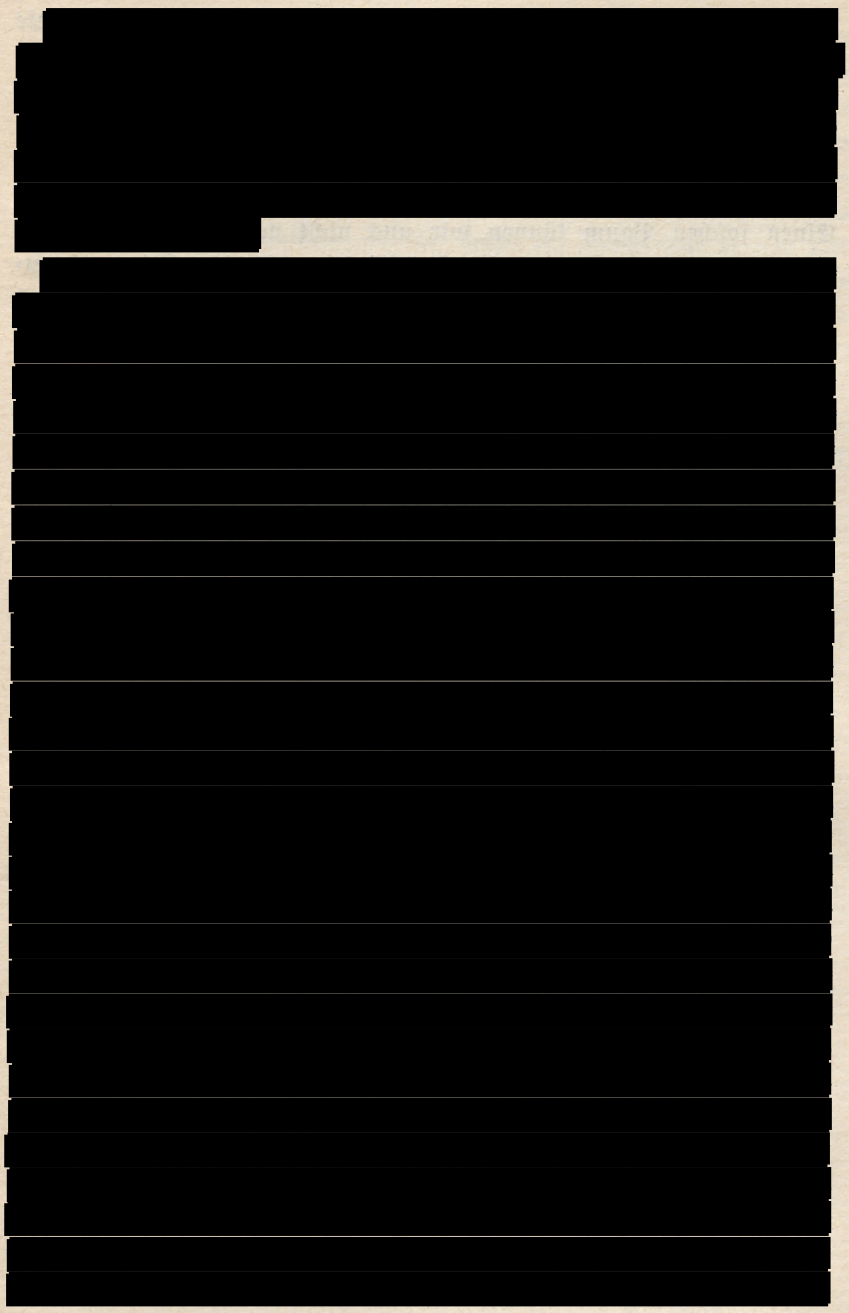
Volksdeutsche Botschaft

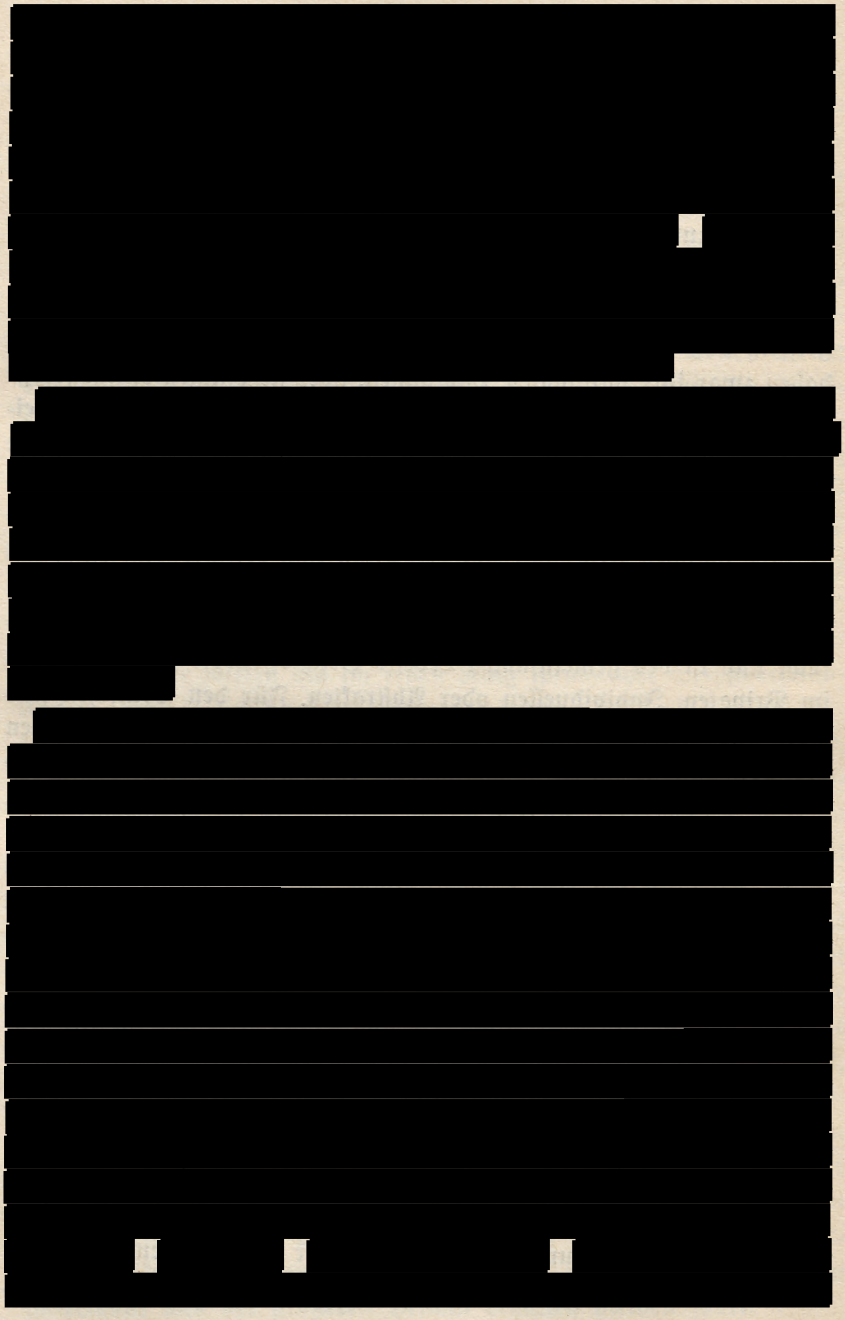
Von Erwin Wittstock

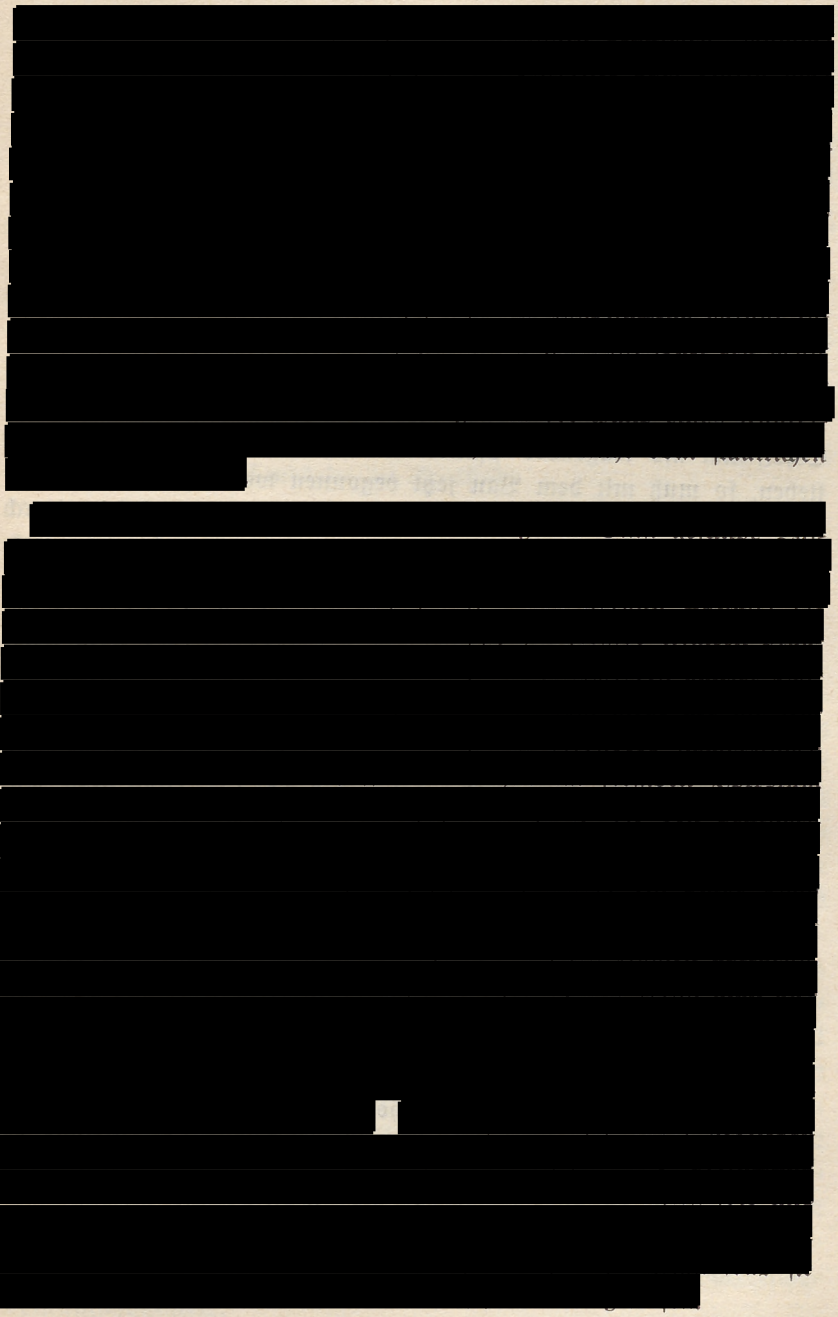


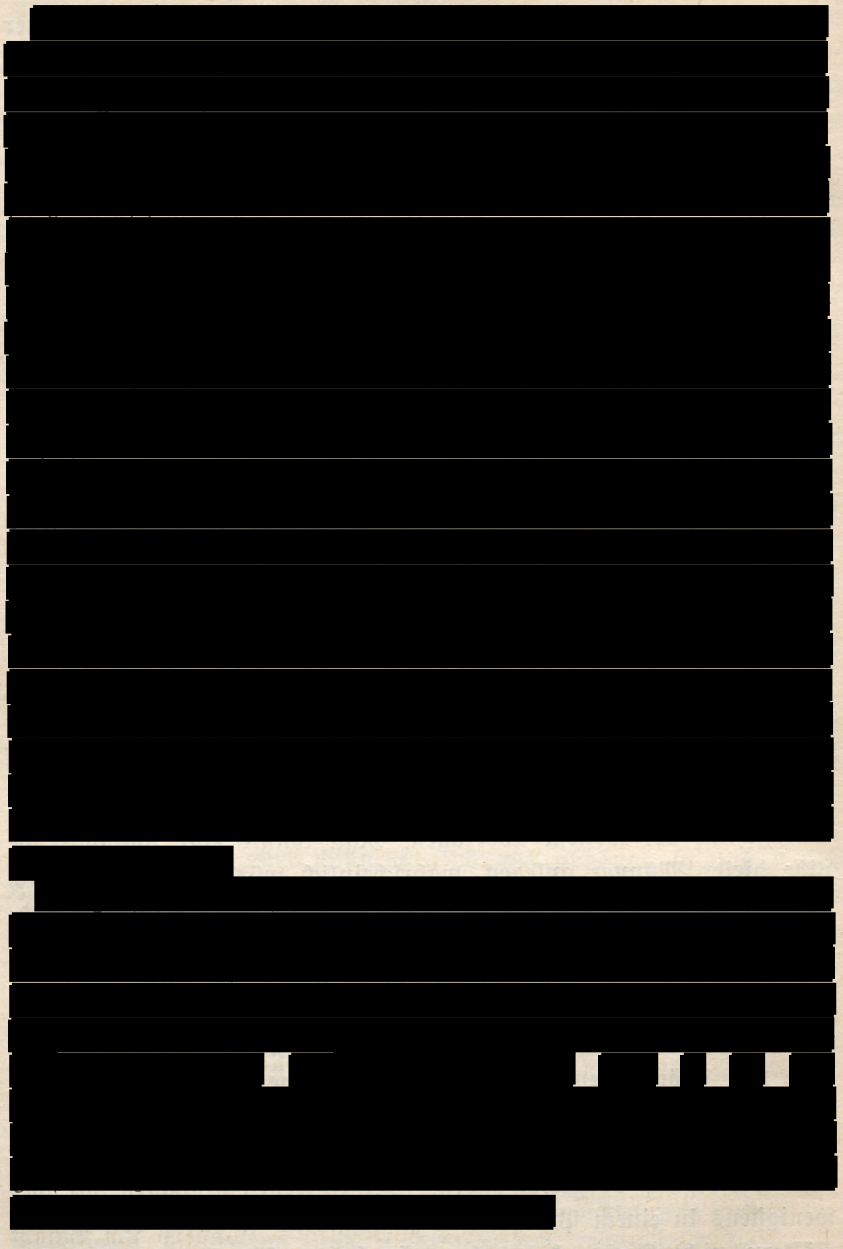












Die Jahresernte

Zu den heimischen Neuerscheinungen des Jahres 1935

Von Harald Krasser

Adolf Meschendörfer, Der Büffelbrunnen, Roman, 1935, Albert Langen/Georg Müller, München.

Erwin Wittstock, Die Freundschaft von Kockelburg, Erlebnisse der Sieben, 1936, Albert Langen/Georg Müller, München.

Emil Witting, Der Fechter, Ein Lebensbild des Karpathenhirsches, 1935, Im Selbstverlag, Hermannstadt.

Heinrich Zillich, Die Reinerbachmühle, Eine Erzählung aus Siebenbürgen, 1935, Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig.

Heinrich Zillich, Komme was will, Gedichte, 1935, Albert Langen/Georg Müller, München.

Arnold Roth, Himmel im Blut, Gedichte, 1936, Verlegt bei Hans Meschendörfer zu Kronstadt.

Es hat wohl kaum je ein Jahr siebenbürgisch-sächsischer Dichtungsgeschichte einen solchen Reichtum dichterischen Ertrages aufweisen können, wie das eben zu Ende gehende. Nimmt man zur außergewöhnlich hohen Anzahl der Veröffentlichungen noch all die Ereignisse dieses Jahres, die schließlich auch Wertmesser sind des Ranges, der unserem Schrifttum zuerkannt wird — Meschendörfers Berufung zum Senator der Deutschen Akademie und die Wittstocks ins Preisgericht des auslanddeutschen Dichterpreises der Stadt Stuttgart, die neuerliche Zuteilung des „Neue Linie"-Preises an Zillich und seine Aufnahme in Reclams Universalbibliothek, die Übertragung von Wittstocks neuem Novellenband ins Italienische und seine Ansprache in der Krolloper zu Berlin am Tage des deutschen Buches — so kommt damit in trockenen Daten eine Geltung unserer Dichtung zum Ausdruck, die vor wenigen Jahren noch kaum ausdenkbar war und heute den höchsten Anspruch auf Bewährung ihrer Hauptträger erhebt. Unter diesem Gesichtspunkt müssen deren neue Werke betrachtet werden: als Leistungen, die eine errungene und weit über unseren Heimatsraum beachtete Höhe zu halten haben. So handelt es sich denn nicht mehr um literarische Durchbruchs- und Entscheidungsschlachten — die sind in den letztvergangenen Jahren geschlagen worden, als unsere Dichter in den literarischen Raum des Reiches vorstießen — sondern um Sammlung und Entfaltung auf der einmal erreichten Ebene dichterischer Leistungsfähigkeit.

Blickt man, über die neuen Gaben der schon Bewährten, zu denen man mit Recht auch Wittings neuen Roman zu rechnen hat, nach aufsteigenden Begabungen aus, so vermißt man auch in diesem Jahr vor allem selbständige Veröffentlichungen zweier Dichter, von deren Hervortreten man Wesentliches zu erwarten hat: Erwin Neustädter und Georg Maurer. Ein Werk aber liegt vor, das den Vorstoß neuer Kräfte bedeutet: Arnold Roths neuer Gedichtband, dessen Betrachtung die der Werke Meschendörfers, Wittstocks, Wittings und Zillichs abschließen möge.

*

Sammlung und Entfaltung — das ist das zutreffende Leitwort auch für Meschendörfers Roman „Der Büffelbrunnen". Nach dem leidenschaftlichen Pathos der „Stadt im Osten" die reife, volle Sprache geruhsamen Verweilens, nach jenem straff gespannten, vielgestaltigen Stil höchster Subjektivität im Erinnerungsbuch, nun das gleichmäßige aufgelockerte Strömen eines überlegenen Vortrags voll epischer Objektivität, aus dem Vollgefühl des sicheren Besitzes aller erzählungstechnischen Mittel.

Wenn man sich aus jener Szene des neuen Romanes, in der der Held vor dem Büffelbrunnen steht und nach seiner Art zu dozieren beginnt, die Deutung des Sinnbildes zu eigen macht, das dem Buche den Namen gegeben hat, — „Seit den Tagen der Erzväter haben alle Landsucher an einem Brunnen gerastet... Der Brunnen... Symbol des deutschen Menschen", — so ist man versucht einen Volkstumsroman der dobrudschaschwäbischen Landsucher zu erwarten, worauf auch die nicht sehr geschickte Ankündigung des Buches hinzudeuten schien. Was sich aber bei den Deutschen am Schwarzen Meer begibt, ist nur Episode, Station eines Entwicklungs- und Erziehungsprozesses, der den eigentlichen Inhalt dieses Buches bilden soll und für den die Erkenntnisse des Helden am Büffelbrunnen wohl einen entscheidenden Anstoß bedeuten. Der hauptsächliche Schauplatz des Romans aber und vor allem der seelische Raum, in dessen Atmosphäre sich auch das abspielt, was räumlich außerhalb ihrer Mauern vorfällt, ist „die Stadt im Osten". Meschendörfer ist auch in seinem neuen Buch dem alten, dem ewigen Thema seiner Dichtung treu geblieben.

Ein Entwicklungs- und Erziehungsroman also, ablaufend in der kurzen Zeitspanne eines Jahres zwischen den beiden Grenz-

stationen eines versponnenen Ästhetentums und einer gemeinschafts- und lebensverbundenen, ziel- und pflichtbewußten Daseinsführung. Lehrmeister sind das tätige Leben mit seinen verschiedenartigen Bewährungsproben und die junge Frau, die es in Brautzeit und erstem Ehejahr vermag ihren jungen Mann aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurückzuführen. Als Rahmen dieses Wandlungsvorganges tut sich nun wieder die Kronstädter Welt vor uns auf — diesmal weniger in den großen Antrieben und Wallungen ihres Gemeinschaftslebens und viel mehr in ihren idyllischen und komisch bewegten und erregten kleinstädtischen Zügen. Meschendörfers früher Hang zur Kleinstadtsatire — aus der „Leonore", aus „Vogel Phönix" — drängt wieder nach vorn, reifer und mit lächelnder Überlegenheit.

In diesem Rahmen nun wachsen dem Erzähler zwei Gestalten in die Handlung hinein, die vermöge ihrer Vitalität und ihres ungeheuer plastisch geratenen Eigenwuchses — und vermöge einer besonderen Fähigkeit Meschendörfers, Sonderlinge und Einzelgänger zu gestalten — alles übrige überschatten und sich mit der Rücksichtslosigkeit, die schon zu ihrem vom Dichter gewollten Charakter gehört, auch über den Anlageplan des Dichters hinwegsetzen. Die Gestalt des jungen Helden ist unfertig, schmalbrüstig und gewichtlos neben ihrer über ihre kompositionelle Funktion hinaus gesteigerten Eindringlichkeit, vielleicht auch weil seine einzelnen Bildungserlebnisse — die völkischen Ausschüsse etwa, aber selbst das Erlebnis der völkischen Not der Dobrudschadeutschen — zu wenig Blut und Überzeugungskraft haben, vor allem ihn auch zu wenig zu wirklichem Handeln verpflichten im Vergleich zu dem visionär überhöhten Gebaren des Bierkönigs und des Onkels Florian. Diese beiden bleiben der wertvollste Gewinn des Romanes: ein Gegensatzpaar von zeitloser Gültigkeit, der ewig planende zu jeder normalen Arbeit unfähige Phantast und der berufs- und arbeitsbesessene Arbeitsmensch in ihrem Kampf miteinander. Hier gelingt Meschendörfer wirklich, wie Erwin Neustädter in seinen überaus feinen Bemerkungen zu diesem Buch in der „Kronstädter Zeitung" sagte, „etwas was über siebenbürgische Typenschilderung hinaus in den Bereich großer Menschheitstypengestaltung und sinnbildstarker Konflikte vorstößt".

Übrigens sei, wie denn überhaupt der Aufstieg unserer Dichtung

mit einer erfreulichen Erweiterung ihres früher allzu begrenzten Stoffbereiches verbunden ist, festgestellt, daß der Bierkönig, abgesehen von seiner oben umschriebenen Bedeutung, zugleich auch eine bisher noch niemals dichterisch erfaßte Menschenart unseres Volkes verkörpert: jenes unternehmungsfreudige Kronstädter Industriellentum, daß die Geltung sächsischer Arbeitskraft über die Karpathen in fremdvölkische Gebiete vorgetrieben hat. Die Dobrudschaschwabenepisode bedeutet schließlich auch das erste übergreifen unserer Dichtung auf die übrigen deutschen Volksgruppen unseres Landes, — merkwürdig, daß es gerade die Schwarzmeerdeutschen sind, auf deren Volksboden schon der Ausgang von Wittstocks Roman hingedeutet hatte und in deren Lebensraum auch eine seiner neuen Novellen spielt. — Hier wird, seit Müller-Guttenbrunns „Der kleine Schwab" zum ersten Mal wieder, die befruchtende Wirkung einzelner deutscher Volksgruppen auf einander zum Gegenstand der Dichtung — sind das die ersten Anzeichen einer wachsenden Volksgemeinschaft?

*

Mit Erwin Wittstocks „Die Freundschaft von Kockelburg" ereignet sich schon kurz nach Erscheinen zum ersten Male die Tatsache, daß ein Buch siebenbürgisch-sächsischer Herkunft in eine der großen Literatursprachen übersetzt wird. Der Band, der unter so günstigen Vorzeichen seine Wirkung in die Weite beginnt, umfaßt eine Reihe von Erzählungen, die einem Rahmen eingeordnet sind, und von diesem Rahmen aus kann man wohl am besten an Wesen und Unterschiedlichkeit der einzelnen Erzählungen herankommen. Sieben Freunde erzählen einander eigene Erlebnisse. An einer Stelle klingt in einer Erzählungspause die Frage nach den Ausdeutungsmöglichkeiten des Wortes Erlebnis auf und es ist für die Beurteilung dieser Geschichten nicht unwesentlich sich diese Frage zu beantworten: Erlebnis — das ist das unverbindliche Abenteuer, ist aber auch ein Ereignis, das du bloß als Zuseher, ergriffen aber nicht mithandelnd, erlebst, und endlich: es ist der Schicksalsvorgang, in den du selbst handelnd, entscheidend, verantwortlich hineingestellt bist, der verpflichtet und umwandelt. Damit sind wir unmittelbar herangekommen an das spezifische Gewicht der einzelnen Erzählungen und an die Gesetze ihres inneren Aufbaues.

Der Forderung der Form entsprechend sind sie alle in der ersten Person erzählt und man erinnert sich dessen, daß Wittstock schon im

„Zineborn" in keiner Erzählung ohne das „Ich" des Erzählenden auskam, wenigstens um zu sagen, was er nun eigentlich erzählen wolle. Diese Eigentümlichkeit, verwandt jener primitiven Erzählerregel, nach der alles als selbsterlebt, -gesehen oder mindestens -gehört berichtet werden muß, um seiner Glaubwürdigkeit und Wirkung sicher zu sein, war für Wittstock — bewußt oder unbewußt — das Mittel einen bestimmten Blickpunkt zu gewinnen, von dem aus die Ereignisse zu betrachten waren. Er entäußert sich damit scheinbar des Wissens um die Hintergründe der Vorgänge, (die er, der Erfinder der Geschichten, natürlich kennt) er fällt zurück in die primitivere Anschauungsweise des miterlebenden Kindes oder bäurischen Menschen, vor dessen Augen sich das Geschehen umso elementarer und in seiner unzergliederten Lebendigkeit umso überzeugender abspielt. Seelische Vorgänge sind restlos in Handlung und Sichtbarkeit umgesetzt. Das gibt den Wittstockschen Erzählungen ihre schöne Ursprünglichkeit, den Mangel an Gestelltheit und an jener überständigen romantischen Ironie, die es nicht unterlassen kann, die Fäden freizulegen, an denen der souveräne Gestalter seine Handlung führt. Es ist bezeichnend, daß im „Zineborn" nirgend der Erzähler selbst als Handelnder in den Vordergrund tritt — mit Ausnahme der bezeichnenderweise schwächsten Erzählung des Bandes „Der Schrank".

Wittstock hat die beiden zweifellos erfülltesten Erzählungen dieses frühen Bandes in sprachlich gereinigter Form ins neue Buch hinübergenommen: „Die Verfolgung" — ehemals „Petrus Litzki und die Christenverfolgungen" — dieses Meisterstück geballter Kraft, wortkarg, sehr geschlossen, außerordentlich anschauungsstark und von einem tiefen Wissen um die überpersönlichen Schicksalsmächte des bäuerlichen Daseins, und „Die Bienen", gestraffter als in der ersten gefährlich auseinanderfließenden Fassung, Zeugnis für die Überfülle von köstlichen, fast Wilhelm Busch-artigen Einfällen, aus denen sich Wittstocks Geschichten aufbauen, und schon der Aufklang jenes eigentümlichen Ineinandergreifens humoristischer und tiefernster Motive, das eines seiner stärksten Wirkungsmittel ist. Es kehrt in „Der Orgelspieler" wieder, und hier hat sich schon, gegenüber der bisherigen Rolle des Unbeteiligten, der Erzähler viel unmittelbarer in die Handlung miteinbegriffen; dementsprechend wächst die unmittelbare Darstellung seelischer Vorgänge und innere

Wandlungen deuten sich an. Die spätere Erzählung „Die große Verheißung" bringt ein Zwischenglied, das sich abseits der hier nachgezeichneten Entwicklung stellt: ein Abenteuer, exotisch und außergewöhnlich, außerhalb auch des landschaftlichen Rahmens Siebenbürgens, auf Spannung und exotischen Reiz angelegt. Man empfindet sie als schwächste des Bandes, fast als Fremdkörper.

Am Beginn und am Ende der Reihe stehen aber die beiden Erzählungen, die man nicht nur als Endpunkte der aufgezeigten Entwicklung, sondern zugleich als den bisherigen Höhepunkt in Wittstocks Werk betrachten muß: „Der Viehmarkt von Wängertsthuel" und „Die Freundschaft von Kockelburg". So sehr sich diese beiden Erzählungen voneinander unterscheiden in Art und Umfang ihrer Handlung — die erste umspannt zeitlich die 24 Stunden eines Markttages, die zweite ein ganzes Schuljahr — ihre wichtigsten Wesenszüge heben sie gemeinsam von Wittstocks früheren Erzählungen ab. Der Erzähler ist selbst zum Helden seiner Erzählung geworden und damit gewinnt der Dichter die erzählungstechnischen Möglichkeiten zu einer Verinnerlichung seiner Kunst. Es handelt sich beide Male um Läuterungs- und Reifeprozesse jugendlicher Menschen — auf verschiedener Altersstufe. Sie werden in jenen schicksalhaften Ablauf miteingeschlossen, der den Menschen in Schuld und Sühne verstrickt um ihn reif und männlich zu machen, sie sehen sich dem Tod gegenüber um den tieferen Sinn des Lebens zu begreifen, und werden von den geheimen Gesetzen des Werdens und Vergehens angerührt, die schon in der „Verfolgung" dunkel aufklangen. Dieser neue Tiefgang der Erzählungen ist dabei nicht mit einer Einbuße an jener vollen Gegenständlichkeit und Stoffülle erkauft, die Wittstocks eigentümlichster Besitz ist. Mit einer sehr sicher gehandhabten Kunst des Retardierens weiß Wittstock köstliche Schilderungen und Episoden in den Gang der Handlung einzubauen und trotzdem stellt man ein weiteres Zeichen der Reife: einen strafferen, unbeirrteren Aufbau fest als in den früheren Werken. Die hymnischen Schlußabschnitte des Bandes klingen in die Worte aus: Heimat und männlicher Geist. Eine treffliche Formel für den Geist dieses Bandes: denn hier stehen wir vor einer Kunst, die tiefer als die jedes anderen im heimatlich-dörflichen Boden und im Herzen unseres Bauernvolkes seine Kraftquellen hat und vor unseren Augen zu einer schönen und ernsten Männlichkeit gereift ist.

*

Emil Witting hat sich mit seinem neuen Buch „Der Fechter" wieder dem Gebiet zugewandt, auf dem seine reinste und geglückteste künstlerische Leistung liegt: dem Tierbuch, und es sei gleich ausgesprochen, daß dieses Lebensbild des Karpathenhirsches dem „Frate Niculae" ebenbürtig ist. So wären denn all die Worte des Lobes zu wiederholen, die man zum Preise dieses Buches aufgewendet hatte: die Bewunderung für die Beobachtungsgabe, der sich die kleinsten Ereignisse der lebenden und leblosen Natur erschließen, der kühne Versuch letzte Naturgeheimnisse, kaum jemals ausgesprochen, in kühnen sprachlichen Ausdruck umzusetzen, das stolze Ethos des Herrenmenschen, dessen Quelle die Verwurzelung in der freien und unverfälschten Natur ist und das selbst dort deutlich durchschlägt, wo der Mensch gar nicht mehr in Erscheinung tritt. Nur wer einen ähnlich tiefen Einblick in das Leben in Wald und Gebirge, ferne aller menschlichen Verfälschung, besitzt wie Witting (und das werden wenige sein), wird die letzte Echtheit seiner Darstellungen nachprüfen können. Wir haben nur festzustellen, daß er die Gabe besitzt seinen spröden Stoff in eine auch den Nichtjäger mitreißende und spannende Handlung umzusetzen, daß er den heroischen Lebenslauf seines Hirsches überzeugend und sehr bildhaft aufrollt. Und wenn wir auf jene Gefahr, die allen bisherigen Witting'schen Büchern etwas künstlerisch Problematisches gab, auch dieses Buch untersuchen: auf jene Verkrampfung der Sprache, die sein expressiver Wille und sein Bedürfnis nach barocker Überladung der Bilder hervortreibt — so muß man befriedigt feststellen, daß dieser manieristische Zug zurückzutreten und die Sprache zu einer beruhigten Klarheit zurückzufinden beginnt. Gerade diese sichtbare Arbeit an sich selbst, diese Läuterung seiner Kunstmittel lassen es erhoffen, daß von Witting noch stärkste Leistungen zu erwarten sind.

*

Auch von Zillich liegen in diesem Jahr erzählende Werke vor, weniger umfangreich, aber bedeutungsvoll genug in seiner Entwicklung: Zunächst eine Auswahl für die Jugend aus seinen Erzählungen unter dem Titel: „Die gefangene Eiche" (bei Schaffstein) mit einer neuen Titelnovelle. „Die Reinerbachmühle" — der erste siebenbürgisch-sächsische Reclamband! — rührt in einer Handlung von sinnbildlicher Bedeutung an die Grundgesetze völkischen Werdens und

Vergehens wie vorher keine Zillichsche Erzählung, „Der baltische Graf" ist die stilistisch und sprachlich reifste und zuchtvollste Leistung des Verfassers auf dem Gebiet der formstrengen Novelle. Trotzdem ist gewichtiger als beide der lyrische Auswahlband „Komme was will". Man kennt die einzelnen Gedichte aus dem „Klingsor" und aus den früheren Bänden — hier schließen sie sich, trotz mancher Schwächen im Einzelnen, zum stärksten lyrischen Werk zusammen, das bisher einem Sachsen gelang. Und ein Zweites: man empfindet ganz stark, wie trotz des sehr fühlbaren autobiographischen Elementes in Zillichs Prosa dieses das gültigste und unmittelbarste Zeugnis für seine menschliche und künstlerische Entwicklung ist. Deshalb hätte man in der Anordnung der Gedichte eine strengere chronologische Reihenfolge gewünscht, daß überhaupt der Band sichtbarer gegliedert worden wäre: ein gewisser Eindruck von Ungleichmäßigkeit und Unruhe wäre gemildert worden. Denn der Band umspannt weit auseinanderliegende seelische Haltungen.

Die Auswahl der 14 besten Stücke aus dem frühesten Band „Die Strömung" (1924) rufen noch einmal den frühen, expressionistisch geprägten Lyriker in Erinnerung: die trotzige Unrast eines von der Frage nach dem Sinn getriebenen, die kühne, ekstatisch bewegte Eindringlichkeit der Bilder, oft übersteigert oder zu früh schon vom nächsten hergewehten Bild abgelöst, die verschwebende Schwermut der Liebesgedichte und jenen erstaunlich frühen Glücksfall „Aus Tag ward Nacht", in dem sich die Besessenheit des Dichters zu einem restlos erfüllten Gebilde antikischer Statik erlöst. Noch fehlt dieser Stufe die Verwurzelung im Gemeinschaftsgedanken und im Gefühl der Berufenheit zu einer überpersönlichen Aufgabe. Aber in dem zweiten Band „Strömung und Erde" schwingt dieser Ton schon sehr mächtig herein. Man mag nicht alle Gedichte dieser Art freisprechen von Leerläufen, denen die wenigsten Pathetiker und Hymniker ganz entgehen können — sie werden aufgewogen durch das mitreißende Pathos, durch die beschwörende Kraft solcher Verse, wie etwa der „Östlichen Elegie". Jenes Urerlebnis, dessen prägende Gewalt Zillich nie müde geworden ist zu bekennen: der Krieg wird jetzt erst in seinem verpflichtenden Sinn gefaßt, nachdem er in der „Ballade vom unbekannten Soldaten" noch einmal in seiner harten und bitteren Tatsächlichkeit zu einem der stärksten Gedichte Zillichs geworden war. Im „Ver-

mächtnis" findet das Sendungsbewußtsein der Kriegsgeneration die große Form in Versen, die, wenn sie auch nicht alle bis zum letzten Rand erfüllt, doch, besonders in ihren ersten Teilen, von einer sonst nirgends erreichten Schönheit sind. Es ist beziehungsvoll, wie Zillich nun einen Ton zeitkritischer Lyrik aufnimmt, der in der sächsischen Dichtung fast ein Jahrhundert früher erklungen war. Josef Marlins „Politische Kreuzzüge im Sachsenlande" (1847) waren gleichfalls „Sonette in die Zeit", oft auch thematisch denen Zillichs verblüffend verwandt. Gleichzeitig tastet sich seine reine Lyrik in Gebilden wie „Erinnerung" und „Der Abendstern" zurück zu den Wurzeln eines gott- und bodenverbundenen Daseins. In dieser Richtung schwingt sie aus in Bauerngedichten, die ich, zum Unterschied von anderen Beurteilern, nicht zu Zillichs geglücktesten Stücken zählen kann, weil sie zu hörbar aus dem Willen und nicht aus angeborener Bauernhaftigkeit geboren sind, in Gedichten, die aus der Befriedung in heimatlicher Landschaft und in der Gemeinschaft mit Weib und Kind quellen, voll jener Schicksalsergebenheit, die der Titel des Bandes ausspricht.

Der stärkste lyrische Impuls Zillichs liegt in jener jünglinghaften Besessenheit, unter deren Zeichen er vor einem Jahrzehnt hervortrat und die noch heute als ein dynamisches Erregungsmoment in allen seinen gelungenen Versen fortklingt. Was die Jahre dazugebracht haben, ist weniger eine Vermehrung dieser dichterischen Grundsubstanz (die auch schlechtwegs nicht mehr nötig war), sondern ein Zuwachs an ethisch-charakterlichen Werten: „das größere Wagnis, Geist und Sendung und Zucht". Aus der Durchdringung dieser beiden Antriebe ist unser stärkster Lyriker entstanden.

*

Arnold Roths zweiter Gedichtband „Himmel im Blut" gliedert sich in drei Abschnitte: „Vom ewig kommenden Gott", eine Reihe religiöser Dichtungen, „Durch Stunden und Tage", Erlebnislyrik persönlicher Art verschiedenen Stoffgehaltes, und schließlich „Zur neuen Zeit", eine Reihe völkischer Gesänge. Selten ist die Unterteilung eines Gedichtbandes so berechtigt und aufschlußreich gewesen wie diese. Man spürt in den beiden ersten Teilen eine Begabung, aber der Eindruck ist zwiespältig. Die Leichtflüssigkeit der Verse steht im Widerspruch zu dem Gewicht ihres Gegenstandes, zu

sehr stehen sie noch im Banne fremder Formensprache (Rilkes besonders), zu vieles bleibt Wort und verdichtet sich nicht zum vollen Bild. Es verwundert bei diesem Jugendführer, für den seine Leistungen im tätigen Volksleben sprechen, auf Gebrochenheiten und Müdigkeiten zu stoßen, von ihm mit den Formeln einer Zeit ausgesprochen, der er bestimmt nicht mehr angehört. Man braucht, um im Bereiche unseres sächsischen Schrifttums zu bleiben, nur Maurers früheste Gedichte der Rothschen religiösen Lyrik gegenüberzustellen, um zu empfinden, wo die zwingendere Aussprache, der wesentlichere Gehalt liegt. Dann tritt man in den Bereich des dritten Teiles und erlebt die Selbsterlösung einer dichterischen Begabung durch das Einmünden in die Gemeinschaft. Hier ist für uns etwas Erstmaliges geschaffen. Diese Verse sind nicht nur persönliche Aussprache des Dichters, sondern die der Lebensstimmung seiner ganzen Generation. Einige dieser Lieder werden von einem ebenso jungen Komponisten vertont, schon gesungen. Diese Sprechchöre werden gesprochen, diese Lyrik hat ihre Gemeinde in einem viel unmittelbareren Sinn also als gewöhnlich. Sie ist Lyrik von der Art Körners oder mancher Stücke aus dem „Liederbuch der Siebenbürger Sachsen", zu dem unsere Jugend von 1848 stand und das uns „Siebenbürgen, Land des Segens", „Bei Marienburg", „Wolkenhöhen, Tannenrauschen" usw. geschenkt hat. Nur daß hier zu den alten Formen der lyrische Gemeinschaftsstil einer neuen Zeit aufgeboten ist: der Sprechchor, die Kantate, etwa nach der Art von Eberhard Wolfgang Möllers „Berufung der Zeit". Die Sprache Roths scheint mir eher der Walter Flex' wesensverwandt zu sein (der in ähnliche Zusammenhänge gehört). Sie ist, wie diese, nicht sehr eigenartig — aber bei Gedichten dieser Art stehn wir ja an den Grenzen bloß ästhetischer Bewertung. So freuen wir uns denn, daß hier Gesänge entstehen, die vielleicht eingehen werden in den lebendigen Liederschatz unseres Volkes und daß im Raum dieser Lyrik die Gemeinschaftssprache einer neuen Zeit und die alten heroischen Inhalte unserer sächsischen Geschichte sich in so bezwingender Form einander verbinden, wie im chorischen Festspiel „Stephan Ludwig Roth".

Mundart, Hochsprache und Fremdsprache im siebenbürgisch-deutschen Schrifttum

Von Bernhard Capesius

(Schluß)

Es ist natürlich nicht möglich, im Rahmen dieses Aufsatzes alles in der Mundart Gedichtete auch nur dem Namen nach zu erwähnen. Nirgend ist ferner die Grenze zwischen künstlerischer und dilettantischer Schöpfung so schwer zu ziehen wie auf diesem Gebiet. Nicht nur weil jener Maßstab fehlt, den das Geheimnis sprachlicher Form uns von vornherein für jedes hochsprachliche Schriftwerk bietet, sondern auch weil der zum Ausdruck gelangende Erlebniskreis meist den Stempel des originellen Einzelerlebnisses entbehrt. Es kann nur vom Sprachlichen her das eine oder andere Werk, das zugleich an Wirkung hervorragt, besonders gekennzeichnet werden.

Dazu gehören in erster Linie die Dichtungen von Anna Schuller-Schullerus. Ihr erster großer Erfolg war das „Lustspiel in zwei Aufzügen" „Am zwien Krezer" („Um zwei Kreuzer"). Das darin behandelte Motiv — aus Reuters „De Wedd" entnommen — ist nicht originell, der Aufbau nicht einwandfrei, aber die Zeichnung der Menschen durch ihre Sprache ist unübertroffene Wirklichkeitsdarstellung. „Verwendet ist hier zum erstenmal die echte Bauernmundart" sagt Hörler, und wir stehen nicht an, aus dieser Grundlage auch den inhaltlichen Wert des Stückes abzuleiten. Und sprachlichen Ursprungs ist auch ein gut Teil der Lustspielwirkung; die darin auftretenden sächsischen Bauern sprechen aus besonderen Gründen zeitweilig schriftdeutsch — dieses Schriftdeutsch aber ist, wie es auch tatsächlich der Fall zu sein pflegt, so sehr mit „Saxonismen" durchsetzt, daß der Ausspruch des einen Bauern: „Die Zunge vergaddert sich mir im Deutschen immer", sprachlich und inhaltlich für die humoristische Seite kennzeichnend ist.

Einen ebenso großen Anteil hat das Sprachliche am Reiz, der über den Kindheitserzählungen von Anna Schullerus liegt, obwohl sie hier nicht die Bauernmundart, sondern die im Hause der Gebildeten gesprochene „städtische Halbmundart" verwendet. Man hat den Versuch gemacht, diese Erzählungen ins Hochdeutsche zu übertragen, um „eine Probe dieser ihrer feinen Kunst dem großen deutschen Publikum vorzulegen". Aber man muß dem Banater deutschen Dichter, Adam Müller-Guttenbrunn, der zu dieser Übertragung einleitende Worte ge-

schrieben hat, Recht geben: „Vielleicht ist von dem zarten Schmelz, der auf diesen Blüten lag, ein Hauch abgestreift worden durch die Übersetzung." Denn mit K. K. Klein stellen wir fest: „Nicht die Mundart allein, wohl aber die Mundart mit ihren unzähligen Untertönen und dem liebevollen Wissen um das Wesen sächsischen Volkstums hat hier die Dichterin gemacht".

Vorherrschend ist die Mundart zweifellos auf dem Gebiet des Dramas — oder besser gesagt, des „Theaterstückes". Konnte Hörler schon 1914 von 23 solcher Werke sprechen, so ist in den 20 Jahren seither noch mindestens ein Dutzend hinzugekommen. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen, aber meines Wissens nirgend ausdrücklich hervorgehoben worden. Das „Theaterstück" ist die Dichtungsart, die eine große Anzahl von Menschen mit selbständiger sprecherischer Ausdrucksfähigkeit voraussetzt, soll es den Zweck der Wirkung auf eine größere Gemeinschaft erreichen. Das bedingt aber bei einem zu 80 v. H. in der Mundart sprechenden Volk die mundartliche Fassung. Während das Lied im gemeinschaftlichen Chorgesang keine schriftsprachliche Einzelleistung verlangt, während die epische Dichtung durch einen der Intelligenz angehörenden schriftsprachlich geschulten Vorleser oder durch eigenes stummes Lesen auch in der hochsprachlichen Fassung allgemein zugänglich ist, muß eben das Drama von mehreren „gesprochen" werden. Hörler[1] hat in ausgezeichneter Weise Inhalt, Stilmittel, Stimmungsmöglichkeiten des mundartlichen Dramas aus der Psychologie des Bauern erklärt. Daß aber diese auch eine Voraussetzung überhaupt für die Verwendung der Mundart im Drama bildet, hat er nicht erwähnt. So verträgt der Bauer nichts „Verstelltes", er würde also einen hochdeusch sprechenden Bauern komisch auffassen. So ist ihm Vorführung stärkerer Affekte peinlich, da aber das schriftdeutsche Drama seine Wirkung meist darauf aufbaut, muß es durch eigene ersetzt werden. „Die Trennungslinie zwischen Bühne und Leben darf den Bauern nicht zu stark ins Auge fallen." Das aber ist der Fall, wenn von den Darstellern, die ja selbst im Alltag nur sächsisch sprechen, auf der Bühne im offenbaren Alltagsgespräch hochdeutsch gesprochen wird. Während für das städtische Publikum die schriftsprachliche Dramenliteratur ohne weiteres verwendet werden konnte, machte sich aus allen diesen Gründen das Bedürfnis nach einem mundartlichen Bühnenschrifttum besonders geltend.

[1] a. a. O., S. 682 ff.

2.

Selbst wenn man mit Scheiner bis in die Zeit „vor Tröster" keine scharfe Trennung zwischen rheinischer Mundart und hochdeutscher Schriftsprache wird machen wollen, so läßt es sich doch nicht umgehen, die Erzeugnisse dieser Zeit vom heutigen Sprachgefühl aus als „hochsprachlich" zu bewerten, da ihnen zum mindesten das Kennzeichen des bewußten „Mundartenschrifttums" fehlt. Es ist dabei allerdings nicht viel zu erwähnen: ein paar Sprüche des Karmeliterprovinzials Veit Hündler (etwa 1400 bis 1470), das schon erwähnte Heltauer Marienlied, dann die Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin, die am Hofe der Königinwitwe Elisabeth von Ungarn um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte. Dann folgen im Reformationszeitalter einige hochsprachliche Schriften des Johannes Honterus und die sprachlich hochinteressanten Perikopen des „Mediascher Predigtbuches" und die Predigten des Damasus Dürr, die allerdings nur handschriftlich erhalten sind. Man erkennt aus diesen letzteren deutlich, wie das „Neuhochdeutsche" oder die „Lutherspache" immer mehr an Boden gewinnt, bis es schließlich im Barockzeitalter ganz und gar die ausschließliche Schriftsprache wird. Für Damasus Dürr war noch Latein die eigentliche Schriftsprache. Das ergibt sich schon aus den ausschließlich in dieser Sprache gemachten Eintragungen persönlichen Inhaltes am Rand seines Predigtkonzeptes. Die mit zahlreichen Saxonismen durchsetzte „hochdeutsche" Sprache dieser Predigten selbst war offenbar die „Gemeine Landsprache", in der er den Bauern verständlich wurde, indem er sie allerdings wahrscheinlich in rheinischer Lautgebung aussprach.

Daß sich schließlich im Gefolge des Eindringens der Lutherspache in Schrift und Druck eine besonders scharfe Besinnung auf die Mundart als die Sprache der alten „Geten = Goten" und „Geten = Daken = Detschen (Deutschen)" und eine Abwehr gegen die Verderbnis des gesprochenen Deutsch durch die „neuteutsche Sprache" beim Kronstädter Pfarrer Markus Fronius (1659 bis 1718) einstellte, ist eines der interessantesten Kapitel siebenbürgischer Sprachgeschichte und deutscher Sprachgeschichte überhaupt. Da wir es hier nur mit der Sprache der Dichtung im engeren Sinne

zu tun haben, so kann bloß festgestellt werden, daß die reiche Gelegenheits- und Gelehrtendichtung im 17. Jahrhundert vollständig der „gereinigten" deutschen Sprache sich bedient.

Der weitere Fluß der schriftsprachlichen Literatur bringt in seinem Lauf keine wesentlichen sprachlichen Probleme. Eine von dem zeitlichen Ablauf unabhängige Frage unseres besonderen Interesses ist die nach dem mundartlichen Einschlag im hochdeutschen Schrifttum Siebenbürgens. Dieser ist naturgemäß verschieden nach dem Stoffgebiet, der Bildung und der künstlerischen Sprachzucht des Verfassers. Einige Beispiele mögen genügen, um die Sachlage zu beleuchten.

Am stärksten, wenn auch freilich durchaus nicht immer bewußt, ist dieser Einschlag natürlich dort, wo unmittelbar volkstümliche Stoffe behandelt werden. So hat Josef Haltrich seine Märchen aus dem Munde bäuerlicher Erzähler in die hochdeutsche Sprachform übertragen, ohne sorgfältig zu feilen. Die Spuren davon finden sich in zahlreichen Ausdrücken („Nur einmal" = da auf einmal, „Kampestboding" = Krautfaß, „Oemchen" = schüchternes Ding) und grammatikalischen Eigenheiten („einem Wirten", „nicht untersteh dich", „warum daß sie ihm keine Kinder gebäre"). Aber auch überall dort in der Kunstdichtung, wo Bauern sprechen, wird ihre Sprache meist absichtlich mit mundartlichen Ausdrücken und Redewendungen gespickt. „Er ist betropft und spirinfinkelig" sagt eine Bäuerin vom Pfarrer in Michael Alberts Novelle „Auf dem Königsboden" (1890), „Na, daß er nicht!" verwahrt sich der „Ohm" in Heinrich Schusters Roman „Martin Alzner" (1905), „Gott hat es (das Kind) mit einem härtern Lebensfaden beschenkt" urteilt Kinne Kristan in Erwin Wittstocks „Bruder, nimm die Brüder mit..." (1933), um nur je ein Beispiel aus drei verschiedenen Generationen zu geben. Selbst in der gehobenen Sprache der Versdramen von Hermann Klöß, dessen Gestalten nach dem Urteil Kleins „keine siebenbürgisch-sächsischen Bauern, überhaupt nicht Bauern, auch nicht idealisierte", sind, sondern „Menschen, deren Beruf zufällig ‚Bauer' ist", werden die echt mundartlichen Ausdrücke wie „Häsch, Kinder!" und „Komm' Sonne, hü und tschah!" verwendet.

Ein besonderes Hochdeutsch hat sich Johann Plattner in seinen „Siebenbürgischen Bauerngestalten" geschaffen. Es ist ungefähr die

Sprache, die der Bauer spricht, wenn er hochdeutsch sprechen will (also etwa das „Missingsch" von Reuters Onkel Bräsig), aber hier nicht nur in den Mund der Bauern gelegt, sondern auch vom Erzähler selbst verwendet.

Doch auch in der eigenen Erzählung des Dichters, häufiger freilich an den die Umgangssprache wiedergegebenen Gesprächsstellen aller siebenbürgischen Dichter, finden sich ungewollte Mundartanklänge und Provinzialismen. Diese müssen nicht immer im Sächsischen ihren Grund haben, sondern stammen zum Teil auch aus der österreichisch gefärbten Beamten- und Armeesprache der alten Habsburger Monarchie. Gerade dort, wo die Umgangssprache möglichst natürlich wirken soll, wird manchmal die hochsprachliche Form vermieden, selbst wenn sie zugleich in der Mundart üblich sein sollte. So hat z. B. das Wort „Junge" für den Siebenbürger Sachsen im Schriftdeutschen einen ausgesprochen „affektierten", reichsdeutsch sein wollenden Klang, und der „natürlich" schreibende Autor wird dafür das österreichische „Bub" einsetzen, obwohl die Mundart nur „Junge" kennt; und dies auch dann, wenn die Sprecher in der betreffenden Lage bestimmt die Mundart gebraucht haben. Ebenso ist es mit den Wörtern „sehen" und „schauen". Obwohl das zweite in der Mundart vollkommen fehlt, wird es doch in der hochdeutschen Umgangssprache häufiger gebraucht als das erste, weil dieses als „schriftdeutsch-gekünstelt" empfunden wird. Aus solchem schwankenden Sprachgefühl zwischen Mundart, Umgangssprache und Schriftsprache, die jeweils rheinisch, österreichisch und norddeutsch beeinflußt ist, ergeben sich in der künstlerischen Sprache Mängel, die freilich immer mehr überwunden zu werden scheinen. Konnte noch in A. Meschendörfers „Leonore" (1907) ein gründlicher Kritiker eine Reihe von Verstößen gegen die hochdeutsche Grammatik („wegen" mit Dativ, „begegnen" mit Akkusativ) und provinzielle Wendungen („Was machst du noch?") feststellen, so ist des Dichters vorletztes Werk, der vom Deutschen Sprachverein preisgekrönte Roman „Die Stadt im Osten" (1932), von solchen Fehlern frei, obwohl gewisse Provinzialismen der Umgangssprache beibehalten worden sind („schwielige Pratzen", „rotzeter Bub"). Ebenso hat Heinrich Zillich in seinen Erstlingswerken („Attilas Ende", „Wälder und Laternenschein" 1923) häufig die Kronstädter Umschreibung des Konjunktives mit „würde" verwendet und

andere sprachliche Verstöße begangen („wegen" ebenfalls mit Dativ, „Der Mantel hielt ihr zu warm", „Schau die Gebirge"), seine im Jahr 1933 von der „Neuen Linie" preisgekrönte Novelle „Der Urlaub" hat jeden derartigen Einschlag schon abgestreift. Ungleich zahlreicher sind die Provinzialismen bei dem dritten, zu allgemeiner Anerkennung gelangten siebenbürgischen Erzähler der Gegenwart, Erwin Wittstock („Zineborn", „Bruder, nimm die Brüder mit"). Die Tatsache, daß er im Gegensatz zu den beiden vorigen von Kindheit an in der Mundart gelebt hat, mag daran teilhaben, aber weniger durch den Mangel an Wissen um das „richtige" Deutsch, als durch den Mut, das Eigentümliche bewußt festzuhalten und die Schriftsprache damit zu bereichern (man denke etwa an die niederdeutschen Ausdrücke bei Hermann Löns).

Am wenigsten bemerkbar ist der mundartliche Einschlag in der Lyrik, sofern diese überhaupt künstlerisch gewertet werden kann. Das liegt natürlich in der an sich viel strengeren Forderung dieser Dichtungsart an die Form begründet, dann aber auch in dem reichen Schatz der durch den Reim gebotenen und mit Gefühlsgehalt schon erfüllten Worte, die einfach übernommen werden können. Vielleicht aber erklärt sich gerade hieraus auch die Tatsache, daß es hochsprachliche siebenbürgisch-deutsche Lyrik sprachgewaltiger Art noch nicht gibt, weil eben wirkliche Hochsprache noch kaum „erlebt" wurde. Eine interessante sprachliche Beobachtung hat R. Csaki an einem älteren siebenbürgischen Lyriker, Fr. W. Schuster, gemacht.[1] Dieser Dichter veröffentlichte 1858 ein Bändchen Gedichte, die er alle vor seinem 35. Lebensjahr gedichtet hatte, also „in demjenigen Alter, wo er durch die deutschen Studienjahre in lebendigere, dauernde Berührung mit der reichsdeutschen Umgangssprache gekommen war. Diese persönliche Berührung wirkte in seinen Dichtungen ... eine Zeitlang noch nach ... Der Greis, der die Gedichte nach einigen Jahrzehnten wieder zur Hand nimmt, findet, weil seinen schon ganz an die siebenbürgischen Provinzialismen gewöhnten Ohren fremd, vieles Gesuchte darin. So ergibt sich die eigenartige Erscheinung, daß der Dichter viele Änderungen vornimmt, die seinem in der siebenbürgisch-hochdeutschen Umgangssprache wurzelnden Empfinden entsprechen" (So wird „mag" durch „soll" ersetzt, „sei" durch „wär",

[1] Kbl. 39 (1916), S. 28.

„Name" durch „Namen"). Im allgemeinen aber wird man in der Lyrik das Gegenteil bemerken: ängstliches Vermeiden von Anklängen an die Umgangssprache, daher aber mehr gepflegte und gefeilte als ursprünglich-triebhafte Sprache. Allein Zillich macht hierin vielleicht eine Ausnahme.

3.

Die Tatsache des achthundertjährigen Zusammenlebens der Deutschen in Siebenbürgen mit Ungarn und Rumänen auf demselben Boden, im gleichen Staat, oft Hof an Hof im gleichen Dorfe, müßte in der Sprache eine starke gegenseitige Beeinflussung erwarten lassen. Tatsächlich sind denn auch schon früh und oft Studien darüber angestellt worden, wie sich in Lautgebung, Wortschatz und Satzbildung diese Berührung auswirkt. Hinsichtlich der gesprochenen Mundart läßt sich da auch ein ziemlich reiches Ergebnis erzielen. Anders dagegen im Schrifttum. Selbstverständlich sind auch hier, sofern es sich um die schriftliche Wiedergabe der gesprochenen Mundart handelt, die Spuren magyarischen und rumänischen Einflusses, insbesondere was Lehnwörter anlangt, nicht zu verkennen. Daß aber die Fremdsprache selbst im Schrifttum zur Verwendung käme, ist ein ziemlich seltener Fall. Wo es aber geschieht, ist es weder aus Bildungssnobismus (vgl. z. B. Thomas Manns „Zauberberg"), noch aus dem Bestreben, den Eindruck ethnographischer Treue hervorzurufen (vgl. Karl Mays „Reiseerzählungen"), sondern — und das ist bezeichnend! — fast ausschließlich zum Zweck humoristischer Wirkung (vgl. z. B. Lessings „Riccaut").

Schon das Volkslied spielt mit der Sprachmischung als einer gesteigerten Möglichkeit. Kinderreime und Spottlieder verwenden ungarische und rumänische Ausdrücke. Auch das Lateinische muß im Märchen vom lustigen Studenten oder vom faulen Gymnasiasten herhalten. Eine vier- oder fünffache Sprachmischung zeigt das Märchen bei Haltrich, wo sich der Student anheischig macht, den Bauernknaben Latein zu lehren: hochdeutsche, mundartliche und fremdsprachige Wörter werden mit lateinischen und italienischen Endungen versehen: „hochbaumus kronestus (Das Krähennest auf dem hohen Baum), „Bika scharräntis" (Der scharrende Stier), „Anti givanti di schnarri im flussi" (Die Enten schnattern im Fluß). Im „Rößchentanz", einem alten Fastnachtsspiel, tritt der

Rumäne mit Äußerungen in seiner Muttersprache auf, die den hochdeutsch bramarbasierenden Helden ironisieren. Im Gelegenheitsgedicht, aber auch in der literarischen Schnurre wechseln zum Zweck komischer Wirkung nicht nur, wie wir oben sahen, Mundart und Fremdsprache miteinander, sondern auch der Nichtdeutsche wird gern mit irgendeinem, der Mehrzahl der Hörerschaft natürlich verständlichen Kraftwort eingeführt. Aber — es muß betont werden — mit einer einzigen Ausnahme haben die nichtdeutschen „Landessprachen" keine ernsthafte literarische Verwendung gefunden.

Diese eine Ausnahme ist gleichzeitig eine der interessantesten Erscheinungen der siebenbürgischen Literatur. In der „Hecatombe Sententiarum Ovidianarum", die wir schon oben kurz erwähnten, hat Franck von Frankenstein hundert Zitate aus Ovid in deutscher, meist auch ungarischer, siebenmal auch in rumänischer, schließlich viermal auch in sächsischer Sprache frei nachgedichtet. Hajek[1] sagt über die „Hecatombe": „Sie vereint in sich drei verschiedene Modeneigungen des Jahrhunderts und verarbeitet in einzigartiger Weise an der Pforte des Orients Einflüsse von verschiedenen Richtungen. Obenan steht das Emblematisch-Epigrammatische. Der bedächtigen und nachdenklichen Art der Sachsen entsprechend wählt der Dichter eine Randgattung dichterischen Schaffens und folgt damit der Mode der Zeit. Er liefert zweitens in der Geschichte der Ovidischen Übersetzungen das einzige bekannte polyglotte Werk und folgt damit den philologischen Neigungen der Zeit nicht nur unter den Sachsen in Siebenbürgen, sondern auch im Deutschen Reich. Endlich ist er im Sinne der Tatsache, daß Übersetzung gleich eigene selbständige Dichtung ist, der erste Sachse, der rumänische und magyarische Ovidianische Übertragung liefert. In manchem Sinne bedeutet die Hecatombe besonders für die Entwicklung der rumänischen Kunstdichtung einen wichtigen, bis dahin nicht genügend beachteten Einschnitt insoweit, als die hier mitgeteilten rumänischen Verschen zu den ältesten sicher datierbaren rumänischen Kunstdichtungen weltlicher Art überhaupt zählen."

Es ist eine Selbstverständlichkeit, soll aber der Vollständigkeit halber doch hier auch erwähnt werden, daß im früheren Schrifttum Siebenbürgens natürlich das Lateinische wie überall den größten

[1] a. a. O., S. 47.

Raum einnimmt. So haben wir den „Tractatus de Ritu, Moribus, Nequitia et Multiplicatione Turcorum" eines dem Namen nach unbekannten Siebenbürgers, wohl das erste gedruckte Buch eines Siebenbürger Sachsen (um 1480 wahrscheinlich beim Konrad Fyner in Urach erschienen), das sehr viele lateinische und deutsche Ausgaben, unter anderem auch eine von Martin Luther eingeleitete, erlebte. Dies Büchlein enthält übrigens auch zwei türkische Gedichte, die ersten Proben dieser Sprache, die in einem europäischen Buch gegeben wurden. Wir haben die „Rudimenta Cosmographica" (Kronstadt 1541) von Honterus, die eine Erdbeschreibung in Versen sind, die historischen Epen von Johannes Lebel († 1566) „De oppido Thalmus" und Christian Schesaeus († 1585) „Ruinae panonicae", die Elegien „De clade Moldoviae" von dem aus Pirna stammenden Johannes Sommer († 1574). Und dann eine ungeheuere Fülle von Gelegenheitsgedichten des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen die Latinität siebenbürgischer Humanisten und Gelehrten der Barockzeit unter klaren Beweis gestellt wird.

4.

Die vorangegangene Betrachtung zeigt deutlich, wie Art und Wert des Schrifttums der Siebenbürger Deutschen von ihrer Sprache her bestimmt ist. Die Mundart hat bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zu keiner dichterischen Gestaltung — außer in Märchen und Volkslied — geführt, weil ihr die Möglichkeit der schriftlichen Niederlegung fehlte. (Auch heute noch fehlt die äußerliche Bedingung einer „mundartlichen Schriftsprache", eine einheitliche Schreibweise.) Als sie schließlich zu einem auch künstlerisch gestalteten Ausdruck fand, da brachte sie eigenwertige Schöpfungen hervor: Viktor Kästner und Anna Schuller-Schullerus.

Die Hochsprache hat bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts keine „gesprochene" Grundlage, aus der der Dichtung lebendige Kräfte hätten zuströmen können. So bleibt alles Nachahmung, Papierdeutsch oder sprachlich mangelhaft. Ein starkes Talent hätte vielleicht auch diese Hemmung überwunden — Beweis dafür sind die Ansätze bei dem leider viel zu jung gestorbenen Josef Marlin (1824 bis 1849) —, aber die schwächeren blieben zweifellos darin stecken. Erst seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts kann auch die Hochsprache schon auf eine gewisse Tradition im gesprochenen und ge-

pflegten Ausdruck zurückblicken, der Erfolg zeigt sich im Vorstoßen dichterischer Werke auch auf den großdeutschen Büchermarkt. Wenn aber der größte Wert solcher Dichtung stofflich gewiß durch das Wurzeln im Heimatboden bestimmt wird, darf auch eine leise landschaftliche Färbung der Sprache nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Daß schließlich die Fremdsprache, deren geläufiger Gebrauch im Alltag vielfach politische und wirtschaftliche Existenzbedingung ist, im Schrifttum eine ganz unwesentliche Rolle spielt, ist Ausdruck dafür, daß das Siebenbürger Deutschtum sich kulturell rein zu halten stets bestrebt war und noch ist. Das ist kein engherziges oder gar feindseliges Abschließen. Eine Betrachtung des siebenbürgisch-sächsischen Schrifttums vom stofflichen Gesichtspunkt und von der Übersetzertätigkeit her würde zeigen, daß eine Aufgeschlossenheit für das Leben der mitbewohnenden Völker da ist. Aber dies Verstehen hat nie zu einem Vermischen gottgewollter Unterschiede, nie zu einer Vermengung der Völker untereinander geführt.

Was aus Betrachtung des Vergangenen gewonnen wurde, soll als Führung im Zukünftigen dienen. Nicht als ob man ein Schrifttum durch Theorien und Programme schaffen könne. Wenn dem Siebenbürger Deutschtum ein dichterisches Genie geboren werden sollte, würde es seinen Weg mit nachtwandlerischer Sicherheit finden. Und auch das Talent wird meist aus ihm selbst unbewußten sprachlichen Kräften schaffen. Und doch wird dieser Weg nur dahin führen können, wohin der getreue Eckart siebenbürgischer „Sprach-erziehung", Andreas Scheiner, gewiesen hat: „Gesteigerte Auslese echter Mundart und fortschreitende Aneignung hochdeutscher Gemeinsprache zugleich." Das bedeutet für das Schrifttum eine gleich hohe Wertschätzung, eine gleich liebevolle Pflege der mundartlichen und der hochsprachlichen Dichtung, soll das Volkstum der Siebenbürger Sachsen seine Werte, die es als Stammeseinheit besitzt, auch in der Dichtung voll und für das ganze Deutschtum fruchtbar zum Ausdruck bringen können.

Rumänische Lyrik

V. Adrian Maniu

Morgen in der Donauebene

Über dem Hügel, der seit tausenden Jahren des skythischen Königs Gruft,
Über der Welt, die im Dunkeln noch liegt, erzittert ein Stern und lischt aus.
Die kaum sichtbaren Gelbblüten des Rapses verströmen stärkeren Duft
Und aus dem Gesang von tausend Lerchen sprudeln die Tropfen des Taus.

Es blutet im Osten die Nacht von strahlenden Lanzen in ihrer Brust
Und immerzu weicht das Blau einem blühenden silbernen Band,
Indessen die traurige Zaubrerin, unverdienten Fluches bewußt,
Die Eule mit Augen aus Gold sich bereitet zum Flug in der Toten Land.

Sehnsucht

Ich sah dich wieder unter Weidenblüten.
Du gingst in schwarzem Kleid, wie einstmals Heilige gingen,
Dahin an Wassern, die im Abend golden glühten,
Dahin am Schilf, in dem die Winde singen.

Dezember

Die weiße Erde ist mit Krähen schwarz gefleckt.
Auf dem See glitschen Knaben hin und her,
Die Pfoten der Hunde haben Spuren wie Blumen geprägt,
Alte Weiber tragen an die Brust gepreßt Reisig und Latten schwer.

Der Himmel zerbröselt wie eine Krume Brot.
Das Weiße wird immer blauer und nächtlich tot.

Die Glocken verlöschen. Der Wind drückt kalt.
Ein Stern macht Halt bei den Häusern zu stehn,
Dann nimmt er die Bahn himmelaufwärts oder zum dichten Wald.
Der Himmel und auch der Wald sind nicht mehr zu sehn.

Doch damit der Stern nicht ohne zu sehen weitergeh',
Steigt der Mond herauf, ein Ball aus Schnee.

Gebet

Laß erblühen, o Herr, meine Seele,
So wie Akazie und Flieder aufblüht.
Gib mir meinen Glauben wieder,
So wie du zurücklenkst der Zugvögel Flug,
Und läutere mich durch Leiden,
So wie durch den Körper der Toten der Pflug seine
Furchen zieht.

Erhebe dann meine Gedanken
Einem Falter gleich zu der Blüte des Himmels
Und bereite mir dann ein Ende so sanft,
Wie dies fromme Verlöschen des Tags.

(Übertragen von Harald Krasser)

Die siebenbürgisch-sächsische Jugend in den Sturmjahren 1848/49

Von Otto Folberth

Nicht jedes neue Geschlecht ist dazu berufen, Leib und Leben dem Volke zu opfern. Aber jedes muß dazu bereit sein, es zu tun.

Die sächsischen Jungen von 1848 waren dazu nicht nur bereit, sondern auch berufen.

Mit der Hellhörigkeit der Jugend hatten sie Monate vor Ausbruch des Sturmes in Siebenbürgen Witterung von den ungewöhnlichen Ereignissen, die heraufzogen, erhalten. Mächtig drängte es sie, sich einmal mit einander darüber auszusprechen. Sich einmal gegenseitig ins Auge zu blicken. Der ungewissen, dunkeln Zukunft gegenüber eine einmütige, geschlossene Haltung anzunehmen.

Das befreiende Wort sprach der 21jährige Student der Rechte Theodor Fabini. Er veröffentlichte einen Aufruf „An das sächsische Jungtum", der mit den Worten begann: „Unser Volkstum ist in Gefahr: Auf, es zu schirmen und zu wehren!" Und forderte alle sächsischen Jünglinge, ohne Ansehen des Standes, auf, sich am 13. August des Jahres 1848 zu einem großen Jugendtreffen in Mediasch zu versammeln.

Da strömten sie aus allen sächsischen Gauen in hellen Scharen herbei. Die Hüte festlich mit Eichlaub geschmückt. Auf den Lippen die Freiheitslieder des Jahres 1813. Im Herzen Begeisterung.

Einige von ihnen waren so außer sich vor Freude und Erregung, daß sie auf der Straße nach Mediasch Wettläufe veranstalteten. Andere wollten den Ort der Tagung, der ersten sächsischen Jugendtagung, durchaus tanzender Weise erreichen.

Endlich hielten sie mit klingendem Spiele ihren Einzug in die Stadt. Auf dem Marktplatz sangen sie das Arndt'sche Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" Dann begaben sie sich zu ernsten Beratungen in die große Stadtpfarrkirche, denn jeder andere Raum wäre zu klein gewesen, ihre Zahl zu fassen.

Hier wählten sie zuerst zu ihrem Führer den Meschner Pfarrer Stephan Ludwig Roth. Seit lange schon hatte ihn die sächsische Jugend in ihr Herz geschlossen. Seine tapferen Schriften, sein mannhaftes Eintreten für das Wohl unseres Volkes hatten ihn zu ihrem natürlichen Bundesgenossen gemacht. Jetzt empfingen ihn brausende Heilrufe, als er die Kirche betrat.

St. L. Roth schrieb über diese denkwürdige Versammlung einige Tage später, am 25. August 1848, an einen Kronstädter Freund die Worte: „Der Jugendbund, der sich so ungemein nüchtern und begeistert zugleich betragen hat, ist letztlich meine Hoffnung, die schwere Garde, die zuletzt ins Feuer soll. Diese herrliche Jugend läßt diese Sache nicht im Stiche. Für sie wollen wir Älteren ja leben: sie sind unsere Zukunft, der Keim unserer Fortdauer! Ich kann das fröhliche und doch ernste Wesen der Versammelten nicht genug loben. Wir Alten konnten von ihnen lernen das Volk lieben: wir konnten uns an ihrer Begeisterung erwärmen. Kommen diese Blüten zur Frucht, unbesorgt können wir ins Grab steigen: wir leben als Deutsche sicherlich fort, vielleicht schöner noch, als wir getraut zu wagen... Bei solchen Truppen ist es leicht Radetzky sein."

Eigentliche politische Entschließungen wurden auf dem Mediascher Jugendtreffen nicht gefaßt. „Wir Rekruten wollen nicht Generäle abgeben", hatte St. L. Roth in seiner Begrüßungsansprache gesagt. Als aber, einige Wochen später, die politischen Würfel im Streit um Siebenbürgen gefallen waren, als der magyarische Adel und die Szekler sich für die Vereinigung Siebenbürgens mit Un-

garn und die Sachsen und Rumänen dagegen ausgesprochen hatten, da standen sie wie ein Mann zu der Fahne, die ihr Volk entfaltet hatte. Es war die Fahne des österreichischen Kaisers, unter der schon ihre Großväter gegen Napoleon gekämpft hatten.

Zu dieser Zeit gab der kommandierende österreichische General, der seinen Sitz in Hermannstadt hatte, ein Flugblatt heraus. Es war an die „Wackere Sachsenjugend" gerichtet und forderte sie zum Eintritt in ein neu zu gründendes siebenbürgisch-sächsisches Jägerbataillon auf. Für die Ausrüstung des Bataillons sollte die sächsische Nation aufkommen, für die Bewaffnung versprach der General zu sorgen.

Mit Begeisterung und Opferbereitschaft folgte die sächsische Jugend diesem Rufe. Fast ohne Ausnahme traten die Teilnehmer des Mediascher Jugendtreffens dem Bataillon bei. Und darüber hinaus noch viele, viele. An dem ersten Tage, da der Aufruf in Kronstadt angeschlagen wurde, meldeten sich 95 junge Männer zur Einreihung. Einige Tage später marschierten 360 Mann von Kronstadt nach Hermannstadt. Dort rückten sie mit schwarzgoldener Fahne — der Fahne des neuen, freiheitlich gesinnten Österreich, wie sie sich es wünschten — ein, die Musikkapelle des Bianchiregiments schritt ihnen voran, der sächsische Komes und die kaiserlichen Generäle empfingen sie feierlich.

Aus vielen sächsischen Familien waren gleich mehrere Brüder zum Bataillon geeilt. Theodor Fabini z. B. hatte seinen jüngeren Bruder Ludwig mitgenommen, der damals Schüler der 8. Klasse des Schäßburger Gymnasiums war. Sie trafen, so wird berichtet, beide die Kalabreser auf dem Haupte, die Augen kampfesmutig leuchtend, in Hermannstadt ein. Ernst Moritz Arndt, der große Aufrüttler des deutschen Volkes, hätte an dieser sächsischen Jugend von 1848 seine Freude gehabt. Wie hatte er einst den Jungen von 1813 zugerufen? „Freies Aug', festen Arm, kühnes Wort, freudiges Leben und frischen Tod — das will ich an Männern!"

Die Ausrüstung und militärische Ausbildung im Lager von Reppendorf neben Hermannstadt, wo sie untergebracht waren, dauerte ihnen allen viel zu lange. Am liebsten wären diese neugebackenen sächsischen Jäger — ihre Gesamtzahl betrug jetzt 1253 Mann — gleich ins Feld und dem Feinde entgegengezogen. Sie waren in eine graugrüne Uniform gekleidet worden. Auf dem Kopfe

trugen sie den Jägerhut, den ein Sturmband unterm Kinn festhielt. Federbüsche wallten darüber. Dieser Federbüsche wegen wurden sie später vom Feinde „die Hähne" genannt.

Am 4. Februar 1849 — endlich! — bestand das siebenbürgisch-sächsische Jägerbataillon seine Feuertaufe. Es kam damals zu einer großen Schlacht bei Salzburg, nördlich von Hermannstadt. Die Ungarn hatten sich in einer vorteilhaften Stellung verschanzt. Die Österreicher griffen sie, trotz des kalten, winterlichen Wetters, an. Die 5. Kompagnie der Jäger, bei der Theodor Fabini als Oberjäger eingeteilt war, stand auf dem äußersten rechten Flügel der kaiserlichen Aufstellung. Sie war von Großscheuern her durch ein enges Tal in die Schlachtordnung eingerückt. Immer wieder versuchten Kossuthhusaren sie zu überflügeln und ihr in den Rücken zu fallen. Einmal war es einer überlegenen feindlichen Kavallerieabteilung auch schon gelungen, den Kompagniekommandanten Hauptmann Klokotschan mit dem Großteil der Kompagnie zu umzingeln, da eilte Fabini geistesgegenwärtig mit seinem Zuge herbei und befreite Führer und Kameraden aus der drohenden Gefangenschaft. Nachdem der Kampf lange hin und her getobt hatte, endete er schließlich mit einem entscheidenden Siege der Kaiserlichen. Dreizehn Geschütze und der gesamte Troß des Feindes fielen ihnen in die Hände. Die Trümmer des feindlichen Heeres flohen Hals über Kopf nach Reußmarkt, nach Mühlbach und von dort weiter das Miereschtal abwärts.

Um den geschlagenen Feind zu verfolgen, waren Gewaltmärsche notwendig. Diese Gewaltmärsche stellten an die körperliche Leistungsfähigkeit der Jäger höhere Anforderungen als die vorangegangene Schlacht. Oft und oft drohten sie vor Erschöpfung umzusinken. Da waren es immer wieder die deutschen Freiheitslieder, die sie hochrissen und bei guter Laune erhielten. Besonders einer von ihnen sang gerne und gut: Theodor Fabini. Er hatte eine schöne Baßstimme. Sein Lieblingslied „Ich hatt' einen Kameraden" wurde zum Lieblingslied der Kompagnie.

In einem Dorf endlich gönnte man ihnen eine kurze Rast. Speck und Wein wurden an die Truppen verteilt. Brot gab es weit und breit keins. Die durchziehenden Heere hatten es bis zum letzten Krümmchen verzehrt. Da es draußen sehr kalt war, versuchten die Jäger sich in den Häusern des Dorfes zu erwärmen. In einem ein-

zigen Raum hockten zusammengepfercht 150 Mann. Theodor Fabini saß mitten auf dem Tisch, Rücken an Rücken mit drei anderen Kameraden. Kaum aber hatten sie sichs einigermaßen warm und gemütlich gemacht, da ertönte das Signalhorn und rief sie zur hastigen Fortsetzung des Marsches.

Am 9. Februar in der Früh verließen sie Broos. Der blutigste Schlachttag des siebenbürgischen Bürgerkrieges dämmerte eben auf.

General Bem, der kühne und schlagfertige Feldherr des feindlichen Heeres, hatte aus Ungarn Verstärkungen erhalten und beschlossen, mit ihrer Hilfe seinen Verfolgern den Übergang über die Strellbrücke bei Piski zu versperren. „Die Brücke verloren, Siebenbürgen verloren!" rief er seinen Soldaten zu und feuerte sie zur höchsten Kraftentfaltung an.

Als das sächsische Jägerbataillon um 10 Uhr vormittags in den Kampf eingesetzt wurde, tobte dieser schon stundenlang rings um die Brücke hin und her. Mehrere Stürme alter, kriegserprobter österreichischer Truppen waren im vernichtenden Feuer der geschickt aufgestellten feindlichen Batterien bereits zusammengebrochen. Nun war die Reihe an den „Hähnen".

Die Strell, ein auch sonst breiter und reißender Gebirgsfluß, führte am 9. Februar 1849 Hochwasser. In den südlichen Bergen, deren Quellflüsse sie sammelt und dem breiten Miereschtal zuführt, war in den letzten Tagen Schneeschmelze eingetreten. Mächtige Eisschollen schossen auf den rauschenden Wogen, sich aneinander scheuernd, zu Tal. Es war unmöglich den Fluß zu durchfurten.

Östlich des Flusses, dicht an der Brücke, stand ein gemauertes, geräumiges Straßenwirtshaus. Es steht auch heute noch dort. Es heißt die Piskicsárda. In seinem Kugelschatten konnten sich die Jäger zum Sturme sammeln.

Die Brücke selbst war aus Holz gebaut, war zwei Fahrbahnen breit und 120 Schritte lang. Heute führt an ihrer Stelle eine eiserne Brücke über den Fluß.

Um den Übergang über die Brücke ihren Verfolgern zu erschweren, hatten die Ungarn die Bohlen der einen Fahrbahn, vom westlichen Ufer bis zur Mitte der Brücke hin, entfernt. Aber auch die der anderen Fahrbahn hatten sie, dicht am westlichen Ufer, ungefähr 20 Schritte weit aufgerissen. Auf diese Weise wurden die Angreifer gezwungen, sich bereits in der Mitte der Brücke auf engsten Raum zu-

sammen zu drängen, und einige Schritte vor den Mündungen der ungarischen Gewehrläufe und Geschützrohre mußte ihre Bewegung neuerdings ins Stocken geraten.

Jetzt blasen die Hörner zum Sturm der Jäger. Mit lautem Hurra stürzen sie aus Hof und Garten des Wirtshauses, Zug um Zug, hinaus. Im Laufschritt donnern sie über die Brücke. Mann an Mann und Schulter an Schulter, mit gefälltem Bajonett, wie es die militärische Vorschrift dieser Zeit fordert.

In der Mitte der Brücke, dort, wo die Bohlen der einen Fahrbahn zu fehlen beginnen, gibt es einen Augenblick eine Stockung. Aber nur gerade einen Augenblick lang. Denn er genügt, um Theodor Fabini auf den Gedanken zu bringen: wie wär's, wenn wir auf den Längsbalken der Brücke wie Seiltänzer weiterlaufen würden? Wozu haben wir denn seit Jahren mit Stolz und Begeisterung die edle Turnerei geübt?

Im Nu springt er also auf einen der Balken, die noch unversehrt auf den Brückenpfeilern ruhen und zum feindlichen Ufer hinführen. Seine Hintermänner, geübte Turner wie er, folgen ihm nach. Hurra, ist das ein munteres Hüpfen und Tanzen auf dem schmalen, gefährlichen Steg! Unter ihnen rauscht die wilde, eisige Flut. Rauscht so laut, daß sie das Singen und Klatschen der feindlichen Kugeln übertönt. Das Beste an diesem Weg aber ist: man kommt hier rascher vorwärts als drüben auf der menschenüberfüllten Fahrbahn, wo Verwundete und Zusammenbrechende die freie Bewegung vollends gelähmt haben. Wirklich, jetzt sind sie schon an der Spitze des Bataillons. Drei Schritte noch und Theodor Fabini, Oberjäger der 5. Kompagnie, betritt als erster das feindliche Ufer.

Da trifft ihn im mörderischen Feuer, das der Feind den verwegenen Stürmern entgegenspeit, eine Kugel so schwer in die Lende, daß er zurücktaumelt. Sein Hintermann fängt ihn auf. Es ist, als übe die gurgelnde Flut eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf seinen schweren schwankenden Körper aus. Dennoch gelingt das Wunder . . . Er wird . . . mitten durch das wüste Durcheinander . . . über die lange, ach so lange Brücke . . . bis zum Wirtshaus zurückgetragen. Ein Wunder, das treueste Kameradschaft allein zu vollbringen imstande ist.

Den ganzen Tag über noch hat die Schlacht an der Strellbrücke getobt. Erst in der anbrechenden Dunkelheit fiel die Entscheidung. Da-

mals hatten sich die Kaiserlichen den Übergang über die Brücke nach schweren Verlusten endlich erzwungen und nahmen bereits die Verfolgung des feindlichen Heeres auf. Da wurde dieses von General Bem ein letztes Mal gesammelt und mit beispielloser Wucht zum Gegenangriff geführt. Er gelang. Nicht nur die Brücke, sondern auch die österreichischen Stellungen am diesseitigen Ufer wurden überrannt. Damit war der Ausgang der Schlacht, der blutigsten Schlacht des siebenbürgischen Bürgerkrieges, um 10 Uhr abends — nach übermenschlichen Anstrengungen auf beiden Seiten — besiegelt.

Noch auf dem Schlachtfeld ernannte der österreichische Oberkommandierende den tapfersten aller Jäger, Theodor Fabini, zum Leutnant. Der Schwerverwundete wurde auf einem Ochsenwagen nach Broos geschafft. Das gleiche gastliche sächsische Haus nahm ihn auf, von dem er in der Früh Abschied genommen hatte. Trotz der liebevollen Pflege, die er fand, ging die Wunde bald in Entzündung über. Ein grenzenloser Durst stellte sich ein. Da war das Ende nahe. Als der Morgen wieder tagte, brachte der junge Held nur noch die Worte über die Lippen: „Ich sterbe mit dem Bewußtsein, meine Plicht erfüllt zu haben." Und verschied.

Rundschau

Chronik. Wir haben vor einem Monat ausgesprochen, daß die Verschärfung des innervölkischen Streites unser Volk ernüchtern werde. Durch das Ergebnis der evangelischen Kirchenwahlen hat sich dies bestätigt. Am deutlichsten ließ es sich in Kronstadt erkennen. Hier hatte sich aus früheren Anhängern der Einheitspartei ein „Burzenländer Schutzbund" gebildet, der es verstand, die Antipathien, die sich gegen die Volkspartei angesammelt hatten, auf die eigene Mühle zu leiten. Obgleich die Nachbarschaften mit Zustimmung der Vertreter des Schutzbundes eine überparteiliche Kandidationsliste herausgegeben hatten, erschien überfallsartig eine Kampfliste des Schutzbundes mit einem Flugblatt, worin behauptet wurde, es lägen schon zwei Kampflisten vor, was den Schutzbund zwinge, das gleiche Mittel der Selbstbehauptung zu wählen. Zugleich wurden alle Kandidaten, die dem Schutzbund nicht angehörten, als gemeinschaftsschädlich verdächtigt. Ein solches Vorgehen war zwar ungerechtfertigt, denn es gab gar keine Kampfliste außer der des Schutzbundes, aber die Bürger glaubten es und ließen sich durch einen guten Korteschdienst vom Schutzbund an die Urnen bringen, um gegen parteipolitische Ganzheitsansprüche zu kämpfen, die niemand erhoben hatte als nur der Schutzbund. Bei dieser Wahl kämpfte nur er; alle anderen Gruppen blieben der Nachbar-

schaftsliste treu, woran auch gemeinsame im letzten Augenblick unternommene Streichungsversuche der Volkspartei nichts Wesentliches änderten. Der Schutzbund siegte überwältigend. Der Erfolg ist so groß, daß er weder mit dem Bruch der Wahlvereinbarung — ein jeder solcher Bruch wird nach unserem merkwürdigen kirchlichen Wahlrecht durch Stimmengewinn belohnt! — noch mit der Irreführung der Wähler allein erklärt werden kann. In dem Ergebnis drückte sich die Ablehnung bestimmter Kampfmethoden und der dafür verantwortlichen Personen aus, wobei kein Unterschied zwischen der Volkspartei gemacht wurde und den anderen seinerzeitigen Mitgliedern der einstigen NEDR. Die Spaltung der Erneuerungsbewegung ist, dies zeigte sich nun, vom Volk als eine Schwäche der Bewegung selbst beurteilt worden.

Auch in den Wahlergebnissen anderer Orte zeigte sich, wenn auch nicht so klar, diese Tatsache. Durch die Abtrennung der Volkspartei hat die Erneuerung einen Rückschlag erlitten. Das Volk versteht keine zwiespältige Auslegung von Grundsätzen. Am schärfsten traf der Rückschlag die Volkspartei. Weder in den Städten noch auf dem Lande erwies sich — von einigen Dörfern abgesehen — eine Anhängerschaft, die als eine Volksbejahung ihres Weges bezeichnet werden könnte. Durch die Wahlen lehnte das Volk vielmehr eine Haltung und Kampfesweise ab, die seinem Wesen widerspricht und die darum die Volksgemeinschaft nicht schaffen kann.

Es ist tragisch, daß diese Ablehnung in vielen Fällen auch gegen den Erneuerungsgedanken gerichtet wurde, weil reaktionäre Gruppen die Stimmung für sich nutzen und z. B. in Kronstadt die Parteipolitisierung der Kirchenkörperschaften durchsetzen konnten. Es wird Aufgabe der Volksorganisation sein, das weltanschauliche Gut der Volkserneuerung durch eine volksgemäße Politik und durch Sammlung der die Volksdisziplin wahrenden Kräfte für die Zukunft zu retten. Darum bleibt für die nächste Zeit die Entscheidungsfrage aufrecht, ob das neue Volksprogramm anerkannt oder abgelehnt, ob die Disziplin gegenüber der Volksorganisation bejaht oder parteipolitisch durchbrochen werden darf. Der Burzenländer Kreisrat und der Buchenländer Gaurat sind aufgelöst und Neuwahlen angeordnet worden, weil sie sich in dieser Frage versagten. Die Neuwahlen werden erweisen, hinter wem das Volk steht. Für Siebenbürgen brachten die Kirchenwahlen schon eine gewisse Vorentscheidung. Heinrich Zillich

100 Jahre Kronstädter Allgemeine Sparkasse. Die älteste Bank des einstigen Ungarns und des heutigen Rumäniens, die Kronstädter Allgemeine Sparkasse, beging am 18. November ihr 100-Jahrfest. Gegründet wurde sie von Peter Lange von Burgenkron als gemeinnütziger Sparverein, der lange Zeit hindurch in dieser Form arbeitete, dann später in eine Genossenschaft und in der Folge in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Auffällig gering blieb das Aktienkapital, das lediglich mit 4 % verzinst wurde, während die Reingewinne wohltätigen Zwecken zugeführt worden sind. Diese in anderen Ländern kaum zu findende uneigennützige Einstellung wurde richtunggebend für den ganzen Kreditaufbau

unseres Volkes in Siebenbürgen und ermöglichte es unseren Anstalten, allen Schwierigkeiten der Jahrzehnte standzuhalten als ein Glied im Bau des Volkes. Von kapitalistischen Strömungen wurde die Anstalt erst sehr spät, nach dem Kriege, angegriffen. Dies zeigte sich bei der Kronstädter Allgemeinen Sparkasse in einer Kapitalsvergrößerung, die nötig geworden war, weil das bisherige Aktienkapital von nur 14.000 Kronen den Anforderungen jener Zeit nicht gewachsen war und die eigenen Mittel unbedingt erhöht werden mußten. So wuchs das Aktienkapital rasch auf 100 Millionen Lei durch Neuzeichnungen. Die Aktienverzinsung blieb wohl auch jetzt auf dem Stand der Einlagenzinsen, verringerte aber die Beträge, die aus dem Reingewinn für wohltätige Zwecke ausgeschüttet werden konnten, wenn auch noch 1930 990.000 Lei dafür zur Verfügung gestellt wurden. Die Weltwirtschaftskrise, deren niedermahlende Auswirkung auf unsere Wirtschaft in frischer Erinnerung ist, zog die Sparkasse in Mitleidenschaft, zwang sie zur Anwendung des staatlichen Umschuldungsgesetzes, auf dessen Grundlage aber auch der Neuaufbau begonnen werden konnte, der zu gesunden Ansätzen führte. Die 100-Jahrfeier konnte in froher Stimmung begangen werden und hatte über die Kreise der Beteiligten hinaus als Beweis für die zähe, unverwüstliche und pionierhafte wirtschaftliche Leistungsfähigkeit unseres Volkes Bedeutung. Heinrich Zillich

Eine Erwiderung und einige Worte zur schwäbisch-sächsischen geistigen Zusammenarbeit. Es ist in den meisten Fällen weder erquicklich noch fruchtbar, wenn ein Autor oder Herausgeber auf eine Besprechung seines Buches erwidert. Trotz dieser Überzeugung halte ich es für notwendig, zu der Beurteilung der Lyrikauswahl „Herz der Heimat" im Oktoberheft der „Banater Monatshefte" einige Worte zu sagen, weil es hier, über den gebotenen Anlaß einer Verteidigung und Rechtfertigung hinaus, um grundsätzliche Fragen der geistigen Zusammenarbeit der deutschen Siedlungsgruppen in Rumänien geht.

Der Banater Beurteiler (v.) der Lyrikauswahl, die mein Freund Herman Roth und ich besorgt haben, sagt u. a. folgendes: „Das ferner gesteckte Ziel, nämlich: „die wertvollen lyrischen Stimmen zu sammeln, die in einem durch politisches Schicksal geschaffenen, noch nie als literarische Einheit gefaßten Lebensraum deutscher Menschen erklungen sind", hat dieses Bändchen — es muß leider festgestellt werden — nicht erreicht. Daß das Banat z. B. an lyrischen Schöpfungen aus den letzten 20 Jahren den siebenbürgisch-sächsischen gegenüber nichts ebenbürtiges aufweisen könnte, muß entschieden in Abrede gestellt werden. Wir vermissen in diesem Bändchen das „Schwabenlied" von A. Müller-Guttenbrunn, Gedichte von Nik. Schmidt, Bruno Kremling, Franz Xaver Kappus, Peter Jung usf. Auch Vertreter der jüngsten Generation kommen darin außer Peter Barth, Annie Schmidt-Endres und Josef Gabriel d. j. nicht zum Wort. Es war eben der Banater Schwabe A. Müller-Guttenbrunn, der durch seine Heimatromane die deutsche Welt auf das auslanddeutsche Problem aufmerksam machte und mit diesen Romanen den Grundstein zur Entwicklung

der auslanddeutschen Literatur legte. Wir sind noch ein so junges Volk, daß wir inmitten der wildesten Entdeutschungspolitik auch ohne „bodenständige und lebendig fortwirkende literarische Tradition" Dichtersöhne vom Schlage eines A. Müller-Guttenbrunn, Otto Alscher, Nik. Schmidt, Bruno Kremling usf. hervorbringen konnten. Aus dem Grunde müssen einige Stellen des Vorwortes, die abstoßend auf jeden Banater Leser wirken, entschieden zurückgewiesen werden."

Es sei mir gestattet, dieser Beurteilung die auf das Banat bezüglichen Ausführungen im Vorwort unseres Bandes wörtlich gegenüberzustellen: „ . . In den letzten 20 Jahren, deren lyrische Ernte hier gesammelt ist, beträgt die Anzahl der im Banat erschienenen Gedichtbände höchstens den fünften Teil der gleichzeitigen siebenbürgischen. Das ist mehr als ein bloß quantitativer Unterschied. Das Banat ist Neuland, das abgesehen von einzelnen meist sehr bald an das Binnendeutschtum abgegebenen Talenten keine bodenständige und lebendig fortwirkende Tradition besaß und zudem durch die ungarische Entdeutschungspolitik in seinem hochsprachlichen Bestand gefährdet wurde. (Man merkt es heute noch an manchem Banater Gedicht.) . . . .

Diesem Reichtum lyrischer Stimmen, dieser Dichtigkeit der Überlieferung (in Siebenbürgen) kann das Banat — auch zahlenmäßig — nichts Gleiches entgegenstellen. Sein Einsatz sind Einzelleistungen und die starke Zukunftshoffnung eines jungfräulichen, literarisch noch unausgeschöpften und völkisch erst jetzt reifenden Stammestums." (Es folgt die Kennzeichnung der einzelnen Lyriker.)

Und nun stelle ich, reinen Gewissens, die Frage: Welches sind die Stellen, „die abstoßend auf jeden Banater Leser wirken?"

Ich habe, wie man sieht, nirgends behauptet, daß das Banat an lyrischen Schöpfungen aus den letzten 20 Jahren nichts den siebenbürgischen Ebenbürtiges aufweisen könnte. Dafür aber ist kein siebenbürgischer Dichter so reich in unserem Bande vertreten, wie der Banater Peter Barth, und wer dazu noch die auf Barth bezüglichen Stellen der Einleitung liest, kann gutwilligerweise nur feststellen, daß ihm mindestens Ebenbürtigkeit neben den stärksten sächsischen Lyrikern zuerkannt wird. Daß aber das Banat an „Reichtum lyrischer Stimmen" und an „Dichtigkeit der Überlieferung" dem Siebenbürger Sachsentum nicht gleichkommt — und nur das behauptete ich! — ist doch eine schicksalhafte, nicht abstreitbare Tatsache.

Weiterhin läßt die Einleitung keinen Zweifel darüber, daß sich der Band auf lebende Dichter beschränkt; so mußten denn Müller-Guttenbrunn und N. Schmidt ebenso ausbleiben wie etwa die Sachsen Kühlbrandt und E. Schullerus. Bruno Kremling, unseres Wissens dem serbischen Banat zugehörig, fiel gleichfalls aus dem auch geographisch umgrenzten Rahmen des Buches. Die Mitteilung, daß Peter Jung Anthologien grundsätzlich ablehnt — wir wiederholten sie in der Einleitung! — und daß verschiedene jüngere Dichter „ebenfalls von Anthologien nicht eben begeistert sind", verdanken wir gerade dem Herausgeber der „Banater Monatshefte". Leider

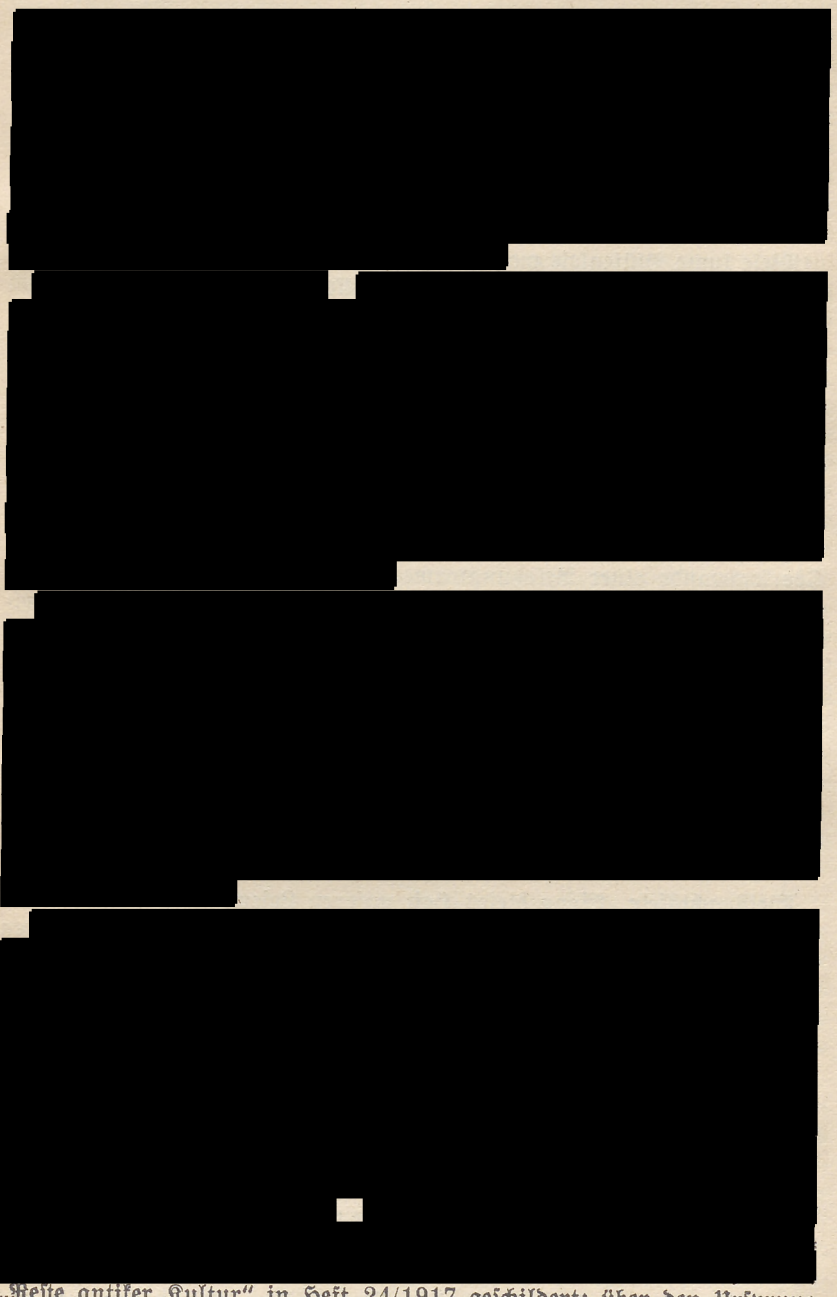
hat uns auch keiner unserer Banater Berater auf die uns völlig unbekannten lyrischen Veröffentlichungen des Erzählers F. X. Kappus aufmerksam gemacht. — Wie nahe übrigens meine Meinung über Müller-Guttenbrunns Bedeutung der Ansicht des Rezensenten kommt, mag er in meiner (im Deutschen Kalender für Rumänien 1935 veröffentlichten) Hermannstädter Rede zum Tage des Buches 1934 nachlesen.

Daß dieser erste Versuch einer Sammlung der lyrischen Stimmen eines eben erst entstehenden gemeinsamen geistigen Raumes notwendig lückenhaft bleiben mußte, wissen ihre Herausgeber am besten. Vielleicht lassen sich schon sehr bald in einer in Deutschland erscheinenden zweiten Auflage diese Lücken schließen — die willige Mitarbeit aller dazu Berufenen natürlich vorausgesetzt. Daß die Herausgeber aber diese Sammlung ohne Zugeständnisse und Nachgiebigkeiten der lokalpatriotischen Wohlmeinung gegenüber durchführten, hat ihnen das reichsdeutsche Urteil mit einhelliger Zustimmung gedankt. Sollte man heute, da im Reich die nachsichtige und herablassende Rücksicht auslanddeutscher Dichtung gegenüber, von auslanddeutschen Leistungen überholt, einer kritischen Gleichberechtigung neben binnendeutschem Schrifttum weicht — sollte man heute nicht auch bei uns sich dazu bekehren, nur dem, was keiner Nachsicht bedarf um bestehen zu können, das Recht auf Repräsentation zuzugestehen?

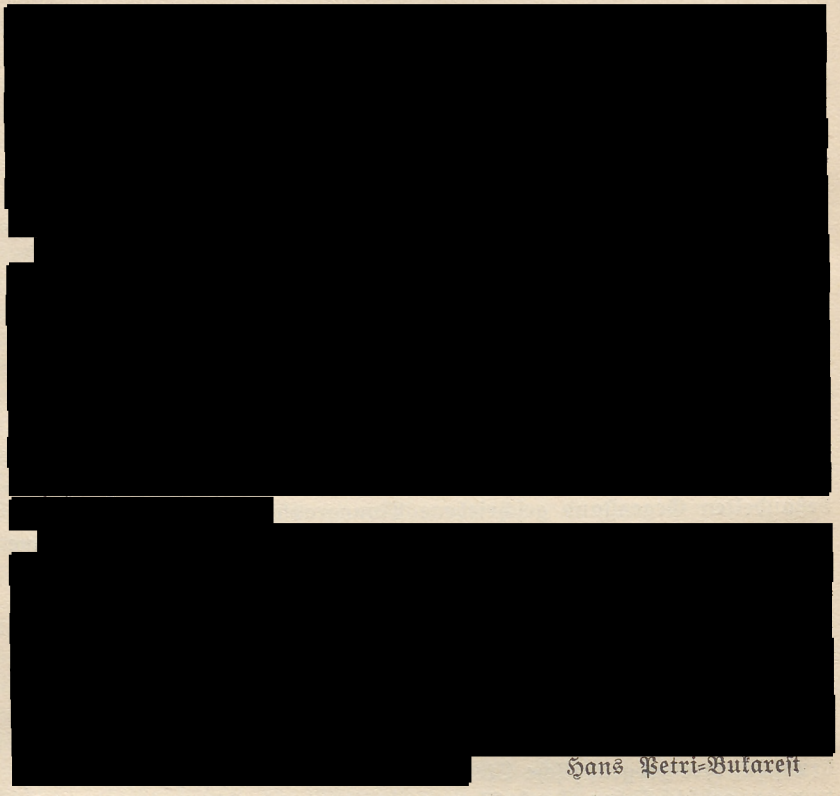
Ebenso wichtig aber ist ein Zweites: Sollte es nicht möglich sein eine bereitwilligere und vertrauensvollere geistige Zusammenarbeit zwischen den einzelnen deutschen Volksgruppen unseres Landes zustandezubringen? Der Herausgeber des „Klingsor" weiß ein Lied davon zu singen, wie schwer es ist ein „Banater Schwaben-Heft" zusammenzustellen (um das er sich seit Monaten bemüht), und Erfahrungen im umgekehrten Sinne mögen wohl die „Banater Monatshefte" gemacht haben. Wie weit kennt man überhaupt in Siebenbürgen die „Monatshefte" und im Banat den „Klingsor", wie weit übrigens auch das Geistesleben der Deutschen im Buchenland und in Bessarabien? Von der Fruchtbarkeit solcher Zusammenarbeit wissen wohl die Banater Autoren der Lyrikauswahl — und auch deren geschmähte Herausgeber zu berichten. Versuchen wir doch einmal diesen geistigen Austausch reicher und fruchtbarer zu gestalten! Es wird zu niemandes Schaden sein.

Harald Krasser

„Die rumänische Literatur in Deutschland". — Ein offener Brief an Herrn Professor Sân-Giorgiu. — [redacted]



„Reste antiker Kultur" in Heft 24/1917 geschildert; über den Ursprung



Hans Petri-Bukarest

Neue Bücher und Schriften

Weihnachtslese. Wenn dieses Heft unseren Lesern zugeht, werden die meisten von ihnen daran denken, welches Buch sie zu Weihnachten schenken sollen. In jedem Jahre rollt eine Flut von Neuerscheinungen auf die Pulte der Buchläden, stapelt sich dort auf und harrt ihres Schicksals. Geben wir hier einige Ratschläge, um die Wahl zu erleichtern, kann es sich nur um Hinweise auf Werke handeln, die, in der letzten Zeit erschienen, Beachtung verdienen, aber nicht um eine vollständige Übersicht, denn die ist unmöglich und würde, selbst wenn man sie erstrebte, nur verwirren. Um eine kleine, dabei auch etwas willkürliche Weihnachtslese handelt es sich also, der im Laufe der nächsten Monate die Besprechungen anderer Neuerscheinungen nachfolgen soll.

Beginnen wir mit den Neuauflagen wichtiger Werke. Zunächst sei Verner von Heidenstams „Karl der Zwölfte und seine Krieger" genannt, jene hinreißende dichterische Schau in das Leben des großen Schwedenkönigs. Vor etlicher Zeit haben wir auf

das Buch schon hingewiesen, das nun in einer Volksausgabe erschienen ist. — Ebenfalls in einer Volksausgabe liegen die berühmten „Anekdoten" von Wilhelm Schäfer vor, die nach einem Worte Kolbenheyers „wie weniges unserer zeitgenössischen Dichtung in die Weltliteratur" gehören. (Beide Bücher bei Langen-Müller, München.) — Peter Roseggers „Waldheimat" brachte in einem Bande, den Max Mell einleitet, der L. Staackmann-Verlag, Leipzig, mit Holzschnitten von Swibert Lobisser heraus. — Als Geschenk eignet sich ganz vorzüglich ein Werk, das bereits unsere Großväter begeisterte und nun vom Inselverlag in einer vorbildlichen Ausgabe aufgelegt wurde, Gottfried August Bürgers „Wunderbare Reisen des Freiherrn von Münchhausen" mit den bekannten Holzschnitten von Doré, die mit den wiederaufgefundenen Stöcken der ersten französischen Ausgabe von 1853 gedruckt worden sind. Die merkwürdigen Schicksale des Bürgerschen Textes werden in einem Nachwort von Karl Voll dargestellt und sind bei dieser Ausgabe berücksichtigt worden, so daß wir hier die jetzt maßgebende und abschließende Fassung des Werkes haben. — Das gesammelte Werk von Rudolf G. Binding (Rütten & Loening-Verlag, Frankfurt a. M.) tritt zum erstenmal in vier Bänden an die Öffentlichkeit. Wir haben in dieser Zeitschrift Jahr um Jahr auf Binding hingewiesen. Die nun gesammelte Frucht seiner Dichtung möge auf vielen Weihnachtstischen liegen. Sie umfaßt im ersten Band seine Novellen und Legenden, im zweiten die Gedichte und die „Reitvorschrift für eine Geliebte", im dritten das große Bekenntnisbuch „Aus dem Kriege" und im letzten „Erlebtes Leben". Es fehlen „Rufe und Reden" und die letzte in diesem Jahre erschienene Kriegsanekdote, die wohl den Nachtragsbänden vorbehalten bleiben. Die vier Bände sind aus dem geistigen Lebensraum unseres Volkes nicht wegzudenken. — Noch eine andere Volksausgabe sei nicht vergessen: Die Märchen und Lügengeschichten von Hans Friedrich Blunck, die unter dem Gesamttitel „Von Geistern unter und über der Erde" mit Holzschnitten von Hans Pape im Eugen Diederichs-Verlag, Jena, erschienen sind. In dem Bande sind die schönsten Märchen aus dem dreibändigen Märchenwerk Blucks vereinigt. Die überquellend reiche Vorstellungswelt des norddeutschen Volkstums ist von Blunck mit Phantasie und Bildnerkraft eingefangen und zu einem Schatz der Volksseele gemacht worden, den wir neben die großen Sammlungen Grimms stellen können.

Im F. A. Brockhaus-Verlag, Leipzig, dem wir in diesem Jahre den Abschluß des 20bändigen Lexikonwerkes „Der Große Brockhaus" und den „Sprachbrockhaus" verdanken, schenkt uns ein drittes Werk von Bedeutung: „Das Buch vom deutschen Volkstum", das zwar zwanzig Mark kostet, aber dafür eine beispiellose Übersicht bietet über das Wesen, den Lebensraum und das Schicksal des deutschen Volkes. Ein solches Werk, wie es der Herausgeber Paul Gauß mit Hilfe zahl-

reicher Mitarbeiter schuf, unter denen wir auch unseren Landsmann Richard Csaki entdecken, gab es noch nicht. Hier wird das gesamte Deutschtum, wo immer es siedeln mag, in Text, Bild und Karte dargestellt. Man erhält einen schwachen Begriff von der Mächtigkeit des Buches, wenn man weiß, daß es 136 bunte Karten, 1065 Abbildungen und 17 Übersichten umfaßt. In drei Teile ist es gegliedert: der erste gibt einen allgemeinen Überblick über das deutsche Volk als Ganzes und die dessen Leben formenden Kräfte (also die Tatsachen der Gliederung, Zahlen, Sprach-, Volks- und Staatengrenzen, Stämme, Rassen, Sprache, Mundarten, Städte, Burgen, Klöster, Kunst und ihre geschichtliche Entwicklung, Wissenschaft, Bildungseinrichtungen, Wirtschaftsleben in allen Einzelheiten, nach Wirtschaftszweigen und Erzeugungswegen geordnet, rechtliche und soziale Lage, das Auslanddeutschtum in seinem Abwehrkampf und schließlich die militärische Rüstung Deutschlands). Ebenso ausführlich bringt der zweite Teil eine Betrachtung der einzelnen deutschen Siedlungsgebiete auf der ganzen Welt und der dritte die Vorgeschichte und Geschichte des deutschen Volkes. Ein Schrifttumsnachweis ein Schlagwortverzeichnis beschließen den Band, der — das dürfte sich aus dieser Inhaltsangabe ergeben — von nicht zu überschätzendem Wert ist für jeden, der sich mit der Geschichte und Lagerung unseres Volkes befaßt.

Unter den zahllosen Büchern zum geistigen und politischen Zeitgeschehen seien zunächst Luthers Kampfschriften gegen das Judentum genannt, die (mit 11 Abbildungen) von Dr. Walther Linden bei Klinkhardt & Biermann, Berlin, zum erstenmal geschlossen herausgegeben wurden. Der Herausgeber untersucht einleitend Luthers Haltung gegenüber dem Judentum und Luthers Erlebnisse mit Juden. Außer Abschnitten aus den Tischreden wurden in den Band Luthers große Schriften über die Juden aufgenommen, leidenschaftliche Bekenntnisse und Mahnungen, die von tiefen religiösen Grundlagen ausgehen und heute mit der gleichen Aufmerksamkeit gelesen werden können wie einst. — Unter den geschichtlichen Charakterbildern, die in den letzten Jahren in Mode waren und auch jetzt gerne gelesen werden, muß der „Talleyrand" von Duff Cooper (in einer schönen Ausgabe des Inselverlags) beachtet werden, weil hier mehr gegeben wird als bloß die Beschreibung des Lebens einer der eigenartigsten geschichtlichen Figuren; der Verfasser ist ein hoher englischer Staatsbeamter und hat den untrüglichen Blick für das Wesentliche, die kühle Gelassenheit des Diplomaten, der hinter die Dinge sehen kann und dabei über eine starke darstellerische Begabung verfügt. Das Bild Talleyrands tritt hervor, entkleidet der anekdotenhaften Zuspitzung, unter der man es gewöhnlich sieht, als das eines unerhört befähigten Staatsmannes. Wenn das Buch als Meisterwerk politischer Lebensgeschichte in England geschätzt wird, so kann man sich diesem Urteil ohne Zögern anschließen. — Gleich noch ein englisches Buch: ein Marinearzt Halliday Sutherland legt

seine Lebenserinnerungen vor unter dem Titel „Bogen der Jahre". In der flüssigen Darstellung wird ein Mensch sichtbar, der im Frieden und Weltkrieg mit offenen Augen und hellem Kopf erlebte und auch uns viel zu sagen hat. Bemerkt sei noch, daß sein Buch heute eines der beliebtesten in England ist und einen Querschnitt gibt durch unsere Zeit und durch viele wundervolle Punkte des Erdballs. Besonders die Schilderungen des spanischen Lebens sind gut gelungen.

Wir haben schon auf die früher erschienenen Aufsatzbände von Paul Ernst vornehmlich auf das „Tagebuch eines Dichters" hingewiesen und die zeitkritische Kraft, die sich in diesen theoretischen Schriften äußerte, unterstrichen. Nun erschien ein neuer Band seiner Aufsätze im Rahmen der Gesamtausgabe (Langen-Müller, München) unter dem Titel „Ein Credo". Er enthält das künstlerische Glaubensbekenntnis Ernsts, seine Stellungnahmen zu den Fragen der Dichtung, des Theaters, zur Ethik und Kultur, zu den Beziehungen zwischen Christentum, Kunst und Volk und zu den Aufgaben des Dichters. Die gedanklichen Grundlagen einer erneuerten deutschen Dichtung sind hier gelegt worden. Wem die sechs Bände der theoretischen Schriften, die mit diesem Buche abgeschlossen werden, zu umfangreich sind, der kann sich an den kleinen Auswahlband halten, der unter dem Titel „Verfall und Neuordnung" ebenfalls vor kurzem erschienen ist. Das gewaltigste Werk, das uns Paul Ernst hinterließ, sei hier nur erwähnt — es muß einer späteren Besprechung vorbehalten bleiben auszuführen, was wir durch „Das Kaiserbuch" erhielten, nämlich das Epos der mittelalterlichen Kaiserzeit, das, in drei umfangreichen Bänden gegliedert, zu den bleibenden Schätzen unserer Dichtung gehört. Wenige kennen noch diese Versdichtung. Der erste Band „Die Sachsenkaiser" tritt jetzt in unser Volk und gibt ihm in hoher Sprache das reinste Erbe seiner Geschichte wieder. — Von Paul Ernst zu Moeller van den Bruck führen manche Wege. Seine Art, Geschichte zu sehen, ist für uns vorbildlich. Sein deutsches Bewußtsein wurde Leben. Hans Schwarz, der Herausgeber der Schriften, legte (Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau) nun den dritten Band der Trilogie „Das ewige Reich" vor, der in je drei Charakterbildern großer Deutscher die gestaltenden Kräfte ganzer Epochen umfaßt, so z. B. die romanische Zeit durch Karl den Großen, Heinrich den Löwen und Friedrich II. oder die Renaissance durch Dürer, Holbein und Cranach, um dann in Goethe die Verkörperung des Deutschen schlechthin zu beweisen, die allerdings ein einmaliger und persönlicher Ausdruck war, der nicht zur Allgemeingültigkeit für das Volk wurde, da uns eine umfassende Nationalkultur damals fehlte. Das Buch schließt mit dem Ausblick in die dritte Zeit der Deutschen, deren Seher und Mitgestalter Moeller auch nach seinem Tode geblieben ist. — August Winnig, dessen Entwicklung vom deutschen Arbeiter, Sozialisten und Demokraten zum staats- und volksbewußten Mann ein erzieherisches Beispiel männlicher Entscheidungskraft ist, hat

in einigen Bänden seine Wandlung dargestellt. Er begann mit „Frührot", setzte dann mit dem „Weiten Weg" fort und läßt nun einen dritten Band „Heimkehr" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) erscheinen, der die Zeit nach dem Zusammenbruch darstellt. Winnig stand damals als führender Sozial-Demokrat an der Spitze des deutschen Ostens und als Reichskommissar für das Baltikum an entscheidender Stelle. Wie er zwischen der tatunfähigen Reichsregierung und den harten Notwendigkeiten des Grenzlandes seinen Gang wählte, die Kräfte der Nation, die sich hier in Freischaren und Heeresresten ballten, nutzte, wie er schließlich ein Opfer des Kapp-Putsches wurde, ist nicht nur für die Kenntnis jener Zeit wichtig, sondern zugleich auch als Zeichen menschlicher Bewährung. — Sein Buch ist eine gute Vorbereitung auf den neuen Roman Edwin Erich Dwingers „Die letzten Reiter" (Eugen Diederichs Verlag, Jena), der die baltischen Nachkriegskämpfe gestaltet, jene Heldentaten deutscher Trupps, die unter einer Freischarfahne aus unbändigem Drang nach Siedlungsboden in Kurland fochten, die Russen schlugen, Riga befreiten, ja ganz Rußland aufrollen und den Bolschewismus ausrotten wollten, während in ihrem Rücken Berlin vor dem Feindbund kroch, das Vaterland sie verfluchte als Landsknechte und die Entente kühl darauf wartete, bis sie die Bolschewiken ungefährlich gemacht hatten, um dann den Letten und Esthen die Macht zuzuspielen und die Baltenkämpfer mit leeren Händen abziehen zu lassen. Dabei erlosch nicht nur ein Siedlungstraum, auch das Deutschtum des Baltenlandes wurde vernichtet. Manche Szenen dieser Tragödie, die noch immer zu wenig bekannt ist, haben in der Darstellung Dwingers erschütternde Größe, ohne daß allerdings die inneren Ausmaße seines Buches „Zwischen Weiß und Rot" erreicht worden wären. — Hanns Johst veröffentlicht das Tagebuch einer Reise, die ihn durch verschiedene Nachbarländer Deutschlands führte. „Maske und Gesicht" ist darum so reizvoll, weil Johst alles, was er sieht — und sein Blick ist scharf, besonders bei der Betrachtung der kulturellen Substanz fremder Völker und ihrer künstlerischen Leistungen — in Beziehung setzt zum Geist des neuen Deutschlands, wobei er mit größter Selbstkritik und unbeirrbarer Gerechtigkeit vorgeht. Sehr schön ist die Schilderung des menschlichen Wesens Hitlers, dem er seine Reiseeindrücke erzählt.

Die Lyrik wollen wir vor Weihnachten noch weniger vergessen als sonst. Weil wir auf die schon vor Jahren erschienene einbändige Gesamtausgabe der Balladen und Gedichte von Lulu von Strauß und Torney „Reif steht die Saat" (Eugen Diederichs, Jena) noch nicht hingewiesen haben, sei es nun mit um so größerem Nachdruck getan. In diesem Bande und in den „Gesammelten Gedichten" von Agnes Miegel, mit denen auch die Gedichte ihres letzten Buches „Herbstgesang" (alles bei Eugen Diederichs, Jena) erwähnt seien, steht wirklich reif und unvergänglich das Schönste und Erschüt-

terndste, was uns die deutsche Frauendichtungen der Gegenwart in Versen schenkte, vor uns. Lulu von Strauß und Torney und Agnes Miegel sind, auch wenn man Münchhausen berücksichtigt, die größten deutschen Balladendichter unserer Zeit. — An ihrem Maß kann man die übrigen Gedichtbände, die uns das Jahr bescherte, nicht messen. Wohl am wichtigsten ist Josef Weinhebers „Adel und Untergang" (Adolf Luser Verlag, Wien); das Buch wurde in unserer Zeitschrift schon besprochen. Weinheber veröffentlichte im gleichen Verlag auch seine schönen Heimatgedichte „Wien wörtlich", die von uns ebenfalls gewürdigt wurden, dann in der kleinen Buchreihe des Paul List-Verlags, Leipzig, eine Auswahl seiner Gedichte „Vereinsamtes Herz". — Der Verlag Albert Langen-Georg Müller brachte mehrere Gedichtbücher heraus: Georg Brittings „Der irdische Tag" umfaßt die eigenartigen, knappen, ins Hinter- und Untergründige hineinlotenden Gedichte dieses außergewöhnlich begnadeten Dichters. Mit mir werden viele auf diese Buchausgabe seiner Gedichte gewartet haben; ein neuer Lyriker, Paul Appel, durch Veröffentlichungen im „Inneren Reich" bekannt geworden, veröffentlicht „Gedichte", die eine straffe, eigengewachsene Sprache haben, jugendlich, suchend, gläubig sind, eine Bereicherung der Reihe „Sturm und Sammlung", als deren Teil sie erschienen sind. In dieser Reihe finden wir noch: Eberhard Wolfgang Möller „Die erste Ernte", einfache, stille, idyllische Verse; Gerhard Schumann „Fahne und Stern", Gedichte eines Kämpfers der deutschen Bewegung, nicht immer vollendet, aber echt, erfüllt und rein; wortreich, nicht ohne Pathos, nicht immer aus ganzem Erleben stammend, sind „Des Blutes Gesänge" von Herbert Böhme, wenngleich sich auch da eine beachtenswerte Begabung kundtut; schwerer wiegen die deutschen Gesänge von Max Reuschle „Volk, Land und Gott"; besonders aber wollen wir die beiden Gedichtsammlungen aus abgesprengtem Lande liebgewinnen, die Rufe und Lieder sudetendeutscher Studenten „Wir tragen ein Licht", die Cysarz herausgegeben hat, und die Anthologie „Das junge Danzig" — es versteht sich von selbst, daß hier Vergängliches und Bemerkenswertes nahe beieinander liegt und daß der Chor aller Stimmen wichtiger ist als die einzelne Leistung. In diesem Sinne darf auch die Anthologie junger baltischer Dichter „Geht ein Ruf übers Land", die im Verlag Ernst Plates, Riga, erschien, Beachtung beanspruchen. Nach Gehalt und Wert überragt die im Vorjahr in Hermannstadt herausgekommene Sammlung deutscher Gedichte aus Rumänien „Herz der Heimat" diese Anthologien — das darf ohne Überheblichkeit gesagt werden.

Hauptsächlich werden zu Weihnachten Romane geschenkt. Auf den neuen Dwinger haben wir schon hingedeutet. Der Inselverlag bringt einen neuen Roman von Karl Heinrich Waggerl „Mütter", ein Gegenstück zu seinem ersten Buch „Brot". Der Band sei hier nur

vermerkt, da wir uns damit noch beschäftigen werden. Im gleichen Verlag erschien eine wundervolle Sammlung „Arabische Märchen", übertragen von Enno Littmann; die deutsche Märchenliteratur ist damit bereichert worden. — Gerhart Hauptmanns unwahrscheinliche Geschichte „Das Meerwunder" (S. Fischer, Berlin), zu dem Kubin Zeichnungen beigab, die das Unheimliche der Handlung viel abgründiger packen als der Text, befriedigt nicht ganz, während die im gleichen Verlag erschienene „Liebesgeschichte" von Carl Zuckmayer (mit Zeichnungen von Hans Meid) eine Begebenheit aus dem friderizianischen Potsdam straff und gut darstellt, eine wirkliche Novelle. — Der Verlag Albert Langen-Georg Müller, zu dessen schönsten Neuerscheinungen Ernst Wiecherts „Hirtennovelle" gehört, legt eine ganze Reihe von Romanen und Erzählungen vor, die wir kurz erwähnen, wobei wir uns vorbehalten, einiges davon später ausführlich zu behandeln: Ludwig Tügels „Pferdemusik" sei zuerst genannt, weil hier in einem grotesken Roman das Unheimliche des Menschenlebens oft erschütternd hervortritt und zugleich die Not der Kriegsheimkehrer in einigen köstlichen Gestalten, einer bizarren Handlung unser Herz anrührt. — Gerhard Gesemann schenkte uns mit „Helden, Hirten und Hajduken" das Anekdotengut der Montenegriner. Nun ist sein serbisches Tagebuch „Die Flucht" erschienen; er schrieb es als Zivilgefangener, der 1915 mit den Serben vor den Deutschen flüchten mußte, dabei aber merkwürdige Freiheit genoß und in seltener Seelengröße Zeit und Natur auch im Elend unvoreingenommen zu erleben vermochte — ein einzigartiges Buch, das auch ein Ehrenmal des südslawischen Volkes darstellt. — Friedrich Grieses Erzählung „Die Wagenburg"; Wilhelm Schäfers „Unterbrochene Rheinreise"; Franz Tumlers „Das Tal von Lausa und Duron", eine Erzählung vom Niedergang eines ladinischen Dorfes im Weltkrieg — Tumler gehört zu den besten jungen Dichtern Österreichs —; Gunnar Gunnarssons neuer Roman „Der weiße Krist", worin das Eindringen des Christentums in Island dargestellt wird; J. F. Perkonigs Roman „Honigraub", der das Scheitern und Sichwiederfinden eines weisen Bauern schildert; dann die Fortsetzung der „Langerudkinder", der Band „Die Langerudkinder im Winter" von Marie Hamsun seien nicht vergessen. — Ein Hinweis noch auf Walter von Molos neuestes Buch „Deutscher ohne Deutschland", ein Friedrich List-Roman, der im Helle & Co.-Verlag, Berlin, erschienen ist, und auf Friedrich Bischoff, der nach langem Schweigen nun einen umfangreichen Roman „Die goldenen Schlösser" (Propyläen-Verlag, Berlin) herausgibt, den kein Geringerer als Ludwig Tügel begeistert begrüßt.

Eine noch so rhapsodische Bücherschau darf die vielen Buchreihen nicht übersehen, die sich nachgerade zu einer Plage entwickeln, da jeder

Verlag seinen Ehrgeiz darein setzt, mit billigen, schmalen Bändchen die Konkurrenz zu schlagen. Immerhin gibt es Buchreihen von großem Wert, wie die „Kleine Bücherei" (Langen-Müller), die Deutsche Reihe" (Diederichs-Verlag), dann die gute alte Inselbücherei, unter deren Neuerscheinungen wenigstens die herrlichen „Grünewalds Handzeichnungen" genannt seien, dann die „Volksdeutsche Reihe" des führenden sudetendeutschen Verlags Adam Kraft in Karlsbad, die mit einem Auswahlband sudetendeutscher Gedichte „Kameraden der Zeit", mit Arbeiten von Hohlbaum, Ponten, Ball, Brehm, Stifter auf den Plan trat. Der gleiche Verlag hat auch eine bemerkenswerte „Geschichte der Sudetendeutschen" von Alfred Schmidtmayer herausgebracht, die im besten Sinne „für das Volk geschrieben wurde", und ein Buch deutscher Schwänke „Das lustige Buch". Auf die Neuerscheinungen der Buchreihen können wir nicht eingehen. Lasse sich jeder Kauflustige das Verzeichnis der Buchreihen vom Buchhändler vorlegen. Die erwähnten und einige andere Reihen enthalten wertvolle Bücher.

Wer Jugendbücher sucht, blättere im Verzeichnis des Hermann Schaffstein-Verlags, Köln, wo ausgezeichnete Werke zu finden sind; unter den Autoren dieser Jugendbücher sind Watzlik, Luserke, Voigt-Diederichs, Blunck, Scott, Andersen, um wahllos nur einige zu nennen. Ebenso sei er auf die Jugendausgaben des Langen-Müller-Verlags hingewiesen. Besonders wichtig ist es heutzutage für unsere Jugend, daß sie neben der Geschichte Rumäniens, auf die in der Schule viel Gewicht gelegt wird, die Geschichte des deutschen Volkes kennen lerne. Ein Mittel dazu ist die nach neuzeitlichen Erkenntnissen geschriebene „Geschichte des deutschen Volkes für die deutsche Jugend" von Josef Galle (Verlag vvon Julius Beltz, Langensalza), die auf 200 Seiten unsere Geschichte bis in die Gegenwart mit Einschluß des Auslanddeutschtums schildert und auch viele Abbildungen enthält und billig ist.

Wer für militärische Fragen Interesse hat, lese das ausgezeichnete kleine Werk über „Französisches Soldatentum" von Chouteau und Robert de Traz (Wilh. Gottl. Korn, Breslau) und das Buch von Artur W. Just „Militärmacht Sowjetunion", weil sich in diesen Büchern Geist und Stärke der zwei größten Landheere der Erde vortrefflich widerspiegeln.

Wer einen schönen Bilderkalender für das nächste Jahr wünscht, kaufe sich den „Athenaion-Kalender Kultur und Natur" 1936", einen Abreißkalender mit reichem Inhalt. Natürlich soll auf unsere heimischen Kalender nicht vergessen werden, auf den Neuen Volkskalender, auf den Siebenbürger Volksfreund und wie sie alle heißen, die altbekannten Begleiter unserer Jahre.

Abschließend sei noch auf ein Werk hingewiesen, das unter dem Titel „Hundert Aufsätze" Beiträge des Siebenbürgisch-Deutschen Tage-

blatts aus 60 Jahren sammelt und eben in Hermannstadt erschienen ist. Man findet darin besonders aus der ersten Zeit des Tageblatts manche bemerkenswerte Stimme. Heinrich Zillich

„Wirtschaftsrundschau." Die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa gibt seit einiger Zeit eine Monatsschrift in Hermannstadt heraus, die wohl auch den Zweck hat, auf die eigene Anstalt hinzuweisen, darüber hinaus aber die Fragen der deutschen Wirtschaft in Rumänien, den Wiederaufbau des völkischen Kreditwesens von sehr hoher Warte mit außergewöhnlicher fachlicher Berufenheit behandelt. Die Zeitschrift ist gut gegliedert, zeitnahe und heute zweifellos das wichtigste wirtschaftspolitische Organ innerhalb unseres Volkstums im Lande. Für die Kenntnis gewisser kreditpolitischer Vorgänge ist sie geradezu entscheidend.
Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Vorträge des Herausgebers. Heinrich Zillich las am 22. Oktober im großen Saal der „Transsylvania" als Gast dieses Vereins aus eigenen Dichtungen und hielt am nächsten Tag auf Einladung des „Rumänisch-Deutschen Kulturinstitutes Simion C. Mândrescu" auf der Universität einen Vortrag über die kulturpolitische Bedeutung Siebenbürgens. Der Präsident des Institutes Prof. Mândrescu begrüßte den Vortragenden vor und nach seinen Ausführungen.

Zum Inhalt dieses Heftes. Weihnachten und das Buch stehen im Mittelpunkt unseres Heftes. Die meisten Beiträge sind von diesen Themen bestimmt. Mit Adrian Maniu wird die Reihe rumänischer Lyriker fortgesetzt. Im nächsten Jahrgang wird noch Tudor Arghezi zu Wort kommen. Zum Aufsatz Otto Folberths ist zu bemerken, daß er auf Wunsch und Bestellung der Herausgeber des kürzlich erschienenen „Deutschen Lesebuches für Mittelschulen in Rumänien" von Bernhard Capesius, Julius Draser, Fritz Holzträger, Alfred Möckel, 1935, Honterus-Buchdruckerei und Verlagsanstalt der evang. Landeskirche A. B. in Rumänien, Sibiu-Hermannstadt, geschrieben und in dessen 4. Band, S. 162—166 auch erschienen ist. Leider sah sich der Herausgeber dieses 4. Bandes, Herr Prof. Julius Draser, aus Raummangel genötigt, den Aufsatz zu kürzen. Zeitmangel wiederum gestattete ihm nicht, mit dem Verfasser vorher darüber Rücksprache zu pflegen. So ist eine Anzahl von mangelhaften und unlebendigen Übergängen im Wortlaut des Lesebuches entstanden, aber auch der Ausgang der Schlacht an der Strellbrücke vom 9. Februar 1849 (S. 165) ist von Draser falsch dargestellt worden. Wie der Aufsatz in der ursprünglichen Folberth'schen Fassung gelautet hat, geht aus diesem Heft hervor.

Mit diesem Hefte schließt der 12. Jahrgang. Ein Dutzend Jahre liegen hinter uns und vielen treuen Lesern. Möge das nächste Jahrzwölft uns ebenso gute Freunde bescheren wie die Vergangenheit.

Wer sein Abonnement nicht kündigt, wird als Bezieher des neuen Jahrganges fortgeführt.

Herausgeber und Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Brașov-Kronstadt, Ion-Ratiu-Straße 6
Gedruckt durch die Markusdruckerei A. G.

Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)